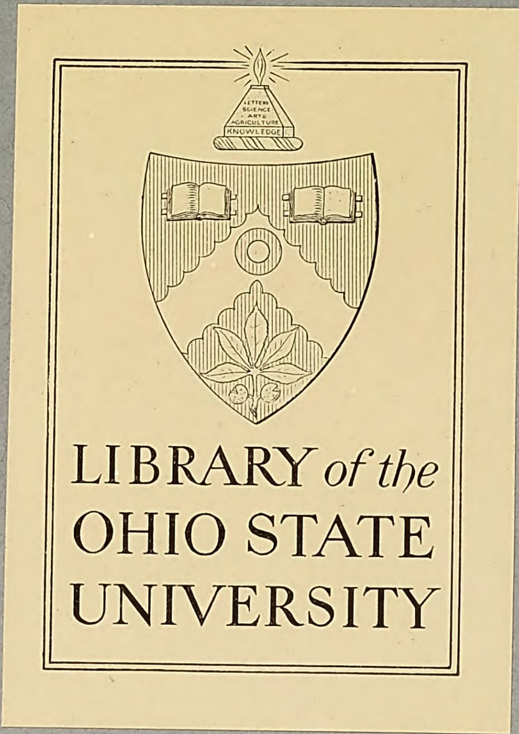
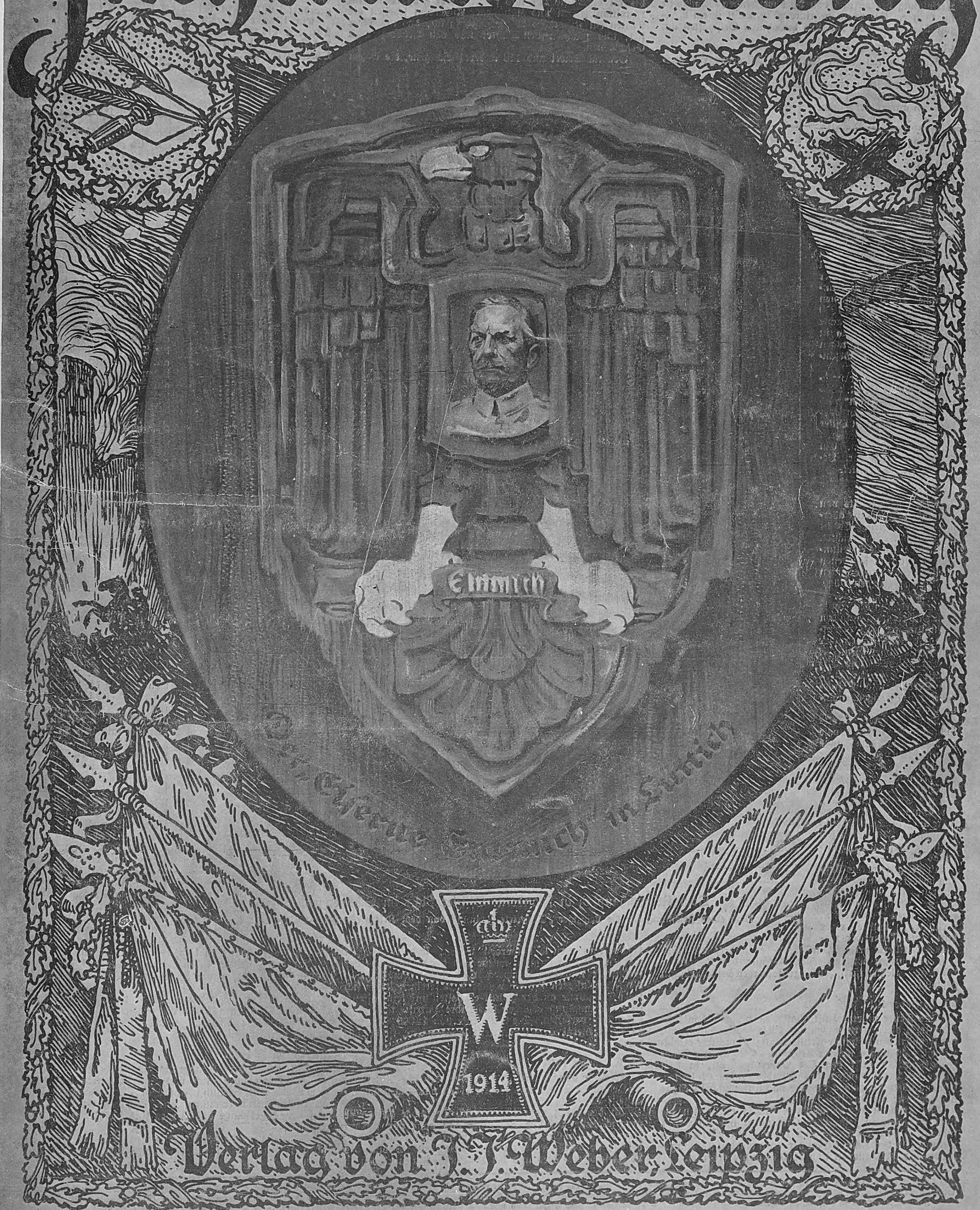

LIBRARY of the
OHIO STATE
UNIVERSITY

Illustrirte Zeitung



Nr. 3784. Kriegsnummer 75. Preis 1 Mark.

Diese Nummer enthält einen siebenseitigen Beitrag zum Ableben des Generals v. Emmich.

Kriegschronik.

17. Dezember 1915 (Fortsetzung).

Südöstlich von Celebitz vertrieben die k. u. k. Truppen die Gegner aus dem letzten Stück bosnischen Bodens, das sie noch besetzt gehalten hatten, und erreichten auch in diesem Raum die Taraschlucht.

Bijelopolje ist seit gestern nachmittag in österreichisch-ungarischem Besitz. Die k. u. k. Streitkräfte nahmen die Stadt in umfassendem Angriff nach heftigen Kämpfen und brachten bis zum Abend 700 Gefangene ein. Die Verfolgung des westlich von Ipek weichenden Gegners ist im Gange. Die Montenegriner zünden auf ihrem Rückzug überall die von Moslims bewohnten Ortschaften an.

18. Dezember 1915.

Auf Metz wurde ein feindlicher Fliegerangriff ausgeführt, bei dem das Städtische Museum schwer beschädigt, sonst aber kein Schaden angerichtet wurde.

In Tirol wiesen die k. u. k. Truppen nördlich des Sugana-Tales mehrere feindliche Angriffe auf den Collo ab. Im Flitscher-Becken wurden die Italiener wieder in einer ihrer vordersten Stellungen überfallen. Görz stand vorübergehend unter schwerem Feuer.

Der Raum südöstlich von Bjelopolje wurde vom Feinde gesäubert. Die Zahl der bei der Einnahme dieser Stadt in österreichisch-ungarische Hand gefallenen Gefangenen wuchs auf 1950 an. Eine Division brachte in Nordost-Montenegro in den letzten vier Kampftagen insgesamt 13500 Gefangene ein.

Am 17. Dezember nachmittags wurde S. M. Kleiner Kreuzer „Bremen“ und eines seiner Begleittorpedoboote in der östlichen Ostsee durch Unterseebootsangriff zum Sinken gebracht. Ein erheblicher Teil der Besatzung wurde gerettet.

19. Dezember 1915.

Metz wurde nachts von feindlichen Fliegern abermals angegriffen. Es ist nur Sachschaden angerichtet.

Kleine russische Abteilungen, die an verschiedenen Stellen gegen unsere Linien vorfühlten, wurden abgewiesen.

Am Nordhang des Monte San Michele wurden in den Abendstunden zwei vereinzelte Vorstöße italienischer Infanterie abgewiesen.

Bei Mojkowatz und Bjelopolje sind erneut etwa 750 Serben und Montenegriner gefangengenommen worden.

Teile unserer Flotte suchten in der letzten Woche die Nordsee nach dem Feinde ab und kreuzten dann zur Überwachung des Handels am 17. und 18. Dezember im Skagerrak. Hierbei wurden 52 Schiffe untersucht, ein Dampfer mit Bannware aufgebracht. Während der ganzen Zeit ließen sich englische Seestreitkräfte nirgends sehen.

Ein Telegramm aus Bagdad meldet: Von zwei Monitoren, die die türkische Belagerungslinie um Kut-el-Amara zu durchbrechen versuchten, wurde einer durch das Feuer der türkischen Artillerie versenkt, während der andere zur Rückkehr gezwungen wurde. Die Verluste der Engländer während der letzten türkischen Angriffe werden auf 1000 Mann geschätzt.

20. Dezember 1915.

Das Feuer unserer Küstenbatterien vertrieb feindliche Monitore, die gestern nachmittag Westende beschossen. An der Front neben lebhafter Artillerietätigkeit mehrere erfolgreiche Sprengungen unserer Truppen. Eins unserer Flugzeuggeschwader griff den Ort Poperinghe an, in dem zahlreiche Verbindungen des Feindes zusammenlaufen. Ein englischer Doppeldecker wurde im Luftkampf bei Brügge abgeschossen; die Insassen sind tot.

Die Truppen des Generals v. Kövess erstürmten die stark ausgebauten feindlichen Stellungen am Tara-Knie südwestlich von Bjelopolje und bei Godusa nördlich von Berane. In den Kämpfen an der Tara wurden 3 Gebirgskanonen, 2 Feldkanonen und 1200 Gewehre erbeutet.

An der Dardanellenfront begannen die türkischen Truppen in der Nacht vom 18. zum 19. und am Morgen des 19. Dezember bei Anaforta und Ari Burnu nach heftiger artilleristischer Vorbereitung die Angriffsbewegung gegen die feindlichen Stellungen. Um diese Bewegung aufzuhalten, unternahm der Feind nachmittags bei Seddul Bahr mit allen seinen Kräften einen Angriff, der vollkommen scheiterte. Die letzten Berichte besagen, daß die türkischen Truppen Anaforta und Ari Burnu vom Feinde so gründlich gesäubert haben, daß dort auch nicht ein feindlicher Soldat zurückgeblieben ist. Die Truppen drangen bis an die Küste vor und machten sehr große Beute an Munition, Zelten und Kanonen. Außerdem schossen die Türken ein feindliches Wasserflugzeug ab, das ins Meer fiel, und machten den Führer und den Beobachter zu Gefangenen.

General Dewet und 118 andere Gefangene, die wegen Hochverrats verurteilt worden waren, sind freigelassen worden. Die Freilassung wurde von der Bezahlung einer Geldstrafe und dem Versprechen abhängig gemacht, daß die Freigelassenen für die Dauer ihrer Freiheitsstrafe sich jeder Teilnahme an der Politik enthalten und keine öffentliche Versammlung besuchen sowie ihre Distrikte nicht ohne Erlaubnis verlassen. Die Geldstrafe von 12000 Pfd. St., zu der General Dewet verurteilt worden war, ist bezahlt worden.



Vom Kriegsschauplatz in Flandern: Offiziersküche im Schützengraben.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Paul Henschel.

21. Dezember 1915.

Westlich von Hulluch nahm eine deutsche Abteilung eine englische Sappe und wehrte einen nächtlichen Gegenangriff ab.

In der Nacht vom 19. zum 20. Dezember hatte eine vorgeschobene russische Abteilung das nahe vor unserer Front liegende Gehöft Dekschi (dicht südöstlich von Widsy) besetzt; sie wurde gestern wieder vertrieben. Südlich des Wygonowskoje-Sees und bei Kosciuchnowka (nordwestlich von Czartorysk) wurden feindliche Erkundungsabteilungen abgewiesen.

Zwei italienische Kompagnien, die nachts gegen den Monte San Michele vorzudringen suchten, wurden aufgerieben.

Die Verfolgungskämpfe gegen die Montenegriner führten gestern neuerlich zur Erstürmung einer feindlichen Stellung nördlich von Berane. Die österreichisch-ungarischen Truppen haben in den letzten zwei Tagen etwa 600 Gefangene eingebracht.

Der Deutsche Reichstag hat den Nachtragskredit von 10 Milliarden in zweiter und dritter Lesung gegen die Stimmen der sozialdemokratischen Minderheit (20 Abgeordnete) unter dem Beifall der Mehrheit angenommen.

Ein Ukas des Zaren enthebt General Rußkij seiner Tätigkeit als Oberbefehlshaber der Nordarmeen unter Belassung in seinen Stellungen im Reichsrat und im Obersten Kriegsrat.

22. Dezember 1915.

Die Franzosen griffen am Nachmittag unsere Stellungen am Hartmannsweilerkopf und am Hirzstein (nördlich von Wattweiler) unter Einsatz erheblicher Kräfte an. Es gelang ihnen, die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes, die nach den offiziellen französischen Berichten allerdings schon seit Ende April in französischem Besitz gewesen sein soll und ein kleines Grabenstück am Hilsenfirst zu nehmen. Ein Teil der verlorenen Stellung am Hartmannsweilerkopf ist heute vormittag bereits zurückerobert. Ein Angriff bei Metzeral brach vor unserer Stellung zusammen.

Die Tätigkeit der italienischen Artillerie gegen die Tiroler Südfront hielt an. Der Angriff einer feindlichen Kompagnie bei Dolje am Tolmeiner Brückenkopf brach im österreichisch-ungarischen Feuer zusammen.

Bei Ipek wurden neuerlich 69 von den Serben vergrabene Geschütze erbeutet.

An der Irakfront bei Kut el Amara versenkte die türkische Artillerie zwei feindliche Monitore und verursachte durch Volltreffer eine Explosion bei einem anderen Monitor.

General der Infanterie v. Emmich, Kommandierender General des X. Armeekorps, der Sieger von Lüttich, ist heute früh gegen 8 Uhr, 67 Jahre alt, in seinem Heim zu Hannover sanft entschlafen.

23. Dezember 1915.

In heißem Ringen nahmen gestern die tapferen Regimenter der 82. Landwehrbrigade die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes zurück. Der Feind erlitt außerordentlich schwere, blutige Verluste und ließ 25 Offiziere, 1530 Mann als Gefangene in unseren Händen. Mit der Aufräumung einiger Grabenstücke am Nordhang, in denen die Franzosen noch sitzen, sind wir beschäftigt. Die Angabe im französischen Tagesbericht von gestern abend, es seien bei den Kämpfen um den Hartmannsweilerkopf am 21. Dezember 1300 Deutsche gefangen worden, ist um mindestens die Hälfte übertrieben. Unsere Gesamtverluste, einschließlich aller Toten, Verwundeten und Vermißten betragen, soweit es sich bisher übersehen läßt, etwa 1100 Mann.

An der küstenländischen Front wurde auf der Podgora der Angriff eines italienischen Bataillons zurückgeschlagen.

Eine in der Gegend von Tepca noch in den Felsen des nördlichen Tara-Ufers verborgen gebliebene kleinere montenegrinische Abteilung wurde nach kurzem Kampf gefangengenommen.

24. Dezember 1915.

Ein nächtlicher Handgranatenangriff gegen unsere Höhenstellung nordöstlich von Souain wurde leicht abgewiesen. Die Stellung auf dem Hartmannsweilerkopf ist restlos zurückgewonnen, auch aus den Grabenstücken auf dem Nordhange des Berges sind die Franzosen vertrieben.

Angriffsversuche der Russen gegen Teile der beßarabischen Front wurden unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen.

 Nummer 3784. 146. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3784. 146. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 6. Januar 1916.



Die

Leipziger Vormesse,

zu der Musterlager und Musterkollektionen

von Porzellan und anderen keramischen Waren, Glas-, Metall-, Leder-, Holz-, Korb-, Papier-, Japan- und China-Waren, Puppen und Spielsachen, optischen Artikeln, Musikinstrumenten, Schmucksachen, Seifen, Parfümerien, Sport- und Luxusartikeln, Haus- und Wirtschaftsgeräten aller Art, sowie verwandten Waren aller Gattungen ausgestellt werden, wird

von Montag, den 6. März bis einschließlich Sonnabend, den 11. März 1916 abgehalten.

Es bleibt jedoch unbenommen, die Musterlager bis zum 18. März offenzuhalten. — **Auskunft** erteilt der Meßausschuß der Handelskammer Leipzig. **Meßwohnungen** vermittelt die Geschäftsstelle des Verkehrs-Vereins, Leipzig, Handelshof.

Leipzig, am 10. Dezember 1915.

Der Rat der Stadt Leipzig.

Germania

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall. Aussteuer- u. Leibrenten-Versicherung.

Versicherungsbestand: 951 Millionen Mark Kapital.
Sicherheitsfonds: 433.2 Millionen Mark.

Dividende an die Versicherten nach Plan B bis zu 96 1/4 % der einzelnen Prämie.

Todesfall-Versicherung ohne ärztliche Untersuchung mit garantierten Leistungen.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

Emser-Wasser



gegen

Katarrhe Husten Heiserkeit

Verschleimung, Magen-, Darm- und Blasenleiden, Influenza, Gicht

Türpuffer

gegen das **Zuschlagen von Zimmertüren,**

tausendfach empfohlen, in 3 Größen bronziert, weiß u. vernickelt, durch **C. Hülsmann, Freiburg i. B. 2.**

FABRIKATION IN Silber

SEIT 1820 A. KÜNNE ALTENA

Bestecke, Festgaben, Silber u. versilbert. Patriot. Kriegsschmuck, Album u. Wahl.

Wir bitten von den Offerten unserer Inserenten unter Bezugnahme auf die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gefl. recht ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen.

Die Reitkunst nebst Anhängen über die Beurteilung und den Kauf des Pferdes. Fünfte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Karl Brück. Mit 76 Abbildungen. In Ganzleinen geb 6 Mark.

Deutsche Säbelfechtschule. Eine kurze Anweisung zur Erlernung des an unseren deutschen Hochschulen gebräuchlich. Säbelfechtens. Herausgegeben vom Verein deutscher Fechtmeister. Mit 27 Abbildungen. In Ganzleinen gebunden . . . 1 Mk. 50 Pfg.

Deutsche Stoßfechtschule nach Kreußlerschen Grundsätzen. Zusammengestellt und herausgegeben vom Verein deutscher Fechtmeister. Mit 42 Abbildungen. In Ganzleinen gebunden . . . . 1 Mk. 50 Pfg.

Turnkunst. Von Professor Dr. Moritz Kloß. 7., vermehrte und verbesserte Auflage. Bearbeitet von Otto Schlenker. Mit 105 Abbildungen. In Ganzleinen gebunden . . . . 4 Mark.

Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Rheumasan

ist eine schmerzstillende, ableitende Einreibung (patentiert) von Aerzten u. Kliniken hervorragend begutachtet bei Jschias, Nervenschmerzen und bei

Tube Mk. 2.10 u. 1.30

Rheumatismus

Pfaff-Nähmaschinen

Unübertroffen für Familiengebrauch, Handwerker und Fabriken.

Neueste Verbesserungen.

Unbedingte Zuverlässigkeit.

Größte Dauerhaftigkeit.



Niederlagen in allen größeren Plätzen

G. M. PFAFF, KAISERSLAUTERN

Nähmaschinen-Fabrik

Gegründet 1862

Lichtbilder vom Weltkrieg nach Originalen der Jllustrirten Zeitung. Kostenfreie Verzeichnisse durch die Lichtbilder-Abteilung der Jllustrirten Zeitung in Leipzig.

Moment-Ultrarapid- u. farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- u. Porträt-Photographie.

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere und Postkarten.

Schleussner-

Preisliste und Lieferung durch alle Photo-Händler.

Photo-Platten
Photo-Papiere
Photo-Chemikalien

Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 97.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. **4., erweiterte Auflage.** Anleitung zur fehlerfreien Plattenverarbeitung und künstlerischen Porträt- und Landschafts-Photographie. **Preis 1 Mark** portofrei.

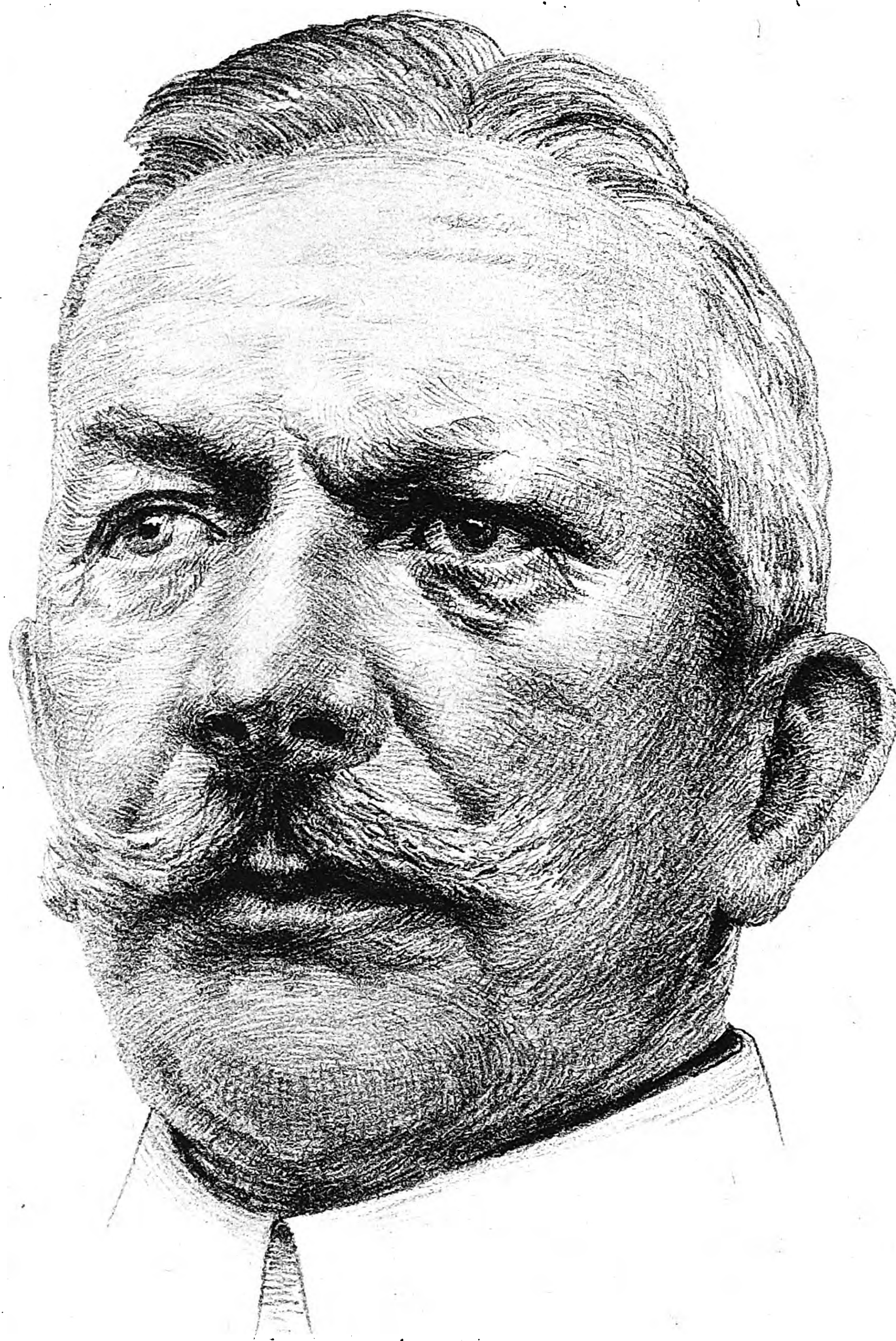
Dr. Ernst Sandow's Salze



Künstliche Brunnensalze und medizinische Brausesalze :: Man achte auf meine Firma! Nachahmungen meiner Salze sind oft minderwertig und dabei nicht billiger.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3784. 146. Band.



v. Emmich

† am 22. Dezember. Nach einer im Jahre 1915 entstandenen Originalsteinzeichnung von Robert Stratmann.

General v. Emmich †.

Von Wilhelm Georg.



Emmichs Mutter:
Adele Emmich geb. Hagspihl.



Emmichs Vater:
Oberst z. D. Theodor Emmich.

Am ersten Weihnachtstag haben ihn seine Soldaten in die tannenbeschattete Gruft auf dem Engesohder Friedhof in Hannover gesenkt. Dort ruht der Sieger von Lüttich, der Held vom San, nicht weit von wackeren hannoverschen Kämpfern, die bei Waterloo und Langensalza ihre Soldaten zum Sturm geführt; in unmittelbarer Nähe schlummern Jünglinge, die in dem Weltkriege den Heldentod starben. Zwischen Alten und Jungen, die Pulver gerochen und auf blutiger Walstatt feindliche Fronten durchbrachen, ruht der siebenundsechzigjährige Otto v. Emmich. Wie er sich's gewünscht — unter Soldaten, denen er voranschritt, solange ihn seine Füße trugen, und denen er im Geiste folgte, solange er atmete....



Als Fähnrich 1867 in Hannover.

Der Ersten einer, die die glänzendste Waffentat in diesem Kriege dem kaiserlichen Herrn melden konnten, der Erste, den der pour le mérite schmückte, sinkt er auch als der Ersten einer in die Gruft... Die große militärische Stellung, die ihm zugedacht, als er seine Aufgabe im Osten gelöst, sollte er nicht mehr antreten. Schicksals Hände zerbrachen das Glück.

Sein Leben floß lange Jahre im Gleichmaß des militärischen Dienstes. Vielleicht, daß er ein bißchen viel in Garnisonen herumgeworfen wurde, mehr als mancher andere. Aber das betrachtete er als etwas so Selbstverständliches, daß er verdrießlich wurde, wenn man darüber sprach. Auf einem schmalen Blättchen Papier habe ich mir, weil ich eine fehlerlose Biographie besitzen wollte, die Daten und Regimenter notieren lassen, wo Otto v. Emmich des Königs Rock trug. Eine stattliche Reihe, die beim Infanterieregiment Nr. 55 in Detmold, wo Emmich am Tage von Königgrätz als Junker eintrat, beginnt, und die im Generalkommando in Hannover in diesen Dezembertagen ihren tragischen Abschluß fand.

Es war bei Lüttich nicht das erstemal, daß Otto v. Emmich im Granatfeuer stand. Als Bataillonsadjutant 1870/71 erhielt er in Spichern die Feuertaufe, holte er sich bei Gravelotte das Eiserne Kreuz. Ein kleines Bildchen, das, oft von liebender Hand hervorgesucht, in einer Kasette der Generalin ruht, zeigt den jungen Adjutanten im Schmuck des Eisernen Kreuzes; es ist in Bar-le-Duc aufgenommen und zeigt Emmich, wie er alle Zeit geblieben, frisch, lebendig, mit treuen, klaren Augen, mit einem: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir...!"



Als junger Leutnant 1870 in Bar-le-Duc.

Drei Jahre nach beendetem Krieg wurde er Premierleutnant, von 1875 bis 1879 war er Adjutant der 29. Infanteriebrigade, 1880 wurde er Hauptmann bei den 69ern in Trier, 1881 kam er zum Infanterieregiment Nr. 131, 1888 zum Füsilierregiment Nr. 86, 1889 wurde er Major. Das Jahr 1890 sah ihn als Bataillonskommandeur beim Infanterieregiment Nr. 116 in Gießen, 1894 erhielt er den grünen Rock des Marburger Jägerbataillons, 1895 wurde er zum Oberstleutnant befördert, und 1897 führte ihn des Kaisers Wille als Kommandeur zu dem Badischen Infanterieregiment Nr. 114 in Konstanz, eine Zeit, an die die Großherzoginmutter Luise von Baden in ihrem so innig gehaltenen Beileidstelegramm an die Witwe des Generals jetzt erinnert hat. Im Jahre 1901 konnte Emmich die Generalsstreifen tragen, er erhielt in diesem Jahre als Generalmajor und Kommandeur die 31. Infanteriebrigade. Vier Jahre später wurde er als Generalleutnant und Kommandeur der 10. Division nach Posen versetzt, wo er durch ein genial angelegtes Festungsmanöver die Aufmerksamkeit der maßgebenden Stelle erregte; das Jahr 1909 führte ihn zur letzten Etappe seiner militärischen Karriere: er wurde als General der Infanterie und Kommandierender General des X. Korps nach Hannover versetzt. Nach dreijährigem Wirken auf diesem verantwortungsreichen Posten erhielt er — 27. Januar 1912 — den erblichen Adel. — So brachte die höchste militärische Stufenleiter, die ihm zu erklimmen beschieden war, Otto v. Emmich wieder in dieselbe Stadt, in der im Jahre 1868 der Junker Emmich in der Kriegsschule sein Fähnrichexamen gemacht hatte, so glänzend, daß das Wort „Königsbelobigung" den alten Vater, der als Oberst in Minden (Westfalen) lebte, wo der Sohn Otto auch am 4. August 1848 geboren worden, zu Tränen rührte.

Ein Familienleben von seltener Harmonie, eine Ehe, die beide in herzlicher Liebe vereinigte, begann mit jenem Tage des Jahres 1880, als der junge Hauptmann und Kompagniechef seine Else v. Graberg zum Traualtar führte. Sie trugen mit rührender Geduld und Hingabe gemeinsam, was das Schicksal ihnen an Freud und Leid beschieden, und als im Herbst dieses Jahres die Gattin und die einzige Tochter an das Krankenlager des damals schon in Belgien mit dem Tode Ringenden eilten, da leuchtete ein freudiger Strahl aus dem Antlitz des Schwerkranken — ein Blick, in dem eine Welt von Güte und Liebe wohnte. —

Der General v. Emmich ward „unser Emmich", unser Marschall Vorwärts in dem Augenblick, da das Telegramm des Generalquartiermeisters v. Stein meldete, daß Lüttich im Sturm genommen sei.

Das Telegramm erklang in Deutschland und Österreich wie eine Siegesfanfare... Dem aufhorchenden Europa schien es ein Märchen, daß sechs schwache Friedensbrigaden mit etwas Kavallerie und Artillerie das mit einem Gürtel moderner Forts umgebene Lüttich, dieses fortifikatorische Meisterwerk, das in einer Ausdehnung von 50 km befestigt war — so im „Vorbeigehen" — gestürmt hatten... Und doch — das Märchen ward zur Wahrheit, der Traum der Franzosen, die eine Belagerungsarmee von 100000 Mann für nötig gehalten, um Lüttich zu nehmen, war zerstoben, Lüttich war unser! — Man hatte sich mit Lüttich nicht lange aufgehalten: am 2. August war General v. Emmich von Hannover abgereist, wohin — unbekannt, am 4. August 1914, an seinem 66. Geburtstage, hatte er die belgische Grenze überschritten, in der Nacht vom 6. zum 7. August ließ er seine Truppen antreten zum Sturm. Der General leitete nicht die Schlacht vom Feldherrnhügel aus. Die Karte in der Hand, trat er an die Spitze der 14. Brigade, die auch die erste und zunächst einzige war, der es gelang, durch den Fortgürtel in die Stadt einzudringen.



Als Hauptmann und Kompagniechef im Füsilierregiment Königin (Schleswig-Holsteinisches) Nr. 86 im Jahre 1888 mit seiner Gattin Else geb. v. Graberg und seiner Tochter Olga.

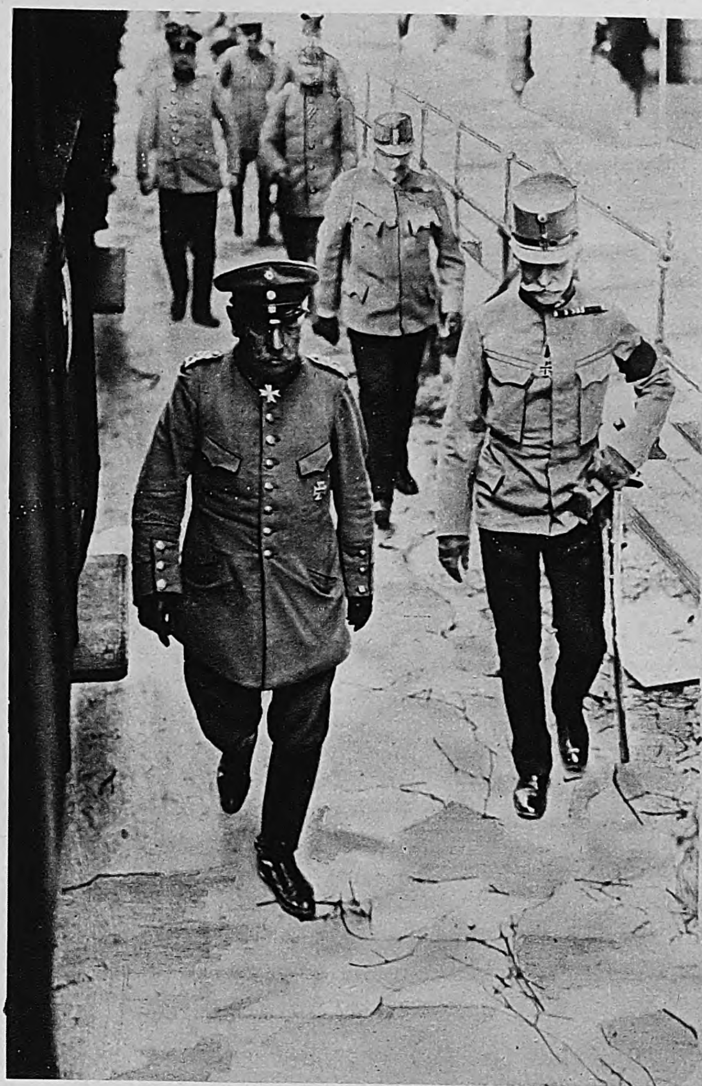


Als Major und Kommandeur des Kurhessischen Jägerbataillons Nr. 11 1894 in Marburg.

Mit folgenden weltgeschichtlichen Sätzen hat Generalquartiermeister v. Stein das „Geheimnis von Lüttich" entschleiert: „... Daß wir trotzdem



General v. Emmich auf dem Gefechtsstand am San in Galizien.



General v. Emmich mit dem österreichisch-ungarischen Generalstabschef Generaloberst Freiherrn Conrad v. Hötzendorf.

General v. Emmich hält dem Kaiser bei dessen Besuch in Westgalizien Vortrag über den Stand der Kämpfe am San.



25. Dezember. Nach einer Zeichnung unseres zu den Beisetzungsfeierlichkeiten entsandten Sonderzeichners Walter Hammer.

nde General des X. Armeekorps General der Infanterie v. Linde-Suden, der Vertreter des Kaisers, Frau Olga Böhmer geb. v. Emmich, Rittmeister Böhmer, Emmichs Schwiegersohn, Lüneburg, Herzog Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg, Stadtdirektor Tramm, Hannover.



Die Beisetzung des Generals der Infanterie v. Emmich auf dem Engesohder Friedhof in Hannover am 25. Dezember. Nach einer Zeichnung des zu den Beisetzungsfeierlichkeiten nach Hannover entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Alfred Liebing.

den gewünschten Zweck erreichten, lag in der guten Vorbereitung, der Tapferkeit unserer Truppen, der energischen Führung und dem Beistand Gottes. Der Mut des Feindes war gebrochen ... Die Schwierigkeiten lagen für uns in dem überaus ungünstigen Berg- und Waldgelände und in der heimtückischen Teilnahme der ganzen Bevölkerung, selbst der Frauen, am Kampfe ... Es sind schwere und erbitterte Kämpfe gewesen. Ganze Ortschaften mußten zerstört werden, um den Widerstand zu brechen, bis unsere tapferen Truppen durch den Fortsgürtel gedrungen und im Besitz der Stadt waren ... Die Belgier haben zur Behauptung der Festung, soviel sich jetzt übersehen läßt, mehr Truppen gehabt, als von unserer Seite zum Sturm antraten. Jeder Kundige kann die Größe der Leistung ermessen. Sie steht einzig da ..."

Zu diesen Kundigen, von denen Generalquartiermeister v. Stein oben spricht, gehört kein Geringerer als der Meister der Taktik und Strategie, der Generalfeldmarschall v. Hindenburg, der die Brialmontschen Festungsanlagen an der Maaslinie genau studiert hatte, und der begeistert war von dieser kühn und groß angelegten Offensive vor Lüttich. Da der Marschall zu dem Kommandierenden General des X. Korps nach seiner Übersiedelung nach Hannover in besonders enge Beziehungen getreten war, durfte er den Sieger von Lüttich mit besonderem Stolze beglückwünschen.

Wer Emmich kannte, wußte, daß er bei dem Meisterstück von Lüttich sein Leben einsetzen würde. Er kannte nur die zwei Worte: Entweder — oder! Es bedurfte für die, die ihm näherstanden, erst gar nicht der Schilderung von Lüttichkämpfern, wie der General sein Leben in die Schanze geschlagen hatte ... Das war bei ihm alles so selbstverständlich — Pflicht, Pflicht und noch einmal Pflicht. Diese ungeheure wirkte er vorbildlich in diesem Kriege. Nicht etwa in dem Sinne: „Den Finger drauf — das nehmen wir ..." sondern in dem Gedanken, daß „das Erste aber und Hauptsächlichste — bei allem ird'schen Ding ist Ort und Stunde ..." Darum dreht sich's nicht zuletzt in diesem Kriege nach soundsoviel Fronten!

Bei dem Maidurchbruch am Dunajec ist er oft in dem Heeresbericht genannt worden. „Dem hervorragenden Führer unserer siegreichen Frühjahrsoffensive in Galizien" galt der Kranz, den der Feldmarschall Erzherzog Friedrich an des Generals Sarg niederlegen ließ, und dem Führer wie dem X. Korps, „das in den großen Durchbruchsschlachten dieses Feldzuges ein eherner Sturmbock, von dessen gewaltiger Kraft die Schlachtfelder Galiziens und Polens zu reden wissen ..." also dankte Generalfeldmarschall v. Mackensen dem General v. Emmich in einem vom 26. September 1915 datierten Schreiben.

Der General und sein Korps waren mit einer beispiellosen Ausdauer und Treue in den Schlachten Tarnow-Ottinow-Gorlice voran. Sie bildeten den rechten Flügel der Armee Mackensen. Der Führer dieser Flügelarmee erkannte an der Wisloker Brücke, die ihn ein glücklicher Zufall ungestört vorfinden ließ, was auf dem Spiele stand. In einem Gewaltmarsch brachte Emmich seine Truppen bis zur Jasielka (nördlich Dukla), so daß seine Artillerie noch am nämlichen Abend die Stadt Dukla und die von dem gleichnamigen vielgenannten Passe heranführende Gebirgsstraße unter Feuer nehmen konnte. Was General v. Emmich an den darauffolgenden Maitagen leistete — auf der Höhe von Hyrowa-Gera (7. Mai), wie er die russischen Angriffe aus Besko in eine schwere russische Niederlage verwandelte, nach der alten Tradition unserer Führer zum Gegenangriff übergehend, wie er die Russen



Nach der Trauerfeier für den General der Infanterie v. Emmich in Hannover am 25. Dezember: Der Leichenzug vor dem Neuen Rathaus.

Nach einer Zeichnung des zu den Beisetzungsfeierlichkeiten nach Hannover entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Alfred Liebing.

Bedeutung, die er dem Pflichtgefühl gab, hat auch seinen Körper zermürbt, hat ihm bei den späteren Verfolgungskämpfen in Galizien, in denen er jeden Stellungskrieg von vornherein unmöglich gemacht, das Restchen Gesundheit noch genommen ...

Auf keinen andern als Emmich trifft das Wort W. v. Humboldts zu: „Es ist eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise, einstellt ..." Diese altpreußische Auffassung von den Pflichten eines Heerführers offenbart sich in einer seiner Äußerungen, die Mitte Oktober aus seinem Munde fiel, so wunderbar schön. Vom Arzte vorwurfsvoll befragt, weshalb er nicht schon früher ausgespannt, erhob er sich auf seinem Schmerzenslager, schaute mit stahlharten Augen den Arzt an und fragte mit herber Stimme: „Ich soll mich schonen, während Hunderttausende draußen ringen?" Dann wie im Selbstgespräch fuhr er fort: „Jetzt wird's wieder Winter, und ich bin nicht draußen, kann nicht für meine Soldaten sorgen ..."

Die Bedeutung des Sieges von Lüttich — militärisch und politisch — läßt sich heute noch nicht erschöpfend behandeln. Nur das eine wissen wir, daß der Tag von Lüttich dem Kriege fortan ein ganz anderes Antlitz gab, als unsere Feinde es sich erträumt, daß wir von diesem Tage an den Gegnern das Gesetz des Handelns vorschrieben. Das mag einstweilen genügen.

Nach Lüttich und Namur kamen die langen Tage des Stellungskrieges im Westen, in denen das „Corps de fer", wie die Franzosen Emmichs Niedersachsen nannten, dem Feinde Siegfrieds Schmiedelieder mit eigener Melodie vorsang. Auch hier stellte der Sieger von Lüttich seinen Mann. Dann schlug die Stunde, die ihm die große taktische Aufgabe in der meisterhaft angelegten Durchbruchsschlacht bei Gorlice zuwies. Als Jünger und Bewunderer von Karl v. Clausewitz und im Sinne des großen Meisters der strategischen Lehre kannte er nur eins: den Feind aufsuchen und ihn schlagen. General v. Emmich hat, wie man weiß, nie dem Generalstab angehört, er hat den Frontoffizier als Heerführer zu Ehren gebracht; denn er war genial bis in die Fingerspitzen. Kein Schöngeist, aber ein Stratege. Als solcher auf Sanok zurücktrieb, und wie er sein Meisterstück, die Schlacht am San, schlug unter den Augen des Kaisers — immer angreifend, stürmend, verfolgend, marschierend bis 50 km pro Tag — das zu schildern, zu würdigen und zu bewundern wird einst Aufgabe derjenigen Stellen sein, die die Abschnitte im Generalstabswerke zu bearbeiten haben. Der Offensive der Armee v. Mackensen von Gorlice bis Jaroslau, die in knapp vierzehn Tagen durchgearbeitet war, und von der der Bericht aus dem Großen Hauptquartier sagt: „Unter täglichen Kämpfen — zumeist gegen befestigte Stellungen — hatte sie drei Flußlinien überschritten und einen Raumgewinn von über 100 km Luftlinie erzielt ..." war Otto v. Emmich als getreuer Eckart vorangeschritten. Die Kämpfe um die befestigten und ausgebauten Brückenköpfe im San-Wislok-Winkel krönten dann sein Werk, zu dem die Schlachten gegen die Grodekstellung und die Wereszyca-Linie sowie nachher bei Rawaruska den sieghaften Schlußakkord bildeten.

Ein beispielloses Werk, dessen Leitmotiv der Wille zum Sieg war, lag hinter General v. Emmich, als ihn neue Aufgaben nach einem neuen Kampfplatz riefen. Eine vielverheißende Zukunft schien sich ihm zu erschließen. Da setzte das tückische Schicksal ein zu einem Hieb, um diese knorrige Eiche zu fällen. Als Schwerkranker kam er nach Hannover — aufopfernd gepflegt von Gattin und Tochter. Noch einmal schien es, als ob der Heldenleib siegen würde über das tückische Leiden. Ende Oktober sandte er mir sein Porträt mit einer Widmung an die „große Zeit". Fein und zierlich standen die Schriftzüge auf dem Karton, klar und fest — nicht als ob sie die zitternde Hand eines Schwerkranken geschrieben, beinahe kalligraphisch meisterhaft war die Handschrift gehalten.

In den letzten Wochen ging es dann rasch bergab. In der Sterbewoche sprach er in Nächten, da das Fieber in seinem Körper erglühte, fast unaufhörlich von dem draußen Erlebten, gab Kommandos ab und arbeitete rastlos im Geiste an militärischen Operationen. Bis der Tod kam und ihm die müden Augen zudrückte. Er hat den Frühling und seine Sonne, nach der er sich gesehnt, nicht wiedergesehen, hat das leuchtende Morgenrot des Siegestages nicht mehr erlebt. Daß er kommen würde, war sein felsenfester Glaube.

Neujahrsgruß 1916.

Ins Grab heut Trauer und Trübsal senkt
Und dankbar des Herrlichen, Großen gedenkt,
Das unserem Volk das sterbende Jahr
In Fülle der Lebenskräfte gebar!
Wo Deutsche heut halten die heilige Wacht,
Ob am Heimatherd, ob in Stellung und Schlacht,
Ob im Dünensand, ob in Meeresflut,
Ob im Alpenschnee, ob in Wüstenglut,
Ob jenseit der Weichsel, ob jenseit des Rheins,
Sie alle, alle denken nur eins:
Durchhalten und siegen!

Das hat die Rotte der Feinde vermocht,
Daß das Blut in den Adern uns brauset und kocht,
Daß fester und fester die Faust sich spannt,
Daß sich dreifacht und vierfacht der Widerstand,
Daß zum Werden ringt, zur Gestaltung strebt
Das Höchste, das Beste, das in uns lebt!
Ob Fürst, ob Bauer, ob Mann, ob Weib,
Nur eine Seele, ein Blut und ein Leib,
Genährt vom Brunnquell des deutschen Seins,
Sie alle, alle denken nur eins:
Durchhalten und siegen!

So kling unser Heilgruß dem kommenden Jahr,
Das Frieden soll bringen, wie keiner noch war,
Das Frieden soll bringen, dem keiner gleich:
Weltgeltung für immer dem Deutschen Reich,
Weltwertung für immer der deutschen Art,
Vor Geifer und Bosheit der Feinde bewahrt!
Dann, Volk der Arbeit und Volk der Tat,
Dann reift dir die Ernte der blutigen Saat
Voll Gottessegens und Sonnenscheins!
Drum denket alle, alle nur eins:
Durchhalten und siegen!

Theo Sommerlad.

Fragen und Forderungen im neuen geistigen Deutschland.

Von L. Jacobskötter, Domprediger in Bremen.

Für jede künftige geistige Aussprache und Unternehmung ist von schlechthin entscheidender Bedeutung, ob man an die Geburt des neuen geistigen Deutschlands glaubt oder nicht! Man sollte meinen, an einen Neugeborenen brauchte man nicht zu glauben, den könne und müsse man doch sehen und hören!

Und das ist wahr! Die dabeigewesen sind, als es zur Welt kam aus den Urtiefen jenes Mutterschoßes, in dem das Wunder gebildet und gehegt wird — die Eltern und die Geschwister und die Verwandten — kurz, die dabei waren, als das neue geistige Deutschland seinen ersten Schrei tat, die haben's gesehen und gehört! Weil sie selbst neugeboren und umgeschaffen wurden, in Wehen und Wonnen, darum haben sie's gesehen und gehört!

Wer aber nicht dabei war? Das ist eben die Sache! Dem ist's schwer glaubhaft zu machen! Man kann nur hoffen, daß das Leben des Neugeborenen sie alle schließlich so selbstverständlich und darum so schöpferisch als Verwandtschaft grüßt, daß sie schließlich behaupten, von jeher auf diese Verwandtschaft stolz gewesen zu sein.

Das Neugeborene muß also wachsen und werden zum Mann, zum Führer — zum Herrn, dem man dient, zum Helden, dem man begeistert folgt!

Das Neugeborene muß seinen Beruf erkennen und ergreifen! Aus dem Himmel des Erlebens muß die Brücke zur Welt des Wirkens und Wollens geschlagen werden. Das in großer Gnadenstunde geschenkte Talent muß sich zum Charakter bilden!

Der Lebensweg des neuen geistigen Deutschlands aber, auf dem es zu seinem Beruf und Charakter kommt, scheint mir in die drei Gebiete zu führen, die ich mit den drei Begriffspaaren: Volk und Staat, Nation und Menschheit, Religion und Kirche andeutend umschreibe.

1. Volk und Staat.

Wir waren es, als wären wir es nicht — ein Volk! Wir hatten ihn, als hätten wir ihn nicht — den Staat! Nun sind wir es, als wären wir's immer gewesen und könnten nie aufhören, es zu sein — ein Volk! Nun haben wir ihn, als hätten wir immer ihn gehabt und würden ihn ewig haben — den Staat!

Beide, Volk und Staat, sind uns zeitlose Schöpfungen, metaphysische Größen, ewige Güter geworden.

Hinfort gibt's für uns auch selbst die Möglichkeit der Einbildung nicht mehr, uns isoliert von unserem Volk, außerhalb unseres Volkes vorzustellen. Es gibt für uns gleichsam keine Welt der unbegrenzten Möglichkeiten mehr, sondern nur noch die Welt der volksbegrenzten Wirklichkeit! Wo wir auch sein werden, auf welchem Punkte der Erde wir sprechen und handeln und empfinden werden, und wenn wir auf dem Sirius oder dem Mars Anker werfen sollten, wir haften und wurzeln für immer und überall in unserem Volk! Selbst die Ewigkeit können wir uns nicht mehr getrennt von Eigenart, Geschichte und Beruf unseres Volkes vorstellen. Wir leben — nehmt dies gewaltige Wort in seinem erhabensten, sublimsten und buchstäblichsten Sinn! — wir leben fürderhin nur im Volk!

Und hier wird eben deutlich, daß wirklich so etwas wie eine neue Geburt über uns gekommen ist! Wir problematischen Allerweltsköpfe, wir Hamletnaturen, wir schwankenden, fontänengleich aufsteigenden Individualisten, wir theoretisch oder praktisch gerichteten Sozialpolitiker, die wir das Volk nur immer als Objekt betrachteten und bearbeiteten, wir Einzelarbeiter mitten im Massenbetrieb, wir Nebelfahrer und Neulandtouristen, wir Goldsucher und Silberjäger, wir Entwurzelten und vom „dritten Geschlecht" — kurz wir, das Geröll und Gewächs, Geschiebe und Gewimmel innerhalb der Grenzen des neuen Deutschen Reiches, sind in den Hochofen geschichtlicher Weißglut geworfen, sind eingeschmolzen und geläutert worden — — und glühend schoß die Masse des deutschen Volkes in die bereitstehende Form des Vaterlandes! Seit sechzehn Monaten schlagen sich nun die Schwerter ungezählter Völkerscharen an ihr schartig. Die Form hält und tönt und läutet Sieg! Und unser Leib und Blut dröhnt mit, und aller Seelen schwingen mit! Es raunt in der Tiefe und schwillt zu hohen Wogen und grollt und jauchzt mit Urtönen und Naturlauten in uns! So jung, so jung! Trotz all der weiß gewordenen Kriegerhäupter, trotz all der gramgebeugten Mütter und Witwen! Blutjunge Urkraft ächzt und drängt in uns! Blut aus Norden stürzt in südliche Adern, Herz der Mitte schlägt in den fernsten Gliedern! Ein Leib, ein Geist, ein Wille! Ein Volk! In immer neuen Erlebnissen steigt es uns in nie geschauten Bildern vor die Augen — anschaulich und faßlich, fast ein Geschmack auf unserer Zunge, ein fühlbarer Odem auf unseren Lippen — ein Volk, ein Volk!

Ob schon je ein Volk so heiß geliebt, so tief entdeckt, so groß gedacht und so heilig gesegnet worden ist?

So viel jedenfalls ist klar, kein Begriff faßt diese Größe, kein Denken kann sie ergründen, kein Wort kann sie aussprechen, keine Logik beweisen und keine Wissenschaft erforschen, nur mit den elementarsten Regungen und Organen unseres geistig-persönlichen, geistleiblichen Wesens kann sie ergriffen und bewältigt werden. Sie ist eine Urtatsache des Lebens schlechthin geworden. Ein Urstoff des Lebens, gefüllt mit unzähligen Keimen und Kräften, ist mit ihr in diese Welt getreten. Mutter Erde ist mit einem neuen Kind beschenkt worden. Und das sind wir, das deutsche Volk! Wir wollen nun neu sprechen und gehen und überhaupt leben lernen. Keiner lache darum über unser Stammeln und über unsere kindliche Unbeholfenheit! Man falte vielmehr die Hände über unserem Haupt, betend, daß Gott es erhalte!

Nun, dazu ist uns der Staat gegeben! Er ist Vater und Erzieher, Erhalter und Verwalter! Nein, wir sind nicht vaterlos ins Leben getreten! Der Staat nimmt uns an der Hand und überwacht unsere Entwicklung. Er ist kein fremder Zuchtmeister und kein schulmeisterlicher Pedant! Kein bureaukratischer Jugendpfleger und kein hartherziger Stiefvater. Er ist ja Blut von unserm Blut und Fleisch von unserm Fleisch. Er beugt sich des Nachts über unser Lager und forscht in unseren Zügen, er beobachtet unsere Seelenregungen und studiert unsere Eigenart und leitet die Ausbildung für unsern künftigen Beruf! Er kennt unsere Schwächen und straft unsere Torheiten. Er heilt unsere Kinderkrankheiten und hilft uns über unsere Jugendsünden hinweg. Wir sehen in ihm den Stellvertreter Gottes, weil er in uns ein Kind Gottes sieht.

Um dieser großen väterlichen Erziehungsaufgaben willen wünschen wir ihn stark und mächtig, männlich und selbständig! Er soll der männliche Willensausdruck unserer Geschichte sein. Er soll der bildende Künstler unserer Zukunftsentwicklung werden! Er trägt die ehrwürdigen Züge der Vergangenheit und soll jung mit den Jungen bleiben! Er ist der organisierte Ausdruck unserer Seele! Er soll der Schöpfer bleiben, der aus dem Urstoff des Volkes das Bild meißelt, das schlummernd als Urbild und Vorbild in uns liegt. Er soll uns nicht Krücken und Stützen geben, damit wir uns so eben weiter helfen können. Er soll uns stählen und wecken, üben und mit immer größeren Aufgaben belohnen, so daß wir groß und stark und selbständig werden, ein Freund des Vaters und sein Gehilfe, geschickt und fähig, das Werk weiterzuführen, das uns in ihm überliefert ist. Er soll sich scheinbar überflüssig machen und doch in alter Kraft ungebrochen wirken. Er soll im Volksstaat sich selbst vergegenständlichen, so wie er selbst die organisierte Objektivation der Volksseele ist.

Volk und Staat, Stoff und Kraft, sie bilden die Urelemente im neuen geistigen Deutschland. Ja, das Neue an diesem geistigen Deutschland ist eben seine unlösliche Verbindung mit diesen beiden Lebensgrößen. Ob Kunst oder Philosophie, ob Erziehung oder Gesellschaft, ob Wissenschaft oder Technik, es wird alles dienen müssen den Lebensmächten, in denen alles künftighin wurzelt und wirkt, Volk und Staat! Es ergeht also ans neue geistige Deutschland die strikte Forderung, volksgründend und staatserhaltend zu sein, weil gegründet im Volk und erhalten vom Staat!

2. Nation und Menschheit.

Wir sind also vor Anker gegangen, haben dem Abenteurerleben entsagt, verlassen das Wikingerschiff, siedeln uns an, werden seßhaft, bodenständig — und Philister! Mit begrenztem Gesichtskreis und beschränktem Untertanenverstand! Und das sollte die Frucht des Weltkrieges sein? Dazu hätten wir um unserer Weltstellung willen mit — ich weiß nicht wie viel Völkern gerungen? Dazu hätte uns der Weltsturm umtobt, daß wir, den Erdgeruch unserer Scholle wohlig einatmend, in unserm Garten unsern Kohl bauten?

Nein, wahrhaftig, so ist's nicht gemeint! Das wurzelechte, staatsbewußte Volk im neuen geistigen Deutschland lebt nicht um seiner selbst willen, so gewiß es auch sich selbst entdeckt und wiedergefunden hat! Der Sturm, der uns zusammenwehte und unsere tiefsten Lebensfasern bis in die letzten Kräftekammern unseres Bodens senkte, hat zugleich die Fenster unseres Hauses weltenweit geöffnet, uns neue Kunde von der Menschheit zugetragen und ihre Fragen und Forderungen neu uns aufs Gewissen gelegt. Denn das Volk, das neugeboren sich seines Wesens neu entsann und seine Geschichte als heilige Aufgabe ergriff, ward damit zur Nation und als Nation neues selbständiges Glied der national gegliederten Menschheit!

Unsere Feinde haben es im Munde geführt und großmäulig davon überall geredet, daß sie die Nationen, die kleinen zumal, schützen wollten gegen die Verpreußung der Menschheit, gegen den militaristischen Imperialismus Deutschlands! Wie sie dieses Ziel verfolgt, ist jedem Deutschen deutlich! Wir haben anderes getan! Wir haben uns selbst als Nation erlebt, indem wir nichts anderes wollten als uns gegen eine Welt von Feinden verteidigen. Und in diesem Erlebnis haben wir den Sinn der Menschheitskultur erfaßt und unsere Aufgabe für die Menschheit begriffen. Erlösung zum nationalen Selbst und damit Erfüllung der menschheitlichen Kulturforderung, so heißt unser künftiges Weltprogramm!

Was eine Nation sei, das läßt sich nicht definieren, das läßt sich nicht verstandesmäßig fassen, das läßt sich nur innerhalb der eigenen Geschichte und Art erleben! Wer in dieser Richtung nichts erleben kann oder nichts mehr zu erleben hat, der hat kein Recht auf nationales Dasein! Und mag er die halbe Welt besitzen und Bankier des ganzen Erdballs sein, danach fragt das Gewissen der Kulturgeschichte nicht. Wo aber in Darstellung des Sichtbaren und ahnendem Erfassen des Unsichtbaren sich ein eigentümliches Selbst, eine charakteristische Offenbarung und seelische Erhöhung des Lebens gebildet hat, und wäre es auch nur erst ein Keim und ein Versprechen für künftige Zeiten, da liegt ein schlechthin Wertvolles vor, da sind die Lebenshemmungen zu beseitigen, da sind die schaffenden Kräfte zu befestigen und zu mehren. Da ist die Entwicklung zu fördern, zu Volk und Staat!

Die Menschheit ein nationaler Organismus, ein Orchester verschiedenster Instrumente, erblühend und erklingend unter der schaffenden Macht des tausendfältigen Lebens, so erscheint dem nationalbewußten neuen geistigen Deutschland die Gesamtheit der Völkerwelt.

Unser Zeichen also, unter dem wir die Mission unseres Weltberufs treiben, ist nicht das Schwert, das nur Unterjochung kennt, ist auch nicht ohne weiteres die Friedenspalme, die Ruhe als die erste Weltbürgerpflicht predigt, und ist noch viel weniger nur ein Bündel von Verträgen aller Art, die heute geschlossen und morgen in den Ofen geworfen werden; unser Zeichen, mit dem wir die Welt zu durchreisen gedenken, sei es als Gelehrter oder als Kaufmann, als Tourist oder als Legationsrat, ist die Wünschelrute, die, in feinnerviger Faust getragen, da ausschlägt, wo unterirdische Quellen und Lebensströme fließen. Diesen Zauberstab virtuos handhaben zu können, das muß fürderhin das Ziel unserer weltbürgerlichen Bildung sein. Eben weil wir mit dem Schwert unser nationales Leben gegen Hölle und Teufel verteidigt haben und die Macht unseres geeinten Volkes und gefestigten Staates siegumglänzt hinter uns steht und uns auf Schritt und Tritt begleitet, eben weil wir nichts anderes auf der Welt wollen als leben in Volk und Staat, darum können wir mitarbeiten am Aufbau des nationalgegliederten Lebens in der Menschheit.

Wir sind schon mitten drin in dieser Arbeit. Die polnische Universität und Technische Hochschule in Warschau, der Unterricht in der flämischen Sprache in Belgien, die türkische Universität mit ihren fünfzehn deutschen Professoren, der immer enger werdende Zusammenschluß mit Österreich-Ungarn und viele andere Unternehmungen beweisen es. Wir träumen dabei nicht von Dank und denken dabei nicht an Heraufführung des Weltfriedens. Wir verlangen nicht, daß man uns die Hand küsse als Wohltätern der Menschheit und Ehrendenkmäler setze. Wir wollen nur unsere Pflicht tun! Wir verharren also auch im neuen geistigen Deutschland auf diesem wunderlichsten aller Standpunkte, auf dem preußischen Standpunkt unbedingter sachlicher Pflichterfüllung! Und daß zum geistigen Deutschland künftighin die Pflicht gehört, als Nation der Menschheit zu dienen, das ist das Neue an diesem aus dem Feuer des Weltkriegs geretteten Brand!

3. Religion und Kirche.

Aber ist solche Pflicht nicht doch eine heillose Schwärmerei, eine sentimentale Illusion, die an Tatsachen einfach zerschellen wird? Wird hier nicht ein Glaube an die Menschheit postuliert, der durch nichts gerechtfertigt scheint, ja, der angesichts der bis zum Himmel stinkenden Fäulnis und Verderbtheit, die der Krieg uns, den Nüchternen unter den Taumelnden, offenbart hat, geradezu frivol anmutet? Wer vermag an dieser Menschheit, zu der die Eroberer Tsingtaus, die Schänder der weißen Rasse, die Schlächter der unwissenden Völker Rußlands, die treulosesten Verräter gehören, mit dem Glauben an den Sieg geistig-sittlichen Lebens innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu arbeiten?

Doch, ich breche ab. Ich komme sonst in Gefahr, den deutschen Leser tödlich zu beleidigen und zu degradieren! Denn mein deutscher Leser ist doch ein Glied des Volkes, das mit jenem oben bezweifelten Glauben in den Kampf gezogen ist, das täglich von diesem Glauben Kraft über Kraft schöpft, um die grausigen Blutopfer tragen und ertragen, um mitten vom Tod umfangen dem Leben entgegenhoffen zu können.

In der Tat, man versuche auch nur einen Augenblick sich vorzustellen, es handle sich im Leben und also erst recht in diesem Krieg um nichts anderes als um den gesicherten Platz an der Futterstelle — die Köpfe fallen uns auf die Brust und die Schwerter aus der Hand! Wir sind aufgerufen von einem ewigen Sinn und göttlichen Inhalt der Geschichte, oder wir müßten heute unsere Väter und Brüder aus dem Felde heimrufen. Gott wirkt eine Geschichte seiner Offenbarung und seines Sieges in der Menschheit, oder wir vermöchten selbst mit dem glänzendsten Sieg unserer Waffen nichts anzufangen! Nichts anzufangen! Denn es gäbe dann weder Anfang noch Ende, weder Ursprung noch Ziel einer in sich selbst wertvollen Welt ewiger Güter und Aufgaben!

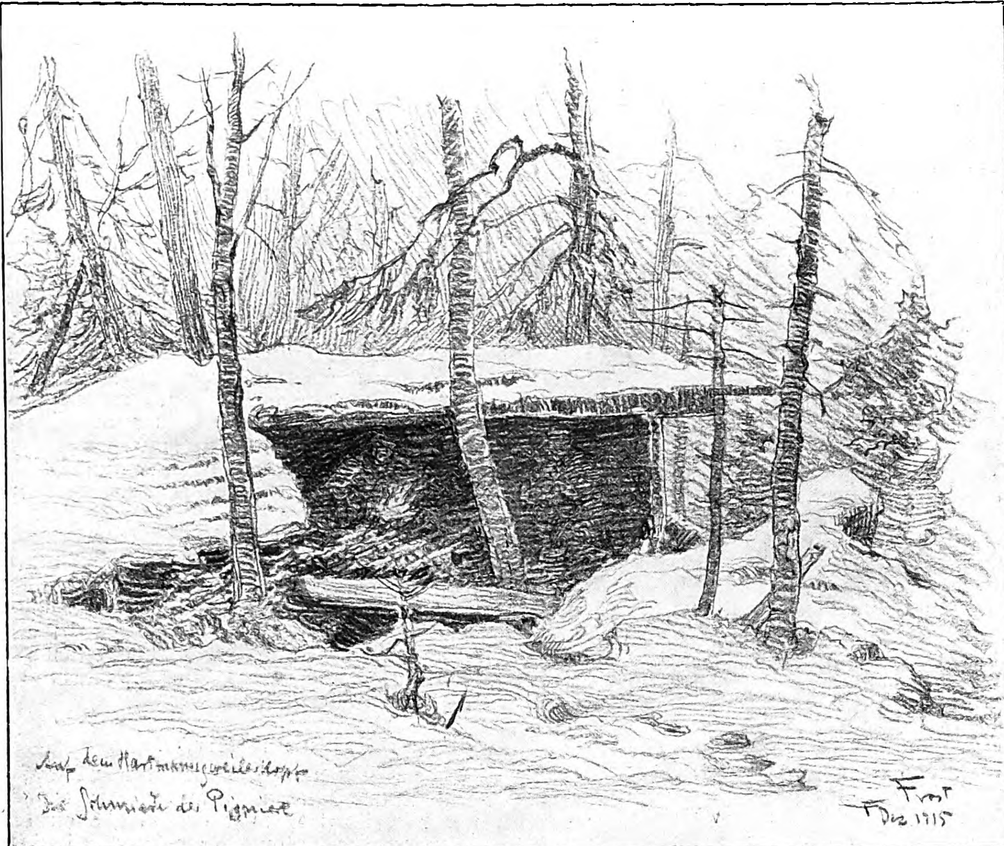
In diesem Entweder—Oder haben wir unsere Stellung auf seiten der Religion genommen! Durch die Tat und durch innerste Entscheidung! Unwiderruflich! Und mit tausend Gräbern, Tränen und Schwüren besiegelt! Denn Religion haben heißt des Sieges Gottes in der Welt gewiß und mit der Durchführung und Offenbarung dieses Sieges vertraut und betraut zu sein!

Weil wir denn so stehen, wie wir stehen: nämlich an Gott gelehnt und in seinem Auftrag mit dem Schwert in der Hand, darum können wir als Volk und Staat und als nationales Glied der Menschheit nur mit Religion weiterexistieren.

Um deswillen also hängt unsere Zukunft ab von der Pflege der Religion unter uns. Ihre Lebendigkeit und Mächtigkeit bestimmt den Grad unserer lebendigen Macht als Volk, Staat und Nation. Wie aber wird Religion gepflegt? Nicht durch Diskussionen und theologische oder konfessionelle Streitigkeiten! Sondern allein so, daß der Machtanspruch Gottes so lebendig wirkt unter uns, daß wir innerlich überwältigt uns dieser Macht mit unserem ganzen Leben zur Verfügung stellen! Warum erlebten wir zu Anfang des Krieges eine religiöse Erhebung? Weil mit dem Mobilmachungsbefehl der Machtanspruch Gottes uns allmächtig in seinen Dienst zwang!

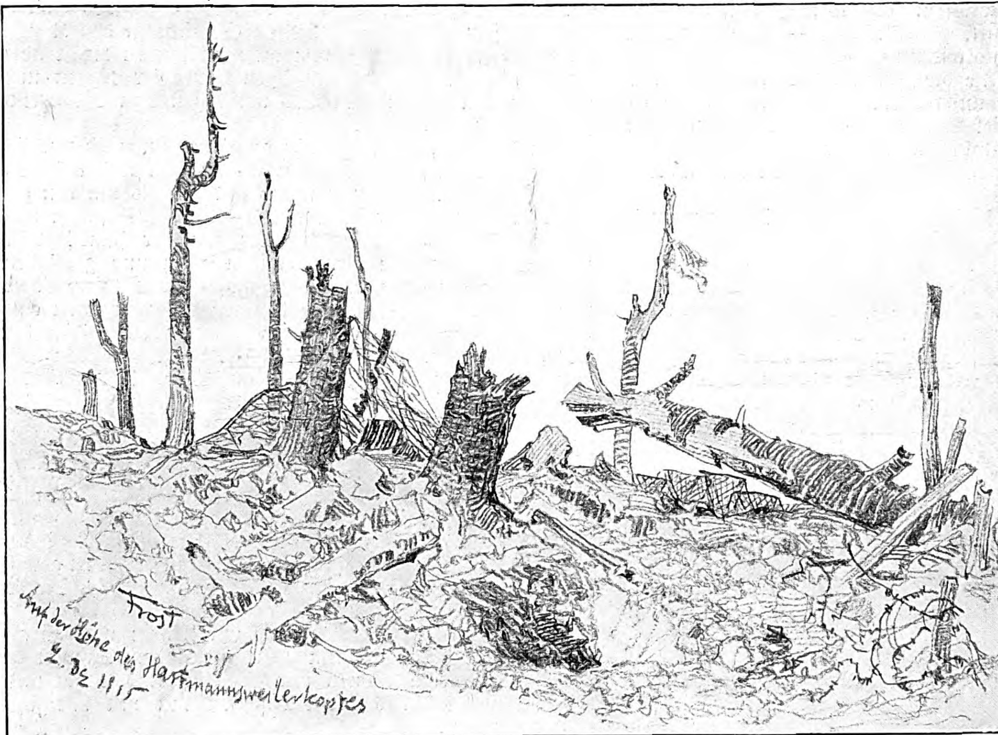
Dieses zwingende, fesselnde und wahrhaft befreiende Leben Gottes mächtig zu erhalten, ist Aufgabe der Kirche. Wessen Aufgabe sollte es sonst sein? Welche Einrichtung oder Gemeinschaft hätte sonst die Aufgabe, ohne irgendwelche äußere Machtmittel den inneren Zwang und Sieg Gottes persönlich zu vermitteln und durch Organisation und geistige Kraft zur persönlichen Entscheidung für Gott anzuleiten und aufzurufen? Die Kirche aber kann es kraft ihres Ursprungs und Wesens! Denn sie lebt davon, daß in einem Mann der Sieg Gottes als geschichtsbildender Faktor in die Welt eingeführt worden. Dieser Ursprung und Inhalt der Kirche ist Jesus Christus. Die Geschichte, die von ihm ausgegangen ist, ist die Geschichte der innerlich notwendigen, ursprünglichen und gottgewirkten Entscheidung für die Geschichte Gottes in der Welt. Die Kirche ist die Trägerin dieser Geschichte. Sie wird ihre Aufgabe im neuen geistigen Deutschland erfüllen, wenn sie diese Geschichte Gottes in Volk, Staat und Nation für die Menschheit lebendig erhält.

Dieser ungeheuren Aufgabe wird sie nur gerecht werden können, wenn sie mit Herz und Hand und Kopf dem geistigen Deutschland tief verbunden bleibt. Wie auch das geistige Deutschland nie seiner tiefen Lebensbeziehungen zur lebendigen Macht Gottes vergessen darf!



Schmiede der Pioniere auf dem Hartmannsweilerkopf.

Dieser Lebensbund zwischen der deutschen Kirche und dem deutschen Geistesleben wird das Neue im geistigen Deutschland der Zukunft sein müssen. Daß hier Probleme über Probleme liegen, lastende Schulden der Vergangenheit, klaffende Wunden der Gegenwart und viele offene Fragen der Zukunft, diese offenkundige Tatsache darf den nicht ungläubig und hoffnungslos machen, der es erlebt hat, daß die Wogen der Begeisterung, die uns alle trugen und tragen, aus den innersten Quellen unseres geistig-sittlich-religiösen Lebens, sagen wir es in aller Ehrfurcht und Demut, aus Gott selbst stammten!



Auf der Höhe des Hartmannsweilerkopfes.

Die städtischen Finanzen und der Krieg.

Von Dr. J. Rompel, Vorstand des Statistischen Amtes der Stadt Mainz.

Der titanenhafte Kampf des Deutschen Reiches um seine Existenz zeigt naturgemäß seine starken Rückwirkungen auf alle Gebiete des Wirtschaftslebens. Die Finanzwirtschaften der Gemeinden werden doppelt betroffen. Die deutschen Großstädte insbesondere erleiden als selbständige Wirtschaftskörper wesentliche Einnahmeausfälle an Steuern und Überschüssen der städtischen Betriebe. Andererseits erwachsen ihnen als Trägern einer großzügigen und vielseitigen Kriegsfürsorge erhebliche finanzielle Opfer. Wie groß sind diese Einwirkungen des Krieges auf die städtischen Finanzen? Was ist zu tun, damit unsere Städte auch nach dem Kriege ihren zahlreichen Aufgaben auf städtebaulichen, hygienischen, wirtschaftlichen Gebieten, ihren großen kulturellen und sozialen Verpflichtungen in vollem Umfange wie bisher gerecht werden können? Es ist schon jetzt möglich und zweckdienlich, diese Fragen, soweit sie das allgemeine Interesse berühren, zu erörtern.

Einen Überblick über die Einflüsse des Krieges auf die **Einnahmequellen der Gemeinden** gewähren die städtischen Haushaltspläne für das abgelaufene Rechnungsjahr. Die meisten Städte haben bei ihrer Etatsaufstellung für 1915 die Ergebnisse der letzten Kriegsmonate des Jahres 1914, in denen das Wirtschaftsleben sich infolge der glänzend durchgeführten Neuorganisation wieder in geregelten Bahnen befand, berücksichtigt, wenn es auch gewiß vielfach recht schwer war, die voraussichtlichen Einnahmen des Kriegsjahres 1915 genau abzuschätzen. Allgemein läßt sich feststellen, daß von den beiden großen Einnahmequellen die privatwirtschaftlichen Einkünfte aus den Betriebsüberschüssen verhältnismäßig weniger gelitten haben als die öffentlich-rechtlichen Einnahmen, die Steuern und Abgaben. Die Wasserwerke zeigen in ihren Erträgnissen durchweg keinen, die Gas- und Elektrizitätswerke sowie die Straßenbahnen in Städten mit Großindustrie, die mit Kriegslieferungen betraut ist, und in Garnisonstädten vielfach keine nennenswerten Ausfälle. Die großen und kleinen Steuerquellen dagegen sind infolge der Kriegswehen

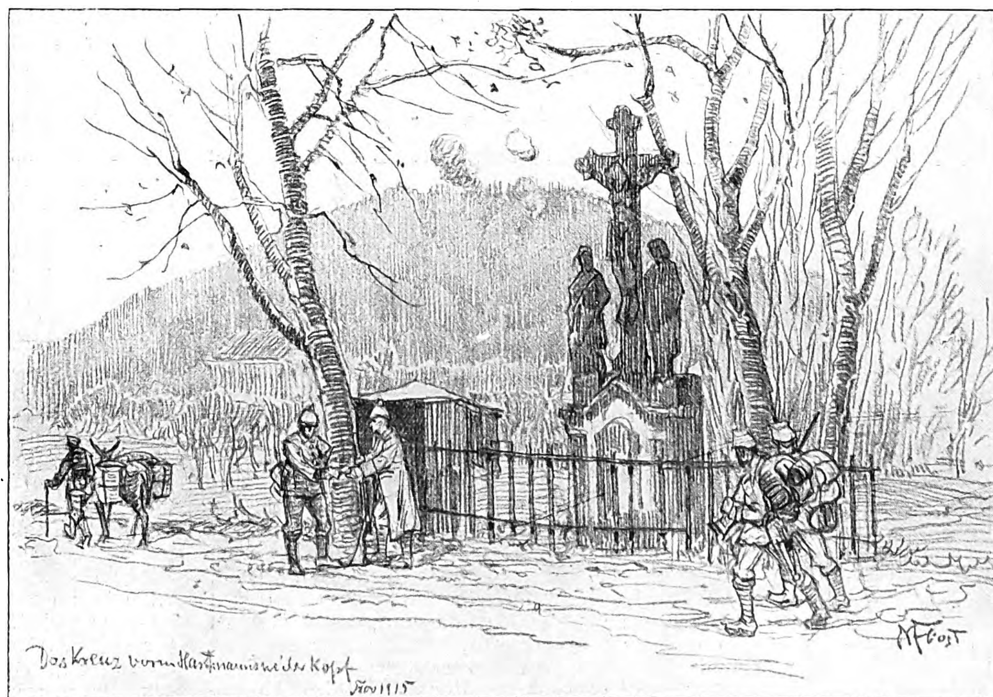


Proviantransport.

mehr oder minder versandet. Besonders bleibt die Hauptstütze des Etats, die Einkommensteuer, oft wesentlich hinter ihren vorjährigen Ansätzen zurück. Verhältnismäßig am stärksten ist der Ausfall bei den modernen indirekten Steuern, den Verkehrssteuern (Umsatz- und Wertzuwachssteuer) und naturgemäß auch bei der Lustbarkeitssteuer. Diese Steuern spielen besonders in den Etats der rheinischen Großstädte eine bedeutende Rolle. Infolge dieser Einnahmeausfälle ergab sich bei allen Etatsentwürfen ein starkes Defizit. Der Finanzausgleich wurde meist durch eine Erhöhung der Einkommensteuer erreicht, soweit nicht aus früheren Jahren angesammelte Notfonds (Ausgleichsfonds) zur Verfügung standen. Der gemeindliche Zuschlag zur Staatseinkommensteuer wurde z. B. erhöht in

Berlin	um 25 Proz.	auf 125 Proz.	Cöln . . .	um 25 Proz. auf 175 Proz.
Charlottenburg	„ 30 „	„ 140 „	Düsseldorf	„ 30 „ „ 175 „
Wilmersdorf .	„ 25 „	„ 135 „	Dortmund	„ 30 „ „ 240 „
Schöneberg . .	„ 30 „	„ 140 „	Duisburg.	„ 30 „ „ 230 „
Neukölln . . .	„ 25 „	„ 135 „	Hagen . .	„ 30 „ „ 280 „
Frankfurt. . .	„ 14 „	„ 150 „	Barmen .	„ 10 „ „ 240 „

So werden die besonderen Kosten des abgelaufenen Kriegsjahres von möglichst allen Schichten der Bevölkerung entsprechend ihrer Leistungsfähigkeit getragen. Die Bevölkerung unterzieht sich aber gern dieser Kriegssteuer angesichts der Blutsteuer, die unsere Brüder täglich draußen bringen.



Das Kreuz vorm Hartmannsweilerkopf.

In den Voranschlägen haben natürlich die **Kosten der Kriegsfürsorge** (Zuschüsse zu den Reichsunterstützungen der Kriegsteilnehmerfamilien, Erhöhung der Armenunterstützungssätze, Kinderpflege, Arbeitslosenunterstützungen, Mietbeihilfen, Lebensmittelversorgung, Verwundetenpflege, Unterstützung des Roten Kreuzes, Kredithilfe usw.) noch keine Berücksichtigung gefunden. Dies mit Recht: diese Kriegsaufwendungen der Gemeinden, die sich bei großen Städten wie Frankfurt, Cöln, Düsseldorf usw. auf mehrere Millionen Mark monatlich belaufen und für Berlin bei nur einjähriger Dauer des Krieges auf rund 100 Mill. ℳ geschätzt wurden, werden nach Schluß des Krieges durch **Kriegsanleihen** zu **decken** sein. Es wäre ungerecht, mit diesen Riesenaufwendungen allein die Gegenwart zu belasten, die ohnehin Opfer genug zu tragen hat. Mit Recht betonte der Berliner Stadtkämmerer **Boeß** in seiner Etatsrede im März 1915, „daß das öffentliche Interesse eine gerechte Verteilung der geldlichen Lasten des Krieges auf Gegenwart und Zukunft verlangt, daß die Ergebnisse des jetzigen Ringens um die Zukunft des deutschen Volkes wahrscheinlich viel mehr dem künftigen und vielleicht wohlhabenderen Geschlecht zugute

Zu den letzten schweren Kämpfen um die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes in den Vogesen am 24. und 28. Dezember, die mit der Behauptung der deutschen Stellung für unsere Waffen erfolgreich endigten.

Nach Zeichnungen des zum Kriegsschauplatz in den Vogesen zugelassenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Martin Frost.



Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen: Eine im Granatfeuer vorgehende Sturmkolonne in den Gefechten am Lingekopf. Nach eigenen Beobachtungen durch das Scherenfernrohr für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Friedrich Fennel.

kommen werden.“ Je mehr sich der Krieg in die Länge zieht, um so mehr wachsen die Aufwendungen. Es werden stets mehr Waffenfähige zum Kriegsdienst einberufen, die Unterstützungsfälle nehmen deshalb noch ständig zu. Desto stärker wachsen also die Anleihebedürfnisse der Städte, und desto mehr Städte werden infolge der Höhe der Aufwendungen auf den Anleiheweg verwiesen.

Die unmittelbaren Folgen dieser doppelten Beeinflussungen der städtischen Finanzwirtschaften durch den Krieg sind: Verschärfung der schon bisher hervorgetretenen städtischen Finanzprobleme, der Verschuldung der Städte und der Steuerbelastung ihrer Einwohner.

Wie durch das ständige Steigen des außerordentlichen Finanzbedarfs die Schuldenlast der Städte angewachsen ist, zeigen schon die folgenden wenigen Beispiele:

	Schulden Ende März 1914	
Berlin	436 645 900 ℳ	
München	296 478 403 „	
Leipzig	187 391 522 „	(Ende 1912)
Köln	215 438 598 „	
Breslau	132 999 377 „	
Frankfurt a. M.	327 896 275 „	
Düsseldorf	205 914 061 „	
Hannover	78 181 759 „	
Essen	77 580 000 „	



Aus dem Kampfgebiet um Ypern: Ein Winkel an der Parkmauer in Langemarck; im Hintergrund die Kirchenruine. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Hans v. Hayek.

Gewiß rührt die enorme Verschuldung der Städte zum großen Teil daher, daß bedeutende Summen für produktive Zwecke aufgenommen wurden. Der Schuldendienst wird auch den Städten dadurch erleichtert, daß die werbenden Anlagen die für sie aufgenommenen Beträge selbst verzinsen und tilgen. Aber es ist trotzdem ein bedenkliches Zeichen, wenn schon in vielen Städten die Verzinsung und die Tilgung der Schulden den größten Ausgabenposten darstellen. Wie stark die Verschuldung immer noch wächst, geht aus folgendem hervor. Die deutschen Stadt- und Landgemeinden hatten

am 31. Dez. 1910: 4180 Mill. ℳ Obligationsschulden.
„ 31. „ 1912: 4588 „ „ „

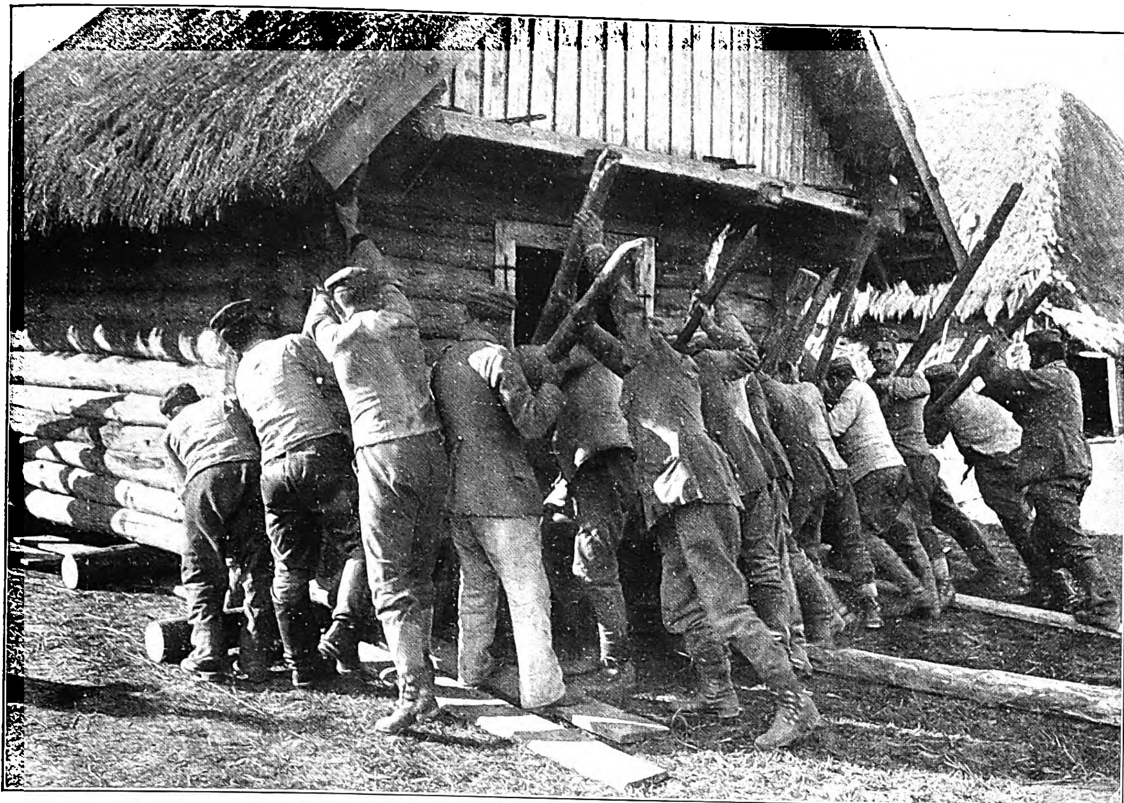
Seit 1910 vermehrten sie sich also um 408 Mill. ℳ oder annähernd 10 Proz. Da aber nur ein Teil der Städteschulden in Form von Schuldverschreibungen besteht, so sind die Gesamtschulden viel höher. Sie werden von Fachleuten auf 9 bis 10 Milliarden ℳ geschätzt.

Wie hoch andererseits die Steuerbelastung in den einzelnen Städten schon ist, zeigt eine preußische Gemeindesteuerstatistik, die jährlich von der Elberfelder Stadtverwaltung herausgegeben wird. Danach ergibt sich für alle Städte, daß das Gemeindesteuersoll weit höher ist als das Staatssteuersoll, d. h. die Belastung der Einwohner mit Gemeindesteuern ist weit höher als die Belastung mit den Staatssteuern (Staatseinkommen- und Ergänzungssteuer). Die höchste Belastung durch Gemeindesteuern weisen auf Frankfurt a. M. (61,26 ℳ pro Kopf), Berlin-Wilmersdorf (60,76 ℳ), Charlottenburg (57,71 ℳ) und Wiesbaden (51,07 ℳ), Städte, die auch hinsichtlich ihrer Steuerkraft an erster Stelle stehen. In reichen Städten sind auch die Ansprüche der Einwohner sehr groß. Es wird eher aus dem „Vollen“ geschöpft. Diese Städte haben alle eine hohe Schuldenlast, zum Teil entstanden durch Luxusbauten von zweifelhaftem kulturellen oder ästhetischen Wert. Dann setzt aber schon ein Mißverhältnis zwischen Steuerkraft und Steuerbelastung sehr stark ein. Elberfeld hat ein Gemeindesteuersoll von 50,03 ℳ aufzubringen, das beinahe dreimal so groß ist als das Staatssteuersoll (17,38 ℳ). Es folgt Berlin mit 47,51 ℳ Gemeindesteuersoll (22,51 ℳ Staatssteuersoll), Berlin-Schöneberg mit 47,16 ℳ Gemeindesteuersoll (27,37 ℳ Staatssteuersoll), Essen mit 46,48 ℳ Gemeindesteuersoll (18,75 ℳ Staatssteuersoll). Das niedrigste Gemeindesteuersoll erheben naturgemäß die am wenigsten steuerkräftigen Städte: Neukölln (23,71 ℳ), Berlin-Lichtenberg (23,99 ℳ), Linden (26,31 ℳ), Oberhausen (28,65 ℳ), Görlitz (29,53 ℳ). In diesen armen Städten ist wegen der außerordentlichen geringen Steuerkraft die Belastung mit Gemeindesteuern trotzdem sehr hoch.

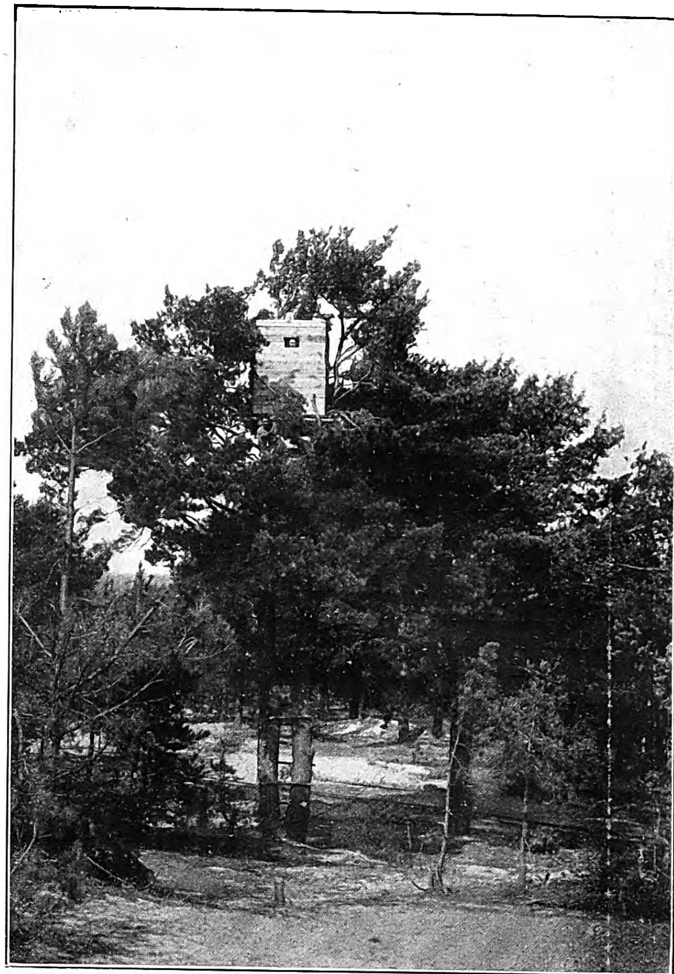
Der Stand der Städtefinanzen nach dem Kriege erfordert deshalb unbedingte Sparsamkeit im Gemeindehaushalt. Die Anleihebedürfnisse müssen auf das allernotwendigste Maß beschränkt werden, auch schon mit Rücksicht auf die äußerst schwierige Lage des Geldmarktes. Nach Schluß des Krieges wird der öffentliche Kredit von allen Seiten in Anspruch genommen. Im ordentlichen Haushalt muß gespart werden, weil die Einnahmen infolge des geschwächten Wirtschaftslebens auf lange Jahre hinaus noch ungewiß und sehr schwankend sind. Die städtischen Finanzprobleme dürfen durch den Krieg keine wesentliche Verschärfung mehr erfahren. Eine starke und zielbewußte Finanzpolitik ist deshalb für alle Städte, auch für die wohlhabenden, unbedingt nötig. Das Übermaß bei der Erfüllung der pflichtgemäßen, die Neigung zur Steigerung und Überspannung der Kräfte bei Lösung der freiwillig übernommenen Aufgaben, der ungesunde Wettbewerb der Städte untereinander müssen aufhören. Der mächtige wirtschaftliche Aufschwung der letzten Jahrzehnte, das Aufblühen der Großindustrie und des deutschen Welthandels riefen auch in den weitverzweigten Gebieten der modernen Großstadtverwaltung starke Veränderungen hervor. Die treibenden Kräfte drängten nach neuen Gestaltungsformen, nach Ausdehnung der Aufgaben in extensiver wie intensiver Hinsicht. Zahlreiche neue Aufgaben wurden übernommen, die alten ausgebaut und ständig vervollkommnet. Das Hochgefühl und der Unternehmungsgeist der städtischen Selbstverwaltung steigerte sich in nie gekanntem Maße. Der frühere Oberbürgermeister Marx von Düsseldorf, der Metropole der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie, hat vor einigen Jahren das stolze Wort geprägt: „Für die moderne Stadtverwaltung gibt es kein „noli me tangere“ mehr.“ Besonders in die Verwaltungsdeputationen und Kommissionen unserer großen Industriestädte tragen die Besitzer oder Vertreter der Industriewerke eine starke Initiative, in die städtischen Bauprojekte und Unternehmungen, in die ganze Kommunalpolitik eine gewisse Großzügigkeit hinein, die nur leider vielfach mit der Steuerkraft der Gemeinde nicht in Einklang steht. Gewiß geben gerade diese Städte Zeugnis fruchtbringendster Arbeit. Die Gasanstalten wie die Wasserwerke wurden mehrmals erweitert, ein schnell aufblühendes Elektrizitätswerk neu gebaut. Das Straßennetz erfuhr einen ständigen Ausbau, das Stadtbild eine Verbesserung durch Anlage von Alleen und freien Plätzen. Der gesteigerte Vorortsverkehr erforderte einen intensiven Ausbau der Straßenbahnlinien. Durch Bau eines großen Handels- und Industriehafens gab man dem Wirtschaftsleben der Stadt die stärksten Impulse. Eine moderne Schwemmkanalisation durchzieht die weitverzweigten Stadtteile. Die Feuerwehr, der Schlacht- und Viehhof, das Reinigungswesen wurden mit den modernsten technischen und hygienischen Einrichtungen ausgestattet, Volksbadeanstalten, billige Arbeiterwohnhäuser wurden gebaut, ein großer Stadtpark, Kinderspielplätze, ein Luft- und Sonnenbad angelegt. Selbstverständlich wird eine energische Säuglingsfürsorge, Schulgesundheitspflege, Tuberkulosefürsorge betrieben. Auch der Bau eines neuen modernen Krankenhauses ließ sich nicht umgehen. Fast alle Jahre wurden Schulbauten nötig. Eine entschiedene Sozialpolitik ist für eine moderne deutsche Stadtverwaltung eine Selbstverständlichkeit. Schließlich wollte man auch nicht auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten. Man schuf darum durch ein neues Stadttheater und eine Stadthalle Mittelpunkte für Pflege der Kunst und Geselligkeit. Bei der riesigen Zunahme der Verwaltungsgeschäfte wurde auch der Rathausneubau eine dringende Notwendigkeit. Und dessen stolze Türme tragen den Glanz des kommunalen Lebens, den Erfolg kommunaler Arbeit weit hinaus in die Lande. Die aufblühenden Gemeindebetriebe, die vortrefflichen kulturellen, hygienischen und sozialen Einrichtungen der deutschen Städte haben schon oft die Bewunderung des Auslandes erregt. Über alle unsere Großstädte hat sich dank deutscher Energie und deutschen Organisationstalentes, dank genialer Leitung ein Füllhorn



Aus dem Bjelowjesher Urwald, einem russischen Naturdenkmal unter deutschem Schutz: Zur Suhle ziehender Wisent. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Ludwig Fromme.



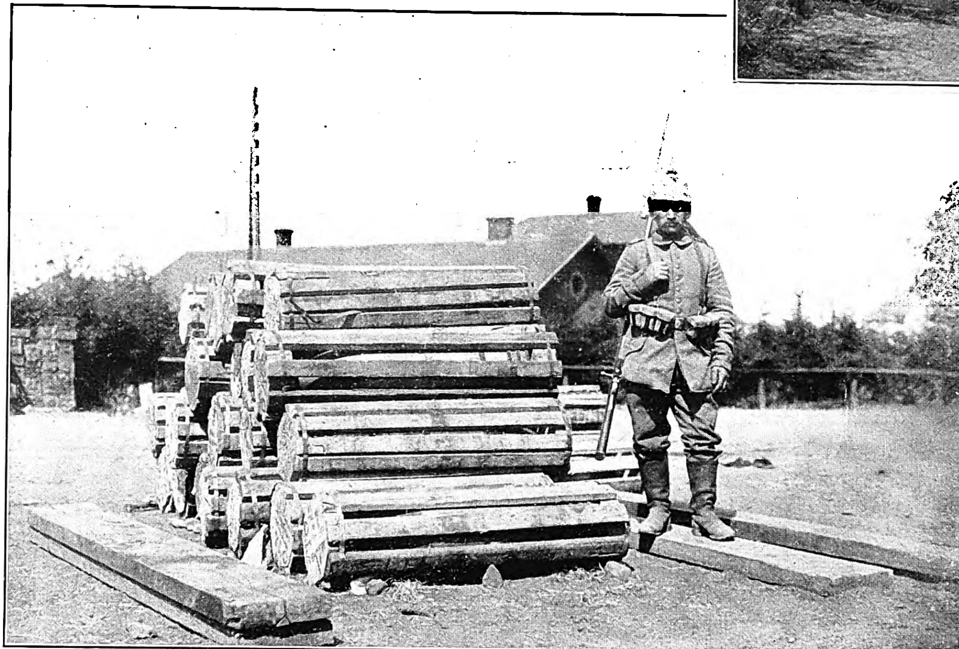
Von der Tätigkeit unserer Feldgrauen in Rußland: Versetzen eines Holzhauses von einer gefährdeten Stelle an einen sicheren Ort.



Beobachtungsstand.

reichen Kultursegens ausgebreitet. Aber dunkle Schatten huschen über diese sonnigen Felder höchster Städtekultur. Ernste Finanzsorgen bilden in mancher Stadt die Kehrseite der Medaille. Und auch unsere reichen Städte haben darauf verzichten müssen, ihren Ehrgeiz zu verwirklichen, in jeder Hinsicht eine führende Stellung einzunehmen. Unbedingt sollte aber die Konkurrenzsucht der Städte untereinander jetzt ein Ende gefunden haben. Dazu sind zu rechnen der unwürdige Wettlauf um neue Garnisonen, Industrieunternehmungen und sonstige Erwerbsanstalten, bei denen große und langjährige finanzielle Vergünstigungen gewährt werden, die in keinem Verhältnis zu den etwa erreichbaren Vorteilen stehen. Finanziell schwer belastet haben sich auch die Städte durch von ihnen im großen Stile durchgeführten Eingemeindungen, die aber meist notwendig waren und nur den natürlichen Abschluß der baulichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vororte bildeten. Schließlich können die Staats- und Reichsbehörden auch das Ihrige zur Gesundung der Städtefinanzen tun. Die Staatsbehörden sollten sich entschließen, für die den Gemeinden übertragenen staatlichen Aufgaben (Polizeiwesen, Angelegenheiten der Standesämter, Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, Arbeitsämter, Versicherungsämter, Militär- und Einquartierungswesen) entsprechende Vergütungen zu zahlen und den Gemeinden keine neuen finanziellen Lasten (z. B. Erhöhungen der Provinzialabgaben, der Beiträge zu den Polizeikosten, der Lehrergehälter) zuzuweisen. Dringend zu wünschen wäre auch, daß die Reichsfinanzverwaltung bei Verkauf von früherem Festungsgelände an die Städte sich nicht mehr vom rein fiskalischen Interesse leiten, sondern die Allgemeininteressen in den Vordergrund treten läßt. Die großen Anleihen, die z. B. die Städte Köln und Königsberg nach ihrer Entfestigung für den sehr teuren Ankauf von Festungsgelände aufnehmen mußten, lassen sich nur zu einem Teil und vielfach erst nach langer Zeit realisieren.

Erzieht also der Krieg die Stadtverwaltungen zu einer einsichtigen Finanzpolitik und die Staats- und Reichsbehörden zu gebührender Rücksichtnahme auf die städtischen Finanzverhältnisse, dann wird zweifellos eine recht segensreiche Gesundung der Städtefinanzen vorbereitet und in absehbarer Zeit erreicht. Die Finanzen der meisten Städte sind im Innern doch kerngesund. Auch bei noch so langer Dauer des Krieges könnten sie keine ernsthaften Erschütterungen erfahren. Das Stadtvermögen überwiegt noch bei weitem die Stadtschulden. Bei kluger und weitsichtiger Finanzgebarung aber wird es möglich sein, auch ohne starke Steuerbelastungen der Bürgerschaft den notwendigen Aufgaben nach dem Kriege, einer Zeit mit hochgespannten und vielseitigen Anforderungen, in vollem Umfange gerecht zu werden. Gesunde Finanzverhältnisse waren stets die machtvollsten Träger des wirtschaftlichen und kulturellen Fortschrittes aller Gemeinwesen. Einer Erholung und Ansammlung neuer wirtschaftlicher Kräfte bedürfen unsere Städte. Nur wenn das kommunale Leben durch starke innere finanzielle Kraftquellen ständig gespeist wird, kann es unter der Sonne eines ruhmvollen Friedens mächtig weiter blühen und gedeihen.



Deutscher Landsturmmann bewacht die Geschosse für unsere Mörser.



Im Winterkleid: Befehlsausgabe an die Mannschaften einer Fuhrparkkolonne.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Kriegschronik.

(Forts. v. d. 2. Umschlagseite.)

25. Dezember 1915.

Westlich von La Bassée wurden die feindlichen gegen unsere Stellung vorgetriebenen Minenanlagen durch eine erfolgreiche Sprengung unserer Truppen zerstört.

An verschiedenen Stellen der Front fanden Patrouillengefechte statt. Feindliche Kräfte, die sich nach dem gestern abgeschlagenen Angriffsversuch östlich von Rarancze nahe vor den österreichisch-ungarischen Stellungen eingegraben hatten, wurden nachts überfallen und vertrieben.

Auf den Nordhängen des Altissimo wurde der Vorstoß einer italienischen Kompagnie abgewiesen.

Amtlich wird mitgeteilt, daß die Verluste der Briten auf allen Kriegsschauplätzen bis zum 9. Dezember betrugen: an Mannschaften 119923 tot, 338758 verwundet, 69546 vermißt, an Offizieren 7367 tot, 13365 verwundet, 2149 vermißt.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(14. Fortsetzung.)

Das alte Österreich! Du lieber Himmel, was war mit dem alten Österreich geschehen? Firmkranz riß die Augen auf und staunte die Heimat an. War denn das wirklich noch die alte zerwackelte und morsche Bude, die gerade noch ebenso zusammenhielt, weil das Auseinanderfallen eine noch größere Kraftanstrengung war?

Ja du — Österreich ... was ist denn das ... Wie stehst denn da ... Himmelherrgott! Wo nimmt es denn die Menschen her, die Hunderttausende und Hunderttausende, Kruzilaudon und Fixgramatanten, die Menschen alle, kreuzvergnügt und jauchzend, ein Volk auf einmal, alle die Eigenbrötler und Sonderbündler und grimmig Unzufriedenen? Wo sind denn die Raunzer und Fünfkreuzerjeremiasse, die schon den Weltuntergang unten im Vorhaus haben? Herrgott von Gumpoldskirchen, das war ja ... so was zu erleben, das war durch ein Dutzend Jahre Ärger und Schinderei nicht aufgewogen.

Firmkranz lachte und weinte zugleich seiner Heimat ins liebe, vergnügte Gesicht.

Wahrhaftig, wie ein Backfisch sah Österreich aus, aber wie ein Backfisch aus der Walkürengegend, wehrhaft, mit Helm und Schwert. Dieses neue Österreich konnte wieder eine Faust ballen und hatte wieder einen Nacken, der sich nicht unter der Ungunst der Zeiten beugte, sondern steif und steil aufrechtstand. Und all das Regenbogengeflimmer und Geflatter von Farben, mit dem die Nationen und Natiönchen bisher einander ihr Besonderes und Eigenes und Unverletzliches hingemalt hatten, das ganze Trutzgeflunker war vergangen, und nur zwei Farben waren übriggeblieben, Schwarz und Gelb.

Firmkranz fuhr durch das Donautal nach Wien.

Da war es, als fahre er auf einem breiten Strom von Menschen dahin. Ganz oben aus den Bergen links und rechts, aus den entlegensten Tälern kamen sie herab, Volk, Mann bei Mann, jeder ein Tropfen, schwer von Kraft und heiligem Zorn. Fäuste brachten sie mit und eiserne Stirnen und ein entschlossenes Herz. Und wuchsen zu Bächen von Menschen zusammen und waren auf den kleinen Bahnhöfen unter Schneefirnen, in den Seitentälern schon zu mächtigen Flüssen angesammelt.

Im Zuge hingen sie aus allen Fenstern, die Pfeifen baumelten ihnen aus dem Mund, wenn einer aus der Mundharmonika blies, dann stampften gleich die andern den Takt, und einer sang funkelnagelneue Vierzeiler, die entstanden so im Pfeifenwinkel nebenbei zum Rattern des Zuges. Und wer etwa eine Virginia hatte, der trug sie so verwegen zwischen den Zähnen, als sei er ein waschechter Ödelknabö vom Infanterie-Regiment Hoch- und Deutschmeister Nummer 4 in Wien. Hinter Amstetten wollten die Zugsbeamten einen siebzigjährigen Mann herausbefördern, der sich eingeschlichen hatte, um nach Wien zu kommen und als Freiwilliger gegen die Serben mitzutun.

„I bin ja eh noch ganz beinand", sagte er und berief sich darauf, daß er Kräutersammler für die Heiligengeistapotheke in Waidhofen sei, und daß aus seinen Kräutern der Jerusalemitanische Wunderbalsam bereitet werde, der gegen alles gut sei: von Frostbeulen bis Lungensucht. Als er trotz dieser Beziehungen zu den höheren Instanzen unseres Daseins den Zug verlassen sollte, fanden sich einige Wohltäter, die das Fahrgeld zusammenbrachten, damit er wenigstens bis nach Wien gelangen könne.

„Vielleicht nehmen s' ihn mit," sagte ein kurzweiliger Linzer, „als k. u. k. Armee-Frostbeulenschmierer."

Firmkranz konnte sich nichts Lieberes denken, als mit diesen Leuten gegen den Feind loszugehen. Aber es war ihm anders bestimmt. Er wurde einer der neuen Motorbatterien zugeteilt, und als alles marschfertig war, ging es weder nach Süden in die Serben- noch nach Nordosten in die Russenecke, sondern nach Nordwesten, als wolle man sich in einem Bogen nach Deutschland wenden: das Gerücht sprach sich herum, die schweren Batterien kämen nach Frankreich, um den Bundesgenossen zu helfen.

In Prag gab es einigen Aufenthalt, und es fand sich so viel Zeit, daß die Offiziere zu einem Abendessen gehen konnten.

Auf dem Graben war ein großer Auflauf, und Firmkranz fand sich mit den Kameraden ganz unvermutet vor einem Schauspiel, dessen Möglichkeit er noch vor zwei Wochen mit tausend Schwüren bestritten hätte. Lüttich sei im Sturm genommen, hieß es, und im Feuer der Begeisterung schmolzen die beiden feindlichen Stämme in eins. Über den Köpfen der Menge und aus den Fenstern wehten freundnachbarlich die Farben Weiß-Rot-Blau und Schwarz-Rot-Gelb, und immer wiederholte sich das schlichte Schwarz-Gelb des einig gewordenen Reiches. Unschlüssig, was zu tun sei, drängte die Menge ... bis sie eine Stimme bekam und brausender Gesang aus ihr aufschlug. Zwei Lieder wurden gesungen und in zwei Sprachen, die „Wacht am Rhein" und das Lied von der tschechischen Heimat: „Kde domov muj" und war doch wie e i n Lied und in einer Sprache.

Und der alte Pulverturm, aus Karls des Vierten Zeiten her, dieser Zeuge so manchen Sturmes und Straßenkampfes und so vieler blutig geschlagener Köpfe, fiel nicht um vor dem Frevel, daß die „Wacht am Rhein" auf der Straße erklang. Und als das vereinte Brausen weiterzog über den Altstädter Ring und die Karlsbrücke und an den Mauern des Hradschin hinanschwoll, da reckte sich das ganze alte, dunkle, königliche Prag und lauschte auf die Stimmen des verjüngten Österreich.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Langweilig, langweilig, verdammt langweilig, denkt der Toni Knilling, da liegt man in einem Krautacker und kann nicht vorwärts und nicht zurück, und über einem unterhalten sie sich mit Granaten.

Einmal heult eine herüber, dann winselt wieder eine hinüber, und das geht schon eine ganze Weile so. Toni Knilling kaut an einem Krautblatt, und der herrlichste Samstagabenddurst wird so ins Grüne verbissen, als wäre man ein Ochse oder ein Geißbock.

Die Sonne drückt mit Millionen Zentnern ins Genick, der Schwitz hat keinen langen Weg von der Stirne zur Erde, er träufelt schön warm noch in den braunen Boden.

Um zwei Uhr nachts ist man aufgebrochen, seit zehn Uhr morgens liegt man im Kraut, die Gulaschkanone ist irgendwo hinter der Feuerlinie im Sicheren geblieben, und man lebt von der Hand in den Mund. Jetzt ist Abendschoppenzeit, und am östlichen Himmel steht in einem Glorienschein der Werdenfelser Michel, als sei er wirklich seines himmlischen erzenglischen Namensvetters irdisches Ebenbild.

Aber noch viel mehr als die Sonne dörrt die Wut das Herz und die Leber aus, daß man immer daliegen muß und nicht an den Feind heran kann.

Wie man nur die Nase über die Krautköpfe hebt, summen die Bienen. Es zischelt in Schwärmen über die Helmspitzen hin, pst ... pst ... pst ... das heißt: komm, komm, komm, ich beiß' Dir ein schönes Loch in die Stirn. Drüben im Buschwerk kraucht der Napolium und schießt aus seinen allerschönsten Maschinengewehren. Um das wär's aber nicht, da käm' man schon noch lebendig hinüber, und dann: pfüat Gott mit Rosenwasser! Aber man darf nicht, der Feldwebel hat's schrecklich scharf, und Befehl ist Befehl.

Und man will doch nach Mülhausen hinein, dort vorne, wo die Welt so schön angeräuchert ist, mit lauter Schornsteinen gespickt, daß einem das Grausen ankommt vor so viel Fleiß und Betriebsamkeit. Aber daß der Franzos dort drin bleibt, das geht doch nicht, wenn es auch gerade kein schönes Stück deutscher Erde ist, das er sich ausgesucht hat.

Jetzt kommt der französische Abendsegen, den kennt man schon von Anno siebzig her, wie der Feldwebel zu berichten weiß, den läuten sie ganz besonders grob. Jenseits des Dorfes müssen die Geschütze stehen. Schrapnellwolken hängen am Abendhimmel. Ganz plötzlich sind sie da und leuchten auf, als paffe sie der heilige Petrus aus seiner Pfeife. Oben sind sie rosig, auf der Unterseite schwarz gestrichelt, und dann klappern die bleiernen Erbsen auf den Acker.

Das Geheul, das von hinten kommt, wird schwächer.

Na! Na! Na! Himmelherrgott, geht denn am Ende den deutschen Geschützen der Atem aus? Den Toni hält's nicht mehr. Er hebt sich auf dem Arm und schaut zurück. Pst ... pst ... pst ... macht's über seinem Kopf, und es klopft etwas gegen die Helmspitze.

Ja — wahrhaftig, da hinter den deutschen Linien wird es still, heiliger Strohsack, da haben wirklich wieder einmal die Franzosen das größere Maul gehabt.

Jetzt dauert's gar nicht mehr lange, und dann kommt das Signal „Zurück", und man hat den ganzen gesegneten Tag umsonst im Krautacker gelegen. Ja, wenn der Toni Knilling General wäre, dann ging's aus einem andern Tone ...

Links vorn ist eine Ziegelei, die hat sich in dem Lehmboden eingegraben und stochert mit einem hohen Schornstein unterm Himmel. Ein schrilles Pfeifen trillert dort.

„Jetzt brennt's an", brummt der Vinzenz Hintnaus aus Oberau, der neben Toni im Kraut liegt.

Wahrhaftig, da kommen die kleinen Mannderln über den Grubenrand geklettert, die Pfeifen trillern, sie stehen einen Augenblick scharf vor dem Himmel, und es ist ein gutes Zielen. Es knattert lang links von Toni im Kraut und in den Rüben jenseits der Straße, und viele von den Mannderln werfen die Arme hoch und sind sehr schnell wieder in der Lehmgrube hinten.

Aber da vorn ... da vorn ... da wird auf einmal alles lebendig. Aus dem Busch kommen sie vor wie die Wespen aus dem Nest, wenn der Ackergaul hineintritt. Was schreien die Kerle ...? „Allonabatei ... Allonabatei ..."

So ... so ... na ... schön ruhig anlegen ... Druckpunkt nehmen ... abziehen ...

Auf einmal brüllt die ganze Welt auf. Da geht's von der deutschen Seite los wie das höllische Donnerwetter. Oha ... die deutschen Geschütze sind aber noch gar nicht abgetan, die haben das Maulwerk noch sehr auf dem rechten Fleck, und jetzt reden sie drein, als hätten sie's nur so mühsam zurückgehalten, wie der Toni das Hurra!

Jetzt wird's schön, jetzt wird's schön. In der Luft wimmert's und heult's und singt's. Der ganze Buschwald vorne kracht, und die Wipfel biegen sich wie im Sturme ... Zweige splittern und spritzen, Büschel von Blättern fetzen herum. Drüben im gelben Lehm steigt eine ganze Säule hoch, Lehm und Steine und Dunkles darunter ... ein Trichter ist aufgerissen, von hier kann man sehen, was für ein ordentlicher Trichter das ist, und blau und rot ist sein Rand eingefaßt. Aus Kilometer-Entfernung kommen die Granaten angesaust und sitzen genau dort, wo man sie braucht.

Der Schornstein ... der stochernde Lehmgrubenschornstein hat auch eins abgekriegt. Er neigt sich langsam und im ganzen, plötzlich brechen Steine oben aus, und auf einmal ist er nicht mehr da, an seiner Stelle steht ein dicker Staubwirbel, schwarz und grau ...

Und da kommt ein Tosen und Kollern und Brausen heran. Die wilde Jagd auf der Straße . . . Geschütze, Geschütze sind da, fliegen über den Graben ins Feld hinein, protzen ab, fahren auf, und schon brüllen sie einem die Ohren voll, daß die Erde zittert. Drüben werden ganze Gruppen vom Boden losgerissen, in der Luft durcheinandergeschüttelt und wieder aufs Feld hingeschmissen.

Auf einmal fährt's in die Glieder: „Regiment greift an."

Und schon ist der Feldwebel vorn und noch weiter vorn der Leutnant, steht mitten im Bienengesumm und unter Schrapnellwölkchen, schwingt den Säbel, schreit: „Marsch . . . Marsch . . ."

Raus aus dem Kraut . . . Kreuzdividomine . . . sind die Gelenke steif geworden vom Liegen und vom Durst! Aber nach einigen Sprüngen geht's wie frisch geschmiert. Jetzt is aus mit'n Allonabatei . . . jetzt kommt was anders, jetzt kommt's Hurra!

„Hurraa . . .! Hurraa . . .!"

Was nur aus dem Hals herausgeht . . . g'rauft wird, und'n Schandari geht's nix an!

„Hurraa . . .! Hurraaaa . . .!"

Der Nachbar links stolpert . . . bleibt zurück . . . da ist nicht zu helfen.

Jetzt sieht man nur französische Hinterseiten, die langen Schöße hopsen zu beiden Seiten der roten Hosen. Am Waldrand fassen sie sich wieder, sind tapfer, die kleinen Kerle, schießen . . . schießen . . . Aber schieß du in die Lawine, die ins Höllental abfahrt!

Jetzt hat der Toni einen vor sich, im letzten Augenblick vor dem Bajonett ein paar wahnsinnige Augen . . . weg! Auf den Hintnaus hat einer angelegt, und weil der Hintnaus auch nur zwei Händ' hat und anderswo zu tun, so besorgt's der Toni für ihn.

Aber dann wird's unbequem. So ein damisches Schießgewehr, ein damisches . . . Umdrehen . . . so is recht! Ja, so geht's . . . ein Schädel kracht, ein Käppi fliegt zu Boden.

Ist der Wald schon zu End'? Ja, da sind wir schon auf der andern Seite wieder heraus. Das ganze Feld, dem Dorf zu, ist voll von Franzosen.

Marsch! Marsch! Marsch! Hurraaa!

Ins Dorf hinein, durch die Gasse durch, wieder hinaus. Und drüben sind schon die ersten Häuser der Stadt.

Sammeln! Sammeln! Die Kompagnien, die Bataillone . . . rasch, damit der Feind nicht zur Besinnung kommt. Der Feldwebel ist fort, der Hauptmann ist fort. Ja, ja, die liegen wo zwischen Kraut und Wald.

Der Toni untersucht sein Gewehr. Am Kolben klebt etwas, Blut und Haare.

Und dann wieder vorwärts. Aber nicht lang im Schritt, gleich kommt die Kompagnie wieder ins Laufen . . . Aus den Häusern spritzt es heiß und spitzig, und die Straße ist mit Leiterwagen quer verstellt, hinter Sand- und Zementsäcken liegen die Franzosen, alles ist mit Gewehrläufen wie gespickt. Und in der Fabrik drüben haben sie sich eingenistet. Die müssen raus, die Herrschaften, knallen uns aus der Flanke alle Leute weg.

Müssen raus . . . müssen raus!

Sie schwärmen über das offene Feld, der Leutnant voraus in einem mörderischen Feuer.

Jetzt ist der Toni am Hoftor und drischt mit dem Kolben dagegen. Neben ihm der Vinzenz Hintnaus mit einer Holzhacke, weiß Gott, wo er die her hat, im richtigen Augenblick. Und noch andere sind da, der Sepp Schwindsackl aus Mittenwald, der Andrechser-Poldi aus Ettal . . .

Lange, weiße Spähne splittern aus der Tür. Von der Mauer und aus den Fenstern schießen die Franzosen in den Klumpen, aber hinten stehen Schützen, die putzen immer wieder weg, was sich sehen läßt.

Schon kracht die Türe, und ihre Angeln kreischen zwischen Stein und Holz. „Ho—ruck", schreit der Schwindsackl, der ist Mauerpolier und hat's raus, wie man Langholz bändigt.

Noch einmal wirft sich der Klumpen mit Wucht gegen das Tor, es dreht sich langsam nach innen, platzt auf . . . da sinken die vordersten im Haufen einfach weg, geradeswegs von der Torschwelle weg in die Erde hinein . . . eine Fanggrube reißt sich hinter dem Tore auf, schluckt die Leute fort.

Bisher war's ein gemütliches Raufen, aber jetzt packt den Toni Knilling, wie er die Kameraden zwei Stock tief unten mit gebrochenen Gliedern blutüberströmt liegen oder auf Pfählen stecken sieht, jetzt packt ihn eine Viechswut. Was, die Bande will königlich bayrische Soldaten in Gruben fangen wie die Wölfe?

Er macht einen Satz über das Loch, mitten hinein in einen Schwarm brauner Kerle, Turkos wimmeln um ihn, es geht immer ins Volle, wenn er mit dem Kolben hinlangt. Da ist der Hintnaus, an dem hängen sie auch wie die Blutegel, der Schwindsackel springt eben, und die andern haben einen Torflügel über die Grube gelegt und kommen jetzt wie Hagel in die Erbsen.

Dem Toni Killing wird's ordentlich wohl, wie er seine Wut in die braunen Gesichter hineinschlagen darf. Er hat immer ein Besonderes vor sich, und so arbeitet er sich langsam über den Hof und in die Fabrik hinein, durch einen langen Maschinensaal, wo sich die Turkos hinter den Rädern und Walzen verstecken, und über Stiegen hinauf bis unters Dach und hinunter bis in den Keller.

In einem Winkel liegt der Andrechser in seinem Blut. „I glaub', i hab' gnua, Toni", sagt er. Seine Hände sind zerfetzt, seine ganze linke Seite aufgehackt. Wie er sich über eine Maschine gebeugt hat, um einen Turko bei den Ohren zu nehmen, hat der Kerl das Triebwerk in Gang gesetzt und dem Andrechser alle Messer in den Leib gespielt.

„Na wart's, ös gselchte Affen, ös gselchte", schreit der Toni Knilling, und vom Andrechser weg hat er noch einen Teufel mehr im Leib.

Neben oder hinter ihm schnauft der Vinzenz. Der hat gar den Rock ausgezogen und das Gewehr Gott weiß wo, sein Messer steckt ihm in der Faust, und jeden Augenblick hat er einen Turko an der Gurgel und sticht ihn ab wie ein Kalb.

Lang dauert's, bis das ganze Gebäude vom Ungeziefer gesäubert ist. Überdem ist's Nacht geworden, und wenn nicht draußen ein brennender Schopfen Licht gäb', so könnt' sich so mancher Franzos verstecken und dann von hinten schießen.

Jetzt aber ist eine schöne königlich bayrische Ordnung gemacht. Und es schaut aus wie im Münchner Hofbräuhaus am Sonntag Abend um elf.

Die letzten Turkos werden durch eine Hintertür in eine kleine Gasse gejagt, und da geht der Tanz von vorne an. In jedem Fenster klebt einer mit seinem Gewehr, sie schießen von oben, von den Dächern in die Köpfe und von unten aus den Kellerfenstern in den Bauch. Der Schwindsackl bleibt plötzlich stehen und spuckt aus, Blut und einen Zahn . . . er will etwas sagen, aber schon wieder hat er den Mund voll Blut. Ein Schuß ist ihm quer durchs Mäul gegangen, und ein paar Zähn' sind schon hin.

Festgekrallt ist der Feind in jedem Haus. Man muß immer erst ein Bissel auf die Fenster passen, dann die Tür einschlagen und die Nester ausräumen.

Einmal wird's arg. Da vorne stehen am Straßenende Maschinengewehre, die streichen und klopfen zwischen den Häusern von Wand zu Wand, ist kein Zielen nötig. Und von einem Balkon macht's einer besonders toll. Der hockt hinter einem Stahlschirm und bedient sein Maschinengewehr, daß der Joffre seine Freud haben müßt'.

„Wart' Kerl, dich krieg ich", denkt der Toni Knilling.

„Lupf mi auf, Vinzenz!" Der Vinzenz fragt nicht lang, packt den Toni am Hosenriemen und lupft ihn, daß er das Balkongitter erreichen kann.

Auf einmal — au, Sakradi — da springt ihm einer auf die Hände, der Monsieur hat ihn bemerkt und tanzt ihm einen Schuhplattler auf den Fingern. Aber loslassen, Toni? Loslassen . . . Höllteufi überanand? Er reißt sich hoch, gut ist's, daß man's Klettern g'lernt hat, in die Wänd', sind einem schon auch einmal Blöck' auf die Händ' g'rollt, und man hat ausgehalten.

Mit einem Klimmzug ist der Toni oben und rennt dem Monsieur den Schädel gleich so gegen den Bauch, daß der wegtaumelt. Und eh' der Franzos sein Gewehr erreicht, ist der Toni auch schon wieder auf den Beinen, schlagt die Finger in die Faust und haut sie ihm links und rechts um die Ohren, daß ihm Hören und Sehen vergeht und er grad' nur noch sagen kann: „Pardon."

„Dös is a andere Red'," meint der Toni, „jetzt bleibst da stehen und rührst di net." Und da liegt er auch schon auf dem Bauch und streckt den Arm nach dem Hintnaus hinunter. „Geh her, Vinzenz, ich habö eunen Kriegsgefangenen gemacht und eun Maschineng'wehr g'nomma."

Der Hintnaus schwingt sich hinauf. Hinter dem Stahlschild liegen zwei tote Franzosen, die müssen jetzt Platz machen, der Gefangene wird einstweilen hinter die Front geschafft. Durch die Zimmer ist der Krieg gelaufen, hat die Betten aus den Gestellen gerissen und in die Fenster gestopft, die Spiegel zerschlagen, den Kronleuchter zertrümmert. Ein paar Tote hängen an den Fensterbrettern, halb in den Betten vergraben; ein Polster ist aufgerissen, die Federn sind herausgequollen und kleben in den Blutlachen. Eine breite Blutspur geht über den Teppich in den Winkel hinter dem Sopha. Dort hockt ein Verwundeter wimmernd, er hält ein kleines Sophapolster gegen den Bauch gepreßt, aber das Blut hat das ganze Polster getränkt und quillt zwischen verkrampften Fingern hervor. Der Kopf ist ihm gegen die Wand gesunken, und zwischen dem langgewundenen Wimmern erbricht er in kleinen Stößen Blut und grünen Schleim.

Toni reißt ein paar Türen auf. Da ist nirgends eine rechte Unterkunft für einen Gefangenen. Aber hier, diese verschwiegene Pforte führt zu dem Orte, den auch der Kaiser zu Fuß besuchen muß. „Da gehst eini, Bazi, verdächtiger", lacht er und schubst den Monsieur hinein. Dann dreht er den Schlüssel um, zieht ihn ab und steckt ihn in die Tasche.

Das Maschinengewehr . . . jetzt schnell zum Maschinengewehr!

Der Hintnaus hat einen Kriegsverstand wie ein dritter Moltke. Er hat das Gewehr schon gegen die Feinde am Straßenende gerichtet, der Toni gibt nur noch den letzten Drucker, und gleich darauf tappt der Kugelregen schon die feindliche Stellung entlang, als wäre das Maschinderl in einer kaiserlich deutschen Waffenfabrik zur Welt gekommen.

Drüben ist ein Haus angegangen. Die Flammen fressen aus dem Dach in die Nacht hinein, wedeln mit feurigen Schweifen, blecken mit blutroten Zungen.

Der Kampf tobt die Straße hinab, unaufhaltsam wogen die feldgrauen Bataillone gegen den Feind.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nur Frauenzimmer sind im Haus und zittern vor Angst. Jedesmal, wenn das Getöse des Kampfes anschwillt, schreit die Köchin auf, daß es durch alle Zimmer geht.

„Mein Gott, mein Gott . . . Wo bleibt der Papa?" jammert Frau Brosam. „Welch ein Wahnsinn, sich in den Kampf zu stürzen, welche Rücksichtslosigkeit gegen uns!"

Frau Brosam hat ihr Taschentuch mit Kölnischwasser befeuchtet und reibt ihre Stirne so heftig, daß die Haut brennt.

Madeleine ist sehr blaß und hat ihre Finger fest ineinander verschlungen, in einem Krampf, der ihr alles Gefühl nimmt. Die ganze Luft bebt von diesem entsetzlichen Lärm, die Fenster klirren unablässig. Wie Meeresbrausen schwillt der Lärm an und ab, aber es ist ein Meer von Haß und Wut, das diese brüllende Stimme hat. Wenn die Franzosen siegen, sagt sich Madeleine, so müßte sich der Lärm entfernen. Aber er entfernt sich nicht, er scheint näherzukommen. Was soll das bedeuten? Vielleicht sollen die Deutschen nur angelockt werden, damit man sie um so gewisser vernichten kann.



Unsere Marine im Weltkrieg: Im 30,5=cm=Geschützturm

Nach einem an Bord des Schiffes entstandenen Aquarell des Sonder



n eines neuen Großkampfschiffes während des Gefechts.

zeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

Denn es ist doch nicht anders möglich, als daß die Franzosen siegen.
Feuerschein fliegt herüber und liegt als dünne, rosige Haut über allen Möbeln nächst den Fenstern. „Zünde alle Lichter an, Madeleine," sagt Frau Brosam, „es ist unerträglich." Und Madeleine dreht am Schalter, daß der große festliche Kronleuchter mit einemmal allen seinen Glanz hergibt und den kranken Fieberschein des Feuers wegzaubert.

Ein wenig beruhigt diese Menge von Licht die Nerven. Frau Brosam erhebt wieder ihre Anklagen gegen den Gatten. Er ist beim Beginn des Kampfes in die Fabrik gerannt, um sie zu schützen. Was ihn das angehe, wiederholt Frau Brosam unaufhörlich, was ihn das angehe. Und ob diese Deutschen vielleicht aufhören würden zu schießen, wenn er sie höflich darum ersuche. Als ob diese Hunnen eine Rücksicht nähmen, nicht auf Gott und nicht auf Menschen nähmen sie Rücksicht.

Der Vater habe geglaubt, sagt Madeleine, daß er nun berufen sei, für die Fabrik zu sorgen, da man doch Herrn Kohlmeis gefangen gesetzt habe.

Herr Kohlmeis! Herr Kohlmeis! ereifert sich Madame Brosam, und von ihr aus könnten sie die ganze Fabrik in Grund und Boden schießen, dann wäre der Vater doch zu bewegen, nach Frankreich zu gehen . . . nur keines dieser deutschen Gesichter wollte sie mehr sehen.

Madeleine will etwas erwidern, aber in diesem Augenblicke hebt sich der Boden unter ihr, stampft unwillig und senkt sich wieder hart, etwas Grelles prallt ins Zimmer und macht den Kronleuchter zu einem Schattengebilde, und nun bricht ein Krachen herein, ein Berg von Gebrüll, aufgerissene Höllenmäuler speien stürzende Welten aus.

„Jesus!"

Madeleine ist schon am Fenster. Über den Nachtklumpen des Parkes wirft sich Lohe sengend hoch. Wirbelfetzen von Brand und Weißglut spritzen unter dem Gewölbe des Himmels. Wie eine Flüssigkeitssäule steht das Feuer in der wilden Kampfnacht, ein Springbrunnen von Flammen und Glanz.

Und jetzt hört man auch die Köchin unten in der Küche schreien, schrill, fast trillernd, und die beiden andern Mädchen heulen hinein.

„Was war das?" flüstert Frau Brosam. Plötzlich schreit sie auf: „Wo ist Pierre?"

Pierre ist auf dem Dache. Er hockt oben am Bodenfenster und schaut mit heißen Augen in das fürchterliche Schauspiel. Sein Knabenherz bebt in einem alles umwühlenden Schauer, und dabei kommt er sich furchtbar leer und beklagenswert vor, weil er nicht genau weiß, wem er den Sieg wünschen soll. Jetzt trappelt es hinter ihm, die Luise packt ihn am Bein, die Mama lasse sagen, er solle sofort hinunterkommen. Das paßt ihm wenig, denn von hier oben übersieht man das ganze brennende Rund, und unten sitzt man bei den schlotternden Weibern. Aber die Luise hält ihn fest am Bein, plappert sinnloses Zeug, weint dazwischen, er möge doch um Gotteswillen kommen, bis er trotzig und widerwillig mitgeht.

Die Mama zieht ihn an sich, da hilft kein Sträuben, küßt ihn ab, und weil sie seine schlechte Laune bemerkt, tröstet sie ihn, er sei der einzige männliche Schutz des Hauses, der Vater sei nicht da, der Kutscher, der Portier und der Gärtner seien treulos davongelaufen.

Ein schönes Amt, denkt Pierre, die Weiber zu behüten; aber ein Gefühl der Wichtigkeit söhnt ihn doch mit seiner Abberufung aus.

Draußen dröhnt etwas an den Fenstern vorbei . . . die Scheiben springen gewaltig im Rahmen. Geschütze kommen die Straße entlang im Galopp, es sind französische Geschütze, die Leute hauen auf die Pferde los wie in Angst, die Fahrer halten sich an ihren Sitzen, werden losgerissen, geschleudert, taumeln gegeneinander. Wagen kommen, dann wieder Geschütze, dann ein paar Reiter.

Madeleine hebt es das Herz. Wie sieht das aus, wie kommen die daher, aus der Stadt in die Nacht? Nicht dem Feind entgegen, sondern vom Feinde fort . . . und so ganz anders als beim Einzug vor wenigen Tagen.

Jemand schreit draußen . . . was ist denn . . .? Madeleine sieht etwas Schreckliches, sieht einen Menschen, der im hastigen Laufen zwischen einen Baumstamm und ein schweres Geschütz geraten ist und langsam zerdrückt wird. Er schreit . . . schreit, aber wie das Geschütz weiter fährt, ist es mit ihm vorbei, er sinkt hin, liegt als dunkles Bündel am Straßenrand vor des galanten Erzbischofs kunstvollem Gitter.

Ganz eisig ist es in Madeleine. Sie muß immer nach dem Toten schauen.

Plötzlich ist es, als würfe jemand ein dunkles Tuch über sie. Nacht überfällt sie, liegt auf Kopf und Schultern, ganz dunkel ist es im Zimmer geworden.

„Madeleine, Pierre . . . ja, was ist denn? Was ist denn?" wimmert die Mama in der plötzlich hereingebrochenen Finsternis.

Pierre tappt nach dem Schalter, man hört das Knipsen, zweimal, dreimal . . . „Der Strom bleibt aus", sagt Madeleine, aber sie muß alle Kraft zusammennehmen, um nicht zu weinen. Der dünne Fieberglanz des Feuers liegt wieder über Wänden und Fußboden.

„Macht doch Licht, macht doch Licht!" jammert die Mutter, die sich aus ihrem Winkel nicht zu rühren wagt. Madeleine weiß, daß auf Papas Rauchtisch eine Kerze steht. Wie sie eben mit kalten, zitternden Fingern das kleine Flämmchen weckt, schlägt es unten an das versperrte Tor.

Wieder kommt der trillernde Schrei der Köchin aus der Küche.

Pierre beugt sich aus dem Fenster, aber das Gesimse springt so weit vor, daß man nicht sieht, wer unten steht. Es ist nur sonderbar, daß der Fremde zum Haustor gelangen konnte. Wer da unten klopft, muß das Gitter überklettert haben.

Luise kommt, lautlos, mit käsig geronnener Angst im Gesicht. Ihre Zähne schlagen gegeneinander. „Es sind drei unten."

Pierre hat große, leuchtende Augen . . . nun kommt ihm das Abenteuer bis ins Haus.

„Was für drei?" fragt Madeleine, da die Mutter ganz steif und stumm geworden ist.

„Drei Zuaven. Sie wollen herein. Um Gottes willen, was sollen wir tun?"

Madeleine steht ruhig und ganz fest in sich: „Lassen Sie die Leute ein."

Das Mädchen bewegt den Kopf von links nach rechts, seine Augen sind ganz verdreht, das Weiße schimmert im Kerzenlicht opalfarben: „Gnädiges Fräulein . . . der Gärtner sagt . . ."

„Machen Sie den Leuten auf, es sind Franzosen."

Luise schleppt sich hinaus. Das Pochen unten fordert ungeduldig Einlaß, man darf die Leute nicht erzürnen, sie werden Hunger haben, sie kommen aus der Schlacht, in der sie brav gekämpft haben. Man hört sie sprechen, mit rauhen Stimmen, Madeleine öffnet die Tür, horcht hinaus.

Unten schlägt das Tor zurück, die Stimmen sind nun im Innern des Hauses, und es ist, als erfüllten sie die Luft mit üblem Geruch, die dunklen Laute kriechen wie haarige, bepelzte Tiere, wie Raupen über die Wände hin.

Die Kerze flackert im Zugwind.

„Warum hast du sie eingelassen?" flüstert Frau Brosam, und es ist, als getraue sie sich nicht mehr laut zu reden, vor diesen fremden, böse klingenden Stimmen.

„Es sind Franzosen, Mama", sagt Madeleine.

Sie geht unruhig auf und ab, tritt ans Fenster, aber sie wendet sich gleich wieder von dem Anblick der Leiche vor dem Parkgitter, an dem diese Flucht — ja, diese Flucht! — weitergeht.

Plötzlich schreit jemand unten in der Küche, schreit wie in Todesnot, aber der Schrei bricht entzwei, nur ein kurzes Gurgeln kollert in einen Abgrund von Schweigen . . . in einen fürchterlichen Abgrund, der sich auftut, und an dessen Rand die drei Menschen in dem Raume einander ansehen.

„Madeleine?"

Sie stehen alle regungslos, aus dem Abgrund steigt die schreckliche Stille wie eine dunkle Flut hinan, erfüllt das ganze Haus, sticht in Lungen und Herz.

Ist da nicht ein Tappen auf der Treppe? Kommt da nicht jemand, getragen von der dunklen Flut . . . Kein Laut. Unerträglich ist dieses Hinhorchen, dieses Warten auf das Nichts, die Folter des ganzen Menschen.

Ja, es tappt auf der Stiege, es kommt jemand über knarrende Parkette im Vorsaal, die Stille selber knackt und knarrt.

Madeleine besinnt sich. Sind es nicht Franzosen, vielleicht will man etwas von ihr, es können Verwundete sein — man muß nachsehen.

Sie öffnet die Türe, und da springt ein braunes Gesicht aus dem Dunkel. Ein langer, hagerer Mensch drängt sie in das Zimmer zurück, ein junger Kerl mit Pockengruben in der braunen Haut.

„Gute Abend", sagt er in einem gebrochenen Französisch, das hinten in der Kehle sitzt. Er grinst, blanke Zähne wetterleuchten, schwarze Augensterne stechen aus bläulichem Weiß.

„Was wollen Sie?" fragt Madeleine. „Womit kann ich Ihnen helfen?"

Der Afrikaner lacht, er schaut im Zimmer umher. „Schöne Haus", sagt er.

Madeleine sieht alles sehr genau. Es ist notwendig, fest zu bleiben und dem Menschen seinen Willen zu tun, denn er hat etwas aus der Schlacht mitgebracht. In seinem Gesicht sitzt ein böses, tückisches Flackern, sein brutaler Mund kaut in breiter Gier, seine Augen sind wie scharfe Messer.

Hinter dem Mann ist ein zweiter eingetreten, ein stämmiger Mensch, mit einem ganz stumpfen Gesicht voll zorniger Ungeduld.

„Was wollen Sie?" fragt Madeleine, und ihre Stimme ist wie losgelöst von ihrem Körper. Da steht plötzlich Pierre vor ihr . . . von einem unklaren Rittergefühl zu seinem Schützeramt berufen, er streckt den Arm aus und sagt fest und erbittert: „Was wollen Sie hier? Gehen Sie hinunter!"

Der stämmige Afrikaner grinst einen Augenblick, dann fällt mit einem jähen Aufzucken seine Faust gegen Pierres Schläfen, daß das Kind wegknickt, fällt, liegenbleibt.

Madeleine springt ans Fenster. Hinausschreien, um Hilfe schreien, draußen sind Franzosen, draußen ist die Kultur, die Kraft, die Menschlichkeit . . . Schutz gegen die Tiere.

Aber der lange Kerl reißt sie zurück, die Knochen krachen ihr im Leib, keuchend weht sein Raubtieratem an ihrem Mund, seine Umschlingung nimmt ihr die Besinnung, Nacht fällt ein . . . ein Schrei erstickt im Dunkeln . . .

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Kurzes Glück. Von Georg Ruseler.

Ein Sommertag, so hell die Flur;
Eine Wolke stand am Himmel nur.
Er sprach zu mir so lieb und traut —
So ward ich Braut.

Da mußt' er fort in Feindesland,
Vor dem Pfarrer gab ich ihm die Hand.
Ich war in Weiß und er in Grau —
So ward ich Frau.

Und als im Feld er lag, da schrieb
Er einen Brief so gut und lieb.
Nun sagt eine Karte kurz und hart —
Daß ich Witwe ward.

O du, den ich kaum geherzt noch hab',
Nun liegst du tief im kühlen Grab!
Find' ich's, drei Rosen pflanz' ich ein
Und denke dein.

Mit den Schippern in Rußland und Frankreich.

Von Walther L. Fournier, Leutnant und Kompagnieführer.

Wer hat vor dem Kriege an Armierungssoldaten gedacht? Kein Mensch. Und als die ersten in Eile zusammengestellten Kolonnen hinauszogen ins Feld, mit Beilpike und Spaten bewaffnet, wer hat da nicht gelächelt, als er dem „ungedienten, unausgebildeten“ Landsturm auf den Straßen begegnete — Schippern — das Wort war schnell geprägt, und ein bißchen Hohn, ein bißchen Spott, ja selbst ein klein wenig Verachtung schwang im Unterton mit, wie beim Train, Kolonne Brrr, der braucht ja keine Fahne nicht, so nun bei den Schippern, schipp, schipp, hurra!

Vielen wird das Lächeln dann vergangen sein, als sie sich bald selbst bei den Schippern wiederfanden, und sie werden wohl die ersten gewesen sein, die sich nachher bei andern das Lächeln verbaten. Die Armee lächelt schon längst nicht mehr über die Schipper, sie hat am eigenen Leibe erfahren, was sie wert sind, und genau so wie sich früher die kämpfende Truppe sehnsüchtig nach der Artillerie umsah — „Wo zum Donnerwetter bleibt sie denn, wir können's ja allein nicht machen“ — genau so sehnt sie sich jetzt nach den Schippern, wenn's brenzlig wird, und sie atmet erleichtert auf, wenn sich die Armierungskolonnen zum Schanzen entwickeln und über Nacht in unglaublich kurzer Zeit meilenweite Schützengräben und Drahtverhaue aus der Erde zaubern.

Das Heer der Armierungssoldaten ist heute enorm; genaue Zahlen kann man nicht angeben, ist's keine halbe Million, so ist's eine viertel und mehr doch sicher. Und zum mindesten das eine Gute wird es bewirkt haben: dienstuntaugliche Männer wird es in Deutschland nach dem Frieden nicht mehr geben, seinen dreimonatlichen Dienst bei den Schippern wird ein jeder durchzumachen haben.

Mir als altem Kavalleristen war's auch recht bitter, als ich nach freiwilliger Stellung bei der Mobilmachung erst monatelang warten mußte und mich dann eines schönen Morgens als Kompagnieführer bei einer Armierungskompagnie wiederfand. Heute ist's mir nicht mehr leid, die Truppe ist mir ans Herz gewachsen, in zwölf langen Kriegsmonaten haben wir manch sonnigen Tag, viele fröhliche Nächte, aber auch schwere Wochen und Monate zusammen durchgemacht, Freud und Leid hat uns fest zusammengekittet, und wenn wir vielleicht auch keinen der bösen Feinde mit eigener Faust erschlagen haben, so kann das Vaterland doch stolz auf seine Schipper sein, in zäher, aufopferungsfreudiger Arbeit, im Pfeifen der Kugeln und Krachen der Granaten haben sie den eisernen Ring geschmiedet, den so leicht kein russischer Mordbrenner, kein französischer Prahlhans und kein englisches Lügenmaul sprengen wird.

Es war eine toll zusammengewürfelte Schar, mit der ich Anfang Dezember in Russisch-Polen einzog. Berliner Jungens, helle Sachsen, sture oberschlesische Polacken, Jünglinge von der Waterkant, echte Mecklenborger und selbst ein grober Bayer befanden sich unter ihnen. Von militärischem Schliff, Drill oder gar von Disziplin hatten die Leute natürlich keine Ahnung. Eine kriegsstarke Kompagnie beträgt sonst 250 Mann, und diese unter einen Hut zu bringen, ist schon keine Kleinigkeit. Unsere Kompagnien waren 500 Köpfe stark; wahrhaftig, lieber will ich einen Sack Flöhe hüten als noch einmal mit einer solchen Rasselbande losziehen. Gleich am ersten Tage begann der Tanz. Da waren studierte Leute, Mediziner, Doktoren phil., Referendare und Professoren; hier die Creme der Hochfinanz, Fabrikbesitzer, Bankbeamte, Kommerzienratssöhne und Rentiers; neben dem Rittergutsbesitzer stand der Kutscher, Arbeiter und Ackerbauer; auch das leichte Völkchen der Künstler fehlte nicht, Bildhauer, Maler, Musikstudenten, Sänger, Tänzer, Zirkusreiter und Akrobaten. Mit sorgenvoller Stirn hatte ich mich in die Listen vertieft; du lieber Himmel, war das eine buntscheckige Gesellschaft, da hieß es zunächst mal Kameradschaft einpauken! Ich versammelte also meine Schäflein um mich und hielt ihnen eine zündende Ansprache. Ich glaube, sie war gut, obwohl sie von Gemeinplätzen wimmelte, und als ich dröhnend schloß: „Der Kaiser kennt keine Parteien mehr, ich auch nicht, ich kenne auch keine Religionen und keine Berufe mehr, ihr seid für mich nur Deutsche, und wir haben nur ein Vaterland, und für das wollen wir kämpfen, für das wollen wir schanzen und sterben! Das Vaterland hurra!“ — da brüllten sie alle wie ein Mann dreimal „hurra“ und empfingen dann mit großer Begeisterung ein jeder seinen Spaten und seine Pike. Sand und Steine flogen nur so durch die Luft, und ein abzuholzendes Wäldchen brach im Umsehen krachend in sich zusammen.

Aber am Abend, als ich mit meinem Feldwebel über den diversen Listen saß und wichtiger Beratung pflog, entstand ein immer mehr anschwellendes Stimmengemurmel vor meinem Quartier, und schon meldete mir mein Bursche einen meiner Leute.

„Nun, was haben Sie auf dem Herzen?“ begrüßte ich ihn freundlich. Er hielt mir seine beiden Handflächen vor die Augen, ohne einen Ton zu sagen. Das war auch nicht nötig, daß er die Hände voller Blasen hatte, sah ein Blinder.

„Ich bin Musikstudent,“ meinte er beschwörend, „mit der Geige kann ich den ganzen Tag arbeiten, da bekomme ich keine Blasen, aber graben, das kann ich nicht.“

„Schön, mein Sohn,“ beschwichtigte ich ihn, „dann können Sie morgen helfen den Wald wegschleppen, der stört das Schußfeld und muß beseitigt werden.“

Befriedigt zog er ab. Kaum war er draußen, erschien auch schon Nummer zwei.

„Und wo fehlt's bei Ihnen?“ fragte ich.

„Ach Gott, Herr Leutnant,“ jammerte er, „ich möchte ja gerne arbeiten, aber ich kann's doch nicht, ich bin das doch gar nicht gewöhnt.“

Ich zuckte mit den Achseln. „Lieber Freund, wenn das nun alle meine 500 Leute sagen wollten, wo kämen wir denn da hin! Da hätten wir ja gar nicht loszureisen brauchen. Was sind Sie denn sonst im Zivilberuf?“

„Landschaftsmaler“, meinte er kleinlaut.

„Maler!“ stöhnte ich, „mit dem Pinsel kann man freilich keine Gräben graben“, und ich wandte mich zum Feldwebel: „Wissen Sie vielleicht irgendeinen Posten für den Mann?“

Der stützte das Kinn gedankenvoll in die Hand und besah sich mit kritischen Augen den Malerknaben, dann grinste er flüchtig und sagte lächelnd: „Wir könnten ihn vielleicht in der Küche beschäftigen, Kaffee mahlen.“

„Ausgezeichnet,“ rief ich, „natürlich muß der Kaffee mahlen, das schlägt ja in sein Fach; da können Sie den ganzen Tag mahlen, für 500 Mann werden Sie das allein gar nicht schaffen, und wir können dabei unsere ganze Malerkolonie sachgemäß beschäftigen.“

Der Maler verließ vergnügt meine Stube und machte einem dritten Platz: „Ich b—b—bitte im Interesse meines B—B—B—Berufes, mich u—u—untersuchen zu lassen, ich mu—muß m—m—m—mir w—w—was weggeholt ha—ha—haben — —“

Himmel, der stotterte ja sinnverwirrend.

„Gehen Sie morgen zum Doktor,“ sagte ich laut, „der kann Sie untersuchen. Was ist denn Ihr Beruf?“

Dabei sah ich zur Erde, denn wenn man einen Stotterer ansieht, wird er überhaupt nicht fertig.

„Ich b—b—bin O—O—O—Opernsänger“, ächzte er.

Donnerwetter, nun mußte ich aber doch lachen. „Mensch, von Ihnen möchte ich mal 'ne Arie aus Lohengrin hören; stottern Sie denn dabei auch?“

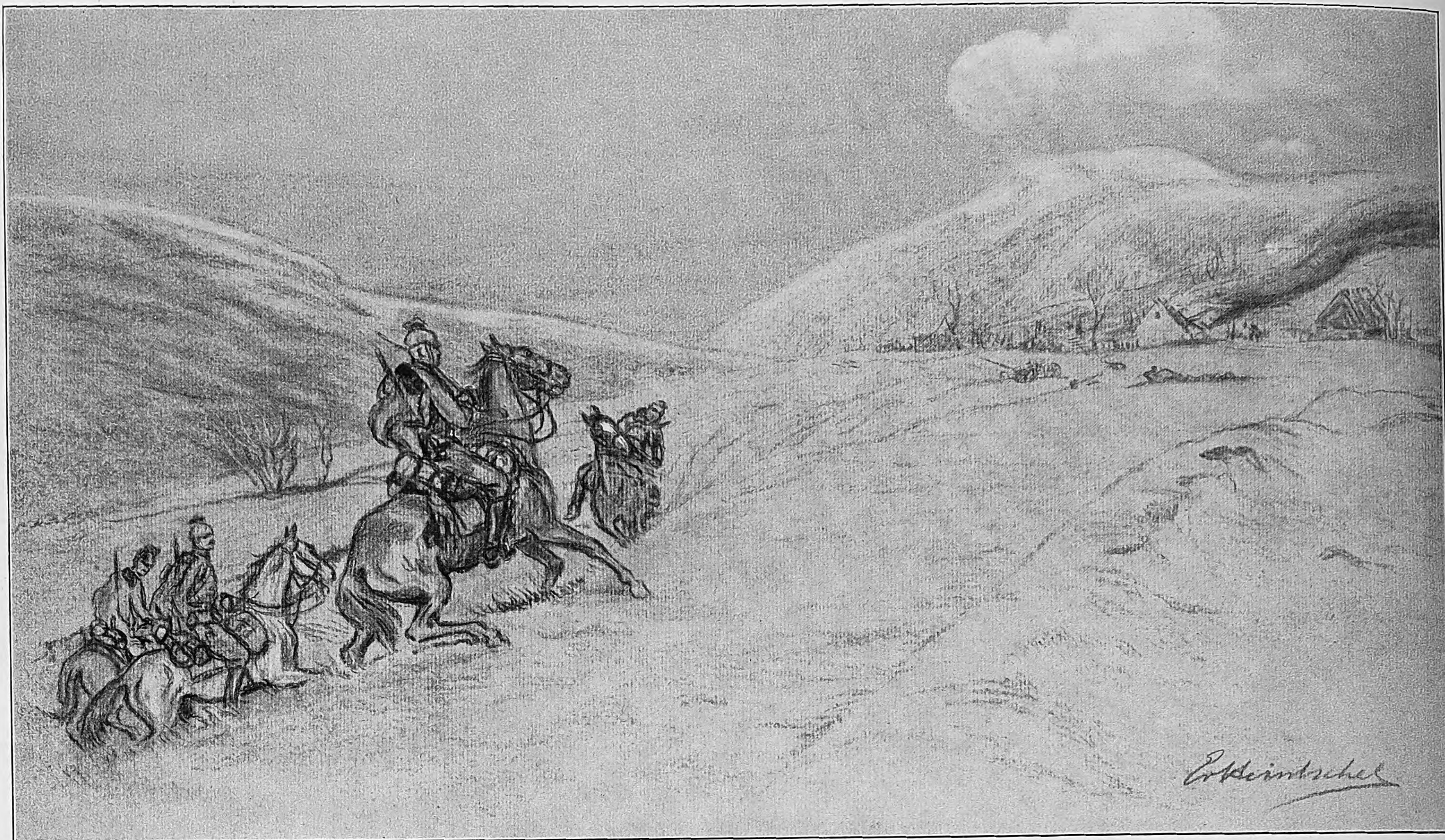
„B—b—beim Singen sto—sto—to—tottere ich ga—ga—gar nicht“, sagte er stolz.

„Schön, also gehen Sie morgen zum Arzt;

Der Landeschef von Bosnien und der Herzegowina General der Infanterie St. v. Sarkotic, der Oberbefehlshaber einer in Montenegro operierenden österreichisch-ungarischen Heeresgruppe, mit seinem Generalstabschef.

Ankunft des österreichisch-ungarischen Trains in Plewlje. (Phot. Az Est, Budapest.)

Vom Kriegsschauplatz in Montenegro.



Ulanenpatrouille im Schrapnellfeuer.

Beobachtungspatrouille der 7er Dragoner.

Die österreichisch-ungarische Kavallerie während der Kämpfe in den Karpathen. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Eduard v. Heintschel.



Bulgarische Artilleriekolonne beim Passieren einer serbischen Ortschaft.

und nun kann noch einer reinkommen, sagen Sie draußen, dann ist Audienzenschluß für heute, ich habe noch mehr zu tun."

Da stand der letzte schon und sah mich bittend aus braunen Augen an. „Nun?"

„Ich möchte um fünf Tage Urlaub nach Berlin bitten", flüsterte er leise. Ich starrte ihn verständnislos an: „Urlaub? Nach Berlin? Sie sind wohl verrückt, da kommen wir ja gerade her. Seien Sie doch froh, daß Sie weg sind, was wollen Sie denn schon wieder da?"

„Ich will mich kriegstrauen lassen."

„Kriegstrauen will er sich lassen," wiederholte ich fassungslos, „erbarm' dich doch, warum haben Sie denn das nicht vorher gemacht?"

„Es war doch keine Zeit," meinte er trübe, „heute kam die Einberufung, und morgen ging 's schon los."

„Na ja, das ist nun mal so im Kriege," sagte ich begütigend, „aber warten Sie doch ab bis Weihnachten, das Kriegstrauen eilt doch nicht, oder Ostern, dann kann man vielleicht ein paar Tage Urlaub geben."

„Es eilt doch," sagte er trocken, „Weihnachten ist's schon zu spät."

„Zu spät?" Ich sah ihn fragend an.

„Na ja, es ist doch schon so weit", war die verlegene Antwort. Ach so, nun verstand ich erst. Der Fall war also dringend, und der Feldwebel mußte sich den Mann notieren. Bedeutend erleichtert zog er ab, und — es ist mir auch schließlich geglückt, ihn noch rechtzeitig kriegstrauen zu lassen. Aber einfach war die Sache wirklich nicht.

In dieser Weise also endigte der erste Tag, und genau so fing der nächste wieder an; von meinen 500 Leuten hatten mindestens 499 ein Privatanliegen an mich, und damit kamen sie zu jeder Tageszeit angekrochen, bis auch mir sanftmütigen Menschen endlich die Geduld riß. Ich warf sie alle raus und erklärte, daß der Weg zu mir nur über meinen Feldwebel ginge. Dort waren alle Anliegen anzubringen, und was er der Erwähnung wert hielt, konnte er mir bei seinem täglichen Vortrag melden. So wurde ich die Störenfriede los und hetzte sie dem Feldwebel auf den Hals, und der schließlich wird wohl Mittel und Wege gefunden haben, sie sich ebenfalls vom Leibe zu halten. —

Vom Kriege selbst merkten wir zunächst nicht allzuviel. Wir lagen weitab hinter der Front in kleinen polnischen Nestern, hörten nur von ferne das Rollen des Geschützfeuers, sahen nach der einen Seite Gefangenentransporte und nach der anderen Munitions-, Proviant- und Truppenzüge den Ort durchqueren und führten im übrigen ein beschauliches Dasein. Am Tage wurde geschanzt und geschuftet, daß meinen verwöhnten Jüngelchens die Schwarte knackte, dafür wurde an den langen Winterabenden aber auch mancherlei Kurzweil getrieben; da gab es einen Sängerchor, der mit trefflich geschulten Stimmen vierstimmig die prachtvollsten Lieder sang und nur von unserer Kammermusikkapelle übertroffen wurde. Diese wiederum bestand aus wirklich guten Künstlern, die Klavier, Geige, Cello, Hand- und Mundharmonika, Trompete und Pauke mit wahrer Virtuosität meisterten. Dem Trommler- und Pfeiferkorps andererseits war eine Radaukapelle angegliedert, deren selbstangefertigten Instrumente ihresgleichen suchten und einen Ehrenplatz im Zeughaus verdienten; der Clou war eine Teufelsgeige, bestehend aus einer großen Blechkonservenbüchse, über die vier Saiten Armierungsdraht gespannt waren, oben gekrönt mit breiten, lose hängenden Blechdeckeln, die bei jeder Bewegung schauerlich rasselten. Die dazugehörige Pauke war eine mit einem Kalbfell überspannte große Tonne, auf der jeder Hieb fürchterlich dröhnte.

Wenn wir in unserem Kasino Gäste hatten oder ein Fest feierten, mußte zunächst während des Festessens die Kammermusik konzertieren, zum Kaffee traten die Solokünstler an, der Stotterer sang seine Arien, ein Tenor schmetterte „die letzte Rose", Herr Meyer deklamierte den „Haß an England", und zwei Clowns applizierten sich mit großer Virtuosität Ohrfeigen auf sämtliche Körperteile; zur Fidelitas erst trat die Radaukapelle auf den Plan, sobald sie nur eine halbe Stunde gespielt hatte, verließ selbst der taubste Gast unter Protest das Lokal.



Marktleben in Nisch nach der Besetzung des Ortes durch die Bulgaren.

Im Laufe der Wochen und Monate kam jeder Beruf in meiner Kompagnie zur Geltung, und kein Mensch konnte sich über nicht individuelle Behandlung beklagen. Die Schriftsteller, Professoren und Gelehrten wurden in der Kompagnieschreibstube beschäftigt; der Wanderprediger vom Bund der Landwirte und der Landbriefträger wechselten sich als Ordonnanzen zum Bataillonsstab ab, um ihn zu erreichen, mußten sie täglich 10 km über Land wandern, das schlug ja in ihr Fach; die Rittergutsbesitzer, Gärtner und Ackerbürger mußten die Böschungen der Schützengräben mit Gras besäen und in ihren Mußestunden unseren Kasinogemüsegarten hegen und pflegen; die Mediziner mußten die täglich sich krank meldenden Drückeberger verarzten, Lausesalbe und Rhizinus spielten dabei eine große und äußerst schnelle Heilung bringende Rolle, und nur in ganz hartnäckigen Krankheitsfällen war es nötig, den Patienten zum approbierten Zahnarzt zu schicken, der aller Übel Keim in irgendeiner Zahnfistel entdeckte, die sofort durch seine „von keiner Sachkenntnis getrübte" Hand entfernt wurde. Die Gastwirte und Kellner leisteten Großes in unserer Kompagniekantine; als Rechnungs- und Kassenführer fungierte ein Kommerzienrat, und der ihm beigegebene Bankbeamte ist uns nicht einmal mit der Kasse durchgegangen. Bildhauer, Maler und Dichter wetteiferten an der künstlerischen Ausstattung der Unterstände, sie wurden mit den in Lehm geformten Büsten von Hindenburg, Mackensen und anderer Heerführer geschmückt; Schlachtengemälde bedeckten die Wände abwechselnd mit wahrhaft formvollendeten, klassischen Gedichten, und sollten jemals unsere Feldgrauen die von uns ausgebauten Stellungen beziehen, was allerdings in diesem Kriege wohl nicht mehr eintreten wird, so werden sie ihre Freude haben und kaum von Langerweile geplagt werden.

Wenn auch unser höchster Vorgesetzter, genannt „der blutige Meyer", uns gewaltig auf der Pelle saß und seine Grobheit



Transport gefangener Serben in der strengen Winterkälte.

Unsere bulgarischen Verbündeten im Kriege gegen Serbien.

nunmehr auch weit über die russische Grenze bekannt sein dürfte, was konnte er uns anhaben: wir hatten ja stets ein reines Gewissen, Arbeit und Pflichterfüllung ging uns über alles, er mochte kommen, wann er wollte, immer fand er unsere Kompagnien einschließlich der Kompagniechefs in regster Tätigkeit, es gab beinahe nichts zu tadeln.

Kein Wunder, daß man sich da hin und wieder auch mal nach etwas Zerstreuung sehnte. Für mich als alten Weidmann war das leicht, denn die Jagd ist in dem größten Teile Russisch-Polens bekanntlich sehr gut. Kaum aber prangte der erste selbstgeschossene Hase auf unserer Tafel, so packte sämtliche Anwesende sofort gleichfalls der Jagdteufel, ich mußte sie mitnehmen, ich mochte wollen oder nicht. Das ist nun eine etwas zweischneidige Sache, denn zum Jäger gehört außer der Flinte und der Passion auch noch eine ganze Masse Geschicklichkeit und Erfahrung. Ich habe schon manchen zum Jäger erzogen, immerhin sehr viele sind es nicht, die meisten



Die anläßlich des Besuchs des Königs Ferdinand von Bulgarien in Nisch von den Einwohnern der Stadt errichtete Ehrenpforte.

Auf mein Konto kam ein halbes Dutzend Hasen und ein paar Karnickel, das war alles. Schon unterwegs auf dem Heimweg nach unserem Kasino, wo der Tag würdig beschlossen werden sollte, plagte mich der eine Kompagnieführer (wir nannten ihn Monsieur Chapeau), ich möchte ihm doch einen von meinen Hasen schenken. Natürlich reagierte ich sauer, Hasen waren dazumal eine rare Sache, in der Heimat herrschte Fleischnot und Teuerung, was ich nicht selbst für das Kasino brauchte, schickte ich also immer an die Lieben daheim. „Na, denn nicht,“ sagte er schließlich verärgert, „wie kann man bloß so ungefällig sein!“ Auf diese Grobheit antwortete ich kein Wort, sondern pfiff mir vergnügt ein Liedchen; der kroch mir heute sicher auf den Leim, das gab noch einen Spaß. Zu Hause angekommen, ließ ich sofort den einen Hasen sachgemäß präparieren — wozu hatte ich denn einen gelernten Präparator, noch dazu von Otto Bock, Berlin, in der Kompagnie — der ging auf meine Anregungen glänzend ein. Der

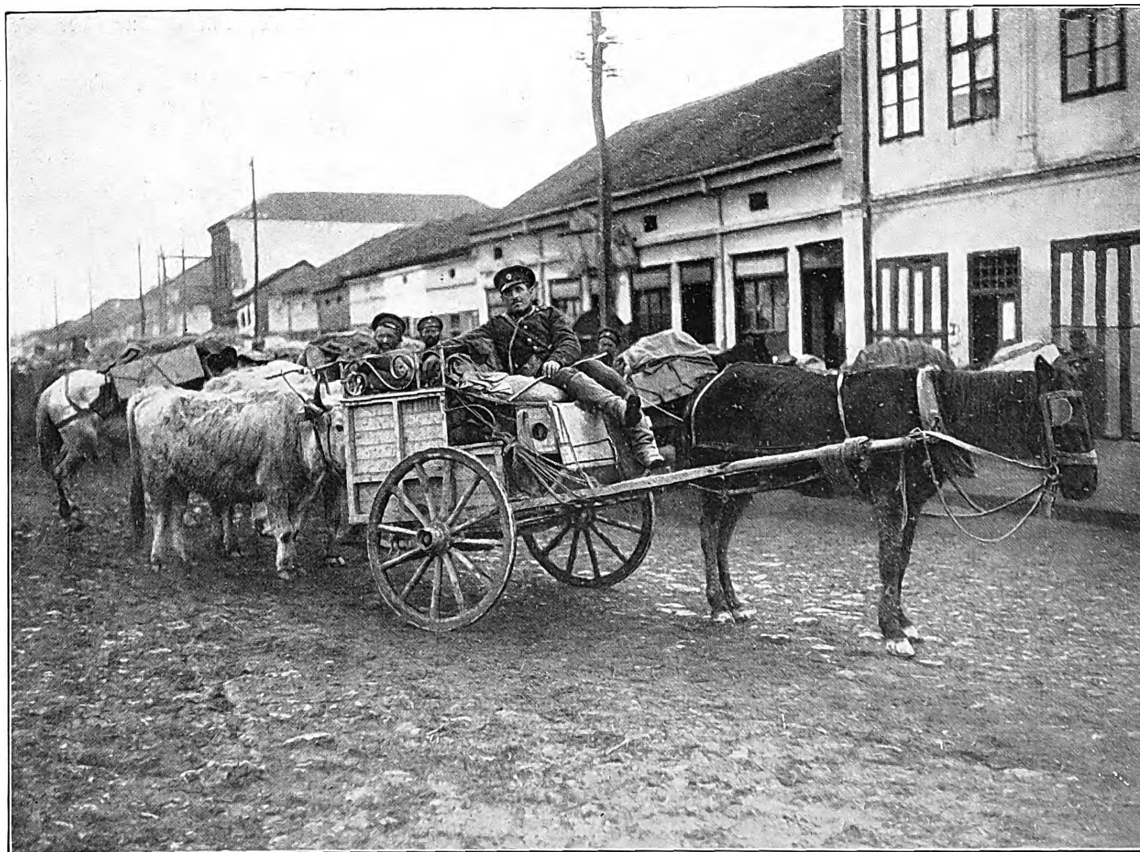


Weintransport.



Auf Tragtieren verladene bulgarische Feldküchen.

blieben Dilettanten. Ich habe aber auch sehr viel Ulk dabei gehabt, und das war in diesem Falle ausschlaggebend. Der Krieg ist an sich schon ernst genug, man muß ihm auch einige heitere Seiten abzugewinnen suchen. Eines schönen Sonn- und Feiertags also zogen wir los. Freiwillige Treiber hatten sich mehr als zuviel gemeldet, und unter meinen Jagdkumpanen waren sämtliche Kompagnieführer vertreten. Ihre Waffen waren etwas vorsintflutlich, aber was schadete das? Sie möglichst weit auseinanderzustellen, damit sie sich gegenseitig kein Leid antäten, war bei mir ausgemachte Sache; was dem einzelnen selbst passierte, wenn ihm die Knarre um die Ohren flog, war ja schließlich seine Privatangelegenheit. Mit dem Verlauf der Treibjagd, bei der das Frühstück nicht die unwichtigste Rolle spielte, will ich den Leser nicht langweilen, es knallte ganz wacker, aber kein einziger von den neuen Jüngern der Diana brachte eine lebende Kreatur zur Strecke.



Bulgarische Feldpost auf der Hauptstraße einer serbischen Ortschaft.

Hasenbalg wurde seines Inhalts beraubt, dafür mit Steinen, Holzwolle, Verbandwatte und feuchtem Lehm gefüllt und fein säuberlich wieder zugenäht. Selbst ein Kenner hätte den Braten nicht gerochen. Mein Freund, der Chef der 2. Kompagnie, wurde ins Vertrauen gezogen, er sollte den Monsieur Chapeau so lange hetzen, bis er mir den Hasen stahl; für den war das natürlich Wasser auf die Mühle. Das Jagdessen verlief sehr angeregt, die Kapellen taten ihre Schuldigkeit, und das Jagdtrinken zog sich in die Länge. Der erste, der plötzlich aufbrach und nach Hause fuhr, war Monsieur Chapeau, und richtig — er hatte mir den präparierten Hasen gestohlen! Wir freuten uns unmenschlich ob dieses gelungenen Streichs und überlegten hin und her, was der Mann wohl mit dem Hasen machen würde; der eine meinte, er schickt ihn nach Hause an seine Frau, ein anderer war der felsenfesten Überzeugung, daß er ihn allein höchst eigenhändig

Unsere bulgarischen Verbündeten im Kriege gegen Serbien.



Marschall Liman v. Sanders.

Hubertusjagd auf Gallipoli. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von dem Kriegsmaler Georg Wagenführ.

auffressen würde, die Mehrzahl aber und auch ich glaubten, daß er uns sämtlich zu einem Festessen, wobei der Hase auf der Tafel prangen sollte, einladen würde.

Nun, damals kannten wir den Mann noch nicht, die Sache kam ganz anders. Sämtliche Kompagnieführer waren ins Bataillonsstabsquartier gebeten, wo der Zahlmeister mit ihnen konferieren wollte. Die Geschichte war sehr langweilig, das weiß ich noch ganz genau, für Zahlen- und Geldmenschen habe ich immer wenig übrig gehabt. Endlich war das Dienstliche erledigt, und wir saßen beim Frühstück, als plötzlich eine Ordonnanz erschien und Herrn Chapeau zum Bataillonskommandeur befahl. Dessen Gesicht verklärte sich, stolz warf er sich in die Brust, machte sich umständlich fertig und schritt säbelklirrend hinaus.

„Was ist denn los, was will er denn von ihm?“ so fragte alles durcheinander. „Ach,“ meinte da der eine, „ich glaube, der Monsieur Chapeau, der schustert sich ein bißchen oben, er sitzt ja alle naselang beim Kommandeur.“

„Komische Käuze das,“ brummte ich, „gehe nicht zu deinem Fürscht, wenn du nicht gerufen wirscht.“

Pfui Deubel, und da war dieselbe Ordonnanz und befahl auch mich zum gestrengen Kommandeur. Gleichmütig stampfte ich hinüber und grübelte: Na, was hast du nun wohl wieder ausgefressen! Ich trat ins Zimmer und meldete mich. Donnerwetter, die machten ja beide mächtig dienstliche Gesichter, nach Verteilung von Eisernen Kreuzen sah nun das gar nicht aus.

„Sagen Sie mal,“ begann der hohe Vorgesetzte, „da hat sich einer einen sehr unpassenden Scherz mit mir erlaubt. Wissen Sie etwas davon?“

Ich schüttelte verdutzt den Kopf: „Keine Ahnung, Herr Major, das muß wohl ein Irrtum sein.“

„So, ein Irrtum,“ grollte der Major und sah mich durchbohrend an, „kennen Sie das?“ Und mit schnellem Griff zog er einen Hasen aus der Versenkung und hielt ihn mir unter die Nase.

„Natürlich, das ist ein Hase“, sagte ich schlau.

„Ein Hase, jawohl,“ knurrte der Major ungnädig, „aber kennen Sie gerade diesen Hasen?“

Ich nahm ihn vorsichtig in die Hand und kniff ihm mit Kennermiene in die Weichen. Au verflucht, dachte ich verbrecherisch, daß der Spaß so riesige Dimensionen annehmen würde, hätte ich ja nicht zu ahnen gewagt, das Ding ist ja unbezahlbar. Dann sagte ich laut und frech nach weidlicher Befühlung des Korpus delikti: „Freilich kenne ich ihn, Herr Major, das ist ja mein Hase, aber wie kommt denn der hierher?“ Und mein ganzes Gesicht war ein großes Staunen.

Der Major, vor Zorn ganz blaß im Gesicht, erwiderte kalt: „Nun, der Herr Kompagnieführer Chapeau hat ihn mir vorgestern mit einem höflichen Brief übersandt, ich



Dschemal-Pascha (×),

der erfolgreiche Führer der türkischen Truppen in Mesopotamien, mit seinem Stabe.

möchte ihn mir gut schmecken lassen; ja, meine Herren, das geht entschieden zu weit — — — ich — — —“

„Pardon, Herr Major,“ unterbrach ich ihn lachend, „ich kann die Sache nunmehr aufklären“, und mit kurzen Worten erzählte ich den Hergang. „Daß sich der Herr Chapeau mit diesem Hasen beim Herrn Major schustern wollte,“ schloß ich unbekümmert, „konnten wir ja nicht ahnen, aber ich werde die Geschichte mit einem richtigen Hasen umgehend wieder gutmachen.“

Der Major überlegte eine Weile, dann zog auch über seine verwitterten Züge ein gnädiges Lächeln — so richtig hat er den Spaß auch damals wohl noch nicht verstanden, und wir waren in Gnaden entlassen.

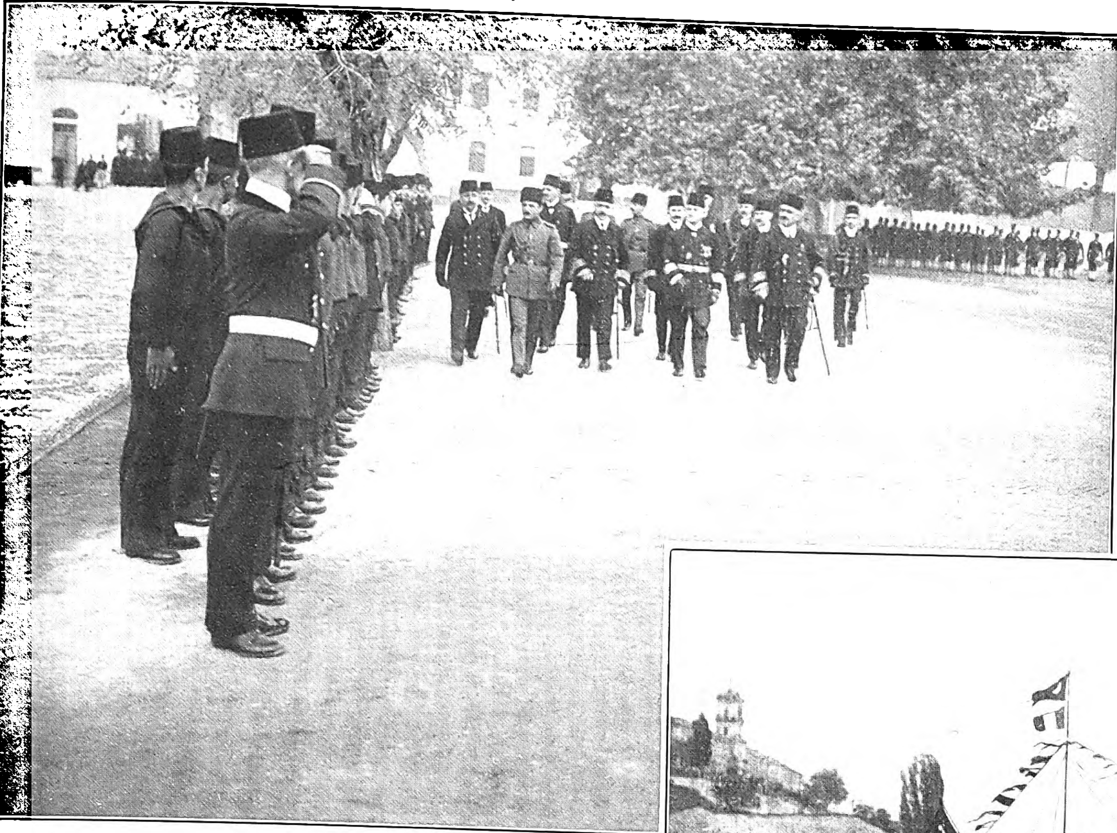
„Siehst du, Monsieur Chapeau,“ sagte ich auf der Treppe grinsend, „das kommt von der Schusterei! Ich habe mal einen Leutnant gekannt, der schickte seinem Eskadronchef im Manöver jeden Tag ein Blumensträußchen aufs Zimmer, und als die Blumen alle waren, jeden Tag ein Körbchen mit Obst; und was meinen Sie, was er damit erreicht hat?“

„Na?“ fragte Chapeau.

„Nach dem Manöver fand er sich beim Train wieder. Denken Sie mal an; Schipper gab's damals nämlich noch nicht.“

Chapeau knurrte irgendeine Niederträchtigkeit in seinen Bart und verschwand; auf meinen Jagden habe ich ihn hinfüro nicht mehr gesehen! Solche und ähnliche Kurzweil vertrieben uns die Zeit, und wir hatten dabei fast vergessen, daß wir im Kriege waren, wenn nicht plötzlich eine rauhe Hand in unser friedliches Idyll roh hineingegriffen hätte. Über Nacht kam der Befehl zum Abmarsch, und 24 Stunden später sauste das Bataillon gen Osten ein paar hundert Kilometer näher an die Front. Hatten wir bisher nur an den Trümmern der Stadt Kalisch gemerkt, wie der Krieg in seiner übelsten Form aussah, bald konnten wir, in den zusammengeschossenen Dörfern des Schlachtfelds von Brzeziny einquartiert, weitere und eingehendere Kriegsstudien machen. Das Geschützfeuer von der Bzura- und Rawkalinie war Tag und Nacht ununterbrochen ganz in der Nähe zu hören, wirkliche unverfälschte Kriegsbilder zeigten sich wie im Kaleidoskop. Und auch hier, kaum warm geworden, wurden wir wieder in die Bahn verladen — wo Hindenburg und Mackensen mit eisernen Fäusten den Russen an die Gurgel packten, war keine Gefahr mehr — unaufhaltsam ging es nunmehr drei Tage und drei Nächte gen Westen.

Was wir dort erlebten und durchmachen mußten, war die Kehrseite der Medaille. Dörfer, Städte, Häuser als Quartiere gab es nicht mehr, in dumpfen und feuchten Unterständen und Erdhöhlen eng zusammengepfercht, lagen wir Wochen und Monate. Die Läuse, die wir in Rußland kaum kennenlernten, wurden uns hier ebenso wie Tausende von Mäusen und Ratten vertraute Haustiere. An Kaufen oder Requirieren von Hühnern und Eiern, Kälbern und Schweinen, an Fangen von Krebsen und Suchen von Kibitzeiern oder Morcheln war in Frankreich nicht mehr zu denken. Zwei Tage nach unserer Ankunft deckten uns die Franzosen mit Granaten und Schrapnells so zu, daß uns Hören und Sehen verging; und dann hieß es, schanzen in den vordersten Linien, fast nur bei Nacht, beim lieblichen Pfeifen der Gewehrkugeln und dem



Der türkische Kriegsminister und Vizegeneralissimus Enver-Pascha (×) schreitet mit Admiral Souchon (××) nach der Umtaufe des erbeuteten französischen Unterseeboots „Turquoise“ die Front der aufgestellten türkischen Marinesoldaten ab.

Die türkische Marine im Weltkrieg.

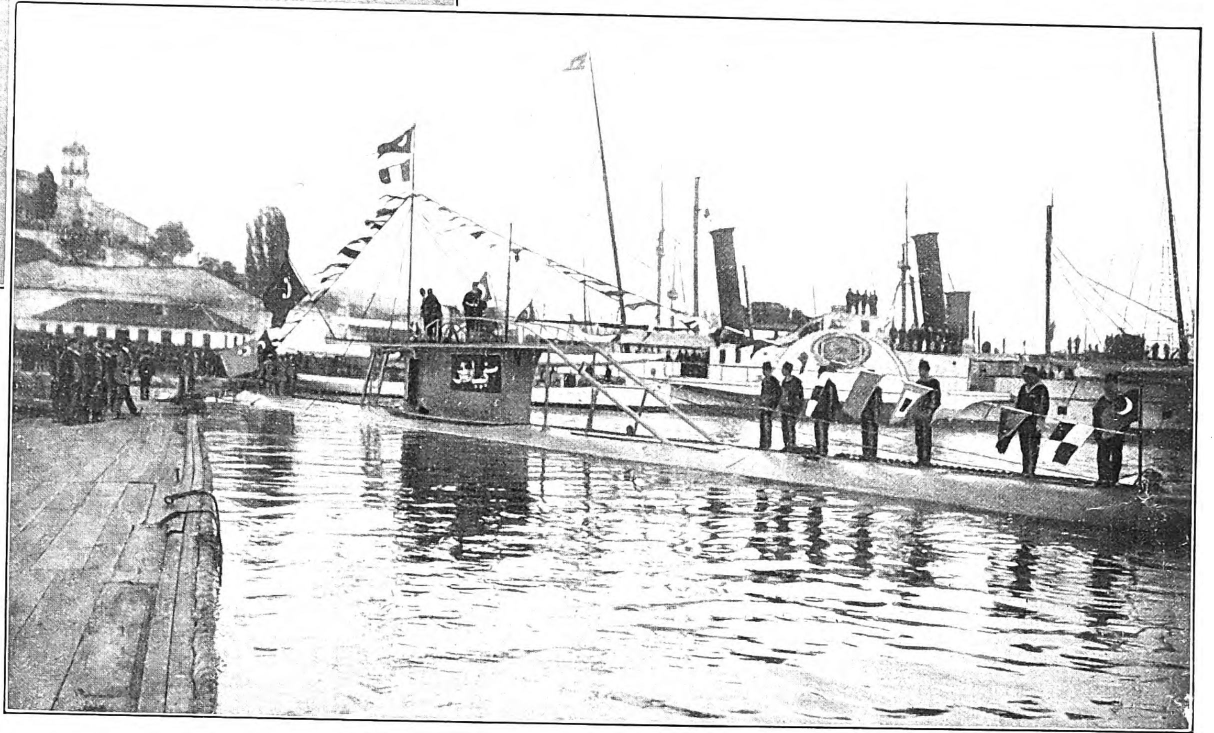
unheimlichen Heulen, Sausen und Krachen grober und gröbster Kaliber. Durch Monate lag ich mit meiner Kompagnie im Waldlager auf der Höhe in der Champagne vor Reims, und während dieser ganzen Zeit lag unsere Höhe ständig unter schwerem Granatfeuer. Die große Champagneschlacht im September—Oktober an kritischster Stelle zu erleben, war uns vergönnt, und das berühmte 72stündige Trommelfeuer war auch auf uns gemünzt. Manch braven Kameraden haben wir in feindlicher Erde gebettet, und viele schmerzliche Lücken klafften in unseren Reihen. Aber die dreizehn Eisernen Kreuze, die ich bisher in meiner Kompagnie verteilen durfte — wofür sie es erhalten haben, sie wissen es wahrhaftig, meine braven Schipper!

Rudolf Eucken.

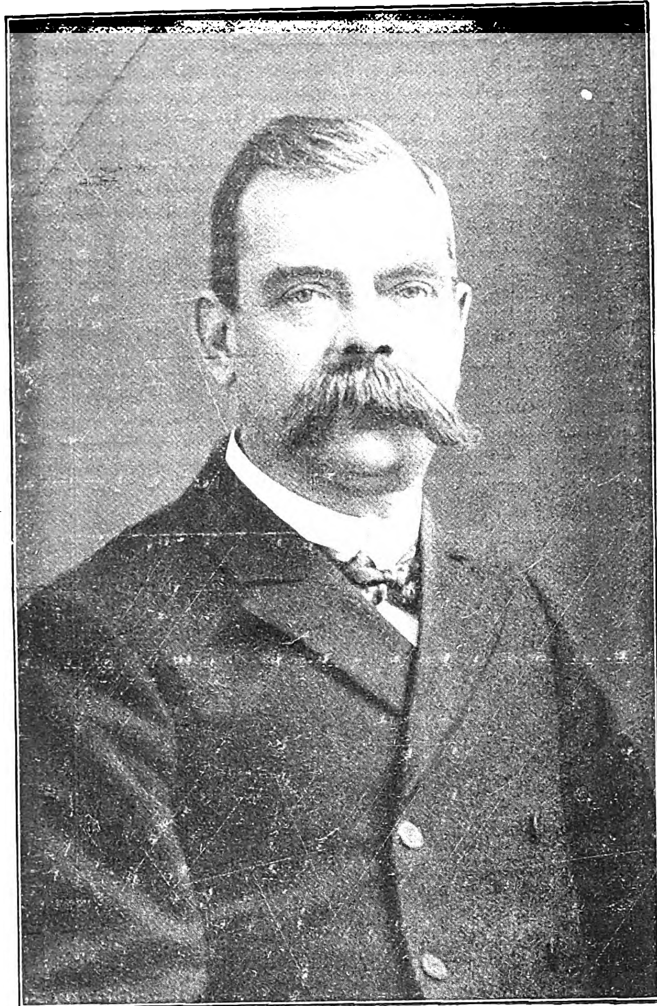
Zu seinem 70. Geburtstage.

Gerade in dieser Kriegszeit spricht Rudolf Eucken in Schrift und lebendigem Worte so mannigfach zu den Herzen der Deutschen. Sein Ruf und Ruhm war überdies schon in Friedenszeiten nicht auf die Hochschule zu Jena beschränkt, der er seit 1876, gleich Ernst Häckel, trotz glänzender Angebote von auswärts, treu verblieben ist. Seine Bücher haben ihm in allen Erdteilen Anhänger geworben, aus allen Ländern begehrten Studierende ihn zu hören; er selbst ward im Laufe der Jahre mehrfach ins Ausland als Gast erbeten, um zu lehren: so nach Schweden, Holland, Amerika, England, ja, noch kurz vor Ausbruch des Krieges nach Japan, wo eine zahlreiche Schar von Schülern seiner wartete. Bei aller solcher internationalen Anhängerschaft muß aber immer im Auge behalten werden, daß Euckens Wesen durch und durch deutsch ist: seine Persönlichkeit wie seine Lehre.

Eucken ist Friese, seine Wiege stand zu Aurich in Ostfriesland, wo er am 5. Januar 1846 geboren ist. Bereits mit siebzehn Jahren bezog er die Universität Göttingen und studierte alte Sprachen, Geschichte und Philosophie. Nach mehrjähriger Tätigkeit im höheren Schuldienste ward er 1871 auf Empfehlung seines Lehrers Trendelenburg zum ordentlichen Professor der Philosophie nach Basel berufen. Hier wirkte

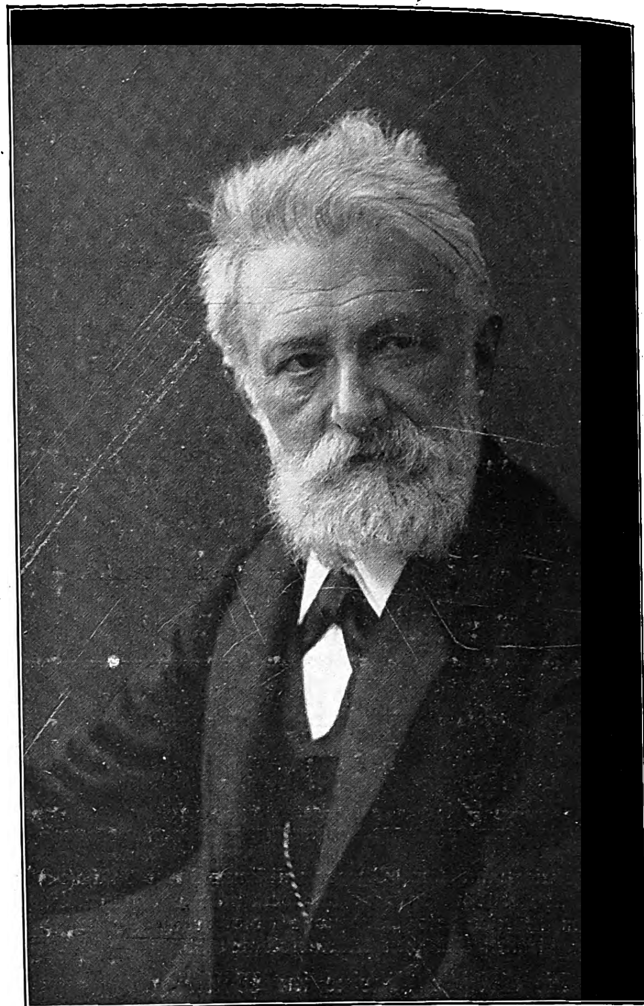


Das von den Türken unbeschädigt erbeutete französische Unterseeboot „Turquoise“ nach der feierlichen Umtaufe, bei welcher es den Namen „Musbedji Ombaschi“ empfing.



Bundesrat C. Decoppet,

der neue Schweizer Bundespräsident für das Jahr 1916. (Phot. A. Krenn, Zürich.)



Geh. Hofrat Professor Dr. phil. Rudolf Eucken,

namhafter deutscher Philosoph, Nobelpreisträger für 1908, feierte am 5. Januar seinen 70. Geburtstag, aus welchem Anlaß er von der Stadt Jena zum Ehrenbürger ernannt wurde. (Hofphot. Emil Tesch, Jena.)

er neben dem gleichfalls noch jugendlichen Friedrich Nietzsche und dem geistreichen Kunst- und Kulturgeschichtler Jakob Burckhardt. Es mochte mancher in der Zunft den Kopf darüber schütteln, daß gerade der „Aristoteliker“ Eucken der Nachfolger Kuno Fischers auf dem Jenenser Lehrstuhle, des glänzenden Darstellers der Geschichte der Philosophie, werden sollte. Aber eben gerade seine historischen Werke haben seinen Ruhm begründet. Sein hierher gehöriges wichtigstes Buch „Die Lebensanschauungen der großen Denker“, in zehn Auflagen vorliegend, beweisen das. Ja, in gewisser Hinsicht reicht Euckens Geschichtschreibung über Fischer wirksam hinaus: ein systematischer Zug, der, als Eigen-Persönliches, das Werden und das Gewordene umspannt und es mit höherem Lichte durchleuchtet, geht durch seine Darstellung der großen Denkerpersönlichkeiten. Und ein weiterer Vorzug: auf Grund einer Gelehrsamkeit, die der seines Vorgängers gleichsteht, weiß er auch der mittelalterlichen Philosophie durchaus gerecht zu werden. Seine Schriften: „Thomas v. Aquino und die Kultur der Neuzeit“, 1886 zuerst erschienen, und „Thomas v. Aquino und Kant usw.“, 1901, bezeugen sowohl die vorurteilsfreie Würdigung des christlichen Denkens wie ein unabhängiges Urteil in der Bewertung des Vergangenen. Die systematische Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Denkens offenbart sich weiter in den höchst wertvollen Forschungen: „Geschichte und Grundbegriffe der Gegenwart“, 1878, und „Geschichte der philosophischen Terminologie“, 1879. Euckens Lehrtätigkeit in Jena ward noch dadurch von besonderem Werte, weil er, dem damals, und just an diesem Orte erst recht, sich geltend machenden Naturalismus in der Weltanschauung ein Gegengewicht bot.

Im Jahre 1888 erschien Euckens erstes und grundlegendes systematisches Werk: „Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit“. Dem älteren Fichte nahestehend, von Platos hohen und überweltlichen Gedanken befruchtet, ist ihm im „Geistesleben“ eine Einheit des Weltgeschehens gegeben, eine Einheit, welche zugleich das seelische Einzel-Ich mit dem Weltganzen widerspruchslos verbindet. Dem Naturalismus gegenüber, dem das Geistige nur als eines der mannigfachen Produkte des Naturprozesses gilt, setzte Eucken, als Neubegründer eines eigenartigen „Idealismus“, wieder den selbständigen Wert des Geistigen ein und entsprach damit einem tieferen Sehnen der Zeit. Zu der überaus reichen Anerkennung, die seine Schriften fanden, kam im Jahre 1909 noch die Verleihung des Nobel-Preises hinzu, er sprach aus Anlaß dieser Auszeichnung in Stockholm über das Thema: „Naturalismus oder Idealismus?“ — Es ist leicht verständlich, daß Euckens Denkarbeit auch das religiöse Problem umfaßt: er sieht es nicht in Tatsachen-Forschung und Vergleichung gegeben, sondern in spekulativer Erörterung der religiösen Ideen und Werte als geistigem Leben. „Der Wahrheitsgehalt der Religion“, 1901 erschienen, hat mehrere Auflagen erlebt, ebenso „Die Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart“ (1907). Die Schrift: „Können wir noch Christen sein?“ (1911) hat viel Meinungsstreit entfacht, aber auch sie ist, wie das mehrfach aufgelegte Buch über „Sinn und Wert des Lebens“ (4. Aufl. 1914), reich an fruchtbaren Anregungen. Als akademischer Lehrer ist Eucken gefeiert und geliebt, seine begeisternde und stets von Begeisterung getragene Rede, die Feinheit seiner Darstellung, seine freundliche, hilfsbereite Persönlichkeit gewinnen ihm im Fluge die Herzen der Jugend und das Zutrauen der Strebenden. Möge ihm noch ein langes und gesegnetes Wirken beschieden sein!

Pfälzer Waldhaus
Raabgrund b/Hollebeke
Novbr. 1915
M. Pörschmann

Bei unseren Feldgrauen in Flandern: Ein Ruhestündchen im Pfälzer Waldhaus im Raabgrund bei Hollebeke. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer M. Pörschmann.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Mustergruppen für Fachausstellungen hat jüngst die Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie (Berlin NW. 40, Roonstraße 1) herausgegeben. Sie sind im Laufe des Jahres 1915 im Einvernehmen mit den jeweils in Betracht kommenden Reichsbehörden, den entsprechenden Königlich Preußischen Ministerien sowie von etwa hundert großen industriellen und wirtschaftlichen Fachverbänden und -Vereinen nach eingehender Prüfung aufgestellt worden. Schon heute darf der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß diese in Kriegszeit entstandene vorbereitende Friedensarbeit bei Wiederaufnahme der Ausstellungstätigkeit der Deutschen Industrie zum Nutzen gereichen und der mit den Mustergruppen verfolgte Zweck, das deutsche Ausstellungswesen nach glücklich beendetem Kriege gleich in die seit langem angestrebten Bahnen zu leiten, sich verwirklichen wird. Den Mustergruppen ist ein nach Schlagworten geordnetes alphabetisches Sachverzeichnis beigegeben.

Einiges über den Zahnstein. Längst wußten die Zahnärzte, daß der Zahnstein ein gefährlicher Feind unserer Zähne ist. Er schlägt sich als kohlen- und phosphorsaurer Kalk aus den Speicheldrüsenabsonderungen, in welchen er gelöst enthalten ist, nieder und bekrustet vornehmlich unsere Zahnhälse. In seinen Poren lagern sich auch Gewebsabstoßungen von den Schleimhaut-Oberhäutchen der Mundhöhle sowie Speisereste nieder und in diesen wieder wuchern unter dem Einfluß der feuchten Wärme unserer Mundhöhle zahlreiche Mundbakterien in üppigster Weise. Dadurch entstehen regelwidrige Gärungs- und Fäulnisvorgänge in unserer Mundhöhle, ein übler Geruch aus dem Munde ist die weitere Folge, der Zahnstein drückt mechanisch auf das Zahnfleisch, die Wurzelhaut und den Kieferknochen. Dieser Druck, wie auch die erwähnten Gärungs- und Fäulnisvorgänge, welche durch die Mundbakterien zustande kommen, bewirken mit der Zeit Entzündungen des Zahnfleisches, der Wurzelhaut der Zähne und der knöchernen Zahnfächer; sie führen zum Schwund der letzteren (manchmal unter Eiterung), die Zähne werden allmählich länger und locker und fallen schließlich aus. Manche Personen, namentlich Stoffwechselkranke, neigen besonders zur Bildung von Zahnstein. Bis vor kurzer Zeit wurde der Zahnstein von den Zahnärzten mit Hilfe von Schabern, Kratzern und anderen Instrumenten in gewissen Zwischenräumen mechanisch entfernt. Dr. Hermann in Karlsbad war der erste, der auf die Notwendigkeit hinwies, diesen Feind unserer Zähne durch ein chemisch wirkendes Zahnpflegemittel zu bekämpfen. Die Lösung dieses Problems war deshalb nicht leicht, weil auch unsere Zähne hauptsächlich aus kohlen- und phosphorsaurem Kalk bestehen, wenn auch diese Kalksalze in der Zahnsubstanz selbst anders angeordnet, schwer löslich und durch bindegewebige Hüllen geschützt sind. Durch Herstellung der zahnsteinlösenden Solvolith-Zahnpasta, die das natürliche Karlsbader Sprudelsalz als wirksamen Grundstoff enthält, gelang es Dr. Hermann durch regelmäßige Anwendung seines Solvolith den Zahnstein zur Lösung zu bringen und seinen Wiederansatz zu verhindern, ohne daß durch täglichen und dauernden Gebrauch dieses Zahnpflegemittels die Zähne selbst auch nur im geringsten angegriffen wurden. Die Bedeutung der Solvolith-Pasta wurde in der zahnärztlichen Fachwelt sehr ernst gewürdigt, was die zahlreichen Äußerungen von Professoren der Zahnheilkunde und anderen hervorragenden Fachautoritäten bezeugen. Der große Erfolg der Solvolith-Pasta hat zahlreiche Nachahmer auf den Plan gerufen und auch Fabrikanten älterer bekannter Zahnpflegemittel behaupten jetzt in ihren neueren Anpreisungen, daß ihr altes Präparat zahnsteinlösend wirke. Über die richtige Wahl eines Zahnpflegemittels lasse man den Zahnarzt entscheiden.

Ein großer Irrtum ist es, wenn viele meinen, daß für den Klavierunterricht eines Kindes ein minderwertiges Instrument genüge und mit den Jahren erst ein neues und besseres angebracht ist. So unerläßlich aber ein tüchtiger Lehrer für den ersten Unterricht erscheint, in welchem der Grund zu einer gediegenen oder mangelhaften Ausbildung gelegt wird, so gewöhnen sich auch Ohr und Geschmack an den schönen oder schlechten Klang eines Klaviers, das die schlummernden Anlagen eines Kindes erwecken, es zum steten Üben ermuntern und für die Musik begeistern soll. Kein anderes Fabrikat erfüllt diesen Zweck aber besser als ein Steinway-Flügel oder -Pianino, dessen Tonzauber nicht allein jeden Erwachsenen bestrickt, sondern seine wunderbare Macht auch schon auf das Kind ausübt. Man verlange die Steinway-Tonbroschüre „T" von der Fabrik Steinway & Sons, Hamburg 6.

Das richtige Mittel gegen rheumatische Beschwerden zu finden, ist allen, die Dr. R. Reiß' Rheumasan erprobt haben, erspart. Sie werden gewiß bei diesem bleiben; hat sich doch Dr. Reiß' Rheumasan seit über 12 Jahren in hervorragendster Weise bewährt. Wohltuendes Wärmegefühl tritt schon nach der ersten Einreibung ein. Es gibt keine Apotheke, die nicht das Dr. R. Reiß' Rheumasan zu 2 Mk. 10 und 1 Mk. 30 vorrätig hält.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
... für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3785. Kriegsnummer 76. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

26. Dezember 1915.

Bei andauerndem Regenwetter war die Gefechtstätigkeit auf dem größten Teile der Front nur gering, lebhafter in Gegend nördlich von Albert, an einzelnen Stellen in der Champagne und in den Vogesen nördlich von Sennheim.

Deutsche Patrouillenunternehmungen in Gegend von Dünaburg waren erfolgreich. Im Sumpfgebiet der Polesie wurden an mehreren Stellen starke feindliche Aufklärungsabteilungen zurückgeworfen.

Annäherungsversuche gegen den Südteil der Hochfläche von Doberdò wurden leicht abgewiesen.

27. Dezember 1915.

Ein von den Franzosen nordöstlich von Neuville vor unserer Stellung gesprengter Trichter wurde von uns besetzt. Eine feindliche Sprengung auf der Combres-Höhe richtete nur geringe Beschädigungen an.

Bei einem Gefechte, das auf den östlichen Begleithöhen des Etsch-Tales südlich Rovereto stattfand, verloren die Italiener 200 Mann an Toten und Verwundeten.

An der Beresina sowie nordwestlich von Czartorysk und bei Berestiany wurden russische Erkundungsabteilungen abgewiesen.

An der beßarabischen Front und am Dnjestr nordöstlich von Zaleszczyki wurden gestern wiederholte Angriffe starker russischer Kräfte blutig abgewiesen. Besondere Anstrengungen richtete der Feind gegen den Abschnitt zwischen Pruth und Waldzone nördlich Toporoutz. Nach Artillerievorbereitung, die den ganzen Vormittag anhielt und sich stellenweise bis zum Trommelfeuer schwerer Kaliber steigerte, erfolgten in den ersten Nachmittagsstunden fünf Infanterieangriffe, die abgewiesen wurden. Ein anschließender Massenangriff, fünfzehn bis sechzehn dichte Reihen tief, brach im Artilleriefeuer unter schwersten Verlusten zusammen. Das gleiche Schicksal hatte ein feindlicher Angriff nördlich des Dnjestr. Die österreichisch-ungarischen Verluste sind gering.

Von den k. u. k. Kräften verfolgt, zogen sich die Montenegriner von Godijewo nach Bijoþa zurück. Südöstlich Kowren wurden drei montenegrinische Geschütze modernster Konstruktion ausgegraben.

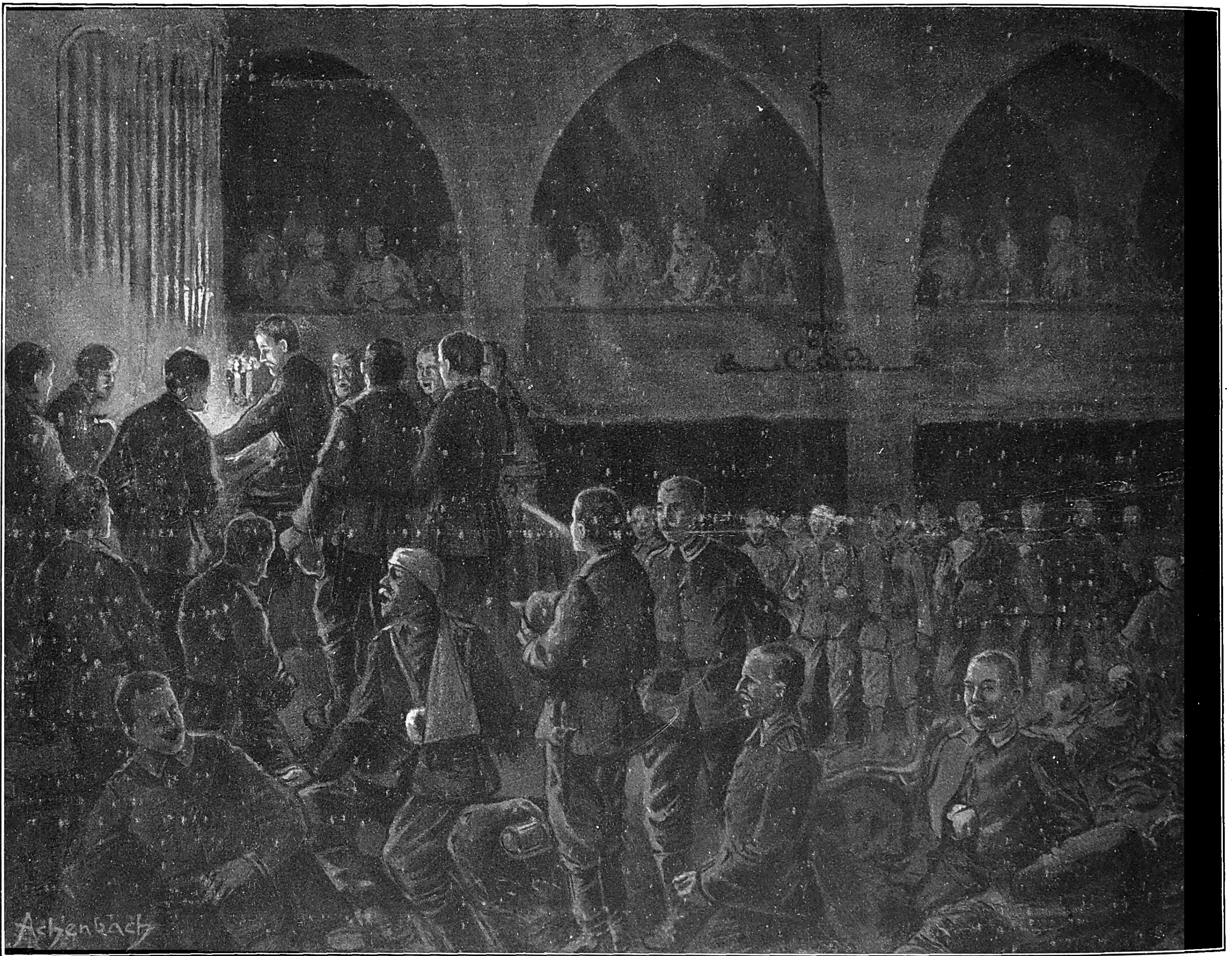
Die Barzeichnungen der neuen französischen „Siegesanleihe" betragen nur fünfeinviertel Milliarden Franken.

Ebenso scheiterten nächtliche Unternehmungen des Gegners im Col-di-Lana-Gebiet.

30. Dezember 1915.

In der Nacht zum 29. Dezember mißglückten englische Versuche nordwestlich von Lille, durch Überraschung in unsere Stellung einzudringen. Eine kleine nächtliche Unternehmung unserer Truppen südöstlich von Albert war erfolgreich und führte zur Gefangennahme von einigen Dutzend Engländern. Am Hartmannsweilerkopf wurden gestern die in französischer Hand gebliebenen Grabenstücke zurückerobert.

Südlich von Schlok sowie an mehreren Stellen der Heeresgruppe des Generals v. Linsingen wurden Vorstöße russischer Jagdkommandos abgewiesen. Die Kämpfe in Ostgalizien nahmen an Umfang und an Heftigkeit zu. Der Feind richtete gestern seine Angriffe nicht nur gegen die beßarabische Front, sondern auch gegen die Stellungen östlich der unteren und mittleren Strypa. Sein Vordringen scheiterte meist schon unter dem Feuer der Batterien; wo dies nicht geschah, brachen die russischen Sturmkolonnen im Infanterie- und Maschinengewehrfeuer zusammen. Im nördlichen Teile seines gestrigen Angriffsfeldes, vor dem Brückenkopf von Burkanow, ließ der Gegner 900 Tote und Schwerverwundete zurück. Es ergaben sich hier 3 Fähnriche und 870 Mann. Die Gesamtzahl der gestern in Ostgalizien eingebrachten Gefangenen übersteigt 1200. Am Kormyn-Bach und am Styr wiesen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen mehrere russische Vorstöße ab.



Silvesterandacht in einer Dorfkirche Flanderns, die nach schweren Kämpfen den Truppen als Nachtquartier dient.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Oscar Achenbach.

In Bjelopolje wurden bisher an Beute 5400 Handfeuerwaffen eingebracht.

Das türkische Hauptquartier teilt mit: Die Krieger des Scheichs der Sennussen setzten in mehreren Kolonnen ihre Angriffe gegen die Engländer in Ägypten erfolgreich fort. Die Gegend von Siva ist vollständig von Engländern gesäubert. Die Kolonne, die an der Küste vorrückt, griff die Ortschaft Matruh, 240 km östlich von Sollum, an. In dem Kampfe wurden der Kommandant von Matruh und 300 englische Soldaten getötet, der Rest der Feinde floh gegen Osten. Die muselmanischen Krieger erbeuteten bei Sollum und Matruh von den Engländern 2 Feldkanonen, eine Menge Artilleriemunition, 10 Automobile, von denen drei gepanzert sind, sowie eine Menge Kriegsmaterial.

28. Dezember 1915.

Am Hirzstein erfolgte heute früh ein französischer Vorstoß; nähere Meldungen liegen noch nicht vor.

Reger Zugverkehr auf dem Bahnhof Soissons wird von unserer Artillerie beschossen. Die Franzosen haben seit kurzem das in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes liegende Hospital, anscheinend zum Schutze des Bahnhofes, mit Roten-Kreuz-Flaggen versehen. Zufallstreffer in das Hospital sind bei der Nähe desselben zum Bahnhof nicht ausgeschlossen.

29. Dezember 1915.

Der gestern berichtete feindliche Vorstoß am Hirzstein brach bereits in unserem Feuer zusammen. Am Abend griffen die Franzosen zweimal die von uns zurückeroberten Stellungen auf dem Hartmannsweilerkopf an. Sie drangen teilweise in unsere Gräben ein. Nach dem ersten Angriff wurde der Feind überall sofort wieder vertrieben, die Kämpfe um einzelne Grabenstücke nach dem zweiten Angriff sind noch im Gange. An Gefangenen büßten die Franzosen bisher 5 Offiziere und über 200 Mann ein.

An der Küste bei Raggasem (nordöstlich von Tuckum) scheiterte der Vorstoß einer stärkeren russischen Abteilung. Südlich von Pinsk wurde eine russische Feldwache überfallen und aufgehoben.

An der beßarabischen Grenze wiederholte der Feind gestern seine von starkem Artilleriefeuer eingeleiteten Angriffe in der tags zuvor geübten Art. Seine Angriffskolonnen brachen überall — stellenweise knapp vor den österreichisch-ungarischen Hindernissen — zusammen. Die russischen Verluste sind groß. Östlich Burkanow wurden einige k. u. k. Sicherungsabteilungen vor stärkeren russischen Kräften näher gegen die Hauptstellungen zurückgenommen.

Im Sugana-Abschnitte wurde ein italienischer Angriff auf den Monte Carbonile (südöstlich Barco) abgewiesen.

An der Tiroler Front wurden feindliche Angriffsversuche bei Torbole und gegen den Monte Carbonile durch Feuer zum Stehen gebracht. Auf den Hängen nördlich des Tonale-Passes versuchten die Italiener unter Mißbrauch der Genfer Flagge ihre Drahthindernisse auszubauen; sie wurden beschossen.

Am 29. früh hat eine österreichisch-ungarische Patrouille von fünf Zerstörern und Kreuzer „Helgoland" das französische Unterseeboot „Monge" versenkt, 2 Offiziere und 15 Mann gefangengenommen, darauf im Hafen von Durazzo einen Schlepper und einen Segler durch Geschützfeuer versenkt und das Feuer mehrerer Landbatterien zum Schweigen gebracht. Dabei stießen zwei Zerstörer auf Minen. „Lika" gesunken, „Triglav" schwer beschädigt, größter Teil der Mannschaft gerettet. „Triglav" wurde ins Schlepp genommen, mußte jedoch nach einigen Stunden versenkt werden, da mehrere überlegene feindliche Kreuzer und Zerstörer den Rückzug der ganzen Flottille bedrohten. Die Flottille ist in den Basishafen zurückgekehrt.

Nummer 3785. 146. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3785. 146. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 13. Januar 1916.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3785. 146. Band.



Der Krieg mit Italien: Leuchtrakete in den Dolomiten.

Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. L. Gerhard Löbenberg.

Die neutrale Schweiz im Weltkrieg.

Von Professor Dr. Ferdinand Vetter, Bern.

Vor nun hundert Jahren, am 20. November 1815, nach der zweiten Verbannung Napoleons, ward der Schweizerischen Eidgenossenschaft durch ihren Gesandten, den Genfer Pictet de Rochemont, von den Bevollmächtigten der Staaten Europas, die den Zweiten Pariser Frieden berieten, in einer feierlich unterzeichneten Urkunde die „Anerkennung und Gewährleistung ihrer dauernden Neutralität und der Unverletzlichkeit ihres Gebietes“ zugestanden. Diese künftige völkerrechtliche Stellung der Schweiz entspreche — so begründete der Schweizer Gesandte selbst in der Urkunde die Anerkennung der schweizerischen Neutralität — „dem wahren Interesse aller europäischen Staaten“.

Vor nun vierhundert Jahren, am 14. September 1515, waren die Eidgenossen, die als Glieder der päpstlich-kaiserlichen Liga das Herzogtum Mailand vor Franz I. hatten schützen wollen, auf dem Schlachtfeld von Marignano der französischen und venezianischen Übermacht erlegen. Die Folge war, daß die Eidgenossenschaft forthin auf die selbständige Teilnahme an der großen Politik verzichtete und diesen Verzicht in dem Ewigen Frieden mit Frankreich vom 29. November 1516 Ausdruck gab. Jeder der vertragschließenden Staaten verpflichtete sich, künftig in allen Kriegen, woran der andere beteiligt wäre, neutral zu bleiben.

Das war der Anfang der schweizerischen Neutralität gewesen, die dreihundert Jahre später zu Paris der neuerstandenen Schweiz auf ihr Begehren von den europäischen Mächten gewährleistet worden ist.

Dazwischen liegt die Anerkennung der allseitigen Neutralität und völligen staatlichen Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft durch den Westfälischen Frieden. Unterm 24. Oktober 1648 ließ sich die Eidgenossenschaft durch ihren Vertreter, den Basler Wettstein, von den zu Münster versammelten Gesandten der kriegführenden Mächte die Erklärung geben, „daß die Stadt Basel und die übrigen Kantone der Helvetier im Besitz so gut wie voller Freiheit und Exemption vom Reiche seien“. Die Schweiz, ein zweien Religionsbekenntnissen und damals schon, wenigstens in ihren Untertanenländern, mehreren Sprach- und Volksstämmen angehörendes Staatswesen, war der Verwicklung in den großen Krieg nur mit Not entgangen; sie nußte, um solchen Verwicklungen und damit dem Bürgerkrieg und fremder Einmischung gründlich vorzubeugen, sich ihre Unabhängigkeit auch vom Deutschen Reiche und von „den Sprüchen und Gerichten dieses Reiches“ zusichern lassen, wie sie sich gegenüber dem andern großen Nachbar schon 1516 die Freiheit gewahrt hatte, an Kriegen desselben mit anderen Staaten sich nicht zu beteiligen. Diese Neutralität nach allen Seiten, wie sie der Kleinheit sowie der örtlichen Lage und der Zusammensetzung unseres Landes entsprach, aber in der Tat auch im Interesse der beiden durch sie getrennten Nachbarländer lag, war ebensosehr ein erworbenes Recht als eine übernommene Verpflichtung, und diese allseitige und „ewige“ Neutralität war es, die sich die Schweiz im Pariser Frieden von den Vertretern Österreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Portugals, Preußens und Rußlands bestätigen ließ im Sinne einer auch von seiten dieser Staaten zu übernehmenden Verpflichtung. Die daher rührende Verpflichtung Preußens ist seither auf das Deutsche Reich übergegangen; Italien hat 1914 erklärt, daß es sich immer an die in der Neutralitätsurkunde niedergelegten Grundsätze gehalten habe und halten werde. In der schweizerischen Bundesversammlung der beiden Räte (Nationalrat und Ständerat) konnte gleich nach Kriegsbeginn, während die Oberbehörde, der Bundesrat, noch den Text einer auf die Neutralität bezüglichen Note an die kriegführenden Staaten und an die Signatarmächte der Pariser Verträge von 1815 feststellte, der Vorsitzende die Mitteilung machen, daß bereits Frankreich und Deutschland dem Bundesrat erklärt hätten, die Neutralität der Schweiz achten zu wollen. So ist unser Vaterland, soweit dies durch Verträge möglich ist, und solange es selbst die Neutralität beobachtet, auf allen seinen Grenzen vor der Hereinziehung in den gegenwärtigen und in künftige Kriege gesichert. Es hat ja auch tatsächlich als Ganzes seit vier Jahrhunderten nach außen Frieden gehabt, was freilich weder ausschloß, daß es mit anderen Staaten, besonders mit Frankreich, Militärkapitulationen einging und ihnen sehr geschätzte Söldnerheere lieferte, noch daß diese Staaten, wiederum zumeist Frankreich im Dreißigjährigen und in den Napoleonischen Kriegen, in sein Gebiet und in seinen staatlichen Haushalt eindrangen und später mit mehr oder weniger Glück abgewehrt werden mußten. Die Neutralität, die Verpflichtung zum „Stillesitzen“ und Vermitteln bei Streitigkeiten anderer, wie er schon in den alten Bünden der Eidgenossen als eine Sicherung des inneren Friedens den neu hinzutretenden Bundesgliedern wie Basel, Schaffhausen (1501) und Appenzell (1513) den älteren gegenüber auferlegt worden war, ist seit vierhundert und, weiter ausgedehnt, seit hundert Jahren zu einer der Lebensbedingungen unseres Landes geworden. Ihre Erneuerung und Erweiterung im Jahre 1815 erschien geboten durch die Gefahr, die ihr vorher gedroht hatte, als die Schweizer sich unter den Schutz der gegen Napoleon verbündeten Mächte stellten und für sie französische Grenzorte besetzten. Seither ist die schweizerische Neutralität in allen Kriegen, die an ihren Marken tobten, unangetastet geblieben. Als der dritte Napoleon im Krieg von 1859 das beim Pariser Frieden in die schweizerische Neutralität einbezogene Nordsavoyen sich durch König Viktor Emanuel versprechen und durch eine Volksabstimmung abtreten ließ, blieb wenigstens theoretisch der Schweiz das Recht gewahrt, im Kriegsfall das neutralisierte Gebiet zu besetzen. Im Jahre 1871 ward ein über die Schweizer Westgrenze gedrängtes französisches Heer von 85000 Mann auf grund der Neutralität unseres Landes entwaffnet und gefangengenommen. Versuche des Auslandes, aus der selbsterwählten, von den Mächten als wünschenswert anerkannten und gewährleisteten Neutralität der Schweiz ein Recht auf Einmischung in deren innere Angelegenheiten abzuleiten, sind von ihr immer zurückgewiesen worden, wobei sie jeweilen auch bei einzelnen jener Vertragsmächte selbst, namentlich bei England, Unterstützung fand. Als die Eidgenossenschaft anfangs 1848 nach dem Sonderbundskriege statt der bisherigen Bundesverträge eine Bundesverfassung einführen wollte, richteten drei der Garantiemächte von 1815 — England war nicht dabei — eine Note nach Bern, die auch der erste Unterzeichner der Neutralitätsakte, Metternich, wieder unterschrieben hatte, und worin der Verzicht auf eine solche Verfassung verlangt ward „kraft derselben Verträge, auf welche sich die eigenen Rechte des Schweizerbundes gründen“. Der erste Bundespräsident der neuen Eidgenossenschaft, Jonas Furrer, wies diesen Eingriff in die Selbständigkeit des Landes zurück und ward dabei durch die europäische Revolution unterstützt, die wenige Wochen später auch Metternich und sein System wegfegte. Auch im Jahre 1889, als Deutschland, Österreich und Rußland unter Berufung auf die Neutralitätsurkunde wegen der Verhaftung eines deutschen Polizeispitzels in Rheinfelden Beschwerde erhoben, wobei einem Bismarck das Wort von dem „wilden Lande“ Schweiz entfuhr, lehnte der Bundesrat diese Auslegung der Neutralerklärung des Landes ab und beseitigte den Zwist durch eine selbständige Neuordnung der Fremdenpolizei.

Man muß sich diese Geschichte unserer Neutralität vor Augen halten, man muß sich dazu die Liebe der Schweizer zu ihrer schönen Heimat und zu ihrer jahrhundertelang bewährten und bewahrten republikanischen Freiheit und Selbständigkeit vergegenwärtigen, um es zu verstehen, wie hier unmittelbar nach dem ersten betäubenden Eindruck des Kriegsausbruchs der Einfall Deutschlands in das neutrale Belgien auf die Gemüter wirken mußte. In der deutschen Schweiz war man im allgemeinen geneigt, ihn als eine kriegerische und politische Notwendigkeit gelten zu lassen.

Die Französisch sprechende Schweiz, die geistig ebenso eng oder enger mit Frankreich verbunden ist wie die deutsche mit Deutschland, sah in der Eroberung Belgiens und in dem Schicksal mancher seiner Bewohner lediglich eine Schuld Deutschlands, dem man dort auch ohne weiteres die Schuld an dem ganzen Kriege beimaß, gerade als ob Frankreich und England nie an einen solchen gedacht hätten, und als ob die Hetzerei der französischen Patriotenliga, die Einkreisungspolitik Eduards VII. nicht in jedermanns Erinnerung wären. Die allgemeine Stimmung war in der Westschweiz, der Stammverwandtschaft gemäß, franzosenfreundlich, wie sie aus politischen Gründen 1870, wenigstens nach Sedan, in der ganzen Schweiz vorherrschend gewesen war: der große Teil unseres Volkes sah damals in einem Siege des republikanisch gewordenen Frankreichs mehr Gewähr für seine Sicherheit als in einem Übergewicht Deutschlands und insbesondere Preußens, dem man seit der Zeit der deutschen Flüchtlinge des Badischen Aufstandes und der diplomatischen Noten der vierziger und fünfziger Jahre für unsere demokratische Schweiz allerlei Schlimmes zutraute. Für die Waadtländer insbesondere kam dazumal wie heute die Erinnerung an die von der Französischen Revolution ausgegangene Befreiung ihres Landes von der Oberherrschaft Berns hinzu, für die liberalen Neuenburger der Gegensatz zu dem einstigen Landesherrn Preußen, das freilich 1857 gegenüber der Vermittlung Napoleons III. und der Entschlossenheit der ehemaligen Untertanen sowie der ganzen Schweiz große Nachgiebigkeit gezeigt hatte. An beiden Orten sowie in Genf, Welsch-Freiburg, Unterwallis und dem welschen Berner Jura war und ist es sodann das Gespenst der Germanisation, das, von welsch-schweizerischen und französischen Zeitungen, von politischen Strebern und von „Gesellschaften zur Verbreitung der französischen Sprache“ fleißig an die Wand gemalt, auf den harmlosen Bürger stets seine schreckende Wirkung tut und ihn nach Schutz und Rückhalt für seine vermeintlich gefährdete Muttersprache und „lateinische“ Kultur sich umsehen läßt. Der Kampf gegen deutsche Schulen, deutsche Ortsnamen, deutsche Eisenbahnbeamte an Orten, wo die deutsche Sprache die weitaus vorherrschende ist, und in Verwaltungen, deren Behörden sich grundsätzlich der strengsten sprachlichen Unparteilichkeit befleißen, ist für diese Gespensterfurcht bezeichnend und nicht weniger der Rat, der uns gelegentlich von Welschschweizern gegeben wird, unsere Mundarten auf Kosten des Hochdeutschen mehr zu pflegen, während sie selbst die ihrigen beinahe ganz aufgegeben haben. Das Schweizerdeutsche ist, bei allen seinen Verdiensten und Vorzügen, an der Sprachgrenze gegenüber der hochgebildeten und weitverbreiteten französischen Schriftsprache auf die Länge im Nachteil und räumt ihr, wo es als Vorposten eingedrungen ist, doch sehr oft in der folgenden Generation das Feld. Der Eifer für die heimische Sprache und Kultur ist freilich bei einer Minderheit, wie die französischen Schweizer sie in der Eidgenossenschaft darstellen, sehr verzeihlich und könnte sogar uns deutschen Schweizern, die wir nach deutscher Art für das Fremde oft nur zu empfänglich und rücksichtsvoll sind, zum Vorbild dienen; aber er tritt oft allzu anspruchsvoll auf und wird gegenüber deutscher Art unbillig und unduldsam. So konnten z. B. vor nun dreizehn Jahren einige Zeitungsschreiber aus der Westschweiz die in einer deutschen Festversammlung gefallene Bezeichnung der deutschen Schweiz als einer geistigen deutschen Provinz benutzen, um einen Teil der Berner Studenten zu einer Kundgebung zu veranlassen und einen Teil der Bürger in eine Aufregung zu versetzen, die mehr als nötig und für unsern Ruf gut war, die Öffentlichkeit beschäftigte.

Bei solchen politischen und sprachlichen Zuständen fanden denn auch vor und während der Kriegszeit die gegen Deutschland gerichteten Äußerungen, die einseitigen Kriegsberichte französischer und englischer Blätter in der romanischen Westschweiz — und, teilweise aus denselben Gründen, in den italienischen Landesteilen — allzu leichten Eingang. Man war überzeugt von den kriegerischen Absichten Wilhelms II.; man glaubte willig alle Märchen und Übertreibungen von Gewalttaten der Deutschen im Kriege; man entrüstete sich, daß der ruhigere deutsche Bruder über den Einfall in Belgien sich nicht genug zu entrüsten schien, und entrüstete sich nun doppelt und dreifach: für ihn und über ihn und über Deutschland. Als reichsdeutsche Professoren sich, allerdings in der erregten Sprache verletzten Volksgefühls und empörter Wahrheitsliebe, an die Neutralen wandten, um Verunglimpfungen und Übertreibungen der Feinde zurückzuweisen, machten die welschen Zeitungen der Schweiz den Federkrieg der französischen getreulich mit, die jene ehrliche und vertrauensvolle Anrufung eines parteilosen Richters als Zudringlichkeit zurückwiesen. Das Bedauern, das etwa in der deutschen Schweiz über schmerzliche Begleiterscheinungen des Krieges, wie Zerstörung von Städten und Kunstwerken, ausgesprochen ward, um in der Welt, und namentlich bei den unfreiwilligen Urhebern dieser Unfälle, für einen künftigen zwischenstaatlichen Denkmalschutz im Kriege Freunde zu werben, ward von welschschweizerischen Zeitungen als Anklage der deutschen Kriegführung und des deutschen Geistes ausgelegt. In einer größtenteils welschen Stadt, wo man den Zudrang zu den vorbeifahrenden französischen Gefangenenzügen etwas beschränkt hatte, kam es zu einem lärmenden Aufzug „mit der Fahne und der Nationalhymne eines fremden Volkes“; in den großen Wirtschaftssälen der französischen Schweiz konnte man das belgische Rachelied „Sambre et Meuse“ zur Orchestermusik hundertstimmig singen und stürmisch seine Wiederholung verlangen hören. In Genf und Lausanne wurden deutsche Übersetzungen französischer Schmähschriften auf Deutschland gedruckt und massenhaft verbreitet; illustrierte Zeitschriften brachten aufreizende Kriegsbilder, zum Beispiel angebliche photographische Aufnahmen von den zusammenstürzenden Türmen der Kathedrale von Reims, die bekanntlich heute noch, wenn auch schwer beschädigt, aufrechtstehen.

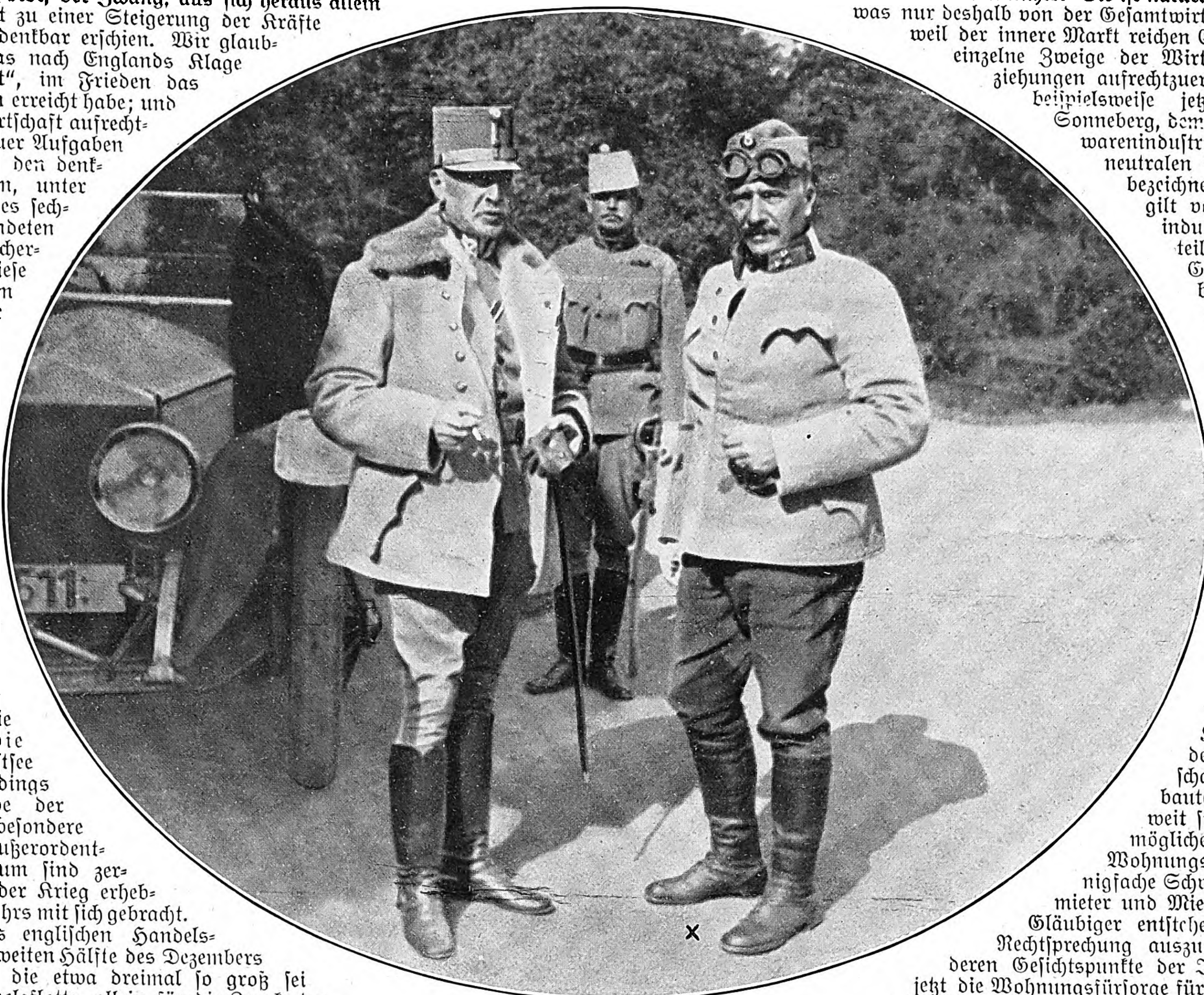
Die höchste schweizerische Staatsbehörde, der Bundesrat, dem für den Krieg von der Bundesversammlung weitgehende Vollmachten erteilt worden waren, sah sich wiederholt veranlaßt, die Wahrung der Neutralität in der Öffentlichkeit und in der Presse als dringende Pflicht den Bürgern mahnend und strafend einzuprägen: Verwarnungen und Einstellungen — bei uns sonst seit langem unbekannte Dinge — ergingen gegen verschiedene welsche, auch gegen einzelne deutsche Blätter des Landes. Ein Vortrag über deutsche Greuel in Belgien, den ein welscher Schweizer in welschen Städten halten wollte, ward kurzerhand als aufreizend verboten; ein Komitee, aus Franzosen und Schweizern bestehend, das ebenfalls durch Vorträge das „lien franco-romand“ verstärken wollte, mußte seine Tätigkeit einstellen. Die deutsche Schweiz hielt sich im ganzen, ihrem Volkscharakter gemäß, weit gesetzter und blieb mehr in den Schranken, die den Neutralen in der öffentlichen Meinungsäußerung gezogen sind. Einseitig franzosenfeindliche Äußerungen, wie das Buch von G. W. Zimmerli („Durch Frankreich und Deutschland während des Krieges“), der unter anderm, deutscher als die besten Deutschen, den von den Kunstfreunden veranstalteten „Kulturrummel von Reims“ lächerlich machen wollte, blieben vereinzelt. Die Hetze gegen den vorher vielleicht allzu hoch erhobenen Hodler und gegen Jacques-Dalcroze, die eine etwas zu eilige und zu kräftige Einsprache von Berufsgenossen gegen die Zerstörung von Kunstwerken mit ihrem Namen zu unterstützen für Pflicht gehalten, haben in der Schweiz auch die eifrigsten Freunde Deutschlands nicht mitgemacht, so sehr sie dort, bei einem kriegführenden Volke, verständlich war. Die Zurückweisung, die ein verdienter Schweizer Staatsmann, Leo Weber, dem Lästerbuch eines Deutschen, „J'accuse“, erteilte, ist durchaus maßvoll gehalten und spricht deshalb nur um so überzeugender für das gute Recht Deutschlands.

Nun ward man sich aber doch nach und nach sowohl in der deutschen als in der welschen Schweiz der Gefahr bewußt, die für das eigene Land in den so verschieden gerichteten Zu- und Abneigungen seiner Bürger lag. Während die frische Mannschaft zur Hut der Grenze am Rhein, im Jura und im Tessin lag und von überall, namentlich auch aus dem entlegenen und früher vielfach politisch zerrissenen und gefährdeten italienischen Landesteil, die schönsten Eindrücke gut schweizerischer Gesinnung empfing und mit heimbrachte, schienen die Schweizer zu Hause von Woche zu Woche mehr auseinanderzukommen. Freiwillige Liebestätigkeit führte sie zuerst wieder zusammen. Die Bemühungen für den Austausch von Kriegsgefangenen, für die Heimschaffung der im fremden Lande zurückgehaltenen Zivilpersonen, für die Vermittlung von brieflichen Verbindungen zwischen getrennten Familienangehörigen wurden in schönem Eifer von beiden Lagern gefördert und unterstützt. Von der Westschweiz aus ward eine „Vereinigung für Aufrechterhaltung des Völkerrechts“ angeregt, die vor allem eine unparteiische Feststellung der geschehenen Tatsachen durch neutrale Berichterstatter erreichen wollte und von der deutschen Schweiz insbesondere als Anlaß zu gemeinsamer Arbeit mit den welschen Eidgenossen begrüßt und unterstützt ward. Eine kurz vor dem Kriege gegründete politische Vereinigung von Schweizern aller Kantone, die sich nach den verdienten Vorläufern der schweizerischen Einheitsbestrebungen der ersten Revolutionszeit die Neue Helvetische Gesellschaft nannte, suchte durch persönliche Berührung und Aussprache zwischen deutschen und welschen Schweizern, durch Verbreitung von Schriften und Veranstaltung von Vorträgen in den verschiedenen Landesteilen auch ihrerseits zur Ausgleichung der Gegensätze beizutragen. In dieser Beziehung wirkte auch der durch die Helvetische Gesellschaft veranlaßte Vortrag Karl Spittelers über den Standpunkt der Schweiz im Kriege bei uns wohltätig, wenn der Redner auch in dem Streben, die Welschen zu gewinnen, die für ihn selbstverständliche deutsche Gesinnung mehr in der Kritik als in der Zustimmung äußerte und als Dichter seine Urteile in Bilder und Gleichnisse kleidete, die von dem um sein Bestehen kämpfenden Deutschland als beleidigender Hohn

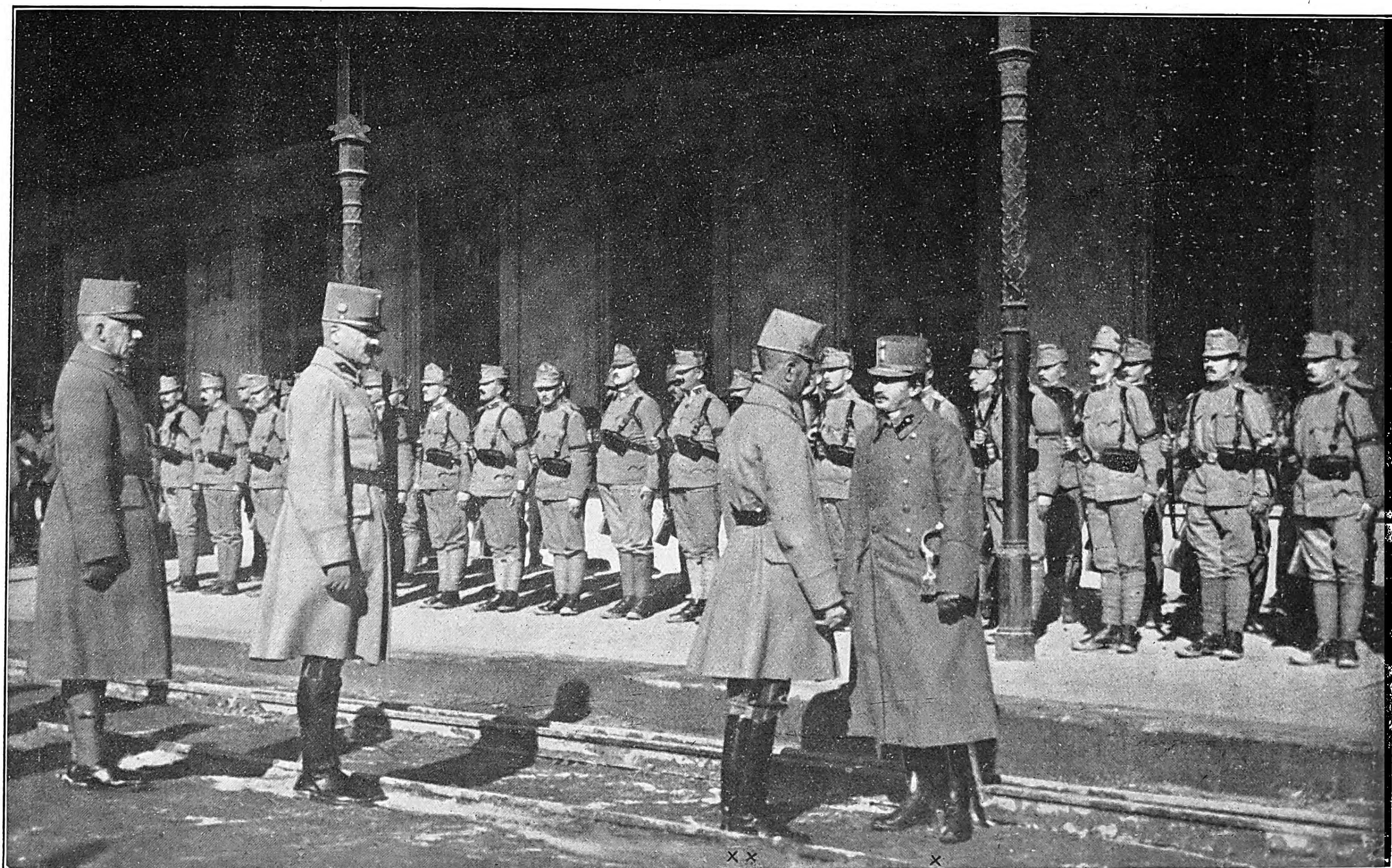
Die deutsche Volkswirtschaft im Jahre 1915. / Von Prof. Dr. Wygodzinski (Bonn).

Anderthalb Jahre trägt die deutsche Volkswirtschaft nunmehr die Belastungsprobe des Krieges, und noch ist nirgendwo eine ernsthafte Störung zu spüren. Im Gegenteil, die Zeit der Not, der Zwang, aus sich heraus allein das Höchste zu leisten, hat zu einer Steigerung der Kräfte geführt, die vorher kaum denkbar erschien. Wir glaubten, daß unser Land, das nach Englands Klage „die Arbeit erfunden hat", im Frieden das höchste Maß der Produktion erreicht habe; und nun sehen wir, daß die Wirtschaft aufrechterhalten, ja zur Lösung neuer Aufgaben herangezogen wird, unter den denkbar erschwerten Umständen, unter Ausschaltung wenigstens des sechsten Teils der sonst verwendeten Arbeitskräfte. Es wird sicherlich nicht möglich sein, diese Hochspannung auch nach dem Frieden festzuhalten; aber lernen werden wir daraus für unsere Friedensarbeit nicht wenig. Das schönste Zeichen dafür, wieviel deutscher Fleiß geschaffen hat, ist wohl die Tatsache, daß die staatlichen Munitionsfabriken ihren Arbeitern dieses Jahr die Weihnachtsfeiertage freigeben konnten. — Selbstverständlich aber ist es, daß nicht alle Erwerbszweige in gleicher Art und Weise das ungeheure Ereignis des Krieges zu überstehen vermögen. Ganz lahmgelegt ist natürlich in erster Linie die Schiffahrt über die Weltmeere; nur die Ostsee ist offen geblieben. Allerdings blühen andererseits gerade der Schiffahrt nach dem Kriege besondere Verdienstmöglichkeiten. Außerordentliche Mengen an Schiffsraum sind zerstört; aber auch sonst hat der Krieg erhebliche Störungen des Seeverkehrs mit sich gebracht. Nach einer Mitteilung des englischen Handelsministers Runciman in der zweiten Hälfte des Dezembers ist eine riesenhafte Flotte, die etwa dreimal so groß sei als die ganze deutsche Handelsflotte, allein für die Zwecke der Marine und des Heeres tätig; gleichzeitig wird ein großer Teil der englischen Handelsflotte für die Zufuhr von Rohstoffen zur Herstellung von Munition gebraucht. Ganz abgesehen von der Störung, die dadurch die englische Volkswirtschaft selbst erleidet — selbst die Kohlenausfuhr ist gehemmt — führt diese Behinderung der beiden größten Weltfrachtführer zu Aufstauungen von Gütermassen in Übersee, die der Handelsflotte im Frieden reichen Gewinn versprechen. Daß nicht die Neutralen als Frachtführer während des Krieges eintreten, dafür sorgt Englands Seewillkür. — Über den Umfang der Ausfuhr aus Deutschland erfahren wir aus bekannten Gründen nichts. Sie ist natürlich sehr zusammengeschrumpft, was nur deshalb von der Gesamtwirtschaft wenig empfunden wird, weil der innere Markt reichen Ersatz bietet. Immerhin haben einzelne Zweige der Wirtschaft auch ausländische Beziehungen aufrechtzuerhalten vermocht; so berichtet beispielsweise jetzt die Handelskammer von Sonneberg, dem Zentrum der deutschen Spielwarenindustrie, daß der Absatz nach den neutralen Staaten als sehr befriedigend bezeichnet werden könne. Ähnliches gilt von der Pforzheimer Schmuckindustrie. Der Stahlwerksverband teilt in seinem Bericht für das Geschäftsjahr vom 1. Juli 1914 bis 30. Juni 1915 mit, daß von seinem Gesamtabsatz, der 55,41 Prozent des Absatzes im Vorjahr betrug, 19 Prozent auf den Auslandsabsatz entfiel; Versuche des feindlichen Auslandes, deutsches Halbzeug zu erhalten, wurden im vaterländischen Interesse abgelehnt. Eine Aufrechterhaltung des Absatzes nach dem neutralen Ausland liegt übrigens auch im Interesse unserer Goldwährung, abgesehen davon, daß ein völliges Abreißen der Verbindung die Wiederanknüpfung in Friedenszeiten erschweren würde. — Am schwersten wird der Krieg vom Baugewerbe und den ihm angegliederten Wirtschaftszweigen empfunden. Neubauten sind fast ganz eingestellt, soweit sie Wohnzwecken dienen, was möglicherweise nach dem Kriege zu einer Wohnungsknappheit führen wird. Mannigfache Schwierigkeiten, die zwischen Vermieter und Mieter, Hypothekenschuldner und Gläubiger entstehen, suchen Gesetzgebung und Rechtsprechung auszugleichen. Unter dem besonderen Gesichtspunkte der Invalidenfürsorge wird schon jetzt die Wohnungsfürsorge für Kriegsinvaliden und Kriegswitwen betrieben, stellenweise unter dem Gesichtspunkte der Ansiedelung.

Außer dem Baugewerbe zeigt auch noch das Webstoffgewerbe Schwierigkeiten, die teils von dem Materialmangel, der zu einer gesetzlichen Einschränkung der Produktion führte, teils von dem Rückgang der Heeresaufträge herrührten. Im übrigen kann das Reichsarbeitsblatt in seinem Dezemberheft mitteilen, daß der Beschäftigungsgrad der Industrie im November sich in den meisten Gewerbszweigen reger erweise als im gleichen Monat des Vorjahres, und zwar im allgemeinen als befriedigend,



Armeegruppenkommandant General der Kavallerie Karl Baron Pflanzer-Baltin (× rechts) und Feldmarschalleutnant Emerich Hadfy v. Höno.



Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph (×) im Gespräch mit dem General der Kavallerie v. Böhm-Ermolli (××).

Zu der an dem tapferen Widerstand der österreichisch-ungarischen Truppen gescheiterten russischen Offensive in Ostgalizien in der ersten Januarwoche 1916.



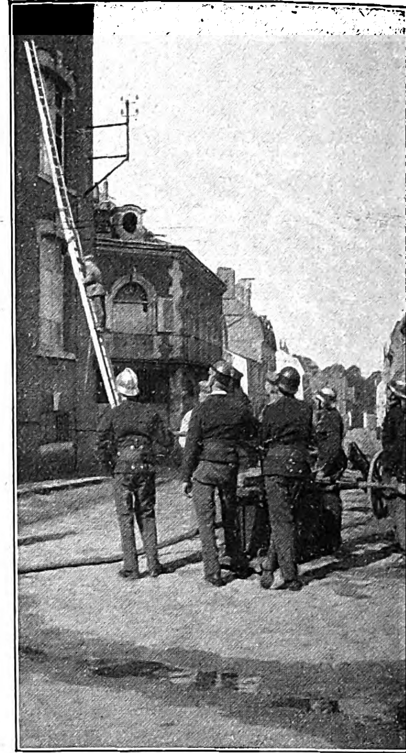
Vom westlichen Kriegsschauplatz: Munitionszufuhr während des Feuergefechts. Nach dem [illegible]



[..]t gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.











Deutsche Ordnung in Feindesland: Die von der deutschen Verwaltung geschaffene Feuerwehr in La Fère (Nordfrankreich).

Die Leute mit den Feuerwehrhelmen sind französische Einwohner der Stadt. Sie zeigen sich sehr willig und leben mit den deutschen Soldaten in bestem Einvernehmen.

für die Hauptindustrien der Kriegswirtschaft als gut und recht gut zu bezeichnen sei. Einzelne Industrien wie die Lederindustrie erzielten geradezu glänzende Ergebnisse. Die Tatsache der hohen Gewinne in einzelnen Gewerbszweigen wie auch die Materialknappheit führten zur Gründung einer ganzen Reihe von „Kriegswirtschaftsgesellschaften", die zumeist den Charakter einer sogenannten gemischtwirtschaftlichen Unternehmung zeigen, teilweise auch als halböffentliche Einrichtungen durchgebildet sind. Sie haben zumeist die Aufgabe der Ermittlung, Beschaffung, Verteilung, auch Verwendung von Material, unter entsprechendem Einfluß auf die Preisgestaltung. Unvermeidlich ist es, daß diese ganz neue Aufgabe nicht überall zur ungeteilten Zufriedenheit aller Interessenten restlos gelöst wird, und auch schwerere Irrtümer laufen wohl unter. Im ganzen aber hat sich dieser „Kriegssozialismus" wohl bewährt. Irgendwelche Schlüsse auf die zukünftige Wirtschaftsgestaltung nach dem Frieden aus diesen Erfolgen zu ziehen, wie es hier und da geschieht, ist freilich nicht angängig, da im Frieden sowohl die Voraussetzung (die Zufuhrabschneidung) wie der Grund (das „Durchhalten" mit den vorhandenen Stoffen) für einen so tiefen Eingriff in das Wirtschaftsleben fehlt. Eine völlige Ausschaltung des privaten Gewinnstrebens ist natürlich auch während des Krieges weder möglich noch auch nur erwünscht; nur eine übermäßige Bereicherung einzelner auf Kosten der Volksgesamtheit erregt lebhaften Widerspruch. Die „Kriegsgewinne" sind denn auch bald der Gegenstand steuerlichen Interesses gewesen; man wollte wenigstens nachträglich einen Teil des Gewinnes zurücknehmen, der durch bloße Ausnutzung der Kriegskonjunktur ohne entsprechende eigene Arbeit eingeheimst war. In der Praxis stellten sich diesem Gedanken, sofern es sich nicht um reinen Zwischenhandelsgewinn handelte, beträchtliche Schwierigkeiten entgegen: der Wert der Arbeit, die gestiegenen Selbstkosten, die Risikoprämie sind in vielen Fällen äußerst schwer zu ermitteln oder zu schätzen. So erfuhr der ursprüngliche Gedanke eine gewisse Umbiegung; nach der Begründung des gegen Jahresende vom Reichstage angenommenen Gesetzes über vorbereitende Maßnahmen zur Besteuerung der Kriegsgewinne sollen nicht nur die Kriegskonjunkturgewinne, sondern jeder Vermögenszuwachs (außer durch Erbschaft) während des Krieges erfaßt werden. Das wird sich auch kaum vermeiden lassen; daneben bleibt aber doch der Wunsch nach einer besonderen Erfassung der Kriegsgewinne im engeren Sinne lebendig.

Die Eigentümlichkeit dieses Krieges hat übrigens zu einer gewissen Verschiebung der Einkommensverhältnisse geführt. Am schwersten betroffen ist sicher das Handwerk sowie einzelne freie Berufe; auch wohl hier und da ein industrielles Unternehmen. Die letzteren haben jedoch in der ganz überwiegenden Masse aller Fälle eine geradezu erstaunliche Anpassungsfähigkeit bewiesen; der Krieg selbst stellte eine solche Fülle wirtschaftlicher Aufgaben, daß die deutsche Volkswirtschaft als Ganzes mindestens wohl die gleichen Einnahmen hat wie im Frieden. Das wird gerade dadurch möglich gemacht, ja erzwungen, wodurch uns unsere Feinde verderben wollten: durch den wirtschaftlichen Abschluß vom Weltmarkt. Wir sind einfach gezwungen, das herzustellen, was wir vom Auslande früher bezogen, und so „bleiben die Aufträge im Lande". Selbst solche Stoffe, die als ein Monopol anderer Länder erschienen, stellt deutscher Erfindergeist und deutsche Wirtschaftsenergie nun selbst her; das Habersche Verfahren zur Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft, die Synthese des Kautschuks sind zwei Musterbeispiele dafür.

Unter diesen Umständen ist die Lage der Industriearbeiter und -arbeiterinnen bei weitem besser, als man annehmen konnte. Nach der Arbeitslosenstatistik der Arbeiterfachverbände betrug die Arbeitslosigkeit ihrer Mitglieder im November nur 2,5 Proz. gegen 8,2 Proz. im November 1914 und 3,1 Proz. im November des letzten Friedensjahres 1913. Diese starke Arbeitsnachfrage, die sich naturgemäß mit der Einberufung immer weiterer Menschenmassen zur Fahne noch steigern muß, führt zu einer entsprechenden Lohngestaltung. Die



Zur Eröffnung der direkten Eisenbahnverbindung Berlin-Konstantinopel am 15. Januar 1916: Ein Wagen des Balkanzugs.

Lebenshaltung der arbeitenden Klassen ist nach allen Anzeichen während des Krieges durchaus nicht schlechter als vorher, eher besser; sie haben nur unter denselben bekannten Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung zu leiden wie auch die wohlhabenderen Klassen. Aufrechtzuerhalten war die Arbeit aber nur durch eine weitgehende Heranziehung von sonst gar nicht oder doch nur im geringen Grade sich betätigenden Schichten; auf dem Lande Kinder und Greise, durchweg Frauen. Die **Frauenarbeit** ist in alle möglichen Gebiete eingedrungen; darunter solche, von denen man annahm, daß sie der Frau durch die Art der Arbeit selbst verschlossen seien, wie der Maschinenbau. Es wird nach dem Kriege zu den schwierigsten Problemen gehören, diese Frauenarbeit in einem gewissen Umfange „abzubauen", ohne neue schwere Störungen hervorzurufen.

Preissteigerung und Knappheit vieler Lebensbedürfnisse sind unvermeidliche Begleiterscheinungen dieses Krieges; es ist die ständige Bemühung der Regierung, durch entsprechende Preis- und Versorgungspolitik die unleugbaren Schwierigkeiten zu mindern. Die Brotkarte, d. h. die Kontingentierung des Verbrauchs, hat sich bewährt und mancherlei Nachfolge gefunden. Wenn gegen Ende des Jahres eine fühlbare Fettknappheit (Milch, Butter) eintrat, die Folge des Mangels an Futtermitteln, so ist das zwar eine Unbequemlichkeit, nicht aber der Anfang der von England so heiß ersehnten Aushungerung. Die Öffnung des „Eisernen Tores" nach dem Orient ist auch in dieser Beziehung ein Erfolg, wenn auch die Forderungen Rumäniens, des hauptsächlich für Brot- und Futtergetreide in Betracht kommenden Lieferanten, vorläufig noch als wucherisch zu bezeichnen sind. Entscheidend ist, daß, wie der Bericht des Reichshaushaltausschusses für Ernährungsfragen in den letzten Tagen des Jahres feststellen konnte, um der wirtschaftlichen Lage Deutschlands halber der Krieg nicht einen Tag eher beendigt zu werden braucht, als die militärische und politische Lage einen vollen Sieg verbürgt.

Die über Erwarten günstige Lage der deutschen Volkswirtschaft findet ihren besten Ausdruck in den finanziellen Verhältnissen. Wie der **Volksreichtum** im ganzen sich stellt, vermögen wir natürlich nicht zu sagen; doch haben wir einige Zahlen, die deutlich genug sprechen. Nach der Statistik des deutschen **Sparkassenverbandes** haben die elf Monate von Januar bis November stetige Überschüsse der Einlagen über die Rückforderungen aufzuweisen; der Gesamtüberschuß seit Jahresgewinn belief sich auf den außerordentlich hohen Betrag von 2281 Mill. ℳ. Ähnlich erfreuliche Zahlen weisen auch die städtischen und ländlichen **Genossenschaften** auf, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die aus der Landwirtschaft stammenden Summen großenteils Kapital sind, das durch die Pferderequisition und die aus Futtermittelmangel notwendig gewordene Abstoßung von Vieh flüssig geworden ist.

Äußerst zufriedenstellend ist die Lage der **Reichsbank**. Der Goldbestand, der zu Kriegsausbruch (31. Juli 1914) 1253 Mill. ℳ betrug, ist ständig gewachsen, auf 2093 am 31. Dezember 1914 und 2441 am 23. Dezember 1915; dabei ist zu berücksichtigen, daß wahrscheinlich nicht unbeträchtliche Summen Gold als Zahlung ins Ausland gegangen sind, wenn auch dieser Abfluß aus den erwähnten Gründen bei uns sehr viel geringer war als bei den Gegnern. Der Notenumlauf stieg von 5046 am 31. Dezember 1914 auf 6270 Millionen am 23. Dezember 1915; der Bedarf an Zahlungsmitteln wuchs naturgemäß mit dem Umfang der von uns besetzten Landesteile. Die Golddeckung der Noten ist durchaus gut. Der Bestand an Darlehnskassenscheinen ist wie bisher verhältnismäßig recht gering; am 23. Dezember waren 1519 Millionen ausgegeben, wovon 460 Millionen außer Verkehr, weil im Besitz der Reichsbank, waren. Dagegen sind jetzt an englischen Currency Notes 2 Milliarden ℳ im Umlauf, bei einer Deckung von nur 28,5 Prozent.

Der allerbeste Beweis aber für Deutschlands wirtschaftliche Stärke ist der **Riesenerfolg der zweiten und dritten Kriegsanleihe**. Es betrugen bei den drei Anleihen (September 1914, März und September 1915)

Ausgabekurs	Zahl der Zeichner	Betrag
97,5	1177235	4,46 Milliarden
98,5	2691060	9,06 „
99	3551746	12,10 „

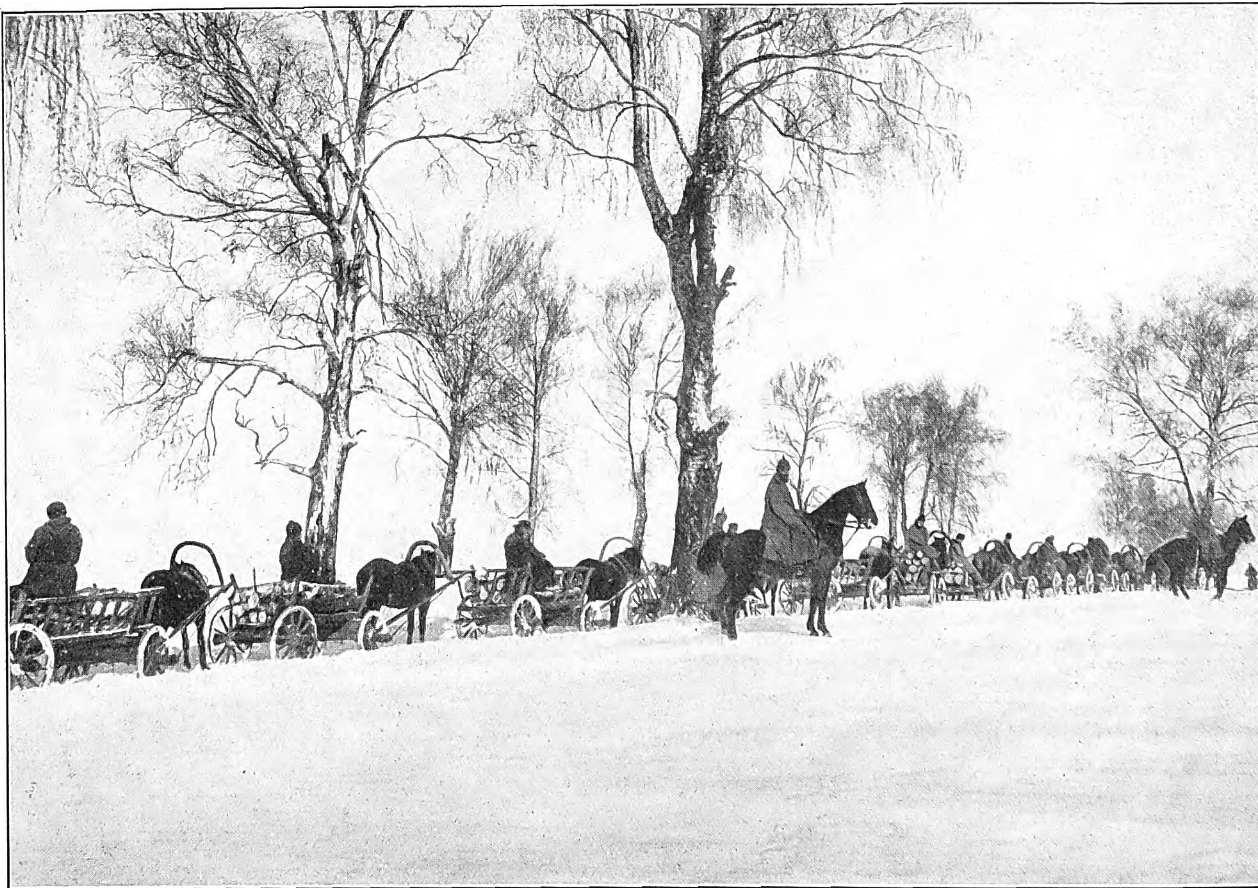
Die Verzinsung war stets die gleiche, 5 Prozent, während das stolze England von 3,5 (bei einem Kurse von 95) auf 5 Prozent (bei Parikurs) steigen mußte, ja die englisch-französische Anleihe in Amerika mußte sogar 5 Prozent bei einem Kurse von nur 96 zahlen. Die gegen Schluß des Jahres zu einem Kurse von 88 ausgegebene 5prozentige



Das Hindenburg-Ludendorff-Haus in Lötzen (Ostpreußen).

Das Haus, in dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg acht Monate gewohnt hat, wurde von der Stadt Lötzen angekauft, um in ein Museum umgewandelt zu werden.

französische „Siegesanleihe" hat statt des erhofften Betrages von 20 Milliarden Franken in bar nur 4¾ Milliarden erbracht. Bis zum 22. Dezember waren von der dritten deutschen Kriegsanleihe 75 Prozent der Einzahlungen fällig; in Wirklichkeit waren bis dahin aber schon 91,4 Prozent gleich 11 111,9 Mill. ℳ gezahlt, wovon nur 781 Millionen durch Darlehen der Darlehnskassen beschafft waren.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Mit Holz beladene Panje-Fuhrwerke auf einer russischen Landstraße.

Überblicken wir noch einmal die geschilderten Tatsachen, so ergibt sich ein Bild, dessen glänzende Farben fast überraschen. Die erzwungene Abschließung ist zum Segen ausgeschlagen; sie hat eine ungeahnte Konzentration und Steigerung der Kräfte herbeigeführt. Aber wir dürfen doch nicht daran vorbeigehen, welche **ungeheuren Verluste an Menschenleben und Werten** der Krieg **für Europa bedeutet**. Die wirtschaftliche und kulturelle Vormachtstellung Europas wird in Frage gestellt, wenn unsere Feinde nicht endlich die Vergeblichkeit ihres Ringens einsehen. Den Vorteil werden Amerika und Japan haben. Betrug doch der Ausfuhrüberschuß der Vereinigten Staaten vom Januar bis November 1915 nicht weniger als 1571 Mill. Dollars, gegen 201 und 649 Millionen in den gleichen Monaten der Jahre 1914 und 1913, während durch die japanische Baumwollindustrie sich jetzt schon Manchester und Moskau bedroht fühlen. In dem Bewußtsein, daß wir den Krieg nicht gewollt haben, und daß von allen kriegführenden Staaten sich unsere wirtschaftliche Rüstung, wie die militärische, als die stärkste erwiesen hat, werden wir als Vorkämpfer europäischer Kultur den Kampf zu Ende führen.

Kriegschronik.

1. Januar 1916. (Fortsetzung von S. 44.)

Die Schlacht in Ostgalizien dauert unvermindert heftig an. Das Schwergewicht der Kämpfe lag auch gestern auf der Front an der mittleren und unteren Strypa. Im Raume nordöstlich von Buczacz traten kurz nach Mittag die russischen Artilleriemassen in Tätigkeit, deren Feuer bis in die Abendstunden währte. Dann ging der Feind zum Angriff über. Seine Kolonnen drangen in zahlreichen Angriffswellen stellenweise vier- bis fünfmal an die Drahthindernisse vor, brachen aber immer und überall unter der verheerenden Wirkung des österreichisch-ungarischen Feuers zusammen. In der Nacht zog sich der Gegner, Hunderte von Toten und Schwerverwundeten liegenlassend, in seine 600 bis 1000 Schritt entfernte Ausgangsstellung zurück.

Auch die Angriffe, die die Russen bei Jaslowiec südlich von Buczacz und nächst Uscieczko am Dnjestr unternahmen, erlitten das gleiche Schicksal wie die an der mittleren Strypa. Die Stellungen der Armee des Generals Grafen v. Bothmer an der oberen Strypa und der Heeresgruppe Böhm-Ermolli an der Ikwa standen unter Artilleriefeuer. Bei der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand wurde ein russisches Bataillon zersprengt, das südlich von Berestiany vorzustoßen versuchte. Am Styr-Bug nordöstlich von Czartorysk überfielen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen mit Erfolg die feindlichen Vorposten. Bei Kolodia westlich von Rafalowka wurde ein Angriff abgeschlagen.

Gestern beschoß die italienische schwere Artillerie neuerdings die Orte Malborghet und Wolfbach. In der Neujahrsnacht unterhielt sie ein besonders lebhaftes Feuer gegen den Col di Lana.

Bei Ipek wurden neuerlich vier von den Serben vergrabene Geschütze eingebracht.

Der Postdampfer „Persia" der „Peninsular and Oriental"-Linie ist am 30. Dezember auf der Fahrt nach Bombay versenkt worden. Die Mehrzahl der Passagiere und Besatzung sind umgekommen. Vier Boote vermochten das Schiff zu verlassen.

2. Januar 1916.

In der Nacht zum 1. Januar wurden Versuche stärkerer englischer Abteilungen, in unsere Stellung bei Frélinghien (nordöstlich von Armentières) einzudringen, vereitelt. Nordwestlich von Hulluch besetzten unsere Truppen nach erfolgreicher Sprengung den Trichter. Bei der Eroberung eines feindlichen Grabens südlich des Hartmannsweilerkopfes fielen über 200 Gefangene in unsere Hände.

Die Offensive gegen die beßarabische Front der Armee Pflanzer-Baltin wurde von den Russen wieder aufgenommen. Sie führten am Neujahrstag, nachdem sie in der Nacht und am Vormittag wiederholt zurückgewiesen worden waren, um 1 Uhr nachmittags gegen die Verschanzungen bei Toporoutz einen neuerlichen starken Angriff aus, der von den tapferen Verteidigern im Handgemenge abgeschlagen wurde. Zwei Stunden später drangen im gleichen Raume sechs russische Regimenter vor, die zum größten Teil abermals geworfen wurden; nur in einem Bataillonsabschnitt ist der Kampf noch nicht abgeschlossen. Die Verluste des Gegners sind außerordentlich groß. Auch die Strypa-Front nordöstlich von Buczacz griff der Feind am Neujahrsmorgen an. Der Angriff mißlang ebenso wie ein russischer Vorstoß auf eine Schanze nordöstlich von Burkanow. Die Zahl der seit einer Woche in Ostgalizien eingebrachten Gefangenen reicht an 3000 heran.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(15. Fortsetzung.)

Eines Abends klopfte der Schuster und einstige Chorsänger Fridolin Zangerl an Matthias Supps Tür.

Frau Frieda schaute durch das runde Guckloch, und als sie draußen einen aufgeschwemmten Menschen in zerlumpter, verwahrloster Kleidung schwanken sah und zugleich einen scharfen Dunst von Fusel verspürte, fragte sie weiter nicht nach seinem Begehren, sondern ließ das Messingblech gleich wieder über den Ausschnitt fallen. Der Schuster schaute die ungastliche Türe eine Weile mit glasigen Augen an, tappte dann unsicher nach dem Drücker der Klingel und machte sich noch einmal bemerkbar.

Worauf Frau Frieda das Klappfenster hinter dem Gitter öffnete und ihn anfuhr, was er denn wolle, und er solle sehen, daß er fortkomme.

Ob er nicht Herrn Supp sprechen könne, fragte der Trunkene, indem er sich am Türpfosten anhielt. Nein, der sei nicht daheim, und er hätte wohl auch nichts mit ihm zu schaffen.

Aber jetzt sei Christus gekommen, lallte der Mensch, die Schreibmaschine sei durch das Schwert verdrängt, und die Warmwasserleitung sei nicht mehr das Höchste, sondern die Posaune und das Granatenfeuer, und wenn einer Gott suche, so solle er das wissen. Der Antichrist sei entwichen, Gott in die Welt getreten . . .

Ja, ja, und sie werde es ihrem Manne schon ausrichten, sagte Frau Frieda, um den Lästigen loszuwerden, und er könne beruhigt gehen.

Sie hörte, wie er schwer über die Stiegen torkelte und tappte, und wie sein Murmeln unten entschwand.

Der Schuster trat auf die Straße, drehte den speckigen Hut in der Hand und stülpte ihn auf, indem er brummte: „Strich drunter."

Und er zog im Zickzack seinen Weg, sehr zum Mißvergnügen der Begegnenden, von einigen Kindern verfolgt, indem er unablässig wiederholte: „Strich drunter! Strich drunter!"

Er schwankte dem Rosentale zu, das seine Baumwipfel schwer und dunkel vor den grasgrünen Abendhimmel stellte.

Nun war der Krieg da, und wie fand er ihn?

Wenn Fridolin Zangerl betrunken war, so stand es so um ihn, daß sein Kopf immer noch ein wenig Ordnung hielt, wenn ihm der Körper auch den Dienst versagte.

Er setzte sich auf einen Rasenrain zwischen Gärten und wälzte seine schweren und alkoholgesättigten Gedanken.

Seit fünf Tagen hatte er kein Dach über sich gehabt als den Himmel und die taufeuchten Gebüsche des Rosentales, in denen er sich verkroch wie ein Tier.

Sein Weib und der Kerl hatten ihn hinausgeprügelt. Ja der, der Anstreichergeselle, der Kerl, der war jung und bei Kraft — oh der, die Faust hatte er ihm ins Gesicht gesetzt, und dann hatten sie ihn hinausgeworfen. Und wo war Fridolins Stärke? Wie Simsons Stärke war sie von ihm genommen, und einst war ihm ein Klavier nicht zu schwer gewesen, er hatte es getragen, allein, wenn der Kapellmeister auf der Probe es anderswo zu haben wünschte.

Schon lange hatte er es gewußt, daß sein Weib und der Kerl zusammenhielten. Elend, Qual und Schmach und Schwäche, daß er es so lange geduldet hatte. Und die Nachbarn? Wem gaben die recht . . .? War er nicht ein Säufer, und konnte man es dem Weibe verargen, daß sie ihn hinausprügelte, als den räudigen Hund, der er war?

Was war sein Leben gewesen? Eine Höhlenfahrt und Höllenfahrt, aus einer Spelunke in die andere, mit ein wenig Licht von oben her, aus Büchern und der Erinnerung an den Glanz der Bühne, von der er sich heruntergesoffen hatte.

Weinend saß er an dem Rasenrain, bis ein Schutzmann kam und ihn wegwies. Ja — wie einen Hund. Man prügelte ihn fort, überall. Der Krieg war gekommen, der herrliche, aufrüttelnde Krieg, und er war nichts als ein Stück gehemmte Verwesung, ein noch lebendes Aas, kraftlos, unnütz. Das Herz! Das Herz! Es zuckte noch und zappelte und erschlaffte dann wie ein leerer Beutel, und wenn man nur ein wenig Schnaps aufgoß, dann torkelte es wieder ein Stück weiter.

Und alles, was gesund und jung und kraftvoll war, zog in den Krieg.

Es rauschte etwas dunkel vor ihm dahin, Wasser trieb unter einer Brücke fort, mit in dunkle Felder gepflanzten Schaumbüscheln. Fridolin Zangerl betrachtete von der Brücke aus, wie das vor sich ging. Ganz langsam zögerte es heran, an Schilf und Schlamm, in dem Frösche quakten, und an tief eintauchenden Zweigen hin, ganz langsam wurde die Flut von einem geheimnisvollen Drange erfaßt, sich zu rühren, und in immer heftigerem Schwall stieß sie vorwärts, bis sie sich schäumend und mit triumphierendem Brausen über das Wehr warf.

Was ist Wille? dachte Fridolin Zangerl. Sicher glaubt jeder Tropfen dieser dunklen Flut, daß er sich über das Wehr hinabwerfen will.

Eine Schar von Kindern zog über die Brücke. Sie kamen wohl aus den naheliegenden Schrebergärten. Knaben und Mädels gingen Hand in Hand, viele von ihnen trugen bunte Papierlaternen, die warfen helle Farben auf die Kindergesichter, zwei erwachsene Mädchen kamen hinterher. Die kleine Bande trabte an Fridolin Zangerl vorbei, auf festen, lustigen Beinchen, und sie sangen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein", mit hellen, hohen Stimmen, von denen sich die dunkleren der Erwachsenen satt und dunkel abhoben. Da war auch drüben der Schutzmann wieder vor die Laterne getreten, um scharf nach Fridolin herüberzuschauen.

Fridolin Zangerl ging gelassen über die Brücke, tat, als wolle er den Weg längs des Ufers einschlagen, schob sich aber, kaum außer dem Sehbereich des Schutzmannes, zwischen zwei Büschen ins Verbotene. Er ging dem leisen Rauschen zu, das vor ihm in der Nacht hing, und stand bald, die grünen Laubvorhänge zurückschlagend, am Ufer des Flusses.

Das gegenüberliegende Ufer war leer, die Bilder der Laternen hingen leise zitternd, manchmal von Schaumbläschen gestört, im schwarzen Wasser. Weiter oben ging eine weiße leichte Brücke über die Flut, die Dunkelheiten der beiden Ufer durch eine kurze Helle verbindend.

Fridolin dachte an den Krieg und an die vielen Leute, die der fraß.

Dann begann er seine Kleider abzuwerfen, den zerlumpten Rock, die Weste, den Kragen; er zog auch die Schuhe aus und stellte sie neben die sorgsam geordneten Kleider. So sollte man wenigstens sehen, daß er nicht als ein Wüstling und Verzweifelter aus der Welt gegangen war, sondern als einer, der weiß, wie es um ihn steht, und der einen ordentlichen Geschäftsabschluß gemacht hat.

Dann stieg er in den Schlamm und empfand das Gefühl unangenehm, so ganz ins Weiche zu treten. Aber er mußte bis fast in die Mitte des Flusses gehen, ehe er den Boden unter den Füßen verlor. Seltsam, daß ich noch ganz nüchtern geworden bin, dachte er noch, als er sich in dem schwarzen, übelriechenden Wasser sinken ließ.

Als Matthias Supp am nächsten Morgen zur Bank ging — zum letztenmal vor seinem Einrücken — da sah er an der bewußten Stelle zwischen Parkweg und Flußufer über dem Wehr, wo der Tod seine Ernten anzuschwemmen pflegte, wieder einen Leichnam liegen. Gesicht und Körper waren von einer Pferdedecke verhüllt, nur ein Paar wachsgelber, grobknochiger, nackter Füße sahen unter dem unteren Saume der Kotze vor.

Kinder standen im Halbkreis herum, der Schutzmann wartete mit auf den Rücken gelegten Händen auf die Ankunft des Leichenwagens.

— —

Matthias Supp war Landwehrmann.

Manchmal in diesen Tagen, wenn er morgens erwachte, lächelte er über einen tollen Traum. Es war beglückend, zu denken, daß man aus dem wildesten Traumgeranke nur zur Helle des Bewußtseins zurückzukehren brauche, um von Spuk und Nachtgespenstern erlöst zu sein.

Seine Gewissensbisse hatten eine neue Form angenommen, sie spiegelten das ungeheuerliche Zerrbild eines Krieges, das Phantom der Verwüstung in seinen Schlaf hinein. Mit der Wiederkehr wacher Gedanken war das Zerrbild machtlos, verblich das Phantom vor der einfachen Frage, wer denn dieses Krieges sich unterfangen wollte.

Aber gleich die nächste Stufe der Erhellung brachte ihm die Gewißheit, daß das gräßliche Phantom auf dem Throne des Tages saß, daß dieses Zerrbild die Wahrheit wiedergab. Jede Stunde hämmerte es ihm ins Bewußtsein . . . Krieg, Krieg, Krieg. Jede Straßenecke brüllte es aus, jeder Straßen- oder Kraftwagen raste mit einem besonderen kriegerischen Tone durch die Menge, jeder Mensch, der mit einem kleinen Koffer zur Bahn ging oder von dort kam, sagte in Haltung und Mienen: Ich muß auch in den Krieg.

In der Bank merkte es Matthias an dem Ansturm auf die Kassen, an den außergewöhnlichen Maßregeln hinter den Kulissen, an diesem planvollen Aufschließen aller Deckungen. Wie wunderbar war dieses seit Jahren vorbereitete System von Rüstungen, an dem er selbst mitgearbeitet hatte, ohne je anders zu meinen, als daß sie eine bis ins Äußerste getriebene Vorsicht seien! Ein ins Feinste verzweigtes Netz von Kanälen war über den ganzen Geldmarkt gezogen, verband die großen Anstalten miteinander, und die zur rechten Zeit gezogenen Schleusen ließen den ganzen Reichtum der Natur lebendig werden und seine Bewegung verdoppelt und verdreifacht dahinströmen. Diese große Ruhe und Sicherheit beschwichtigte denn auch den Geldschrecken, so daß er nicht länger dauerte als ein paar Tage und alles nach geringem Schwanken ins Gleis gebracht war. Zuversicht und Vertrauen waren rasch wiederhergestellt, und nach kurzer Zeit kamen selbst jene, die es am ärgsten und ängstlichsten getrieben hatten, und brachten das Geld, das sie nicht rasch genug hatten haben können, lächelnd und ein wenig beschämt zurück.

Dessenungeachtet blieb dieser Krieg ein ungeheuerliches Wüten der Menschheit gegen sich selbst, und seine Urheber, als die man immer klarer die kalten Rechner jenseits des Kanales erkannte, hatten einen Fluch auf sich geladen, der erst erlosch, wenn alles Leben dieses Planeten im Eise erstickt war.

Für Matthias selbst wurde dieser Krieg ein Wunder und eine Gnade. Nur im Dunkel des Erwachens, im Wirrwar des Einzuges der Tagesgedanken erschien er ihm noch als eine nachtgeborene Qual seines Gewissens. Was für die Völker ein verbrecherischer Irrsinn blieb, eine teuflische Burleske von Dämonen, ihm selbst war es fast eine glückliche Fügung. Er fühlte wieder Gott und fand sich unmittelbarer als je unter seine große Hand gestellt.

Empörung über das sinnlose Wüten der Völker gegen sein deutsches Volk und eine ergebene Dankbarkeit über sein eigenes Schicksal waren so auf das wunderlichste gemischt.

— —

Auch in diesem Zwiespalt fand sich Frau Frieda ebensowenig zurecht wie in allen früheren Absonderlichkeiten ihres Mannes.

Während sie jammernd und mit den Schrecknissen aller Möglichkeiten des Krieges vor Augen Vorbereitungen für den Feldzug traf und zusammentrug, was sie nur an guten und nützlichen Dingen für einen Krieger erdenken konnte, fand sie ihren Gatten von Tag zu Tag heiterer und gelassener werden.



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Blick auf Ypern von der Höhe 60.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Paul Schenk.

Sie verstehe ihn nicht, sagte sie, daß er so ruhig sei. Und wenn Matthias meinte, er sei gar nicht so ruhig, wie sie meine, und er habe gar nicht geglaubt, daß ihn eine allgemeine Angelegenheit so tief innerlich erregen könne, so entgegnete sie, darin erweise sich wieder, wie wenig ihm an Frau und Kindern gelegen sei; ihr sei das Allgemeine auch wichtig genug, aber gewiß weniger wichtig, als daß er gesund und glücklich wiederkehre.

Nun trug Matthias Supp schon die feldgraue Uniform, nahm an Übungen teil und wachte an Bahnübergängen und bei der Luftschiffhalle. Und je härter der Dienst sein stubenhockerisch zusammengesessenes Knochengerüst mitnahm, desto freier und leichter schwang sich seine Seele aus dem Gehäuse.

Das wurde nun für Frau Frieda immer rätselhafter, und als der bevorstehende Abschied ihn vollends gar nicht niederdrückte, sondern ihm die allerletzten Schatten auszutreiben schien, da war es ihr ganz und gar unfaßbar bis zum Weinen.

Sie machten einen Abendspaziergang auf den Feldern. Noch mühte man sich auf den mächtigen Breiten um die Ernte. Und als Ersatz für die vielen Tausende von Händen, die der Arbeit entzogen waren, griffen viele Tausende anderer Hände zu, als freiwillige Helfer, damit das Vaterland den Segen seiner Scholle bergen könne.

Der Tag war sehr heiß gewesen, noch zitterte die Glut über den Stoppeln und verqualmte langsam im grauroten Abendlicht. Kinder waren nach der mühevollen Arbeit noch ins Spielen geraten . . . kletterten wie Eichhörnchen an den Rädern und Holmen der Leiterwagen, auf die ernsthaftere Helfer die Garben hinaufschoben. Der schöne Schwung dieses Hebens und Schwenkens glich in etwas der Bewegung des Säemannes und auch der des Schnitters, so daß Matthias Supp das Hauptsächlichste dieses ganzen Ablaufes von Wachstum und Ernte in diesem kurzen, weichen Halbrund gelassen entströmender Kraft beschlossen fand.

Matthias Supp ging als ein rechter Landwehrmann mit seinem Weib am Arm und seinen beiden Kindern an der freien Hand.

Frau Frieda aber sagte auf einmal, ganz aus ihren angstvollen und schmerzlichen Kriegsgedanken heraus, sie sehe es ihm wohl an, daß er ganz zufrieden sei, loszukommen. Die Jahre über habe er irgendwelche Kümmernisse herumgetragen und unheimliche Dinge in sich verbissen, an denen er ihr den Anteil verweigert habe. Aber jetzt atme er förmlich auf und wachse ins Gerade, und da müsse sie doch endlich dahinterkommen, woran er eigentlich die ganze Zeit über so schwer getragen habe.

Helles Jauchzen sprang über die Stoppeln daher. Halbwüchsiges Volk hatte einen großen Schober erklettert, und nun ging es von der Höhe mit einem lustigen Rutschen über die goldglänzenden Schütten. Man sah, wie diese vielen Stunden Luft und brennender Sonnenschein das städtische Blut belebt und erfrischt hatten, daß es aus tausend Bedenklichkeiten ins Heiter-Harmlose gewandelt war.

„Nein," sagte Matthias, „Liebste, was denkst du? Schließlich — es ist doch keine Kleinigkeit . . . ein Gang ins Ungewisse von euch fort."

Der Junge sprang dem Vater vor die Füße. „Vater, ich will auch beim Ernten helfen", bat er. Matthias streichelte den lieben blonden Kopf. Da sei er doch noch zu klein dazu, und es sei auch nicht alles so lustig wie das Rutschen über die Getreideschütten.

Frau Frieda aber hing noch immer fest an ihrem Argwohn. Da nütze kein Reden, und nun sei sie ihrer Sache gewiß. Mein Gott, und sie sei ja am Ende wirklich keine Frau für einen Künstler wie Matthias. Der hätte sich nicht ein so hausbackenes Ding nehmen dürfen, sondern eine Frau mit einem lebhaften Geiste, die an seinem ganzen Wesen und Trachten hätte innigeren Anteil nehmen können als sie. Aber er hätte sie ja gründlich genug angesehen und gewußt, was er an ihr bekäme.

Auf dem schmalen Feldwege zwischen den abgeernteten Breiten kamen sie an einem dicken Herrn vorbei, der unfern in den Stoppeln auf einer Garbe kniete und sie zusammenzuschnüren suchte. Matthias kannte den Herrn, es war ein Kunde seiner Bank und konnte vor dem Schalter sonst nicht hochmütig und vornehm genug tun. Nun schund er sich da in der Abendschwüle, mit aufgestülpten Hemdärmeln, das Gesicht von Schweiß überronnen, stieß die vom Staub grau überkrusteten Fäuste immer wieder in die Halme, daß sie endlich zurechtkämen. Er fauchte und schnaufte wie eine kleine Feldmaschine, die goldene Uhrkette baumelte verzweifelt gegen seinen Bauch.

Es war seltsam genug, daß Matthias die Anklage seiner Frau gar nicht als etwas Trennendes und Schweres empfand, sondern wie eine lange vermißte Liebkosung. Und ohne auf diese liebe Torheit einzugehen, sagte er, indem er in das umschattete Land hinaussah: „Was ich mir zum Vorwurf machen muß, ist dieses: daß ich mein Eigenes über das Ganze stelle. Manchmal ist es mir, als hätten Menschen wie ich dieses Strafgericht herabgezogen, das nun auch über Schuldlose niederbricht."

Das war nun wieder durchaus dunkel und verwirrt, und Frau Frieda schrieb es zu dem vielen anderen, das sie nicht erfassen konnte, weil sie für ihren Gatten nicht klug genug war.

Landwehrmänner kamen Matthias entgegen, und jeder von ihnen führte seinen ganzen Herzensbesitz spazieren gleich ihm; sie nickten einander zu, als seien sie durch Jahrzehnte gute Bekannte.

Die ganze Welt roch nach Sonne und Brot.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Frau Frieda mit den Kindern vom Bahnhof kam, halb blind von Tränen und im Ohr immer noch die letzten wehen Rufe und das Schluchzen der Scheidenden und einen markerschütternden Trutzgesang, der den Schmerz übertäuben sollte, da fand sie auf dem Spiegeltisch einen Brief.

Er trug auf dem Umschlag die Aufschrift „An mein geliebtes Weib" und war von Matthias offenbar im letzten Augenblick vor dem Verlassen der Wohnung für sie zurechtgelegt worden.

So enthielt er wohl das, was Matthias in einem Teil der letzten Nacht niedergeschrieben hatte, seine Abschiedsbotschaft an sie.

„Das Wort will mir nur schwer von der Zunge, ich bin ein schlechter Sprecher, und je tiefer etwas in mir sitzt, desto mühsamer findet es seinen Weg. Auch will mir scheinen, daß innige Gemeinschaft der Menschen in allen, auch den belanglosen Stunden ihres Seins eher ein Hemmnis der Aussprache ist als eine Förderung. Die kleinen Dinge, die wir voneinander wissen, verstellen den großen den Weg. So denke ich mir: vielleicht wird mir's leichter, wenn ich mir künstlich einen Abstand von Dir schaffe, da ich nun im Begriffe stehe, Dir zu sagen, was ich die Jahre über getragen habe, dadurch einen Abstand, daß ich mein Bekenntnis diesem Papier anvertraue, das Du erst finden sollst, wenn ich schon fort bin.

Du hast so vieles unerklärlich gefunden, was ich tat, und ich brachte es nicht über mich, Dir die ganze stürmische Verwicklung, die schweren Bangnisse meiner Seele zu entdecken.

Hier hast Du nun mein Herz.

Du weißt, daß ich fromm erzogen wurde; meine Familie hielt streng auf Befolgung aller äußeren religiösen Pflichten, aber darüber vergaß sie nicht, daß es noch wichtiger sei, sich innerlich mit Gott eins zu wissen. Von der wunderbaren, geheimnisvoll zuversichtlichen Frömmigkeit meines Großvaters, des alten Oberjägermeisters, vermagst Du Dir kein Bild zu machen, da Du ihn ja nur in seinem Verfall kennengelernt hast. Den größten Teil seines Lebens hatte er im Walde verbracht und im Beisammensein mit Bäumen und Tieren einen strahlenden, starken Gott kennengelernt, der ihm lebendiger und vertrauter war als irgendeiner der Menschen, die er sehen, hören und fühlen konnte.

Allzufrüh kam ich von diesem Kreise fort, ehe ich ganz fest in seine Ansichten eingewurzelt war, denn ich glaube, daß es besser ist, junge Menschen mit einer Rüstung von guten Meinungen und erprobten Überzeugungen in die Welt zu schicken, als es ihnen zu überlassen, sich ihre Ansichten im Widerstreit der Tage und Interessen selbst zu bilden. Vielleicht erklärt sich der Mangel an festen Charakteren und an ernsthaften Weltanschauungen, den man unserer Zeit vorwirft, daraus, daß unser Haus und unsere Schule nicht mehr imstande sind, dem jungen Menschen einen solchen Schatz sittlicher Grundsätze mit ins Leben zu geben, daß er ohne Wanken mit ihnen in allen Anfechtungen zu bestehen vermöchte. Allzusehr ist unsere Zeit und unser Leben darauf gerichtet, auch alles andere, nicht nur das Eigene gelten zu lassen, und es gilt geradezu als Kennzeichen eines freien und starken Menschen, zu bekennen, daß jeder von seinem Standpunkte aus recht haben mag. Vielleicht ist es gerade diese Vorurteilslosigkeit und angebliche Freiheit des Geistes, die unseres Volkes schlimmster Fehler ist. Wir sind nur allzugern bereit, die Vorzüge aller anderen Völker anzuerkennen und unserer eigenen Eigenschaften uns zu schämen. Der Engländer hat ein Sprichwort: ‚Recht oder Unrecht — meine Heimat ist es!' Daran sollten wir uns ein Muster nehmen.

Mir ging es nun so.

Ich war von meinen Eltern dazu bestimmt, die Handelsschule zu besuchen, um bald in irgendeine erträgliche Lebensstellung unterzukriechen und ihnen die Sorge um mich abzunehmen. Aber da kam der Hauch der Kunst über mich, und ein lang unterdrückter Trieb nach bildhaftem Erleben des Daseins entfremdete mich meinem eigentlichen Studium. Ich kann Dir nicht schildern, welch ein seliges Blühen des Geistes und der Sinne das damals war, wie mich die ganze Welt durchströmte und verwandelt aus mir hervorging. Alles andere war Nacht und Tod. Ich verwendete das Geld, das mir für meine Studien geschickt wurde, zum größeren Teil auf meine Vorbereitung zum Künstler, und die Aufmunterung, die ich zuerst erfuhr, bestärkte mich darin, daß ich zu den Berufenen gehöre. Ich vergaß Gott und den Gehorsam gegen die Eltern und lebte in der Lüge, denn ich wußte wohl, daß ich mit meinen veränderten Lebensplänen nicht wagen dürfe, vor sie zu treten.

Aber auf die Dauer ließ es sich doch nicht verheimlichen, daß ich einem andern Ziele zustrebte, als sie mir bestimmt hatten. Sie versuchten nun durch alle Mittel, im argen und im guten, durch sanfte Vorwürfe und bittere Drohungen, meinen Sinn zu ändern. Aber ich blieb, inmitten einer großen Gesellschaft von leichten und lustigen Kameraden, auf meinem Wege. Umsonst beriefen sie sich auf Gott, ich hatte längst den Glauben verloren, und sie erreichten nichts, als daß wir einander immer fremder wurden.

Inzwischen war ich auch mit meiner Kunst, die ganz neue Bahnen betrat, in die Öffentlichkeit gekommen; wenn Du auch weißt, wie es mir damals erging, so versuchst Du doch umsonst, Dir im einzelnen auszumalen, welcher Wolkenbruch an Hohn, Haß und Böswilligkeit über mich niederströmte. Man behandelte mich in den Zeitungen als einen Idioten oder einen Verbrecher. Das war eine bittere Enttäuschung, und ihre nächste Folge war, daß ich meine Kunst und mein Leben nun zum Trotz betrieb und in jeder wilden Gesellschaft der Wildeste war. Es kam, wie es kommen mußte: ich verstrickte mich in tolle Abenteuer, häufte Schulden auf, und eines Tages lief der Name meines Großvaters auf einem Wechsel um, den er niemals gesehen hatte. Der Zusammenbruch blieb nicht aus. Im Namen Gottes rechneten meine Eltern und mein Großvater mit mir ab. Sie entzogen mir ihre Unterstützung, erklärten, sie seien entschlossen, mich meinem Schicksal zu überlassen und mich als Wechselfälscher den Gerichten zu übergeben. Zu gleicher Zeit kam eine vollständige Niederlage meiner Kunst, die in einem angesehenen Blatte als vollendeter Irrsinn hingestellt wurde. Und als drittes gesellte sich der unglückliche Ausgang jener Leidenschaft hinzu, die ich Dir ehrlich bekannt habe. Das Mädchen starb daran, daß es die Folgen unseres Verkehres beseitigen wollte, und ich war durch Rat und Vorschub ihr Mitschuldiger.

So schien all das wirklich von einem bösen Dämon angezettelt und durcheinandergewirrt, und indem meine Eltern immerzu den Namen Gottes sprachen, war es mir, als treffe ihn die Schuld an der schrecklichen Bedrängnis meines Daseins. Auf Gott beriefen sich alle, die mich niederdrücken wollten, meine Eltern, die Eltern des Mädchens, schließlich auch meine Kritiker, die behaupteten, meine Kunst leugne Gott.

Da ich mich längst der Ehrfurcht und des Glaubens an Gott entschlagen hatte, erfaßte mich eine blinde Wut gegen diesen Popanz, den alle Welt vorschob, um mich zu verurteilen und herabzusetzen. Als sich der Strick immer enger um meinen Hals zusammenzog, geriet ich in eine Raserei, die mir allen Halt nahm und mich in eine Finsternis des Geistes warf. Dieses verdammte Gespenst Gottes, dieses verruchte Phantom war schuld an allem Unglück in der Welt; alles Unheil, alle Niederträchtigkeit war in seinem Namen verübt worden, und ich sah mich in einer Schar von Brüdern, von Märtyrern, die gleich mir Opfer dieses Molochs waren, der sich Güte und Liebe nur deshalb zuschrieb, um dahinter Mord und Seelenraub zu betreiben.

Diese verzweifelte Stimmung wuchs so unaufhaltsam in mir, daß ich eines Nachts in einer unsagbar gemeinen und schmutzigen Gesellschaft, die sich gerne mit den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts aufspielte, nach den ungeheuerlichsten Blasphemien auf den Tisch stieg und eine Kapuzinerpredigt hielt, in der ich Gott beschimpfte und verfluchte. Ich war betrunken, gewiß, aber dennoch sprach ich mir mit vollem Bewußtsein meinen namenlosen Haß vom Herzen, diese erbitterte Wut gegen das Schicksal, dem ich zürnte, wie Kinder dem Tischeck, an dem sie sich gestoßen haben. Und da mir die Worte nicht auszureichen schienen, nahm ich ein geweihtes Bild der Dreifaltigkeit aus der Tasche, das mir meine Mutter vor Jahren bei meinem Auszug in die Welt mitgegeben hatte, und verbrannte es über einer Kerzenflamme.

So glaubte ich mit Gott abgerechnet zu haben.

Am nächsten Morgen erhielt ich eine Drahtnachricht, die mich schleunigst nach Hause berief, da meine beiden Eltern in dieser Nacht, wahrscheinlich durch Kohlenoxydgas erstickt, ihren Tod gefunden hatten. Aus einem wilden Taumel von Verlorenheit und Selbstpreisgabe riß mich dieses furchtbare Ereignis zu mir selbst und dem Besseren in mir zurück.

Gott hatte unmittelbar auf meine Lästerung geantwortet. Seine Hand hatte mich getroffen, ich erkannte die ganze schmerzliche Größe des Verlustes. Das Zusammensein mit meinem Großvater tat ein übriges, um meinen durch dieses Ereignis gänzlich erschütterten inneren Menschen in die alte Welt der christlichen Gedanken und des Glaubens zurückzuleiten. Ich bekannte ihm meine ganze Schuld, sagte ihm, daß ich mich als Mörder meiner Eltern fühlte, und daß ich bereit sei, meine Strafe auf mich zu nehmen. Er bestärkte mich darin, daß die Vergeltung nicht ausbleiben werde, und daß ich mich gefaßt machen müsse, eine ungeheuerliche Sühne erdulden zu müssen.

In den Willen Gottes ergeben, wartete ich ab, was er über mich verhängen werde.

Aber es war, als sei mit jenem Tage die Türe in einen heiteren Garten des Lebens geöffnet. Meine Hand schien leicht und sicher mit jedem Griff aus der Urne der Zukunft ein gutes Los zu ziehen, das Glück heftete sich an meine Fersen. Ich lernte Dich kennen, meine Stellung, die ich mir als eine Art Strafe zugedacht hatte, gewährte mir ein bürgerliches Behagen und erweckte sogar eine gewisse Freude der Pflichterfüllung in mir, die Kinder kamen, zuletzt gewann auch meine Kunst auf dem Jahrmarkt der Zeit . . .

Diese unerschöpfliche, unheimliche Langmut Gottes aber fraß an mir als eine niemals erlöschende, geheime Angst. Du ahnst nicht, was ich alle die Jahre her gelitten habe, daß mir Gott alles das nur gegeben haben könnte wie Hiob, um mich um so schmerzlicher zu treffen. Und vielleicht wird Dir nun vieles von dem klar werden, was Dir bisher unverständlich geblieben ist.

Aber nun bin ich erlöst. War ich schon so weit, zu glauben, daß Gottes Strafe für mich eben darin bestehe, daß er mich ganz aus Gnade und Ungnade verstoßen habe, so weiß ich jetzt, daß ich unter seiner Hand bin, und daß er mich richten wird, wie er es für gut befindet. Wie herrlich erweist er seine Macht, zu belohnen und zu strafen, wie streckt er sich über Gerechte und Ungerechte! Dieser Krieg stärkt meine Zuversicht. Schon marschieren unsere Heere durch Belgien auf das Herz des Feindes zu, schon sieht man, wie Gott nach dem Haupte der Friedensstörer und Heuchler und Mörder zielt. So wie er mit unseren Feinden abrechnet, so wird er auch mit mir abrechnen. Das ist mein inniger Trost.

Noch eins, Liebste: Du ahnst, daß wir ein kleines Vermögen zurücklegen konnten. Ich weiß, daß Du mich oft für einen abscheulichen Filz gehalten hast. Ich wollte es nicht zulassen, daß von dem durch Gottes Langmut Gewonnenen mehr verwendet würde, als für des Lebens Notdurft erforderlich schien, aber ich habe mehr als einmal unser Erspartes darangesetzt, um Gott endlich herauszufordern, daß er mich schlage. Aber es ist dabei immer nur noch mehr geworden. Du wirst damit einverstanden sein, daß ich die Hälfte dieses Vermögens dem Roten Kreuz übergeben habe. Was bleibt, genügt, sollte ich fallen, um Dich und den Kindern ein bescheidenes, aber sorgenfreies Leben zu sichern. Falle ich aber nicht, dann bin ich durch Gottes Gericht freigesprochen und kehre heim als Dein glücklicher und erlöster Matthias."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Dorf lag in einer kleinen Seitenfalte des Maastales, an zwei einander nahen Abhängen, zwischen denen unten die Straße lief. Inmitten der anspruchslosen Gesellschaft kleiner sauberer Häuschen, dieses Geschlechtes von gestern und vorgestern, hob das alte Kloster auf dem östlichen Abhang sein graues Gesicht aus den Hintergründen der Geschichte.

Die Brüder waren vor dem Kriege, den das Dorf mit süßsauren Mienen hindurchlassen mußte, verzogen, und so standen dem Feldlazarett mehr Räume zur Verfügung, als es mit seiner geringen Zahl von Helfern ausnützen konnte.

Unten auf der Straße wälzte sich die feldgraue Riesenschlange, dem Geschützdonner entgegen, der da vorne die Welt im Westen zerriß. Das ging nun schon zwei Tage und zwei Nächte. Die Bauern, die zuerst längs der Häuser gestanden und mit geballten Fäusten zugesehen hatten, ließen nach vierundzwanzig Stunden von ihren hämischen Bemerkungen.

Es war kein Ende der Massen, gleichmäßig ging es stundenlang weiter. Immer im selben Takt, vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht, und dann klopften die schweren Stiefel weiter hart in den Schlaf hinein. Manchmal wurden die Kolonnen der Infanterie durch Reiter abgelöst, oder Geschütze stießen und stampften ein paar Stunden lang hintereinander her. Die gute, harte Straße zerbröckelte und zermürbte unter Rädern und Hufen und dem Tritt der Hunderttausende, sie verwandelte sich in Staub, der unaufhörlich als Wolke über dem Heerzug stand. Allmählich überzogen sich die Bäume und Häuser und Menschen mit dichten Krusten grauen Staubes, als müsse das ganze Land, Lebendes und Unbelebtes die Farbe dieser Soldaten annehmen, deren unendlicher Zug die Straße zertrampelte. Der Staub drang in die Häuser ein, bedeckte die Betten, die Tische, alle Eßwaren, fraß sich in die Rinde des Brotes. Das Gehirn entzündete sich, die Augen wurden fieberwirr, und es gab Menschen, die sich, unfähig, diesen Anblick zu ertragen, in den Keller verkrochen.

Die Brunnen waren ausgetrocknet, und man mußte die Bauern dazu verhalten, aus den nächsten Dörfern Wasser heranzuführen, das dann längs der Straße in Gefäßen aller Art bereitgehalten wurde. Aber auch in den Nachbardörfern war Wassernot. Denn fast überall gingen die Walzen dieses schrecklichen Heeres über das arme belgische Land. Und man erfuhr, dies wären nur die kleinen Zuflüsse, und der Hauptstrom ziehe unten im Maastal gegen Namur.

Aber Namur, holla, das feste Namur . . . du lieber Gott, da würden sich diese Deutschen schon die Köpfe einrennen! Der Bürgermeister ging im Ort herum, sprach den Leuten Mut zu, sie sollten die Nase nicht hängen lassen und den Feind nicht durch Widersetzlichkeit reizen. Die Franzosen und Engländer hätten versprochen zu helfen, und sie würden helfen, und dann würde man die Deutschen wiedersehen, aber aus ganz anderer Richtung kommend und in ganz anderer Verfassung als jetzt.

In das andauernde Schrecknis dieses Durchmarsches schlugen bisweilen Gerüchte von einzelnen Ereignissen, die verbrannten die Seelen mit jähem Entsetzen. Man erzählte, da oder dort sei ein Bauer einfach erschossen worden, weil man ihn beschuldigte, das Wasser vergiftet zu haben. Oder Dörfer, in denen auf deutsche Soldaten gefeuert worden sei, habe man angezündet und dem Erdboden gleichgemacht.

So sollten sie ihre Waffen nur recht gut verstecken, meinte der Bürgermeister, daß sie nicht gefunden werden könnten, aber bereit wären, wenn sie gebraucht werden sollten.

Dem Lazarettinspektor Gläsel zeigte der Bürgermeister ein höfliches und williges Gesicht, als dieser sein ortsobrigkeitliches Wirken in Anspruch nahm. Es handelte sich darum, auf dem Friedhofe einen Platz für ein Massengrab zu bestimmen. Vor der Besetzung des Ortes hatte es in dem Gehölz auf der Höhe ein Gefecht gegeben, ein paar tote Franzosen und Belgier lagen noch im Farnkraut. Das Massengrab wurde auf der Westseite des Friedhofes ausgehoben. Sieben gefangene französische Krankenwärter schaufelten daran. Es waren kleine braune Leutchen, wenig gesprächig, um so fleißiger und bescheidener. Sie gruben sich emsig in die Tiefe, wie Maulwurfspfoten arbeiteten ihre kurzen, schwarzen Spaten.

Als man mit dem Maulwurfsgeschäft fertig war, zog sich Gläsel mit seinen sieben Mannen in das Kloster. Der kleine, aufgeregte Oberarzt Leist lief gegen den Inspektor an. Ein Transport von Verwundeten von der Front war angesagt, hundertfünfzig bis zweihundert Mann, und man mußte das Refektorium des Klosters dazu nehmen und brauchte Stroh, denn man hatte sich bloß auf achtzig Mann eingerichtet. Und überhaupt war das Lazarett zu weit vorgeschoben, man war zu nahe an der Front, da hätte ja beinahe schon ein Truppenverbandplatz sein können, und ob man vielleicht, wenn etwa noch nachts ein Transport käme, die Leute auf dem Steinboden liegen lassen solle.

Der Inspektor machte, daß er weiterkam, denn er hatte das Gefühl, der Doktor nage ihm mit seinen weißen blinkenden Nagezähnen, zwischen denen die geschwinde, manchmal ein wenig anstoßende Zunge erschien, ein kreisrundes Loch in die Bauchwand. Er fing sich abermals den Bürgermeister und ging mit ihm auf die Strohsuche. Von einem mürrischen, widerspenstigen Bauern zum anderen zogen sie, bis etwa zweihundert Bünde zusammengebracht waren.

Gläsel schrieb die Quittungen aus und gab sie den Leuten.

Sie nahmen sie mit verächtlichem Lachen, nur die Anwesenheit des Bürgermeisters, der seine Mienen geheimnisvoll hinter Gläsels Rücken spielen ließ, verhinderte offenen Hohn. Ein weißhaariger alter Bauer in einem der größten Gehöfte des Dorfes ließ seine Wut durch keine obrigkeitlichen Mahnungen dämmen. „Was soll ich mit dem Wisch?" fragte er, indem er den Zettel in seiner Hand hin und her drehte, als halte er ein höchst verdächtiges und ekles Ding.

Das sei so gut wie Geld, sagte Gläsel gutmütig, er solle es nur gut aufheben.

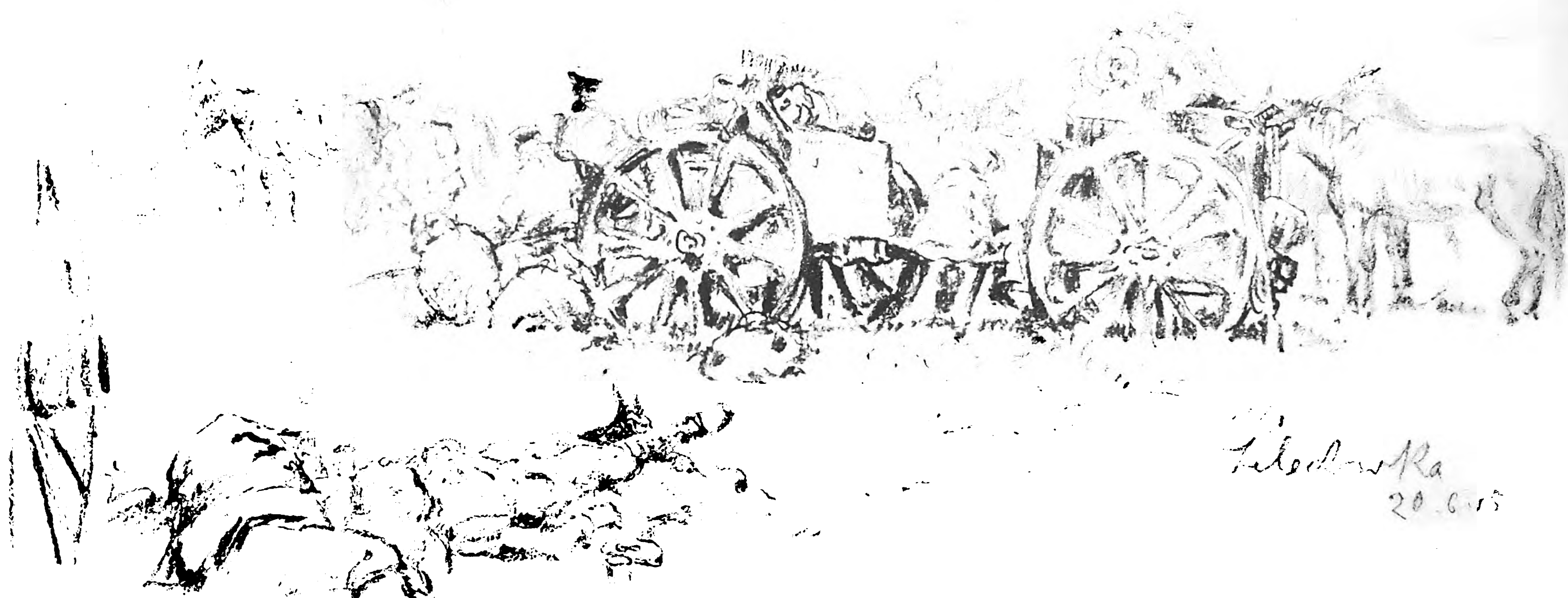
Ja, beeilte sich der Bürgermeister zu ergänzen, er solle es aufheben und dann ihm übergeben, und er würde dann schon das Geld an der richtigen Stelle einziehen.

Aber der Bauer wurde krebsrot im Gesicht, und plötzlich spie er auf den Zettel, warf ihn zu Boden, trat mit dem Stiefelabsatz auf ihn und wandte sich zum Fenster. Gläsel sah, wie seine Schultern von keuchendem Atem gehoben wurden, und er begriff plötzlich, es war das äußerste Maß von Haß, wenn ein belgischer Bauer lieber Geld wegwarf und zertrat, als daß er es aus deutschen Händen empfangen hätte.

Der Bürgermeister hob die gefalteten Hände mit einer inbrünstigen Gebärde der Fürbitte. Es war nicht einmal nötig, sich so angstvoll zu bemühen, denn Gläsel war ohnehin der Meinung, da helfe nichts Gewaltsames, sondern nur langsames Einwirken des Verstandes in der Zeit.

Während das Stroh auf einen Leiterwagen verladen wurde, knatterte hoch oben ein Flieger unter dem Abendhimmel hin. Aber er war noch gar nicht weit gekommen, da war er schon von einem ganzen Kranz von Schrapnellwölkchen umringt, die aus deutschen Geschützen seinen Rippen vermeint waren, und man merkte erst, wie nahe man eigentlich dem Kampfplatz war.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)



Rastende Artillerie.



Ruhepause.

Übergang über den Bug.

Bei der Heeresgruppe des Generals v. Linsingen in Russisch-Polen.

Aus dem Skizzenbuche des auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Hugo L. Braune.



Bulgarische Wagenführer, die auf einer Straße in Leskovac rasten.



Von den Serben auf ihrer eiligen Flucht zurückgelassene 28-cm-Granaten.

Die Sennussi.

Von Ingenieur Santo Bey de Sémo.

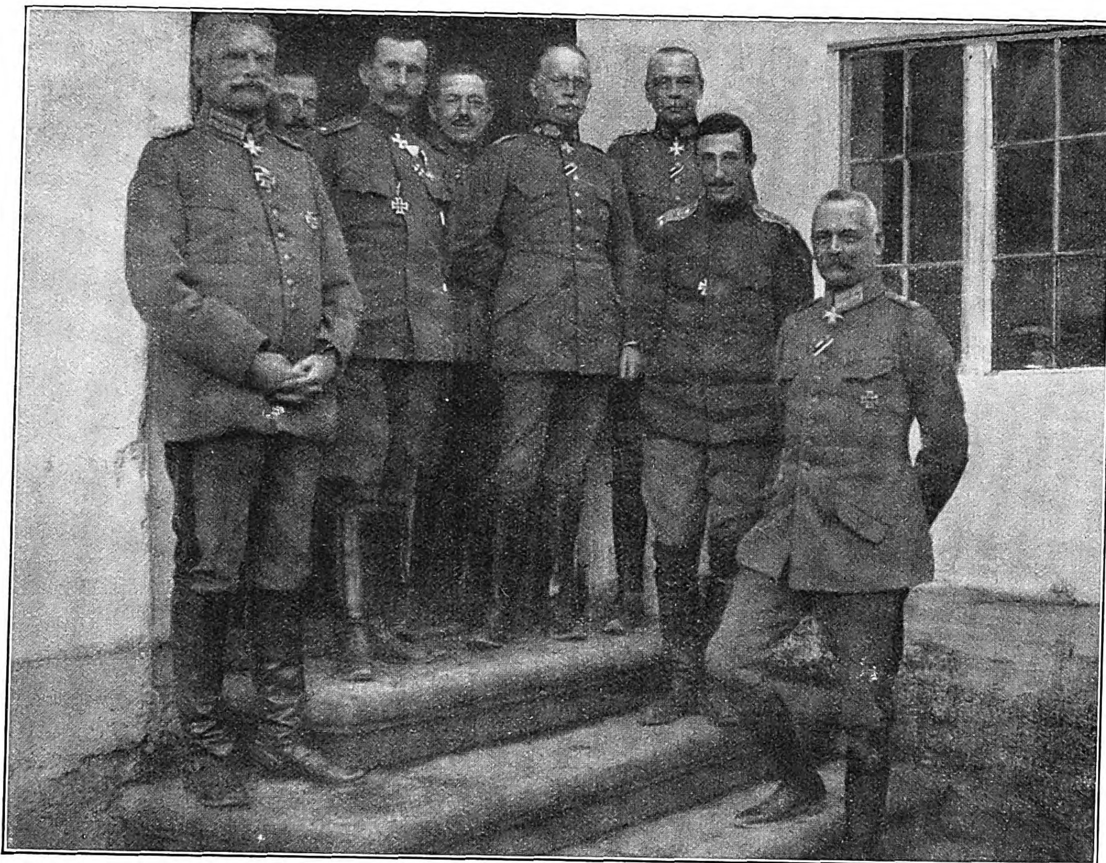
Zwei Geschehnisse von höchster Bedeutung sind es, die sich in der Welt des Islams in den letzten zwei Monaten ereignet haben. Einmal waren es die Schiiten, deren geistliche Führer im vorigen Monat ihrerseits sich den Sunniten (die Türken und der größte Teil der Araber) im Heiligen Kriege angeschlossen haben; nun sind es die Sennussi. Die einen wie die anderen haben ihr muselmanisches Zusammengehörigkeitsgefühl hier wie dort durch den Angriff auf englische Truppen bekräftigt.

Für den Teil der Engländer, der dem Heiligen Krieg bei seiner Erklärung in Konstantinopel (14. November 1914) kein großes Gewicht beigelegt hat oder doch mindestens so tat, werden diese Angriffe einen schmerzhaften Gegenbeweis geliefert haben.

Schiiten und Sennussen, das bedeutet Asien und Afrika! Die Autorität des schiitischen Priesters in Kerbela, unweit des Euphrats, erstreckt sich über alle Araber Mesopotamiens, alle Perser, die gesamten mohammedanischen Inder; und dem Gebot des Groß-Scheichs der Sennussen in Kufra (in der südlichen Kyrenaika) gehorchen Hunderte von Stämmen in Nord- und ebensoviel in Zentralafrika von Wadai und Dahome am Atlantischen Ozean bis zur Ostküste des Sudans am Indischen Ozean. „El djihad sabil illah", sterben für die Sache Gottes, ist im Islam eine sittliche Macht, mit der man rechnen muß, und wer es nicht tut, wird sich am Ende arg verrechnet haben. Gewiß wird man fragen: Warum haben diese beiden Zweige des Mohammedanismus so lange gesäumt, sich der „Sache Gottes" anzuschließen? Diese Frage würde aber kaum jemand stellen, der je die ungeheuren Entfernungen in jenen islamischen Ländern zu durchmessen hatte, denn er weiß, wie lange Zeit es braucht, damit in jenen Gegenden mit den primitivsten Verkehrsmöglichkeiten selbst das wichtigste Ereignis seine Kreise zieht, bis zu den letzten Vorposten der islamischen Welt. Wenn man nun noch in Betracht zieht, daß jeder Verkehr zwischen diesen Randländern und Konstantinopel schon vom Anfang des Krieges an durch unsere Feinde geflissentlich unterbunden wurde, so wird diese Verzögerung erst recht begreiflich.

* * *

Der heutige Groß-Sennussi, Namens Sidi Ahmed esch Scherif, residiert zeitweilig in Djarbub, südlich von Benghasi, häufiger jedoch in Kufra, einer tief im Innern der Kyrenaika,

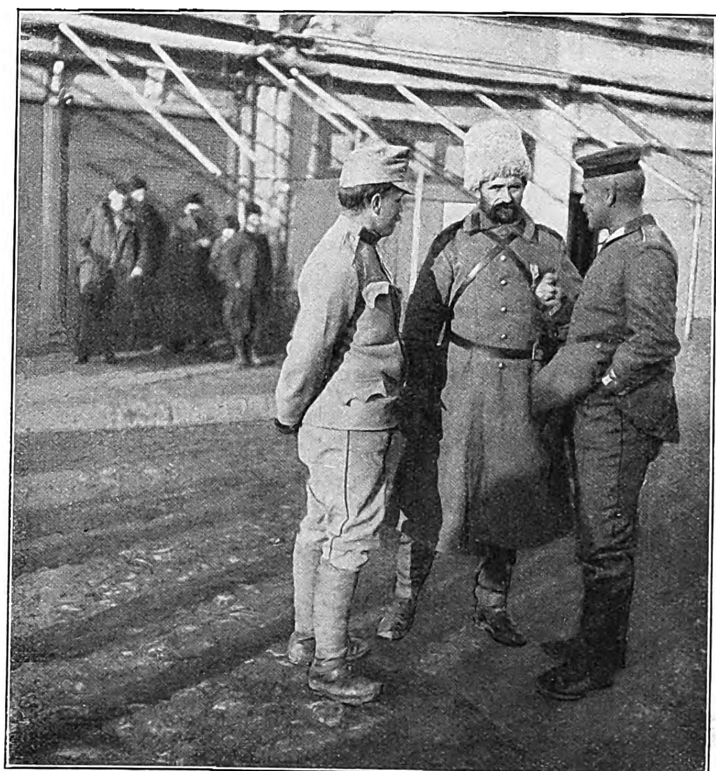


Die deutsche Oberste Heeresleitung und der bulgarische Oberbefehlshaber in Paracin (Serbien) am 16. November 1915.

Von rechts nach links: General v. Falkenhayn, Chef des Generalstabes des Feldheeres, Kronprinz Boris von Bulgarien, Generalmajor v. Seeckt, Chef des Generalstabes im Heereskommando v. Mackensen, Generalmajor Tappen, Chef der Operationsabteilung im Großen Hauptquartier, Oberst Gantschew, bulgarischer Bevollmächtigter im Großen Hauptquartier, General Schekow, Oberbefehlshaber des bulgarischen Heeres, Generalfeldmarschall v. Mackensen, Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen. (Photo Talbot.)



Rast bulgarischer Truppen auf einer Straße in Leskovac.



Deutsch-österreichisch-bulgarische Kriegskameraden in Serbien.

Aus dem eroberten Serbien.



Ein serbischer Kaffeehändler, eine typische Erscheinung im Straßenbild mazedonischer Ortschaften.



Transport eines österreichischen Leichtverwundeten in einem kleinen zweirädrigen Gebirgswagen, den ein Bosniake lenkt.

nicht weit der Westgrenze Ägyptens, gelegenen Oase. Die ganze Kyrenaika ist sennussisch. Die Sennussen bilden Brüderschaften, deren Häupter einen Einfluß auf die Bevölkerung haben, der dem der mittelalterlichen Mönche in Europa mindestens gleichzusetzen ist. Die „Saujas“ erinnern, abgesehen natürlich von ihrer Bauart, an jene Klöster, wo Pilger und Wanderer Unterkunft und Pflege fanden. Das ist ein Gebäude meist aus Trümmern antiker Bauwerke, nahe einem Brunnen errichtet, das jedem Vorübergehenden Gastfreundschaft bietet. Häufig ist die Sauja von einem großen Garten umgeben. Der Scheich hat unter sich einen „Fiki“ (Lehrer), der die Söhne der Mitglieder der Brüderschaft unterrichtet. Die Zahl der Brüder einer Sauja erreicht nicht selten 5000. Sie führen den Zehnten ihrer Einkünfte, die meist der Ackerbau liefert, an die Sauja ab. Außerdem besitzt die Sauja oft ihr eigenes Land, auf dem jeder



Gefangene serbische Offiziere.



Straßenbild aus Leskovac nach der Einnahme der Stadt.

Bruder zur Zeit der Aussaat und der Ernte jeden siebenten Tag zu arbeiten verpflichtet ist.

Die Scheichs jeder Bruderschaft werden von dem Groß-Sennussi von Kufra ernannt, der sie gewöhnlich unter den Söhnen der gewesenen Scheichs auswählt. Er hat auch die Macht, sie abzusetzen. Wir sehen hier also eine Art von Theokratie, die Ungehorsam und Revolten nicht kennt, die ihr Budget und ihr Heer hat, das, vollkommen organisiert, auch über eine vorzügliche Schlagfertigkeit verfügt. Die größte Sauja der Kyrenaika heißt El Tilamun, acht Stunden zu Pferd südwestlich von Benghasi.

Der Stifter des Ordens der Sennussi, Sidi Mohamed es Sennussi, Algerier von Geburt (1202 bis 1276 der Hegira oder 1788 bis 1860 n. Chr.), wohnte lange Zeit in Benghasi und gründete die erste Sauja „El Beida“ (die Weiße), drei Tagereisen westlich von Dernah (am Ufer des Syrt). Der sittliche Endzweck dieser Gründung war, die stets miteinander im Kriege liegenden Araber der Kyrenaika in einem mächtigen Bund zu einigen und ihren blutigen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Der Gründer hat mehrere Schriften verfaßt, die seine Jünger vor jedem fremden Auge eifersüchtig behüten.

Er hatte zwei Söhne: Sidi Mohamed El Mahdi und Sidi Mohamed esch Scherif. Der Name des ersteren ist in der Kyrenaika sehr volkstümlich, obwohl er sich schon seit 1902 ins Innere Afrikas zurückgezogen hat, um sich vor den Engländern zu verbergen. Die Araber glauben nicht an seinen Tod und erwarten ihn immer noch. Sein Neffe Sidi Ahmed esch Scherif ist seit seinem Verschwinden der Groß-Sennussi in Kufra. Heute ist er 45 Jahre alt, gilt als sehr liberal und ist vor allem ein guter Verwalter, der die Budgets jeder einzelnen Sauja bis ins kleinste aufgestellt hat. Sidi Mohamed Idris, der ältere Sohn des Verschwundenen el Mahdi, erfreut sich einer großen Popularität und wird wahrscheinlich der Nachfolger seines Vetters. Wie zahlreich die Sennussen heutzutage sind, ist mit Sicherheit sehr schwer festzustellen; denn eine genauere Volkszählung in Tripolitanien und Zentralafrika ist durchaus unmöglich. Es dürften aber nicht weniger als 15 bis 20 Millionen Menschen sein.

* * *

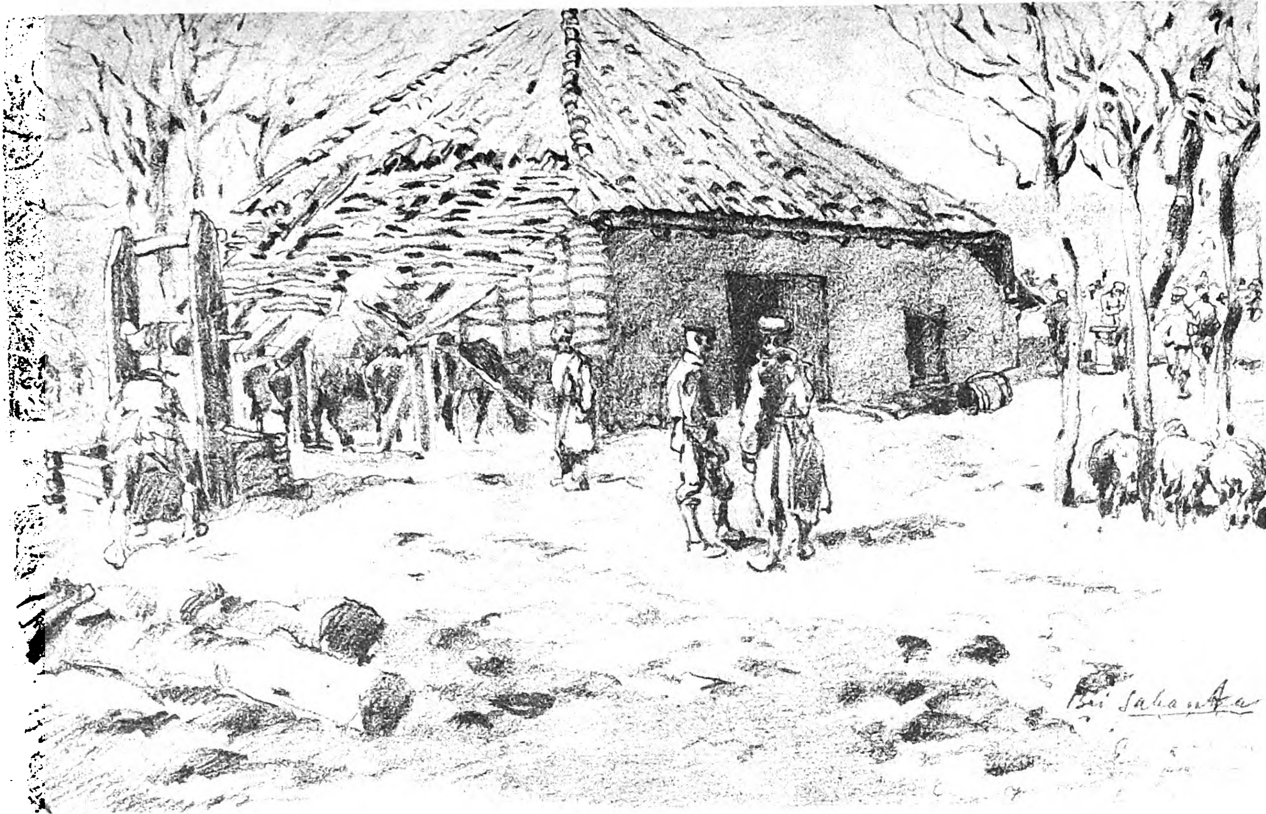
Die Scheichs der Sennussi sind in Dingen der europäischen Politik ziemlich gut unterrichtet, es sind kultivierte Menschen, denen die abergläubischen Praktiken der anderen Sekten widerstreben. Sie kennen sich gut aus in der Geschichte ihrer Rasse, in der Geographie der arabischen Länder, in der arabischen Literatursprache, in der Religion. Es sind keineswegs grundsätzliche Gegner der Christen, wie manche Forscher das behauptet haben, sondern ihr natürlicher Stolz verträgt sich schlecht mit der Herrschaft europäischer Mächte auf ihrem heimatlichen Boden, so daß mit ihr Hauptziel der Kampf gegen fremde Unterdrückung ist. Im übrigen sind es gute Moslems, die sich von den andern in Glaubenssachen fast gar nicht unterscheiden, geeint jedoch durch ein besonderes geistiges Band, so wie es in allen ähnlichen Orden Europas besteht.

Gegenwärtig beherrscht sie nur der eine Gedanke, die Engländer aus Ägypten zu werfen, geradeso wie sie bisher durch ihren Kleinkrieg die Italiener verhindert haben, weiter ins Innere des Landes vorzudringen. Es möge bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß nicht wenige unter den Sennussen völlig überzeugt sind, daß in Enver-„B“ascha der verschwundene Sidi el Mahdi verkörpert ist. Es sind tüchtige und gewandte Reiter. Sie stürzen sich, mit ihren Pferden eng verwachsen, auch im schwierigsten Gelände, zwischen Geröll und Felsen mit kriegerischem Geschrei auf ihre Feinde. Ihre Pferde sind klein, aber stämmig, unermüdlich und gutwillig. Es kommt vor, daß die Reiter vor dem Treffen absteigen, zu Fuß kämpfen und, wenn sie zurückkehren, ihre braven Gäule genau an derselben Stelle wiederfinden.

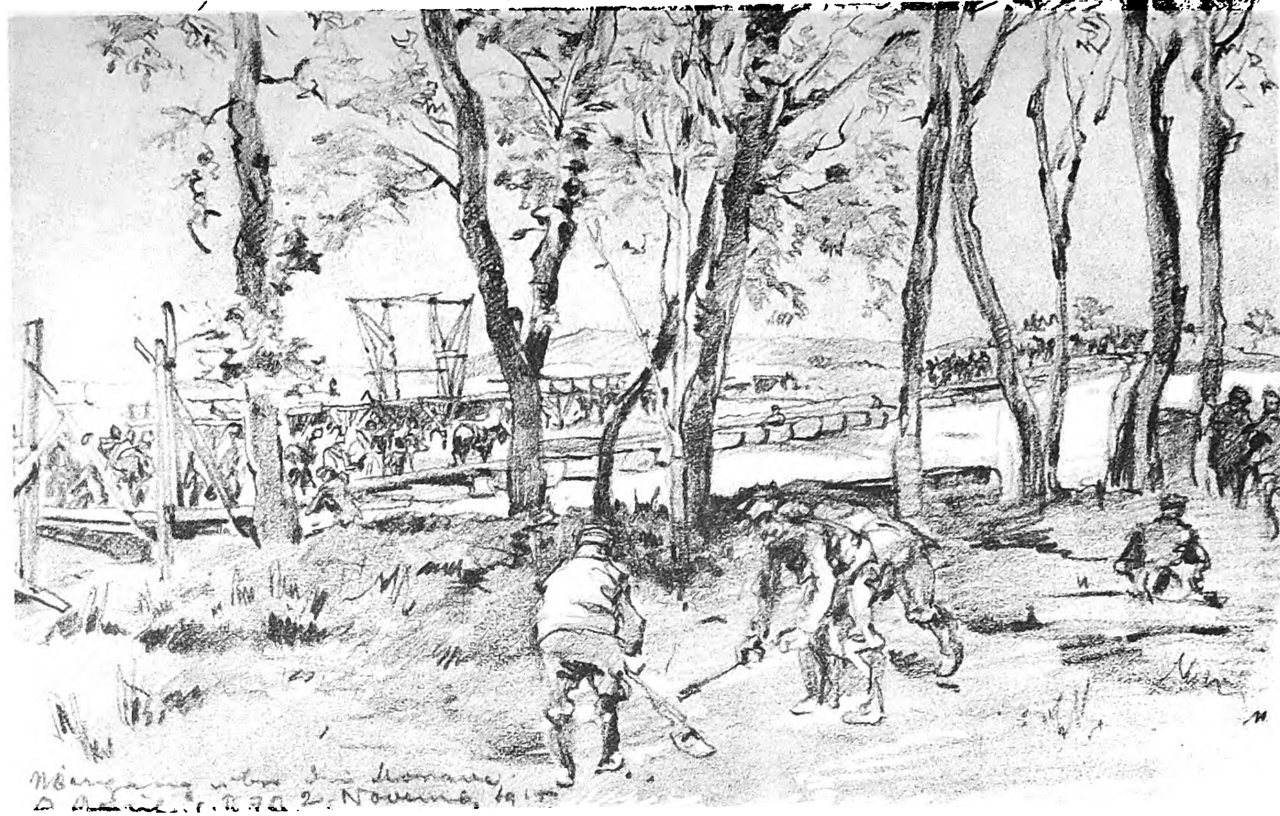


Am Brunnen in Leskovac.

Aus dem eroberten Serbien.



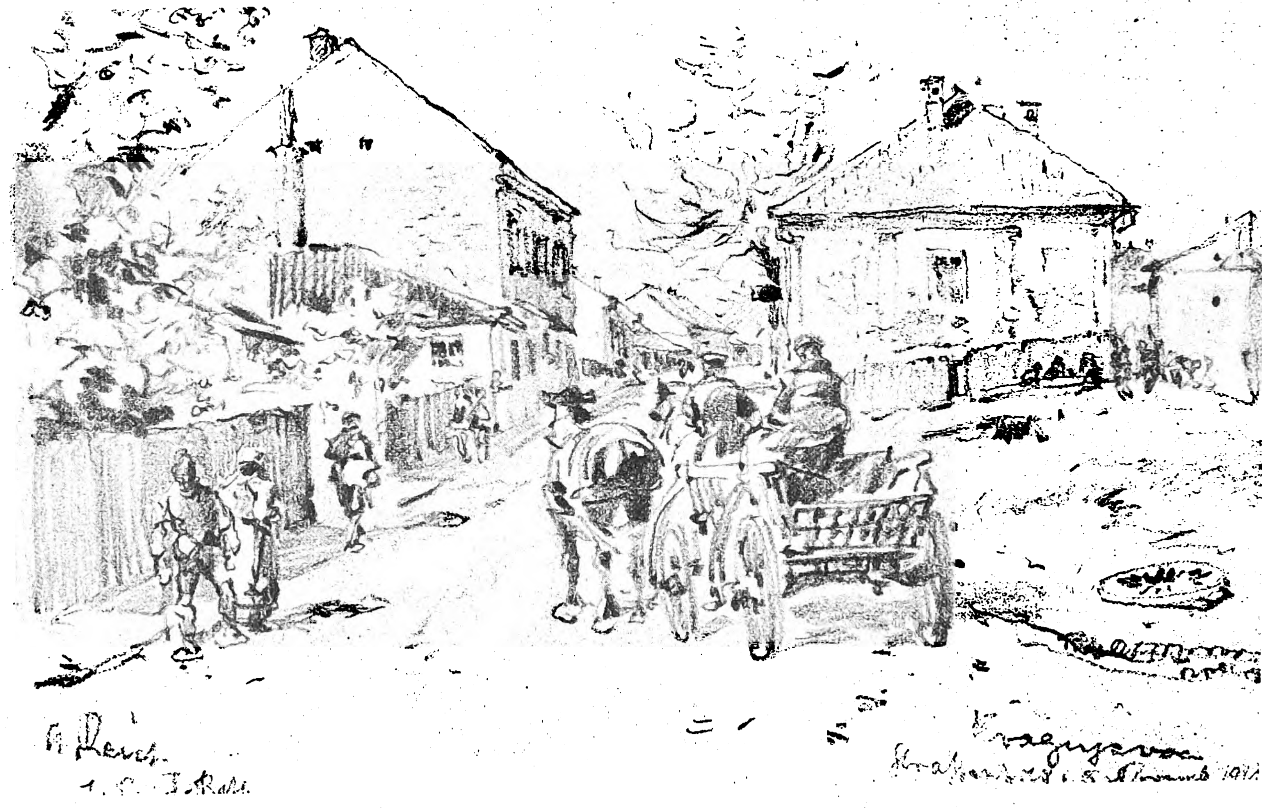
Bei Sabanta.



Übergang über die Morawa.



Kraljewo.



Straßenbild aus Kragujewatz.

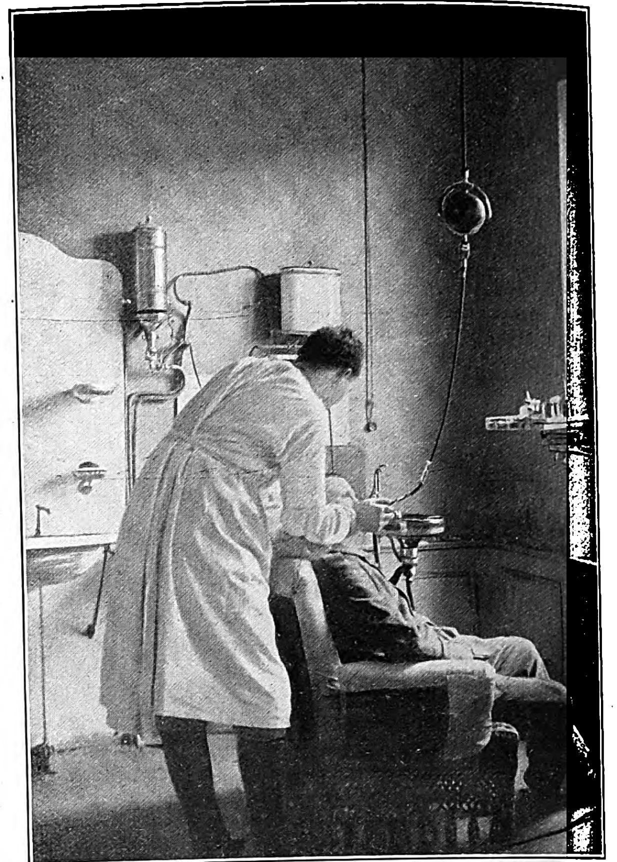
Aus dem eroberten Serbien. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.

Der Zahnarzt im Felde.

Von Zahnarzt H. Schlaeger, Leiter der zahnärztlichen Abteilung eines Feldlazaretts des Gardekorps.

Nicht allgemein dürfte bekannt sein, daß für alle Spezialfächer der Medizin auch in den Sanitätsformationen unserer Heere sich für diese besonders ausgebildete Fachleute befinden. Wie jedes Armeekorps einen beratenden Chirurgen, einen Facharzt für innere Krankheiten, für Augenleiden und Verletzungen und einen beratenden Hygieniker hat, so ist auch für die Zahnleiden und Kieferverletzungen durch Einstellung von Fachleuten gesorgt.

Zum erstenmal wurden in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit auch des Zahnarztes für die kämpfenden Truppen bei dem Chinafeldzug und während des Aufstandes in Südwestafrika von der Medizinalabteilung des Kriegs-



Operationszimmer einer zahnärztlichen Abteilung.



Der Zahnarzt bei der Arbeit.

ministeriums Zahnärzte ins Feld geschickt. — Die Kriegssanitätsordnung hatte für jedes Armeekorps einen Zahnarzt vorgesehen, der der Kriegslazarettabteilung zugeteilt sein sollte. Die ungeheuren Truppenmassen des jetzigen Weltkrieges und besonders die Verhältnisse, wie sie der Stellungskrieg an unserer Westfront mit sich brachte, ließen diese Zahl als durchaus unzureichend erscheinen; und so wurde diese eine Stelle durch das Kriegsministerium auf drei, nach der letzthin ergangenen Bestimmung für jede Kriegslazarettabteilung auf fünf erhöht.

Der Zahnarzt bei der Kriegslazarettabteilung, wie seine amtliche Bezeichnung lautet, steht gleich dem Oberapotheker als höherer Militärbeamter im allgemeinen Offiziersrange. Seine direkten Vorgesetzten sind: der Chefarzt des Kriegslazaretts, dem er zugeteilt ist, der Kriegslazarettdirektor, der Etappen- und Armeearzt. Wie aus der Einstellung der Zahnärzte bei der Kriegslazarettabteilung hervorgeht, sollten sie ihre Tätigkeit im Etappengebiet ausüben. Die besonderen Verhältnisse des großen Weltkrieges haben aber auch hierin Änderungen mit sich gebracht und dem Zahnarzt seinen Platz vielfach auf Stationen des Operationsgebietes angewiesen. So kann den kämpfenden Soldaten, für die ja auch die Hilfe des Zahnarztes vornehmlich da sein soll, bei Zahnbeschwerden und Kieferverletzungen solche schnell und ausgiebig gebracht werden. —

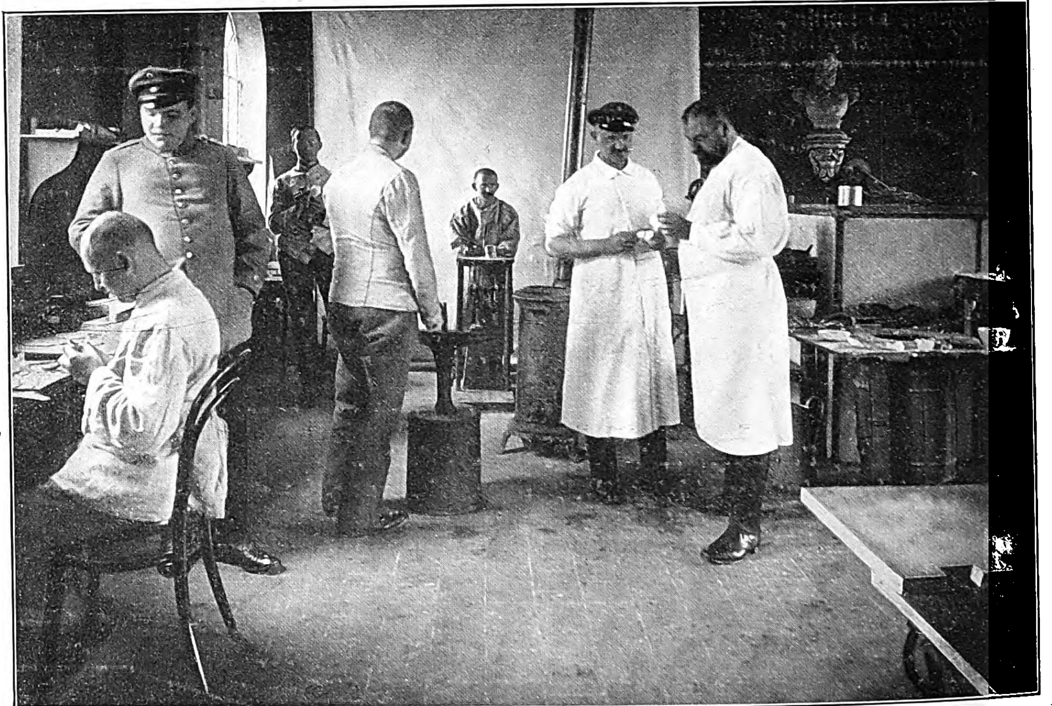
Die zahnärztlichen Stationen sind je nach den Verhältnissen verschieden ausgestattet. In größeren Orten werden nach Möglichkeit die Häuser und Arbeitsräume etwa geflüchteter Zahnärzte mit Beschlag belegt; und der zahnkranke Feldgraue kann oft glauben, bei seinem Zahnarzt daheim zu sitzen. Stationen im Operationsgebiete, dicht hinter der Front muß der Zahnarzt sich natürlich einfacher einrichten und sich mit behelfsmäßigerer Ausstattung begnügen. Das für die Kriegslazarettabteilung vorgesehene Instrumentarium ist in den großen zahnärztlichen Kästen verpackt und so vollzählig und fachmännisch ausgewählt, daß dem Patienten jedwede zahnärztliche Hilfe geleistet werden kann, von der einfachen Zahnziehung bis zum schwierigsten Kieferverband bei etwa vorkommenden Kieferverletzungen.

Wo die Kriegslazarettabteilungen weit hinter der Front liegen, werden Zahnärzte an Feldlazarette oder Sanitätskompagnien abkommandiert. Wenn größerer Andrang von Patienten vorhanden ist, werden ihnen Zahnärzte, die bei der aktiven Truppe dienen und die mit ihrer Einwilligung herausgezogen werden, zur Hilfeleistung beigegeben. Auf ausdrückliche Anordnung des Chefs des Feldsanitätswesens ist die Behandlung der Truppen ausschließlich den staatlich approbierten Zahnärzten vorbehalten; Hilfeleistungen durch nicht approbierte Personen sind nur in Notfällen und unter ärztlicher Aufsicht gestattet.

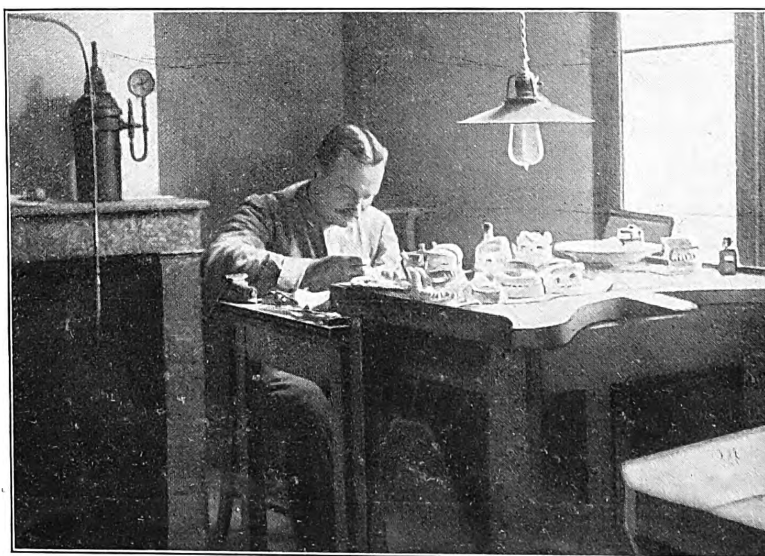
Jeder Zahnstation sind je nach Bedarf ein oder mehrere Zahntechniker zugeteilt zur Herstellung des notwendigen künstlichen Zahnersatzes und der etwa an diesen notwendig gewordenen Reparaturen.

Wie erforderlich die zahnärztlichen Stationen sind, beweist die Tatsache, daß einzelne von ihnen eine tägliche Besuchsziffer von über hundert Patienten aufzuweisen haben. Die Warteräume sind zu jeder Tageszeit voll besetzt, und die Zahnärzte haben anstrengend zu tun, um die Mannschaften ihren Truppenteilen nach Möglichkeit rechtzeitig wieder zuführen zu können; denn auch die Tätigkeit des Zahnarztes im Felde muß von dem Grundgedanken geleitet sein, dem Soldaten schnell zu helfen und die Gefechtsbereitschaft der Truppe dadurch dauernd zu erhalten. Denn wie sehr die Nerven eines Menschen durch heftigen Zahnschmerz angegriffen werden können, wird derjenige richtig zu beurteilen verstehen, der selbst einmal gezwungen war, bei dauernden Zahnbeschwerden körperliche oder geistige Arbeit zu verrichten. —

Selbstverständlich geht es bei der Handhabung des inneren Dienstes auf der Zahnstation streng militärisch zu. Die Truppenteile überweisen die Patienten den Stationen, hier werden sie in das Behandlungstagebuch eingetragen und ihre Erkrankung, Art der Behandlung usw. genau notiert. Durch Behandlungsscheine, die jeder Mann, dessen Behandlung nicht durch einmaligen Besuch beendet werden kann, erhält, wird der Truppenteil über die Notwendig-



Technisches Laboratorium.



Technischer Arbeitsraum einer zahnärztlichen Abteilung.

keit der Weiterbehandlung, den Zeitpunkt derselben und die Stunde des Abganges aus der Station dauernd in Kenntnis gesetzt. —

Getrennt von den Operationsräumen arbeiten die Techniker den künstlichen Zahnersatz und die Zahnärzte die Apparate für Kieferverletzte, die vor ihrem Abtransport in die in der Heimat befindlichen Reservelazarette für Kieferverletzte provisorische Kieferverbände erhalten.

Die Notwendigkeit des Zahnarztes im Felde ist durch den großen Weltkrieg deutlich zutage getreten und wird sicherlich auch in Friedenszeiten durch weiteren Ausbau der zahnärztlichen Hilfe beim stehenden Heere und durch Heranziehung des zahnärztlichen Standes zur Behandlung desselben in irgendeinem Reserveverhältnis, ähnlich dem der Ärzte, Veterinäre oder Apotheker, seine Würdigung finden. Die Zähne sind eben, wie jedes andere Organ des menschlichen Körpers, von höchster Bedeutung für diesen und bedürfen wie jedes andere sorgfältiger Pflege und fachärztlicher Behandlung. Dem zahnärztlichen Stande ist während des Krieges ausgedehnte Gelegenheit geboten worden, zum Segen unserer braven Soldaten sich zu betätigen und auch an seinem Teile zur Schlagfertigkeit unserer tapferen Heere mitzuwirken.



Zum Ableben des Münchner Genremalers Hugo Kauffmann am 30. Dezember 1915: Des Räubers Ende. Nach einem Gemälde von Hugo Kauffmann.

(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Der Kriegs- oder Waffenhahn.

Von Christian Jensen, Schleswig.

Der Hahn spielt im Volksglauben eine große Rolle. Die von ihm geltenden Überlieferungen des Volksglaubens, die zum Teil so alt sind wie die Geschichte unserer Kultur, lassen uns hineinblicken in die Götterlehre unserer Altvordern. Gehört doch der Hahn bei den Göttern der Ober- und der Unterwelt wie bei den Menschen zum Haushalt! Deshalb steht er als heiliges Tier, das vorzugsweise zum Opfer dient, in enger Beziehung zu den höheren Mächten. Er ist als Vogel der Fruchtbarkeit und des Erntesegens und als Symbol der Wachsamkeit und des Lichts allgemein anerkannt. Als prophetischer Vogel zeigt er durch sein Drehen am Windflügel die Änderung des Windes an und sagt durch sein Krähen das Wetter vorher. An der Spitze des Kirchturms wartet er auf gut Wetter, daß der Sumpf austrocknet, in dem sein Wägelchen versunken liegt. Dieser Vogel besitzt also, gleich den einzelnen Germanengöttern, einen eigenen Wagen. Von dem hellen, lichten oder goldenen Himmelshahn heißt es in der „Voluspa“:

„Den Göttern gellend
Sang der mit dem Goldkamm,
Weckte die Helden
Beim Heervater.“

Damit ist seine Beziehung zu den alten Helden ausgesprochen. So ist er im Volksmunde Kriegs- und Waffenhahn geworden. Er gehörte zur Ausrüstung des Kriegers. „Ein Knaben, ein Hund vnd ein Han, so bistu gerüst wie ein Kriegßmann“, heißt es bei Mittler, „Volkslieder“ 1855. Die Hahnenfeder ist nicht nur ein Liebesmittel und des Teufels Hutzier, sie ist auch ein Streitzeichen des Soldaten. Die Finnländer hielten nach Rochholz' Zeugnis in ihren letzten Kriegen mit Rußland regimenterweise einen Waffenhahn im Felde (1808). Chateaubriand berichtet, daß englische Kriegsschiffe einen solchen Hahn herkömmlich mitführen. Auf dem Linienschiff „Marlborough“ befand sich ein Hahn, der der Liebling der ganzen Mannschaft war. Er spazierte gewöhnlich auf dem Deck umher, oder er ließ aus der Takelage seine Stimme ertönen. Als jedoch am 1. Juni 1794 die Schlacht bei Quessant bevorstand, wurde er eingesperrt. Kaum hatte Lord Howe das Zeichen zum Angriff gegeben, so segelte Kapitän Berkley in die Schlachtreihe der Franzosen hinein. „Marlborough“ legte sich zwischen die Linienschiffe: „L'Impetueux“ und „La Mucius“. „Marlborough“ kämpfte mit Verzweiflung. Die meisten seiner Offiziere fielen, und der Kapitän wurde verwundet. Man war schon im Begriff, die Flagge zu streichen. Da erschien plötzlich der Hahn auf dem Verdeck und schritt würdevoll zwischen den Leichen umher. Dann flog er auf einen Maststumpf und ließ sein Kikeriki als Schlachtruf ertönen. Ein vielstimmiges Hurra der Mannschaft war die Antwort. Der Kampf begann von neuem — und nach einer Viertelstunde strichen die feindlichen Schiffe vor dem „Marlborough“ die Flagge. Kapitän Berkley ließ auf den tapferen Hahn eine silberne Medaille schlagen — und ihn lebenslänglich verpflegen. Im Jahre 1732 ist es zu Bern Brauch gewesen, bei öffentlichen Aufzügen und Regierungsfeierlichkeiten einen Hahn nebst einem Streithammer auf eigenem Bagagepferd im Umzuge mitzuführen. Als der Westfälische Friede abgeschlossen wurde, mußte nach Woltmann der Hahn beim Einzuge der Gesandten in Münster auf dem Bagagewagen sitzen.

Das geschah auf dem altheiligen Boden des Sachsenvolkes, in dessen Volksglauben die von Karl dem Großen zerstörte Irmensäule immer noch von großer Bedeutung ist. Diese Irmensäule, welche zu Corvey stand, hat nach der



Hugo Kauffmann,
bekannter Münchner Kunstmaler, † am 30. Dezember 1915.

merkwürdigen Chronik der Sassen, die 1492 zu Mainz erschienen ist und aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts stammt, die Gestalt eines kampfbereiten Kriegers. „Er hat“, wie die der Abbildung hinzugefügte Beschreibung der Symbole angibt, „an seiner Seite ein Schwert und in seiner rechten Hand ein Banner, darin steht eine rote Feldblume. In seiner linken Hand hält er eine Wage und auf seinem Helm steht ein Wetterhahn. Das bedeutet viel Krieg. Die Wage bedeutet, daß man soll viel Gutes erwägen, gleichwie der Wetterhahn auf dem Kirchturm Gutes und Schlimmes bewegen muß, von welcher Seite der Wind wehen will.“ Bei den Wenden ist der Ridegast, der Obotriter oder Meckelburger Abgott, ähnlich abgebildet; er hat auf dem „Kopff“ einen fliegenden Hahn, in der Linken einen „Hellebard“. Danach war der Hahn zweifellos dem Kriegsgotte der Sachsen und der Wenden heilig. Als Helmzier des Herzogs zog er, dessen Feder Hutzier der Soldaten war, und vor dessen Schrei alle Unholde entweichen, voran in den Kampf — und darum gehörte er zur Ausrüstung eines Kriegers und mußte als Kriegs- und Waffenhahn mit dabei sein.

Und in der Tat, die Wachsamkeit des Hahns, seine stolze Haltung, seine Fürsorge für die Seinen, die sich unter seiner Führung sicher wissen, nicht zuletzt die stete Kampfbereitschaft zur Verteidigung seines Hühnerhofes (denn jeder Hahn will sprichwörtlich Herr auf seinem eigenen Düngerhaufen sein): alles das sind Dinge, die ihn vorbildlich sein lassen für den unvergleichlich tapferen deutschen Krieger, der mit Mannentreue Gut und Blut opfert für Haus und Herd, für Familie und Vaterland, um jeden Eindringling davon fernzuhalten, und um laut den Sieg zu verkünden, wenn der Weltkrieg zu Ende ist.

Hugo Kauffmann †.

Von Richard Braungart, München.

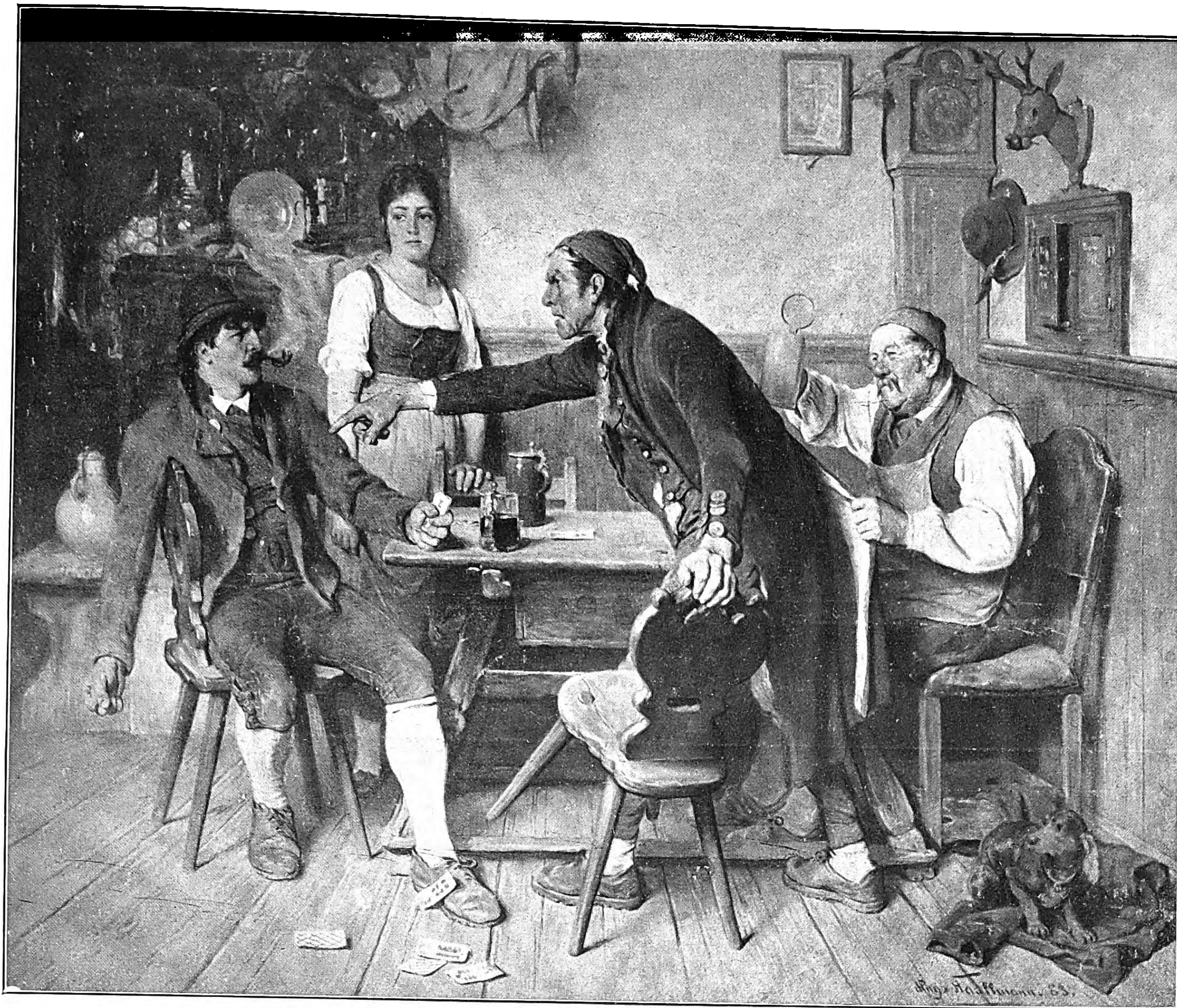
Es wäre vielleicht ganz interessant, einmal festzustellen, wie viele von den Künstlern, die auswärts (und sogar in München selbst) als spezifisch münchnerische Künstler und Vertreter der oberbayrischen Eigenart gelten, tatsächlich gebürtige Münchner und Oberbayern sind. Man könnte da allerlei recht ergötzliche Entdeckungen machen; und am merkwürdigsten wäre — und ist — wohl die Tatsache, daß oft gerade Nichtmünchner und Nichtbayern die Eigenart dieser Stadt und dieses Landes am klarsten erfaßt, am stärksten empfunden und am wahrsten künstlerisch geschildert haben. Ein Beispiel für viele mag genügen, da es wohl auch das bedeutendste ist, das man finden und anführen kann: Wilhelm Leibl, der, obwohl Rheinländer von Geburt und Wesen, doch ganz zum oberbayrischen Bauern (wenn man so sagen darf) geworden ist und den Menschen dieser Gegend tiefer auf den Grund gesehen hat, als dies je vor ihm ein Einheimischer getan hat; und vielleicht kann man sogar hinzusetzen: jemals tun wird.

Ein anderes Beispiel für die oben erwähnte Tatsache, wenn auch nur im kleinen, ist der am 30. Dezember in Prien am Chiemsee verstorbene Kunstmaler Hugo Kauffmann, dessen zahlreiche Werke schon seit Jahrzehnten eine beneidenswerte Volkstümlichkeit genießen. Man kennt ihn als Maler unzähliger, meist humoristisch zugespitzter Szenen aus dem oberbayrischen Bauern- und Jägerleben, und es mag sehr viele geben, die von der (angenommenen) absoluten Naturtreue dieser Szenen so überzeugt sind, daß sie Kauffmann für den Typus des Urbajuvaren halten. Aber auch dieser „echte“ Altbayer ist ein Zugereister. Er ist am 7. August 1844 in Hamburg geboren. Auf dem Umweg über das Städelsche Institut in Frankfurt a. M., an dem er bei Jakob Becker studierte, kam er nach München,

und während eines mehr als vierzigjährigen Aufenthalts in dieser Stadt ist er dann in der Tat ein echterer Münchner geworden, als es, besonders heute, viele Eingeborene sind.

Das große Vorbild Kauffmanns, der ja nur ein Glied einer überaus mitgliederreichen, noch immer nicht ausgestorbenen Malergruppe war, ist Defregger gewesen. Und wenn schon dieser selbst in späteren Jahren vielfach zu seinem eigenen Nachahmer geworden ist, so wird man es seinen unzähligen „Schülern“ nicht allzusehr verdenken können, daß sie nicht in jedem Bilde neue Wege gegangen sind. Sicher ist jedenfalls, daß Kauffmann zu jenen Meistern der bäuerlichen Anekdote und des ländlichen Genres gehört hat, die sich ihre Aufgabe nicht übermäßig leicht gemacht haben. Er war zu jeder Zeit seines Lebens ein tüchtiger und gewissenhafter Techniker, und es spricht für sein Wesen und seine Auffassung von der Kunst, daß er jedes Werk mit Opuszahl versah und in einer Liste unter dieser Zahl mit Titel, Preis und Käufer verzeichnete, ganz ähnlich, wie das unter anderen Spitzweg getan hat.

Wenn wir heute die lachenden Dirndln und feschen Buben Kauffmanns, seine



Erregte Gemüter. Nach einem Gemälde von Hugo Kauffmann, † am 30. Dezember 1915.

(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Sennerinnen, Jäger, Holzknechte, Wirte, Bauern usw. sehen, die sich so harmlos ihres Lebens freuen und nichts von dem Jagen und Hasten und dem tollen Getriebe weit draußen in der Welt wissen, dann mutet uns das alles fast ein bißchen altmodisch und vorgestrig an. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch dieses „Genre“ einmal neu war und wie eine richtige Offenbarung wirkte, die eine unbekannte Welt erschloß. Damals war auch Kauffmanns Kunst, ähnlich der Defreggers, eine Tat. Und noch eins: Kauffmann ist zwar in seinen Verkaufsbildern dem Durchschnittsgeschmack entgegengekommen (weit Größere als er haben das auch getan und tun es noch); sozusagen in seiner freien Zeit aber, in seinen Studien besonders, ist er ein Maler und Zeichner von Qualitäten gewesen, die auch jene freudig gelten lassen werden, die an dem Inhalt seiner Bilder vielleicht Anstoß nehmen. Es ist zu hoffen, daß die Zukunft, wenn erst einmal alles Verborgene aus Kauffmanns Atelier ans Tageslicht gezogen sein wird, lange Versäumtes an ihm ebenso gutmachen wird, wie dies schon bei so vielen Verkannten oder nur halb Gekannten geschehen ist.

Ende des redaktionellen Teils.

Kriegschronik.

3. Januar 1916.

Eine große Sprengung nördlich der Straße La Bassée-Béthune hatte vollen Erfolg. Kampf- und Deckungsgräben des Feindes sowie ein Verbindungsweg wurden verschüttet. Der überlebende Teil der Besatzung, der sich durch die Flucht zu retten versuchte, wurde von unserer Infanterie und von Maschinengewehren wirksam gefaßt.

Ein anschließender, auf breiter Front ausgeführter Feuerüberfall überraschte die feindlichen Grabenbesatzungen, die teilweise ihr Heil in eiliger Flucht suchten.

Die Russen setzten an verschiedenen Stellen mit dem gleichen Mißerfolge wie an den vorhergehenden Tagen ihre Unternehmungen mit Patrouillen und Jagdkommandos fort.

An der beßarabischen Front wurde auch gestern den ganzen Tag über erbittert gekämpft. Der Feind setzte alles daran, im Raume von Toporoutz die österreichisch-ungarischen Linien zu sprengen.

Alle Durchbruchsversuche scheiterten am tapferen Widerstande der braven Truppen. Die Zahl der eingebrachten Gefangenen beträgt 3 Offiziere und 850 Mann.

An der Sereth-Mündung, an der unteren Strypa, am Korminbach und am Styr wurden vereinzelte russische Vorstöße abgewiesen.

Bei Mojkowatz wurde eine montenegrinische Abteilung, die sich an das Nordufer der Tara vorwagte, in die Flucht gejagt.

4. Januar 1916.

Die Schlacht in Ostgalizien dauert an. Der Feind setzte gestern seine Durchbruchsversuche bei Toporoutz an der beßarabischen Grenze mit großem Kräfteaufgebot fort. Sein Mißerfolg war der gleiche wie an den vergangenen Tagen. Seine Angriffe wurden überall abgeschlagen, zum Teil in langandauerndem blutigen Handgemenge. Besonders erbittert waren die Kämpfe Mann gegen Mann in den zerschossenen Gräben beim Hegehaus östlich von Rarancze, wo sich insbesondere das Warasdiner Infanterieregiment 16 neuerlich mit Ruhm bedeckte. Ebenso wie an der beßarabischen Front scheiterten die Angriffe, die der Feind nordöstlich von Okna und gegen die Brückenschanze bei Usciezko führte, und alle mit großer Zähigkeit erneuerten Versuche der Russen, im Raume nordöstlich von Buczacz in die österreichisch-ungarischen Gräben einzudringen. Die Verluste des Feindes sind nach wie vor überaus groß. In einem 10 km breiten Abschnitt wurden 2300 russische Leichen vor der k. u. k. Front gezählt. Einzelne russische Bataillone, die mit 1000 Mann ins Gefecht gingen, sind laut ihren eigenen Meldungen mit 130 zurückgekehrt. Die Zahl der nordöstlich von Buczacz in den letzten Tagen eingebrachten Gefangenen übersteigt 800.

In Südtirol und an der Dolomitenfront fanden wieder Artilleriekämpfe statt. Der Ort Malborghet wurde abermals aus schweren Geschützen beschossen. Nördlich Dolje nahmen die k. u. k. Truppen gestern früh einen feindlichen Graben, um den seither hartnäckig gekämpft ward. Drei italienische Gegenangriffe wurden abgewiesen.

5. Januar 1916.

Die österreichisch-ungarischen Truppen in Ostgalizien und an der Grenze der Bukowina kämpften auch gestern an allen Punkten siegreich. An der beßarabischen Front setzte der Feind in den ersten Nachmittagsstunden erneut mit stärkstem Geschützfeuer ein. Die Infanterieangriffe richteten sich abermals gegen die k. u. k. Stellungen bei Toporoutz und an der Reichsgrenze östlich von Rarancze.

Der Angreifer ging, stellenweise acht Reihen tief, vor. Seine Kolonnen brachen vor den Hindernissen, meist aber schon früher, unter großen Verlusten zusammen. Kroatische und südungarische Regimenter wetteifern in zähem Ausharren unter den schwierigsten Verhältnissen. Angriffe der Russen auf die Brückenschanze bei Usciezko und in der Gegend von Jazolowyce erlitten das gleiche Schicksal wie jene bei Toporoutz.

Ein neuer italienischer Angriff auf den von den österreichisch-ungarischen Truppen genommenen Graben nördlich Dolje und ein Handgranatenangriff auf die Stellung nördlich des Monte San Michele wurden abgewiesen.

6. Januar 1916.

Die Stadt Lens wird vom Feinde fortgesetzt beschossen. Nordöstlich von Le Mesnil wurde der Versuch eines feindlichen Handgranatenangriffs leicht vereitelt. Ein gegnerischer Luftgeschwader-Angriff auf Douai blieb erfolglos. Durch deutsche Kampfflieger wurden zwei englische Flugzeuge abgeschossen, das eine durch Leutnant Boelke, der damit das siebente feindliche Flugzeug außer Gefecht gesetzt hat.

Eine im Walde südlich von Jakobstadt vorgehende Erkundigungsabteilung mußte sich vor überlegenem feindlichen Angriff wieder zurückziehen. Bei Czartorysk wurde eine vorgeschobene russische Postierung angegriffen und geworfen.

Die Kampftätigkeit in Ostgalizien und an der beßarabischen Grenze hat gestern wesentlich nachgelassen. Der Feind hielt die k. u. k. Stellungen zeitweise unter Geschützfeuer, seine Infanterie trat nirgends in Aktion.

Nördlich Dolje wiesen die k. u. k. Truppen wieder mehrere italienische Angriffe blutig ab und behaupteten so die eroberte Stellung.

Nördlich von Berane und westlich von Rozaj sind die Truppen der Armee des Generals v. Köveß in günstig fortschreitendem Angriff gegen die Montenegriner.

Unterstaatssekretär Tennant teilte in Beantwortung einer Anfrage im englischen Unterhause mit, daß die Gesamtverluste an der Westfront zwischen dem 25. September und 8. Oktober waren: Offiziere 773 tot, 1288 verwundet, 327 vermißt; Mannschaften 10345 tot, 38095 verwundet, 8848 vermißt. — Die Zahl der Vermißten und Toten von dem Kreuzer „Natal“ beträgt 380. — Gegenwärtig stehen 2242 Munitionswerkstätten unter der Kontrolle des Munitionsministeriums.

Wie das niederländische Marinedepartement mitteilt, traf das niederländische Kriegsschiff „Noordbrabant“ heute in der Höhe von Texel außerhalb der territorialen Gewässer ein britisches Unterseeboot, das Notsignale gab. Die ganze Besatzung von 32 Mann wurde durch den niederländischen Kreuzer gerettet. Das Unterseeboot ist gesunken. — Nach einer späteren Meldung ist das gesunkene englische Unterseeboot die „E 17“. Zur Besatzung gehörten 13 Offiziere.

7. Januar 1916.

Die Russen besetzten den Kirchhof nordöstlich von Czartorysk, wurden aber von österreichischer Landwehr bald vertrieben. Heute früh eröffnete der Gegner wieder seine Angriffe in Ostgalizien. Turkestanische Schützen brachen vor Tagesanbruch gegen die k. u. k. Linie nordöstlich von Buczacz vor und drangen an einem schmalen Frontstück in unsere Gräben ein. Die Honved-Infanterieregimenter Nr. 16 und 24 warfen aber den Feind in raschem Gegenangriff wieder hinaus. Es wurden zahlreiche Gefangene und 3 Maschinengewehre eingebracht. Wie aus Gefangenenaussagen übereinstimmend hervorgeht, ist vor den letzten Angriffen gegen die Armee Pflanzer-Baltin der russischen Mannschaft überall mitgeteilt worden, daß eine große Durchbruchsschlacht bevorsteht, die die russischen Heere wieder in die Karpathen führen werde. Zuverlässigen Schätzungen zufolge betragen die Verluste des Feindes in den Neujahrskämpfen an der beßarabischen Grenze und an der Strypa mindestens 50000 Mann.

Die Truppen des Generals v. Köveß haben die Montenegriner bei Mojkovac am Tara-Knie, bei Godusa, nördlich von Berane, aus den Stellungen westlich von Rozaj und halben Weges zwischen Ipek und Plav nach heftigen Kämpfen geworfen. Unsere Spitzen sind 10 km von Berane entfernt.

Mit 403 gegen 105 Stimmen hat das englische Unterhaus in erster Lesung die Wehrpflichtvorlage angenommen. Die drei Arbeitsminister Henderson, Brace und Roberts sind zurückgetreten. Gegen das Wehrpflichtgesetz stimmten 58 irische Nationalisten, 36 Liberale, 12 Abgeordnete der Arbeiterpartei. Die Arbeiterkonferenz hat gestern nachmittag eine Entschließung angenommen, laut der sich die Konferenz gegen die Wehrpflichtvorlage aussprechen müsse.



Blick auf die von der italienischen Regierung zur Benutzung für öffentliche Zwecke beschlagnahmte Villa d'Este in Tivoli bei Rom, das in kunsthistorischer Hinsicht bemerkenswerte Besitztum des österreichisch-ungarischen Thronfolgers, Erzherzogs Karl Franz Joseph.

Die Villa ist im Jahre 1549 für den Kardinal Ippolito d'Este, Sohn des Herzogs Alfons I. von Ferrara und der Lucrezia Borgia, durch Pirro Ligorio erbaut worden.

8. Januar 1916.

Südlich des Hartmannsweilerkopfes wurde den Franzosen durch einen überraschenden Vorstoß ein Grabenstück entrissen. Über 60 Jäger fielen gefangen in unsere Hand.

Die Schlacht in Ostgalizien und an der Grenze der Bukowina ist gestern aufs neue entbrannt. An der Strypa hat der Feind schon vor Tagesanbruch seine Angriffe begonnen. Einige starke Abteilungen der Sturmtruppe waren unter dem Schutze des Nebels bis zu den k. u. k. Batterien vorgedrungen, als der Gegenangriff der Honved-Infanterieregimenter 16 und 24 und des mittelgalizischen Infanterieregiments Nr. 57 einsetzte und die Angreifer zurückschlug. Unter den 720 hierbei gefangenen Russen befinden sich ein Oberst und 10 andere Offiziere.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3786. 146. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 20. Januar 1916.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3786. 146. Band.



Bei den Verteidigern der Isonzofront: Generalstabschef Oberst Graf und Generalstabshauptmann Friedländer bei einer Kriegsberatung.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Adolf G. Döring.

Rückblick auf das Kriegsjahr 1915.

Von General der Infanterie z. D. von der Boeck.

Wenn man schon in gewöhnlichen Zeiten beim Jahreswechsel einen Rückblick auf das abgelaufene Jahr zu werfen pflegt, um wieviel mehr erscheint dies geboten in einer Zeit, in der wir uns in dem größten Kriege befinden, den die Welt jemals erlebt hat. Und besonders das soeben abgelaufene Kriegsjahr 1915 war so reich an wichtigen militärischen Ereignissen, daß man in den Annalen der Kriegsgeschichte vergeblich nach einem Vorbilde suchen wird. Um diese Ereignisse in ihrer vollen Bedeutung würdigen zu können, wird es sich empfehlen, von der Kriegslage am Schluß des Jahres 1914 auszugehen und die Vorgänge — zwar nach Kriegsschauplätzen getrennt — aber doch in ihren Zusammenhängen zu betrachten.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz, wo im Verlaufe des Kriegsjahres 1915 die bei weitem größten Veränderungen eingetreten sind, war gegen Ende des Jahres 1914 die große Offensive der Russen gegen die preußischen Provinzen Posen und Schlesien gescheitert. Die Russen waren nach schweren Verlusten gegen die stark befestigte Weichsel-Narew-Bobr-Linie zurückgeworfen worden, diesseits welcher sie in vorbereiteten Stellungen die nachdrängenden Streitkräfte der Mittelmächte zunächst aufzuhalten vermochten. Die Kriegslage war dort — in der Mitte der Ostfront — somit für uns nicht ungünstig, wenn sie auch sichere Schlüsse auf das Endergebnis des Kampfes gegen den östlichen Gegner noch nicht zuließ; und zwar um so weniger, als die Russen auf beiden Flügeln ihrer ausgedehnten Front noch deutsches und österreichisch-ungarisches Gebiet besetzt hielten und von hier aus weiter vorzudringen versuchten. Im Süden — auf ihrem linken Flügel — wo der größere Teil von Galizien und mehrere Karpathenpässe von ihnen hatten besetzt werden können, scheiterte dieser Versuch an dem hartnäckigen Widerstande, den die durch deutsche Streitkräfte unter dem General v. Linsingen verstärkten österreichisch-ungarischen Truppen trotz der durch einen strengen Gebirgswinter hervorgerufenen Schwierigkeiten ihnen entgegensetzten. Im Norden — auf dem russischen rechten Flügel — vereitelte Hindenburgs großer Sieg östlich der Masurischen Seen diese Versuche, womit zugleich die preußische Provinz Ostpreußen für immer von den russischen Eindringlingen befreit wurde. Wenn letzteres nicht schon früher geschehen war, so hatte das wohl darin seinen Grund, daß alle verfügbaren deutschen Streitkräfte zur Abweisung der russischen Offensive in Russisch-Polen gebraucht wurden. Für die schwere Niederlage, die die Russen östlich der Masurischen Seen erlitten hatten, rächten sie sich später durch einen Überfall auf die offene Stadt Memel, der aber leicht abgewiesen und mit dem Einmarsch deutscher Truppen in Kurland beantwortet wurde.

Inzwischen hatten sich die russischen Stellungen in Russisch-Polen so stark und widerstandsfähig erwiesen, daß ihre Forcierung nur unter schweren blutigen Opfern für uns möglich gewesen wäre. Die Obersten Heeresleitungen entschlossen sich daher, die Russen durch eine großzügige Offensive gegen die Flügel ihrer Front zum Verlassen dieser Stellungen zu zwingen. Dabei kam in erster Linie der linke russische Flügel in Frage, weil damit die vor allem notwendige Vertreibung der Russen aus Galizien und den Karpathen verbunden werden konnte.

Diese große, in aller Stille gründlichst vorbereitete Offensive begann daher in Westgalizien, wo sie in den ersten Maitagen mit dem Durchbruch der russischen Stellungen am Dunajec und der ihm folgenden Schlacht bei Tarnow-Gorlice auf das glücklichste eingeleitet wurde. Durch diesen großen Anfangserfolg, dem sich in der Folge unter der oberen Leitung des Erzherzogs Friedrich und des Generals v. Mackensen weitere anreihten, wurde mit der Bukowina und den Karpathen zunächst fast ganz Galizien von den Russen gesäubert. Nachdem sich sodann im Verlauf der Operationen das Eingreifen der Heeresgruppe Hindenburg gegen den russischen rechten Flügel fühlbar gemacht hatte, mußten die Russen auch die Weichsel-Narew-Bobr-Linie mit sämtlichen Festungen, einschließlich der polnischen Hauptstadt Warschau, sowie die zweite Linie des westlichen Befestigungssystems mit den Festungen Brest-Litowsk, Grodno und Kowno räumen. Die scharfe Verfolgung durch die siegreichen Heere der Mittelmächte zwang die Russen, noch weiter in das Innere des Reiches zurückzugehen und den Siegern das ganze westliche Grenzgebiet mit den weiteren Festungen, Luzk und Dubno, des wolhynischen Festungsdreiecks zu überlassen. Zwar versuchten die Russen — nachdem der Zar an Stelle des in Ungnade gefallenen Großfürsten Nikolaus-Nikolajewitsch den Oberbefehl selbst übernommen hatte — an verschiedenen Stellen der Front, besonders in der Gegend östlich Wilna, sowie in Wolhynien mit einer Gegenoffensive die Heere der Mittelmächte wieder zurückzudrängen, aber vergeblich. Gegen Schluß des Jahres haben sich diese Versuche in dem von den Russen noch besetzten kleinen Teil Ostgaliziens sowie an der beßarabischen Grenze in verstärktem Maße erneuert, womit anscheinend eine allerdings verspätete Einwirkung auf den für die Entente so ungünstig verlaufenen Balkanfeldzug (siehe unten) erhofft wird; aber auch diese Versuche sind bisher an der standhaften Tapferkeit der dort kämpfenden, hauptsächlich aus österreichisch-ungarischen Truppen bestehenden Heeresteile gescheitert.

Die Kriegslage am Schlusse des Jahres 1915 zeigt uns hiernach auf der Ostfront das erfreuliche Bild erreichter großer Erfolge. Die Armeen der Mittelmächte halten dort ihre Stellungen in der fast 1100 km langen Front von der rumänischen Grenze bis zum Rigaischen Meerbusen fest in der Hand. In stark ausgebauten, auch mit guten Schutzmitteln gegen die Winterkälte versehenen Stellungen werden die Truppen hier allen etwaigen weiteren Angriffsversuchen der Russen hartnäckigen Widerstand zu leisten vermögen, bis für sie der Zeitpunkt für die Wiederaufnahme der durch die kalte Jahreszeit unterbrochenen Offensive gekommen sein wird.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz haben sich die infolge der militärischen Ereignisse des Kriegsjahres 1915 eingetretenen Veränderungen zwar in engeren Grenzen wie auf der Ostfront gehalten, sie sind aber — im Rahmen der Gesamtkriegslage betrachtet — gleichfalls von nicht geringerer Bedeutung, weil die Entscheidung dieses Krieges — auch nach Ansicht unserer Gegner — voraussichtlich im Westen fallen wird.

Dort hatte sich — nach anfänglichen überraschend schnellen Erfolgen der deutschen Heere — schon gegen Ende des Jahres 1914 auf der ganzen Front zwischen Nordsee und Schweizer Grenze jener „Stellungskrieg“ entwickelt, der heute noch andauert und ein charakteristisches Merkmal dieses Krieges überhaupt darstellt. Wiederholt im Laufe des Jahres 1915 haben unsere dortigen Gegner — Engländer, Franzosen und Belgier — versucht, diesen Stellungskrieg mit einem Durchbruch unserer Linien zu beenden und uns alsdann aus Nordfrankreich und Belgien zu vertreiben. Solche Durchbruchsversuche fanden — teilweise wiederholt — in Flandern, im Artois (südwestlich Lille), in der Champagne sowie zwischen Maas und Mosel statt. Der bedeutendste derartige Versuch, was Großartigkeit der Vorbereitungen und Zahl der verwendeten Truppenmassen anbelangt, war zweifellos der letzte im Herbst unternommene, der aber ebenso, wie alle früheren, trotz anfänglicher kleiner örtlicher Erfolge an der Ausdauer und Tapferkeit unserer braven Truppen scheiterte. Das verdient um so mehr Anerkennung, als es jedenfalls eine schwierigere Aufgabe ist, im monatelangen, einförmigen Stellungskrieg auszuhalten als in frischer, fröhlicher Offensive den Feind zurückzuwerfen.

Außer diesen Kämpfen großen Stils, deren Wiederholung der französische Generalissimus Joffre für das Frühjahr 1916 bereits angekündigt hat, haben im Laufe des Kriegsjahres 1915 auch an anderen Stellen der Westfront, besonders im Argonner Walde und im südlichen Teil der Vogesen, wo die Franzosen noch ein kleines Stück deutschen Gebiets besetzt halten, Kämpfe geringeren Umfangs stattgefunden, bei denen unsere Truppen in schwierigen Wald- und Gebirgsgefechten vielfach schöne Erfolge erzielten und die ihnen anvertrauten Stellungen nicht nur halten, sondern zum Teil erweitern konnten.

So sehen wir denn am Schluß des Kriegsjahres 1915 die deutsche Westfront im großen und ganzen ziemlich unverändert in der Hand erprobter deutscher Truppen, die entschlossen sind, jeden neuen Versuch des Gegners, diese Front zu durchbrechen, ebenso energisch wie bisher zurückzuweisen, die aber zugleich mit Sehnsucht auf den Augenblick warten, der auch ihnen den Befehl zum Wiederbeginn der seit dem Herbst 1914 unterbrochenen Offensive bringen wird.

Zu den militärischen Ereignissen des Kriegsjahres 1915 auf den Nebenkriegsschauplätzen übergehend, wollen wir uns zunächst die Vorgänge in der Türkei, die sich bekanntlich Ende Oktober 1914 den Zentralmächten angeschlossen hatte, vergegenwärtigen. Hier sind im ganzen vier Kriegsschauplätze zu unterscheiden.

Die Hauptkämpfe spielten sich auf der Halbinsel Gallipoli ab, von wo aus die Ententetruppen sich in den Besitz der Dardanellen und der türkischen Hauptstadt setzen wollten. Alle ihre mit den schwersten Opfern verbunden gewesenen Versuche, hier festen Fuß zu fassen, sind an der standhaften Ausdauer des türkischen Heeres unter Marschall Limans Leitung gescheitert. Die türkischen Angriffe auf Anaforta und Ari Burnu führten am 20. Dezember zur völligen Säuberung dieser von den Engländern bis dahin gehaltenen Stellungen, während gleichzeitig feindliche von Sed-ül-Bahr aus geführte Vorstöße blutig abgewiesen wurden. Wenn die Engländer sich dieses „erfolgreichen Rückzuges“ bei Nacht und Nebel besonders rühmen, so soll nicht geleugnet werden, daß er mit einem gewissen Geschick ausgeführt wurde. Ob er aber als Anfang der gänzlichen Räumung der Halbinsel Gallipoli dazu beitragen wird, das Ansehen der Ententemächte besonders in den Ländern mit mohammedanischer Bevölkerung zu stärken, muß bezweifelt werden.

Auf dem zweiten türkischen Kriegsschauplatz, im Kaukasus, hat sich während des Jahres 1915 wenig Bemerkenswertes ereignet. Die Türken haben sich hier mit Rücksicht auf ihre starke Inanspruchnahme an den Dardanellen darauf beschränkt, das Grenzgebiet vor russischen Einfällen zu schützen, was ihnen im großen und ganzen auch gelungen ist.

Demgegenüber sind die Ereignisse auf dem dritten türkischen Kriegsschauplatz, in Mesopotamien, besonders in der letzten Zeit sehr in den Vordergrund getreten. Hier hatten die Engländer schon bald nach dem Anschluß der Türkei an die Mittelmächte Truppen im Persischen Golf gelandet, die am Tigris aufwärts gegen Bagdad vorgehen sollten. War dieses Unternehmen auch militärisch von geringem Wert, so legten die Engländer ihm doch vom politischen Standpunkt aus mit Rücksicht auf die dortigen, in ihrer Haltung unsicheren Araberstämme und in Anbetracht der Nähe Persiens eine gewisse Bedeutung bei. Der Vorstoß hatte im Laufe des Kriegsjahres 1915 allmählich Fortschritte gemacht und sich dem Ziel — Bagdad — bereits in bedenklicher Weise genähert, als er kürzlich von einer ihm von der dort kämpfenden, inzwischen verstärkten türkischen Heeresabteilung unter dem Generalfeldmarschall von der Goltz bei Ktesiphon bereiteten schweren Niederlage ereilt wurde. Die Engländer mußten sich infolgedessen fluchtartig bis in die Gegend von Kut-el-Amara am Tigris, über 100 km vom Schlachtfeld entfernt, zurückziehen, wohin ihnen die siegreichen Türken gefolgt sind. Das ganze Unternehmen dürfte damit noch ein wenig rühmliches Ende gefunden haben.

Auf dem vierten türkischen Kriegsschauplatz, am Suezkanal, ist es während des Jahres 1915 ziemlich ruhig gewesen. Bekanntlich war anfangs Februar eine von Osten vorgestoßene türkische Vorhut am Kanal erschienen, die sich aber nach einigen geringfügigen Gefechten mit den englischen Verteidigungstruppen wieder zurückzog. Seitdem hat man von diesem Unternehmen nichts mehr gehört. In letzter Zeit wird in der Öffentlichkeit viel von einem neuen türkischen Vorstoß gegen diesen für England so wichtigen Kanal gesprochen. Ob er stattfinden wird, steht dahin. Die Engländer scheinen bestimmt damit zu rechnen und treffen bereits umfangreiche Gegenmaßregeln. Eine gewisse Berechtigung zu dieser Annahme geben ihnen Vorstöße der Senussenstämme, die seit kurzem von Tripolis aus gegen die Westgrenze Ägyptens stattfinden.

Da die militärischen Erfolge, auf die die Ententemächte angesichts ihrer starken zahlenmäßigen Übermacht in diesem Krieg gerechnet hatten, sich nicht einstellen wollten, so war es begreiflich, daß sie sich nach Hilfe bei den neutralen Staaten umsahen. Unschwer gelang es ihnen, den bisherigen Bundesgenossen der Mittelmächte — Italien — zum Treubruch zu verführen und auf ihre Seite zu ziehen. Durch die am 23. Mai 1915 erfolgte Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn trat nun auch ersteres in den Weltkrieg ein, womit sich die schon große Zahl der Kriegsschauplätze um einen weiteren — den italienischen — vermehrte. Dieser Kriegserklärung, die aber sonderbarerweise nicht auf Deutschland ausgedehnt wurde, folgten anfangs Juni die ersten Kämpfe am Isonzo, die im Laufe des Kriegsjahres 1915 zu vier großen Angriffen gegen diese Hauptverteidigungsfront unseres Verbündeten geführt haben. Gleichzeitig fanden während des ganzen Jahres Kämpfe geringeren Umfangs an der Kärntner und Tiroler Front statt, die besonders gegen letztere am Schluß des Jahres immer häufiger wurden. Alle diese Kämpfe haben, obwohl sie seitens der Italiener ohne Rücksicht auf Menschenopfer geführt worden sind, an keiner Stelle zu nennenswerten Erfolgen geführt. Mit fast übermenschlicher Kraft und Ausdauer haben unsere tapferen Verbündeten besonders an der heißumstrittenen Isonzo-Front alle italienischen Angriffe blutig abgewiesen. Nach den Erfahrungen, die die Italiener in diesen auch für sie schweren Kämpfen gemacht haben, dürfte es ihnen wohl kaum gelingen, die nach ihrer Meinung zu Italien gehörigen Grenzgebiete, die sie teilweise ohne jedes Blutvergießen hätten haben können, in ihre Gewalt zu bringen.

Weniger glücklich waren die Ententemächte mit ihren Bemühungen, neue Verbündete zu gewinnen, bei den Balkanstaaten. Besonders Bulgarien wurde von ihnen stark umworben; es ließ sich aber trotz weitgehender Versprechungen nicht zum Anschluß an den Vierverband bereit finden, da es seit dem zweiten Balkankriege von 1913 noch eine Rechnung mit Serbien zu begleichen hatte. Zu diesem Zweck schloß es sich vielmehr den Mittelmächten an, nachdem es vorher auf friedlichem Wege eine geringe Vergrößerung seines Gebiets von der Türkei zugebilligt erhalten hatte. Aus diesem Bündnis entwickelte sich dann der Balkanfeldzug, der die letzten Monate des Kriegsjahres 1915 ausfüllte, und die Zahl der Kriegsschauplätze abermals um einen — den Balkankriegsschauplatz — vermehrte.

Hier handelte es sich in erster Linie darum, Serbien, das durch Anstiftung des „Mordes von Serajewo“ den unmittelbaren Anlaß zu diesem Weltkriege gegeben hatte, für seine Missetat zu bestrafen, den Weg nach Konstantinopel frei zu machen und Bulgarien in den Besitz derjenigen mazedonischen Gebiete zu bringen, die ihm durch den Frieden von Bukarest vorenthalten worden waren. Diese Ziele sind in der überaus kurzen Zeit von kaum zehn Wochen vollkommen erreicht worden. Am 6. Oktober begann der Feldzug gegen Serbien mit dem Übergang der Heere der Mittelmächte unter der Oberleitung des Generalfeldmarschalls v. Mackensen über die Grenzflüsse Drina, Save und Donau; am 14. Oktober schlossen sich ihnen die Heere Bulgariens, ihres neuen Verbündeten, an. Mitte Dezember war bereits ganz Serbien sowie der nordöstliche Teil von Montenegro in ihrem Besitz, das serbische Heer nach schweren Niederlagen in alle Winde zerstreut und das ihm zu Hilfe geeilte englisch-französische Hilfskorps, nachdem ihm die tapferen Bulgaren vorher am Vardar eine ernste Schlappe beigebracht hatten, im Rückzuge auf Saloniki, d. h. auf neutrales griechisches Gebiet begriffen. Die siegreichen Truppen der Mittelmächte und ihres bulgarischen Verbündeten sind ihnen „einstweilen“ dahin nicht gefolgt, sondern haben an der griechischen Grenze haltgemacht. Ob militärische Rücksichten nicht doch ihr Einrücken in Neugriechenland nötig machen werden, bleibt abzuwarten. Man sollte meinen, daß die durch die Anwesenheit der Ententetruppen in und bei Saloniki geschaffene Lage um so mehr hierzu auffordert, als der Oberbefehlshaber dieser Truppen sich fortgesetzt, ohne jede Rücksicht auf die Hoheitsrechte Griechenlands, Gewaltakte zuschulden kommen läßt, die weder von Griechenland noch vom neuen Vierbund länger geduldet werden können.

Wenn der vorstehende Rückblick auch nur in großen Umrissen die militärischen Ereignisse des Kriegsjahres 1915 hat schildern können, so wird er doch gezeigt haben, daß die Kriegslage am Schluß dieses Jahres für die Mittelmächte und deren Verbündete außerordentlich günstig ist. Diese Überzeugung setzt sich denn auch nicht allein bei den Völkern des neuen Vierbundes, sondern auch bei den neutralen Staaten, soweit sie nicht im Bann der Ententemächte stehen, immer mehr durch. Nur letztere halten nach wie vor an der Hoffnung endgültigen Sieges fest. Ob sie aber hiervon innerlich so fest durchdrungen sind, wie es durch gelegentliche Erklärungen maßgebender Persönlichkeiten und durch die Ententepresse dargestellt wird, erscheint mehr als zweifelhaft. Wenigstens deuten verschiedene in letzter Zeit seitens der Ententemächte getroffene oder eingeleitete Maßregeln, wie beispielsweise mehrfacher Wechsel in den höchsten militärischen Führerstellen, die Schaffung eines gemeinsamen Obersten Kriegsrats in Paris sowie der beschlossene Übergang Englands zur allgemeinen Wehrpflicht in Form begrenzten Dienstzwanges nicht gerade auf großes Vertrauen in die angeblich vorhandenen Siegeshoffnungen.

Demgegenüber kann der neue Vierbund, gestützt auf die geschilderte außerordentlich günstige Lage am Schluß des Kriegsjahres 1915 und getragen von dem bei seinen Heeren und Völkern nach wie vor bestehenden festen Willen zum Siege, mit voller Zuversicht den Ereignissen des Kriegsjahres 1916 entgegensehen.

Der Balkanzug.

Von Prof. Dr. Eduard Engel.

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident.

Für einen Liebhaber des Verkehrswesens ist es von hohem Reize, zu beobachten, mit welchen sich von Tag zu Tag überbietenden Erwartungen der neue Balkanzug schon seit Wochen begleitet wird. Aus einem ganz richtigen Vorgefühl heraus: auch der Verkehrslaie, wenn es heutzutage solche Leute noch geben sollte, begreift triebmäßig, daß dieser neue Balkanzug inmitten des so viele Verkehrswege vernichtenden oder sperrenden Weltkrieges etwas Gewaltiges bedeutet, etwas noch viel Gewaltigeres für die Zeit nach dem Kriege bedeuten wird. Ein blutiger Feldzug hat den serbischen Riegel zwischen den Mittelmächten und der Türkei hinausgestoßen; frei verkehren die politisch und kriegerisch verbündeten Staaten miteinander. Nicht nur Krieger und Kriegsgerät fahren von den Gestaden der Nord- und Ostsee nach den Gestaden des Marmarameeres und weit darüber hinaus in das neuerwachte Morgenland hinein; — nein, auch ganz gewöhnliche Sterbliche, Menschen im bürgerlichen Kleide, Menschen tief unter dem Ministerrang dürfen den neuen völkerverbindenden Zug benutzen, dürfen in den mit jüngster weltgeschichtlicher Berühmtheit erfüllten Städten Belgrad, Nisch, Sofia verweilen, vorausgesetzt natürlich, daß sie die strengen Bedingungen der Heeresleitungen innehalten und den Nachweis eines berechtigten Zweckes ihrer Reise führen.

Was ist an diesem neuen Balkanzuge eigentlich das Neue? Man schlage in einem beliebigen älteren Kursbuche nach, z. B. im Hendschel unter 5050, so wird man nicht nur einen, sondern zwei Balkanzüge von Berlin über Budapest, Belgrad, Nisch, Sofia, Adrianopel nach Konstantinopel finden, von Belgrad aus sogar drei. Hiervon verkehrten zwei täglich; der dritte, der eigentliche Balkanzug, allerdings nur viermal in der Woche. Und dennoch handelt es sich bei dem seit der Mitte dieses Januars nach bald anderthalbjähriger Unterbrechung zum erstenmal wieder verkehrenden Balkanzuge wirklich um ein Verkehrsereignis allerhöchsten Ranges, um den Beginn einer ganz neuen Verkehrsentwicklung, deren Folgen, mehr allerdings in der Friedenszeit als im währenden Kriege, einen unvergleichlichen Umschwung für das Staatswesen und die Wirtschaft zweier Weltteile, Europas und Asiens, deutlich voraussehen läßt.

Neu ist schon die Bezeichnung Balkanzug, neu und bedeutsam. Früher hieß der beste Zug aus „Europa" nach Konstantinopel: Orient-Expreßzug, ein sprachlich schauderhaftes Wort, das wir Deutsche uns von den Franzosen hatten aufhängen lassen. Wahrscheinlich würde der neue Zug denselben undeutschen Namen bekommen haben, hätte sich nicht der Allgemeine Deutsche Sprachverein dagegen aufgelehnt und den preußischen Eisenbahnminister v. Breitenbach dazu bewogen, diesem Zuge einen deutschen Namen zu verleihen. Ein ganz deutscher Vorgang: in Deutschland bedarf es besonderer Bemühungen an gebietenden Stellen, um der deutschen Sprache ihr Recht zu erobern.

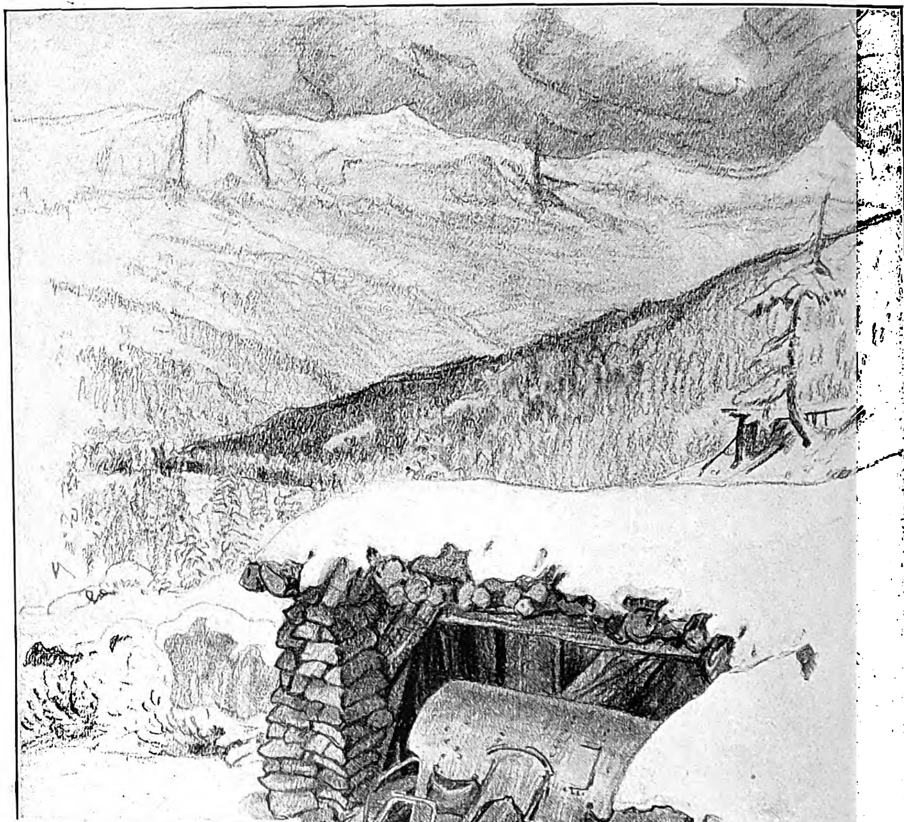
Neu ist ferner an diesem Balkanzuge, daß er nur engbefreundete und verbündete Länder durchfährt, Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, die Türkei. Die einstmals serbische Strecke von Belgrad über Nisch nach Zaribrod steht jetzt unter österreichischer und bulgarischer Kriegshoheit und bildet nicht einmal ein wirtschaftliches, geschweige ein staatliches Hindernis. „Orient-Expreß" nannten den einen bevorzugten Schnellzug ehedem die Franzosen, und ihnen nach, als etwas Selbstverständliches, wir Deutsche. Jetzt haben die Franzosen mit diesem Zuge nichts mehr zu schaffen, die Engländer ebensowenig, und wenn sie nach dem Kriege ihre Anschlußzüge von Paris und London aus wieder an den Balkanzug heranbringen wollen, was sie ja unzweifelhaft tun werden, dann müssen sie sich an die große, festbegründete Verkehrsgemeinschaft wenden, die von den Nordmeeren Mitteleuropas bis tief hinein nach Vorderasien reicht, und müssen sich deren besonderen Verkehrsnotwendigkeiten anpassen oder unterwerfen.

Endlich noch etwas Neues an diesem Balkanzuge, was verheißungsvoll in eine schon hoffentlich nahe Zukunft vorausdeutet: der Orient-Expreß war entsprechend seinem vornehmtuerischen Namen ein „Luxuszug". So nannte man nämlich protzenhaft in Zeiten, die gottlob vergangen sind, solche Züge, die Speisewagen und Schlafstellen enthielten, keinerlei wirklichen Reiseluxus boten, nicht einmal ein Bad, die aber aus Protzerei den doppelten Preis der zweiten Klasse kosteten. Ich habe früher an mehr als einem dieser grundlos verteuerten „Luxuszüge" nachgewiesen, daß sie nicht einmal das höchste Maß der Schnelligkeit auf den von ihnen durchfahrenen Strecken erreichten, daß vielmehr ihre Geschwindigkeit von andern Schnellzügen auf derselben Strecke überboten wurde. Der sogenannte Luxus bestand zum größten Teil in den Luxuspreisen. Es war mir in jenen „abgelebten Zeiten" stets unbegreiflich, wie Reisende, zumal Deutsche, die an die prunkvolle Bequemlichkeit unsrer Überseedampfer gewöhnt waren, sich die Bezeichnung Luxuszug für einen doch höchstens anständig zu nennenden Schnellzug hatten gefallen lassen. Die Bezeichnung stammte eben auch aus Frankreich, aus dem Lande der elenden Inneneinrichtungen der Personenzüge, dem Lande, wo vor noch nicht zwanzig Jahren Räume für die einfachsten Menschenbedürfnisse selbst in Schnellzügen, nun gar Waschräume, schon als Errungenschaften galten, die einen mit so fürstlichem Prunk ausgestatteten Zug nach französischen Begriffen als „Train de luxe" erscheinen ließen.

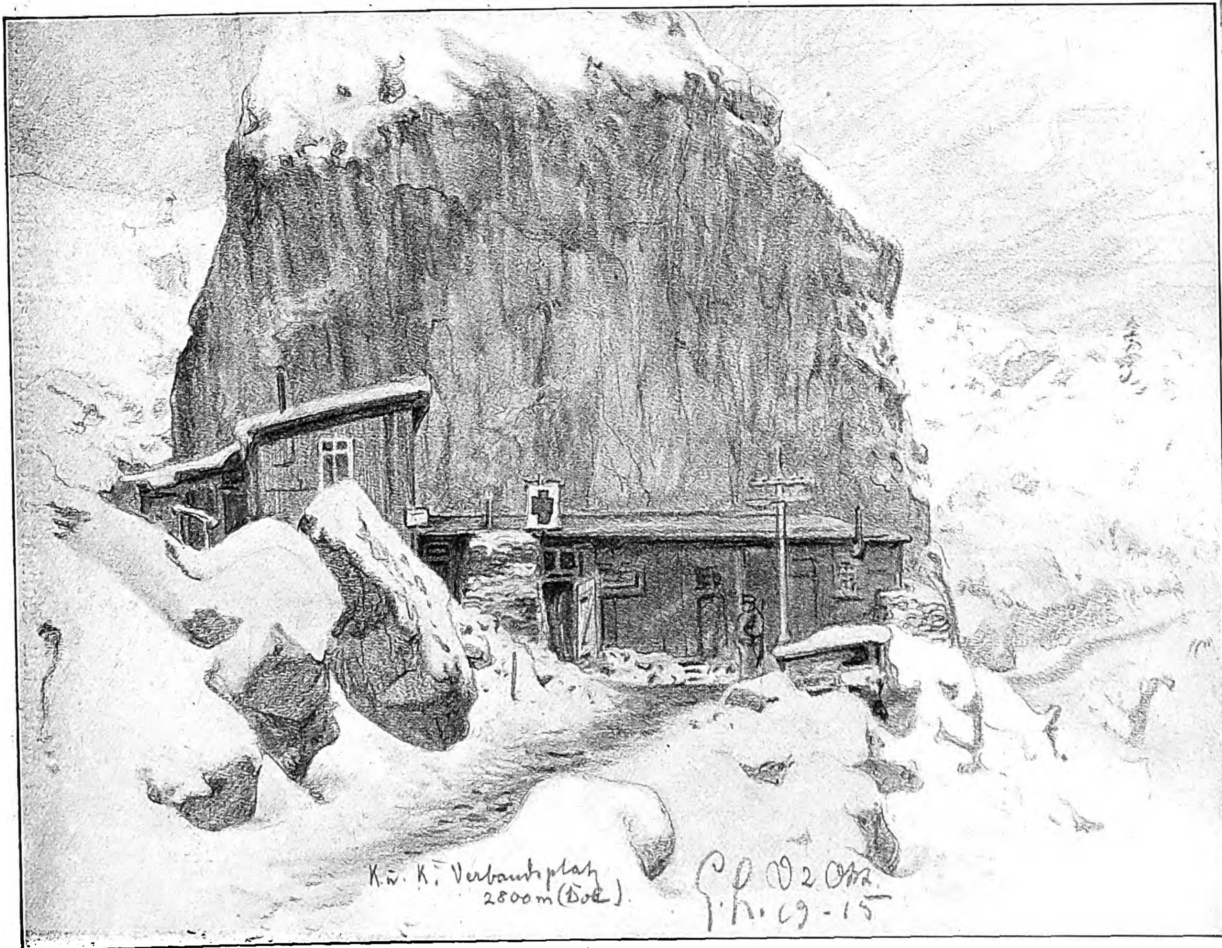
Der neue Balkanzug bricht mit dieser weder deutschen noch österreichischen noch balkanischen Anschauung. Er ist kein Luxuszug, sondern nur ein gut bürgerlicher Schnellzug, der seinen Benutzern keine allzu drückenden Sonderzuschläge auferlegt. Der ehemalige Orient-Expreß verteuerte die Reise schon dadurch ungemein, daß er nur



Gegenüber dem Stilfser Joch. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsmaler Professor Alois Ratschiller.



Eingeschneiter Artilleriestand in den Dolomiten in 2500 m Höhe. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. L. Gerhard Löbenberg.



Österreichisch-ungarischer Verbandsplatz in den Dolomiten in 2800 m Höhe. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. L. Gerhard Löbenberg.

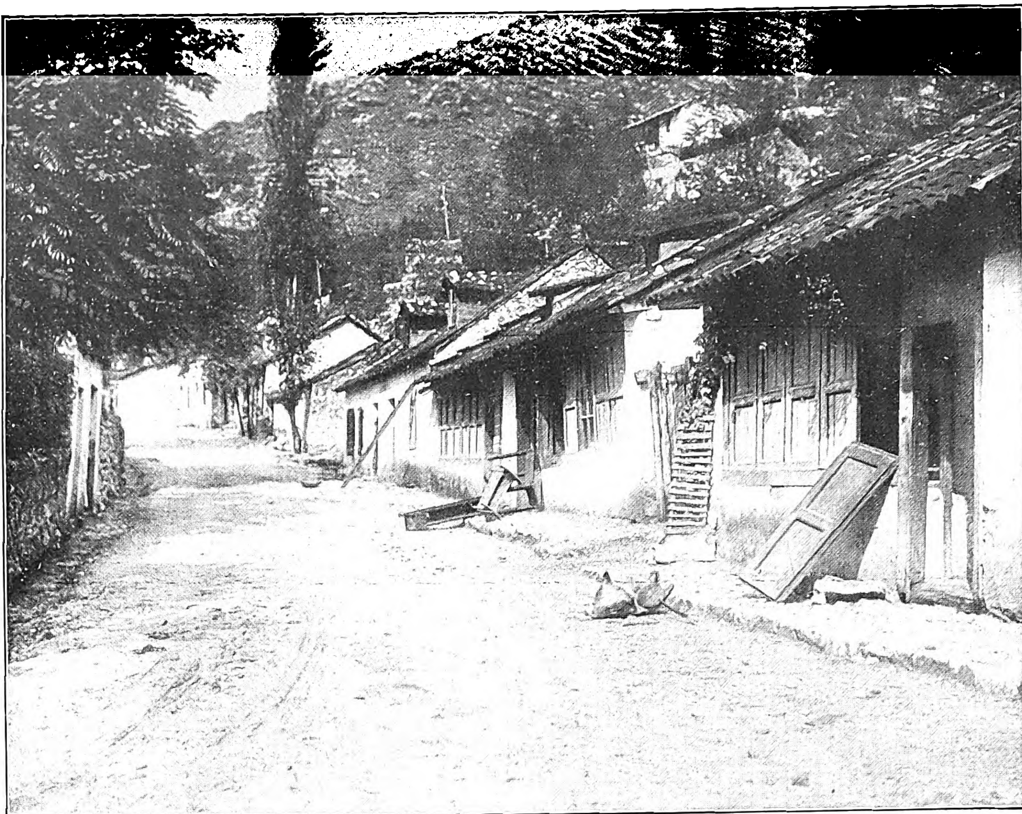
Der Krieg mit Italien: In der Tiroler Bergwelt.

die erste Klasse führte, also für die deutschen Strecken eine Erhöhung des Kilometerpreises von $4\frac{1}{2}$ auf 7 ₰ verursachte, wozu dann noch die erhebliche Mehrbelastung durch die Fahrkartensteuer der ersten Klasse kam. Damit nicht genug, wurde noch ein besonderer Zuschlag für das Wort „Luxus“, nicht etwa für außerordentliche Leistungen, erhoben. Der neue Balkanzug wird zwei Klassen führen, wird allerdings zu meinem Bedauern sehr hohe Bettkartenpreise, 16 ℳ für die Nacht, fordern, doch gelten diese nur für die erste Klasse. Schlafplätze zweiter Klasse werden zunächst nicht verkauft, so daß die Benutzung der Schlafwagen außerdem den Zuschlag für den Übergang in die erste Klasse kostet.

* * *

Die politische wie die wirtschaftliche Bedeutung des Balkanzuges wird ganz von selbst eine gründliche Änderung dieses Verkehrszustandes herbeiführen. Wir haben ja die Inbetriebsetzung eines Zuges, der Berlin und Hamburg mit Konstantinopel in unmittelbare, ununterbrochene Verbindung bringt, nur als den ersten Versuch zu betrachten, den westöstlichen Verkehr auf eine neue Entwicklungsstufe zu heben.

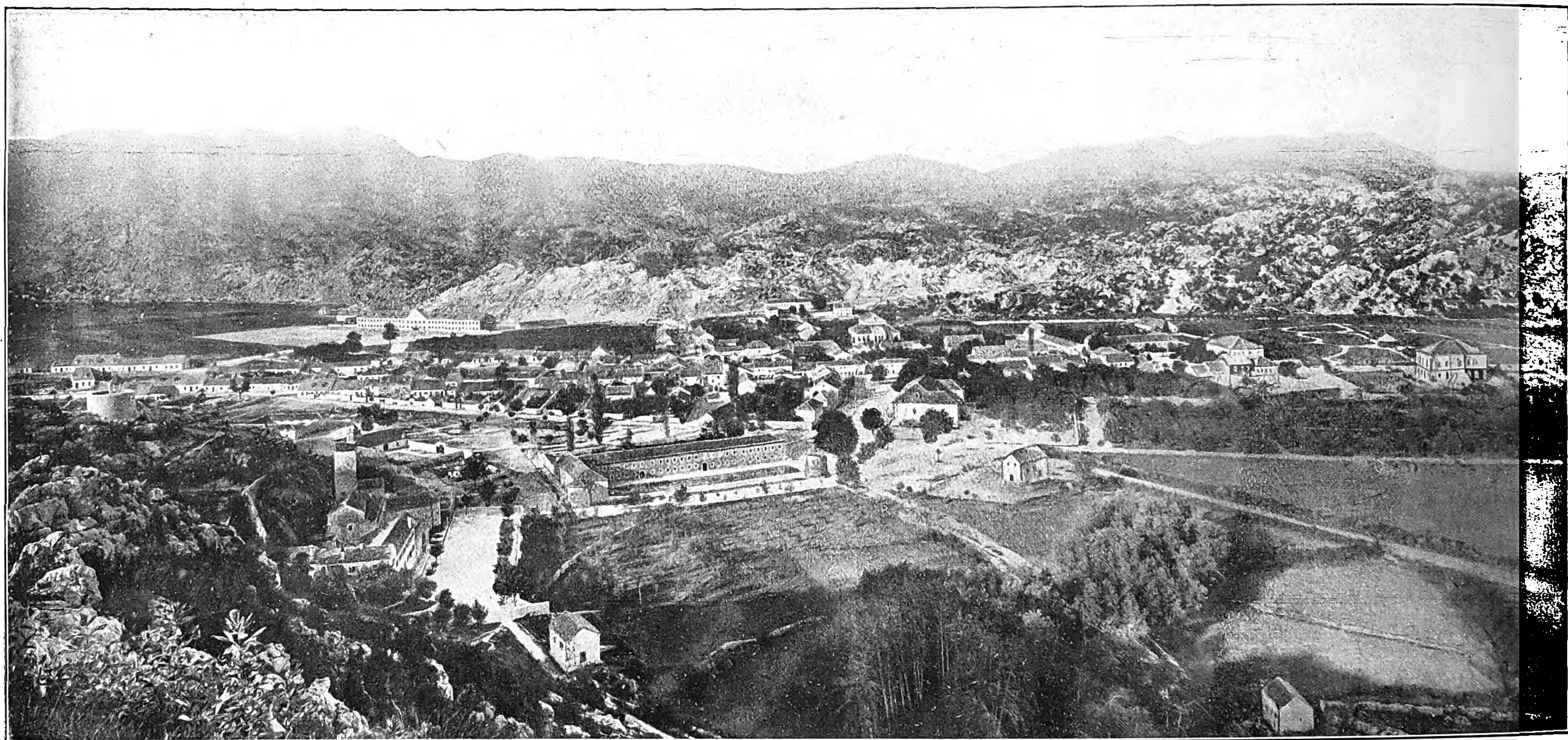
Was wir an politischen Wirkungen — nicht dieses einen Balkanzuges, der ja nur zweimal in der Woche verkehren wird, sondern der täglichen Züge von Nordwesteuropa nach dem Südosten, ja nach Westasien, wünschen, hoffen, in greifbarer Erfüllungsnähe sehen, das fühlt jeder mit einigem Sinn für Weltbeziehungen ausgestattete Zeitgenosse dieser größten Umwälzung in der staatlichen Stellung der großen Kulturvölker zueinander. Die früheren Orientzüge durchfuhren Länder, die nicht nur nicht durchweg freundschaftlich nach gemeinsamen Zielen strebten; sondern es gab zwischen ihnen, gelinde gesagt, der Gegensätze und der Reibungen mancherlei, und in ihrer Mitte gab es einen vorgeschobenen Posten des gemeinsamen Feindes der drei größten an jenem Verkehr beteiligten Länder: Serbien als den von Rußland weit in Europa hineingetriebenen Haderkeil. Damit wird es fortan durchaus anders stehen: die Balkanzüge der Gegenwart und der Zukunft sind Gemeingut von politisch zuverlässigen, in Treue zusammenhaltenden Völkern.



Straße in Berane, dem wichtigen Straßenknotenpunkt in Ostmontenegro, der nach schweren Kämpfen am 10. Januar in die Hände der österreichisch-ungarischen Truppen fiel.

Das Eigentümlichste und Aussichtsvollste dieser neuen großen Völkerstraße ist die Hereinziehung der europäischen und asiatischen Länder unter dem Zepter des Kalifen aus dem Hause Osman. Unermeßlich ist der Zuwachs an Wirtschaftsgewinn für alle von den Balkanzügen durchkreuzten Gebiete aus dem Hinzutritt des Türkischen Reiches zu der gewaltigen Verkehrsgemeinschaft, die man im Hinblick schon auf die nächste Zukunft als den Friedensvölkerbund ansehen darf. Man braucht nur an die mit Sicherheit zu erwartende vollständige Verschiebung des Reiseverkehrs nach dem Kriege zu denken, um die Bedeutung der Balkanzüge in ihrer neuen Form zu würdigen. Der größte Teil der deutschen und der österreichischen Bildungs- und Vergnügungsreisenden, die bis zum Kriege nach Italien zogen, wird gezwungen oder freiwillig die Länder aufsuchen, in denen er sich willkommen weiß, und wo er ja ganz neue Quellen der Reisekultur erschließen helfen kann. Wer jemals in der Türkei gewesen ist, der weiß, welch ein ausgezeichneter Kern in diesem lange übersehenen Volke steckt. Ich habe von einer leider nur kurzen Reise vor siebzehn Jahren den Eindruck treu bewahrt, daß man es in der Türkei mit einem Volke zu tun hat, das sich, um es am schärfsten zu kennzeichnen, in allen wichtigsten Eigenschaften vom Italiener vorteilhaft unterscheidet. Der Leser wird mich ohne breite Auseinandersetzungen verstehen. Edel, hilfreich und gut — es gibt wenige Völker, auf deren große Masse, auf deren „gemeinen Mann“ diese Worte so zutreffen wie auf den schlichten Menschen aus dem türkischen Volke.

Unbedingt nötig ist allerdings für diese anzustrebende Entwicklung des deutsch-türkischen Reiseverkehrs eine gründliche Umgestaltung der Preise der durchgehenden Fahrkarten nach Konstantinopel. Sie dürfen nicht teurer sein als die nach Rom, ja sie müssen wesentlich billiger sein, und selbstverständlich müssen in Zukunft auch in die schnellsten Balkanzüge Wagen dritter Klasse eingestellt werden. Vor dem Kriege konnte man auf dem Wege über Rumänien in der dritten Klasse für rund 58 ℳ von Berlin nach Konstantinopel fahren; über Belgrad gab es keine Karten dritter Klasse, und die Rückfahrkarten zweiter Klasse kosteten 225 ℳ. Man erwäge, daß die wirtschaft-



Die am 13. Januar von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzte montenegrinische Hauptstadt Cettinje: Die Westseite der Stadt.



Türkisches Kaffeehaus in Montenegro.

Die erfolgreiche Offensive unserer österreichisch-ungarischen Bundesgenossen gegen Montenegro, die mit dessen Kapitulation endete.



General der Kavallerie v. Kövess, der Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Streitkräfte gegen Montenegro. (Kilophot, Wien.)

liche und die politische Bedeutung dieser Völkerstraße des friedlichen Vierverbandes der Zukunft ja nicht darin besteht, daß sie überhaupt vorhanden ist, sondern darin, daß sich auf ihr ein Massenverkehr, ein Riesenverkehr von Gütern und Menschen entwickelt, auch von solchen Menschen, die in die Länder des Sultans der Osmanen nicht bloß, ja nicht überwiegend zum Reisevergnügen fahren, sondern um durch neue Geschäftsverbindungen die Weltwirtschaft aller beteiligten Länder zu befruchten, zu steigern. Es darf nicht dabei bleiben, daß nur solche Geschäftsreisen aus Hamburg nach Konstantinopel gemacht werden, die allein für die Eisenbahnfahrt hin und zurück nahezu 300 ℳ kosten dürfen. Die beteiligten Eisenbahnverwaltungen werden für die Balkanzüge einen neuen Grundsatz der Fahrpreisbildung aufstellen müssen, wie er zum Beispiel in dem italienischen Differentialtarif schon seit mehr als zehn Jahren besteht: je länger die Fahrt, desto geringer der kilometrische Grundpreis. Außerdem muß ein mäßiger Gepäckpreis festgesetzt werden.

Ich zweifle nicht, daß die neuen Männer am türkischen Staatsruder die Schicksalswende erkennen, die gerade für ihr Volk in der eisernen Zusammenschweißung mit den europäischen Mittelmächten besteht. Herüber und hinüber muß die friedliche Flut des neuen Völkerverkehrs sich in reichem Schwall ergießen, und alles muß beseitigt werden, was sie hindert, alles geschehen, was ihr den Weg ebnet. So wird man in der Türkei die gewiß sogleich nach dem Kriege neu erstehenden Gasthofsunternehmungen liebreich fördern; so wird man in friedlichen Zeiten keine unnötigen Paßschwierigkeiten auftürmen; so wird man bei der Gepäckprüfung im türkischen Zollamt keine Angst mehr zeigen vor harmlosen gedruckten Büchern, die sich früher sogar bis auf den unschuldigen Bädeker erstreckte. Die Türkei strebt aufwärts, will vorwärts — also braucht sie Geld, viel Geld, und es gibt kaum ein segensreicheres Mittel, viel Geld, Gold und Silber, in der anständigsten Form ins Land hineinzuziehen, als durch den Strom des Reiseverkehrs. Der fast glänzende Stand der Geldverhältnisse Italiens bis zum Kriege war zum größten Teil die Frucht des ungeheuren Fremdenverkehrs. Sehr viel von dem, was Italien zweifellos durch den Krieg für ein Menschenalter nachher verlieren wird, kann als Goldstrom nach der Türkei fließen. Ich brauche wohl kaum besonders auszuführen, wieviel hiervon auch Österreich-Ungarn und Bulgarien zugute kommen wird.

Der ungeheure Krieg, der eine auf gemeinsamen Zielen des Friedens und auf echter Waffengenossenschaft gegründete treue Völkergemeinde geschaffen hat, sorgt zugleich dafür, daß zwischen den neuen Treubundgenossen echte gegenseitige Achtung, ja Ehrerbietung für alles das herrschen wird, was einem jeden der Vierverbandsgenossen heilig ist. So werden denn die zukünftigen Gäste der Türkei und des zu ihr gehörenden Morgenlandes, die aus den Abendländern kommen, nie vergessen dürfen, was der Gast seinem freundlichen Wirte schuldet. Der Moslem hat das gute Recht, von seinen andersgläubigen Gästen Achtung für seine Sitten und Gebräuche, für seine Tempel und Friedhöfe zu fordern. Viele Italienreisende haben oft das Gefühl für die Heiligkeit einer Kirche vermissen lassen, haben überall nur das Museum mit dem Stern gesehen. Schon jetzt muß allen denen, die nach der Türkei reisen, dringend die Mahnung auf den Weg gegeben werden, daß sie Sendboten deutscher Achtung vor jedem fremden Volkstum sind. Die Unbeliebtheit des deutschen Reisenden, an dem man nur sein Geld liebte, darf sich nicht in dem neuen Reiseverkehr wiederholen.

Und nun ist der erste Balkanzug seine Straße gezogen, noch umdonnert von den Geschützen, sauersüß bespöttelt von der feindlichen Presse, die nur zu gut weiß, was dieses Friedenswerk inmitten des Krieges für uns und gegen sie bedeutet. „Orient und Okzident — Sind nicht mehr zu trennen!" Dies fühlen wir mit stolzen Hoffnungen; dies ahnt die Welt der Widersacher mit bangen Befürchtungen.

Zur Erstürmung des 1759 m hohen Lowcen, der wichtigen montenegrinischen Bergfeste, durch die österreichisch-ungarischen Truppen am 10. Januar, die eine Waffentat allerersten Ranges darstellt: Die Bucht von Cattaro; im Hintergrund das montenegrinische Grenzgebirge mit dem Lowcen in der Mitte. (Kilophot, Wien.)

Die erfolgreiche Offensive unserer österreichisch-ungarischen Bundesgenossen gegen Montenegro, die mit dessen Kapitulation endete.

Expeditionsarmee voll zu wahren und — das war die Hauptsache — entscheidend in den Festlandskrieg einzugreifen. Man muß den militärischen Autoritäten Großbritanniens, insbesondere dem langjährigen Kriegssekretär Lord Haldane, einräumen, daß sie, im Rahmen der englischen Verhältnisse betrachtet, viel geleistet haben. Es gelang ihnen, einen zu Festlandexpeditionen in kürzester Zeit fertigen Truppenkörper von rund 200000 Mann bereitzustellen. Daß für die erforderlichen Transportschiffe und alles zugehörige Material im reichlichsten Maße gesorgt war, braucht angesichts der großbritannischen Verhältnisse nicht besonders gesagt zu werden. Diese Armee, wie die Engländer sie nannten, die „Regular Forces", konnten also als das stehende Heer bezeichnet werden, verstärkt durch die sogenannte Armeereserve und Spezialreserve. Die Armeereserve setzte sich aus den Dispositionsurlaubern des stehenden Heeres zusammen, die Spezialreserve wurde auf der Grundlage der früheren Miliztruppen — vor der Haldaneschen Reorganisation — gebildet. Die Territorialarmee (Territorial Forces) bildete ein Heer zweiter Linie, bestehend aus Freiwilligen, war lediglich zur Verteidigung des heimischen Bodens bestimmt, ohne irgendeine Verpflichtung, auf dem Festlande oder irgendwo in den Kolonien zu fechten; abgesehen von einer verhältnismäßig geringen Zahl von Soldaten, die freiwillig eine derartige Verpflichtung eingegangen waren. Das stehende Heer dagegen war ohne weiteres zu Kriegsdiensten außerhalb des Landes verpflichtet.

Als nun der Krieg ausbrach, funktionierte zwar die Bereitstellung und das Übersetzen des stehenden Heeres nach dem Festlande schnell und gut, aber seine Stärke erwies sich schon sehr bald als ganz unzulänglich. Die englische Berechnung und zuversichtliche Vermutung trog: daß schon in kurzer Zeit Rußland und Frankreich mit der deutschen Armee fertig werden würden. Die großbritannische Regierung ging ungesäumt daran, die Werbetrommel im Lande zu rühren. Der Premierminister Asquith und General Kitchener erklärten, man werde im ersten Kriegsjahr zwei Millionen aufstellen, in jedem weiteren Kriegsjahr eine Million, und so sei an dem Erfolge nicht zu zweifeln. Soweit man heute beurteilen kann, ist das dem verflossenen Zeitraume hiernach entsprechend starke Heer noch keine Tatsache geworden. Wohl hatten die Werbungen verhältnismäßig sehr starken Erfolg, besonders im Laufe des ersten Jahres; aber so große Zahlen zusammenzubekommen, wie Asquith und Kitchener in sichere Aussicht stellten, gelang nicht. Man hatte zunächst sogar große Mühe, auch nur die in der Front gerissenen Lücken laufend auszufüllen. Je weiter die Zeit fortschritt, desto weniger genügte auch das Ausbildungspersonal, also die jüngeren Offiziere und Unteroffiziere, denn die Zahl der Gefallenen und Verwundeten war groß, und diese Lücken mußten zunächst ausgefüllt werden, erst dann konnte an die Gestellung von Ausbildungspersonal gedacht werden. Dazu kam besonders während der ersten dreiviertel Kriegsjahre, daß die Ausrüstung der Neueingestellten nicht rechtzeitig zu beschaffen war. Vorräte dieser Art befanden sich nicht im Lande, die einschlägige großbritannische Industrie genügte den plötzlich an sie herantretenden riesigen Anforderungen lange nicht, und die Bestellungen, die man gleich nach Erkenntnis dieser Mängel in den Vereinigten Staaten gemacht hatte und seitdem fortsetzte, brauchten zunächst Monate, um erfüllt zu werden. So trat in jenem Zeitraume mehr Materialmangel als Menschenmangel unmittelbar in die Erscheinung. Als die Materialmängel sich aber mehr behoben, da trat der Personalmangel immer bestimmender in den Vordergrund. Eine wahllose Werbetätigkeit hatte der Ausfuhrindustrie und der Munitionsindustrie viel unentbehrliches Menschenmaterial entzogen. Auf die Dauer machte sich das so stark bemerkbar, daß diese Leute, soweit sie erreichbar waren, sogar aus der Front nach Hause zurückgeholt wurden. Man darf nicht vergessen, auch nicht in dieser Verbindung, eine wie ungeheure Bedeutung die Ausfuhrindustrie für Großbritannien besitzt. Die britische Presse erklärte dieses den Bundesgenossen, aber in Frankreich waren darauf trotz der obligaten Anerkennung doch recht mißvergnügte Dinge zu lesen: daß der britische Bundesgenosse zu viele Menschen auf seiner Insel zurückhielte, welche militärisch in der Front bitter notwendig seien. Nur die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht könne wirklich Wandel schaffen, denn nur die gestatte, alle waffenfähigen Männer dauernd unter Kontrolle zu halten, sie sämtlich und zugleich heranzuziehen und dann nur unter militärischen Gesichtspunkten die Auslese zu treffen, ferner auch den Fabriken das Personal zuzuteilen, dessen sie in Kriegszeiten unbedingt bedürften. Seitdem im Sommer 1915 das großbritannische Kabinett durch den Eintritt zahlreicher neuer Mitglieder aus den Reihen der parlamentarischen Opposition erweitert worden war, mehrten sich die Stimmen für Einführung der Dienstpflicht. Der Premierminister Asquith und die liberalen Mitglieder des Kabinetts erklärten nach wie vor, daß die Dienstpflicht einmal nicht nötig sei und ferner damals wie früher den überlieferten Begriffen britischer Freiheit und Individualität zuwiderliefe. Lord Kitchener und Lloyd George und andere hoben wieder und wieder hervor, wie notwendig immer neue Soldaten gebraucht würden, und wie fest sie andererseits überzeugt seien, daß der freiwillige patriotische Eifer der britischen Nation vollkommen ausreichende Ergebnisse erzielen werde. Wenn freilich das eines Tages nicht mehr der Fall sein sollte — ja dann! Ähnlich drückte sich im Laufe der Monate auch Asquith aus und verdichtete seine Äußerung zu dem Versprechen: er werde, wenn es sich als nötig erweise, einen Gesetzentwurf für Einführung der allgemeinen Dienstpflicht einbringen. Im ungewissen Lichte solcher Andeutungen, Hoffnungen und Besorgnisse begann dann jener Werbefeldzug Lord Derbys. Er wurde mit einem selbst für englische Verhältnisse ungeheuren Tamtam in Szene gesetzt und durchgeführt. Die märchenhaftesten Ziffern wurden genannt, und die Presse sprach von der Niederlage, welche Deutschland durch den Derbyfeldzug erlitten habe. Für das Deutsche Reich sei es nunmehr mit jeder Aussicht auf Erfolg, ja auf eine auch nur glimpfliche Beendigung des Krieges ein für allemal vorbei. Auffallend war schon damals, wie die Presse der Bundesgenossen Großbritanniens sich durchweg sehr kühl zu diesem Triumphgeschrei verhielt, und noch auffallender, daß ganz kurz nachher in Großbritannien der Stimmungsumschlag erfolgte und man feststellte, der „Derbyfeldzug" habe durchaus keine genügenden Ergebnisse gezeitigt. Unmittelbar nachher kam die Nachricht, die großbritannische Regierung beabsichtige nunmehr, und zwar so schnell wie möglich, dem Parlament einen Gesetzentwurf zur Einführung der allgemeinen Dienstpflicht vorlegen.

Zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist dieser Gesetzentwurf in erster und zweiter Lesung vom Unterhause mit erheblicher Mehrheit bewilligt worden. Wie sich das Weitere gestaltet, ist einwandfrei nicht vorauszusagen und soll deshalb nicht gemutmaßt werden. In den Kreisen der Arbeiterbevölkerung scheint sich wachsender Widerstand zu zeigen, und allerhand Gerüchte sind laut geworden. Wir überlassen das alles kühl der Zukunft, denn ob die Dienstpflicht nun eingeführt wird oder nicht, so ist das für uns Deutsche in diesem Kriege ohne wesentliche Bedeutung. Um gleichzeitig die Armee, die Marine und die Industrie ausreichend und vollständig mit geeignetem Menschenmaterial zu versorgen, dazu wird es ebensowenig nach Einführung der Dienstpflicht reichen wie bisher. Eine lückenlose Betätigung der Dienstpflicht dürfte nicht möglich sein. Dazu kommt, daß der Apparat an brauchbarem Ausbildungspersonal ebensowenig schnell geschaffen werden kann wie bisher. Schließlich darf auch nicht vergessen werden, daß entgegen der landläufigen deutschen Annahme der Durchschnitt der großbritannischen Bevölkerung, insbesondere der Industriebezirke, körperlich keineswegs auf der Höhe steht, im Gegenteil.

Auf die nach allem diesem naheliegende Frage, warum denn die britische Regierung jetzt die Dienstpflicht einzuführen für nötig hält, läßt sich nur ungefähr antworten. Einmal möchte das Kabinett, auch um nur am Ruder zu bleiben, vielleicht auch, um vor der Geschichte gelten zu können, von sich sagen dürfen, daß es im Interesse des Landes auch vor den äußersten Konsequenzen nicht zurückgeschreckt ist. Die Agitation für die Dienstpflicht hatte eine gefährliche Stärke angenommen. Ferner, und das ist vielleicht entscheidend für Herrn Asquith gewesen, dürfte man von französischer und russischer Seite einen sehr starken Druck ausgeübt haben. Schon das angedeutete Verhalten der Pariser Presse und noch manche andere Umstände gestatten diesen Schluß, daß die bundesgenössischen Ermahnungen vielleicht das stärkste Triebmittel für die britische Regierung gebildet haben, den ihren Leitern denkbar unsympathischen Schritt zu tun, obgleich sie wissen, daß die militärischen Fähigkeiten Großbritanniens sich damit nicht wesentlich ändern werden.

Wie sie sich selbst belügen!

Der Krieg von 1915 in englischer Auffassung. Eine der englischen Zeitschrift „The Sphere", einem sonst durchaus ernst zu nehmenden Blatt, entnommene graphische Darstellung, die den englischen Lesern zeigen soll, wie trotz der vielen militärischen Mißerfolge unserer Feinde deren Rechnung im Jahre 1915 mit einem Plus von sieben Punkten (25 : 18) abschließt.

GERMANY	ALLIES
Russians driven back from Poland	German offensive in West fails
Turks hold Dardanelles	Italy joins Allies
Bulgaria joins Germany	Russian Armies re-established & increased
Conquest of Serbia	Slight gain of ground on Western front
Belgrade-Constantinople line seized	Financial juggling in German War loans
Allied offensives in West resisted	Failure of German submarine campaign
	Economic strangling of Germany
	Food shortage in Germany
	Growing shortage of prime fighting men in Germany
	Success of Derby recruiting scheme
	Time factor against Germany
Total German Gain 18	
Total Allied Gain 25	

The Gains of the Contesting Nations During the Twelve Months—January, 1915, to December, 1915. Germans 18 Points—Entente Powers 25.

Das englische Blatt bemerkt dazu: Obige Tabelle soll eine unparteiische Gesamtübersicht geben über die Ereignisse der Kriegführung während eines Jahres. Jedem Faktor im Völkerringen wurden je nach seiner Bedeutung ein oder mehrere Vierecke zugeteilt. Die Lebensmittelknappheit in Deutschland wurde nur mit einem Viereck, die durch unsere Blockade herbeigeführte gedrückte wirtschaftliche Lage nur mit $1^1/_2$ Vierecken eingestellt. Diese beiden Faktoren sind vielleicht zu niedrig eingeschätzt.

Übersetzung des englischen Textes im Diagramm:

Germany: Russians driven back from Poland. (Deutschland: Vertreibung der Russen aus Polen.) Turks hold Dardanelles. (Die Türken halten die Dardanellen.) Bulgaria joins Germany. (Bulgarien schließt sich Deutschland an.) Conquest of Serbia. (Eroberung Serbiens.) Belgrade-Constantinople line seized. (Inbesitznahme der Bahn Belgrad-Konstantinopel.) Allied offensives in West resisted. (Abweisung der Offensiven der Alliierten im Westen.) — Allies: German offensive in West fails. (Alliierte: Fehlschlagen der deutschen Offensive im Westen.) Italy joins Allies. (Italien schließt sich den Alliierten an.) Russian Armies re-established & increased. (Neubildung und Verstärkung der russischen Armeen.) Slight gain of ground on Western Front. (Geringfügiger Geländegewinn auf der westlichen Front.) Financial juggling in German War loans. (Finanzielle Täuschung bei den deutschen Kriegsanleihen.) Failure of German submarine campaign. (Mißerfolg des deutschen Unterseekrieges.) Economic strangling of Germany. (Wirtschaftliche Erdrosselung Deutschlands.) Food shortage in Germany. (Lebensmittelknappheit in Deutschland.) Growing shortage of prime Fighting men in Germany. (Zunehmender Mangel an Kerntruppen in Deutschland.) Success of Derby recruiting scheme. (Erfolg des Derbyschen Freiwilligenwerbesystems.) Time factor against Germany. (Die Zeit als Faktor zuungunsten Deutschlands.) Total German Gain 18. (Gesamtgewinn der Deutschen 18.) Total Allied Gain 25. (Gesamtgewinn der Alliierten 25.)

Kriegschronik.

(Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

8. Januar 1916.

An der beßarabischen Front leitete der Gegner seine Angriffe kurz vor Mittag durch Artillerietrommelfeuer ein. Seine Anstrengungen waren abermals gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen bei Toporoutz und östlich von Rarancze gerichtet. Die Kämpfe waren wieder außerordentlich erbittert. Teile seiner Angriffskolonnen vermochten in die österreichisch-ungarischen Gräben einzudringen, wurden aber durch Reserven im Handgemenge wieder zurückgetrieben. Ein Offizier und 250 Mann wurden gefangengenommen. Bei Berestiany in Wolhynien wiesen die k. u. k. Truppen russische Erkundigungsabteilungen ab. Am Styr vereitelte die Artillerie durch konzentrisches Feuer einen Versuch der Russen, den Kirchhof nördlich von Czartorysk zurückzugewinnen.

9. Januar 1916.

Südlich des Hartmannsweilerkopfes, am Hirzstein, gelang es gestern, den letzten der am 21. Dezember in Feindeshand gefallenen Gräben zurückzuerobern, dabei 20 Offiziere und 1083 Jäger gefangenzunehmen und 15 Maschinengewehre zu erbeuten.

In Ostgalizien und an der beßarabischen Grenze hat der Feind gestern seine Angriffe nicht wiederholt.

Am Kormin-Bach, in Wolhynien, zersprengten die k. u. k. Truppen russische Aufklärungsabteilungen.

Nordöstlich von Berane haben sich die Montenegriner erneut gestellt. Die von ihnen besetzten Höhen wurden erstürmt, 1 Geschütz erbeutet. An der herzegowinischen Grenze und im Gebiet der Bocche di Cattaro sind die österreichisch-ungarischen Truppen im Kampfe gegen die montenegrinischen Stellungen.

Das englische Schlachtschiff „Eduard VII." ist auf eine Mine gestoßen und mußte wegen des hohen Seeganges aufgegeben werden. Es sank bald darauf. Die Besatzung konnte das Schiff rechtzeitig verlassen.

Das Schlachtschiff „Eduard VII." ist 1903 vom Stapel gelaufen und hat eine Wasserverdrängung von 17800 t.

An der Dardanellenfront haben die Türken den Feind nunmehr auch von Seddil Bahr vertrieben. Die seit drei Tagen vorbereitete Schlacht wurde gestern nachmittag begonnen und alle vor dem Krieg bei Seddil Bahr und Teke Burun angelegten Schützengräben von den türkischen Truppen besetzt. Die im Zentrum vorrückenden Truppen haben 9 Geschütze genommen. Große Zeltlager des Feindes fielen mit den Zelten und deren Inhalt in türkische Hände. Die türkische Artillerie versenkte ein mit Truppen beladenes feindliches Transportschiff. Die außerordentlich große Beute konnte noch nicht geschätzt werden.

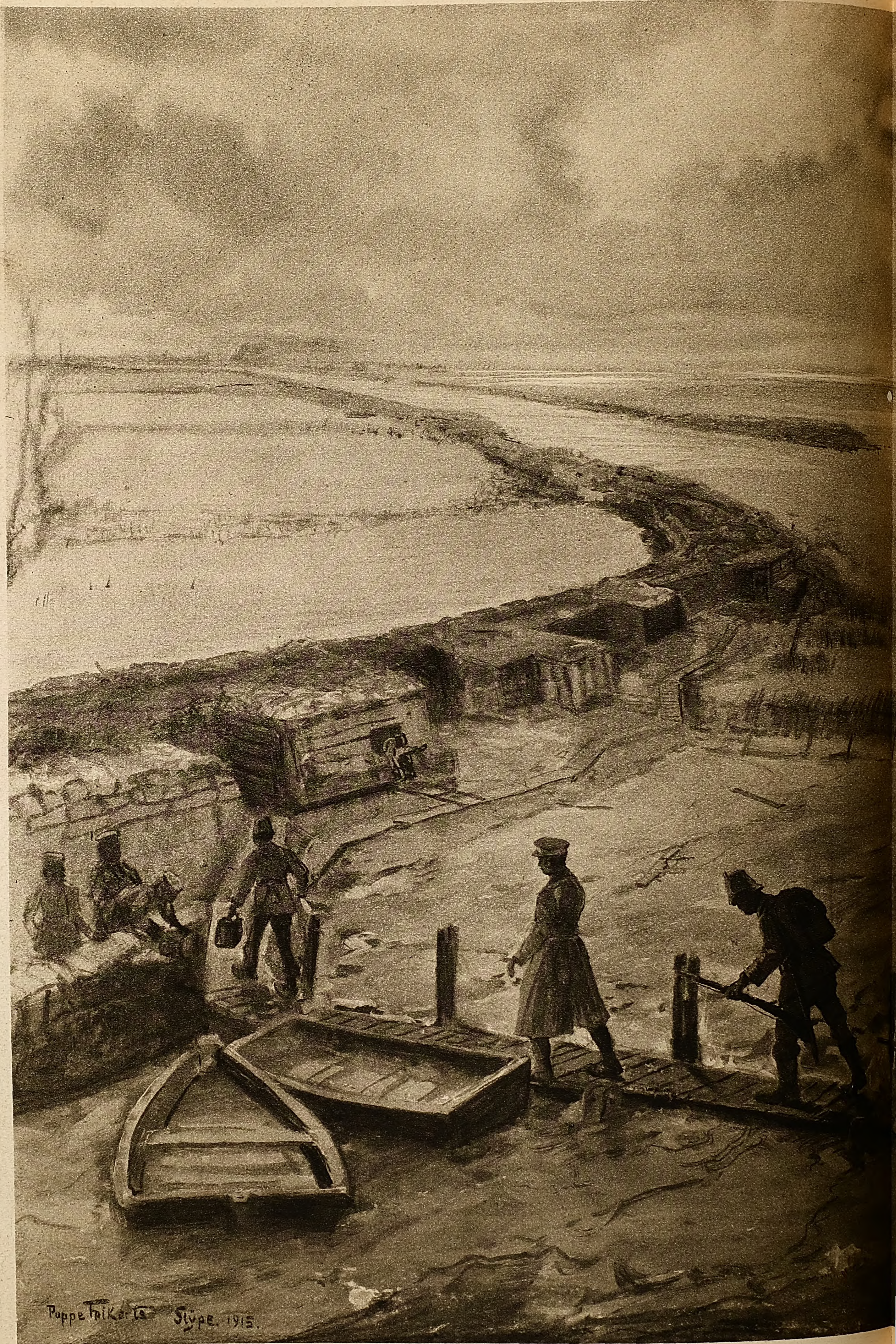
Aus Mytilene wird gemeldet: Eine Abteilung von Truppen des Vierverbandes hat den deutschen Vizekonsul, der griechischer Untertan ist, und seinen Sohn, den Dragoman des Konsulats, festgenommen. Ebenso wurden der österreichisch-ungarische Konsularagent, ein osmanischer Würdenträger, ein deutscher Kommissionär und mehrere andere Personen, die verdächtig erschienen, verhaftet. Alle wurden auf ein Kriegsschiff der Alliierten gebracht.

Mannschafts-Unterstand. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Rudolf Trache.



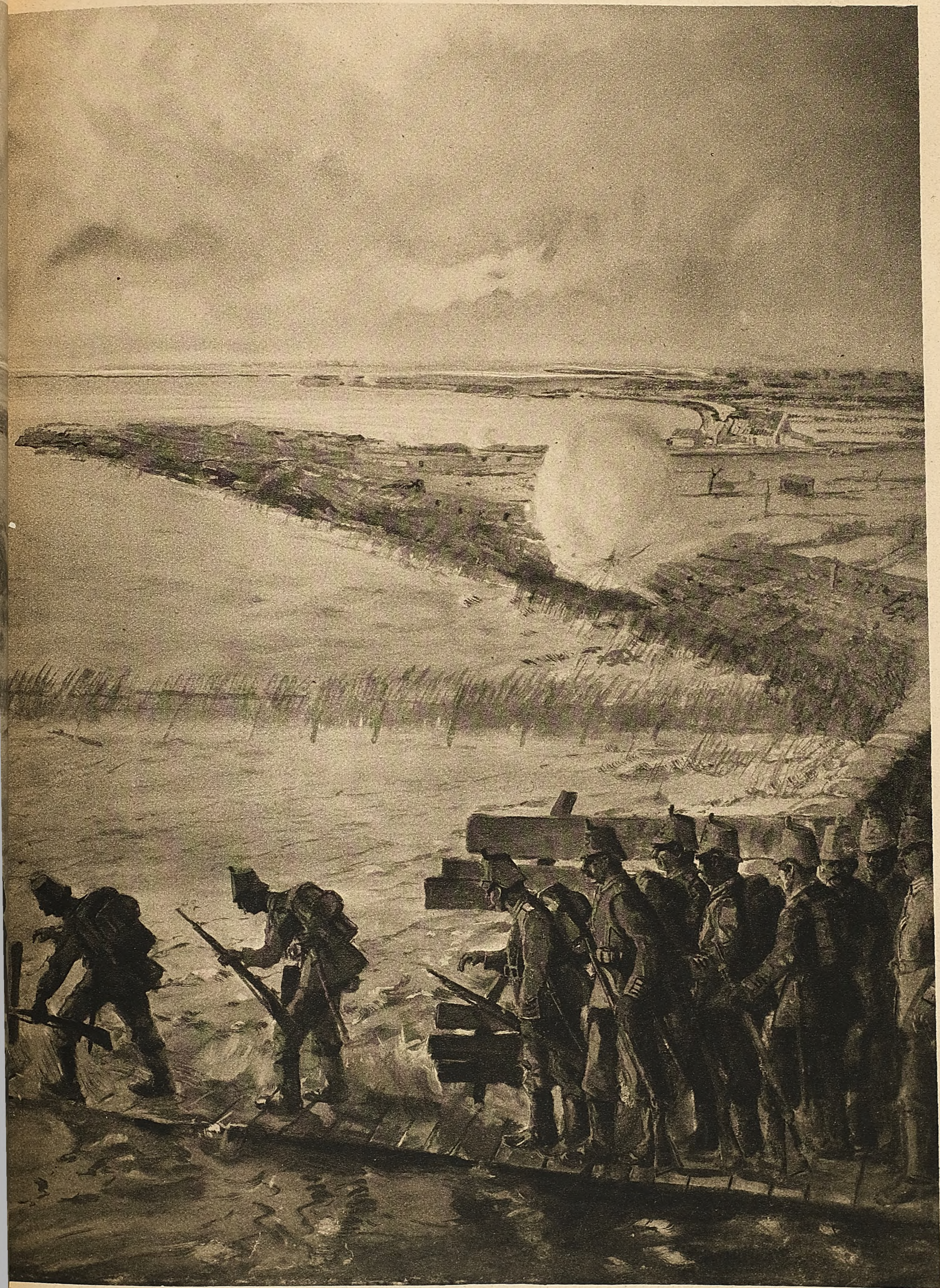
Mannschafts-Unterstand in einer 12-cm-Batterie. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Rudolf Trache.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Feldwache der Marine-Infanterie geht in Stellung über die Yser. Nach einer Z

Das Bild stellt das Hauptüberschwemmungsgebiet in Flandern dar, links Nieuport und die vielumstrittene Landstraße, unsere Hauptstellung rechts vom Kanal, links die



eichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem auf dem flandrischen Kriegsschauplatz befindlichen Marinemaler Poppe Folkerts.

geschobene Stellung und die feindlichen Vorpostenstellungen auf den beiderseitigen Kanaldämmen. Der rechte ist durchstochen, und dadurch wird dies Poldergelände überschwemmt.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Flieger in Sicht. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsmaler Erich Mattschaß.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(16. Fortsetzung.)

Als Gläsel mit seiner schwankenden Strohbeute in den Klosterhof einzog, standen die drei Schwestern da und sahen dem feindlichen Flieger nach, der, von den deutschen Geschossen vertrieben, ins Blaugoldene dahinschwand.

„Wenn Sie was Interessantes sehen wollen," sagte er, „dann laufen Sie schnell mal hinunter, die österreichischen Motorbatterien kommen eben durch."

Da war kein langes Überlegen, nur gerade ein paar Rosen holte jede der drei aus dem still verzauberten Rosengarten, und dann rannten sie den steilen, kürzeren Fußweg in den qualmenden Staubschlauch hinein.

Richtig, da rasselten die Ungetüme auf der Dorfstraße, ungeheuere Gliedertiere von Stahl; die Mannschaften tranken Wasser aus Kübeln und Krügen, hatten die Mützen aus den Stirnen geschoben und rauchten. An den ganzen Menschen waren die blanken Augen das einzige, was nicht von Staub überkrustet schien. Ein kleiner Offizier, der, auf dem zweiten Geschütz sitzend, von einem stumpf glitzernden Stahlklotz überragt wurde, war eben im Begriffe, die kunstvoll gedrehte Zigarette an der Zunge zu befeuchten, als er die drei Schwestern bemerkte. Der Verstand schien ihm stehenzubleiben, die Zungenspitze zog sich zurück, mit einem Satze war er unten und legte die Hand an die Mütze.

Marianne war stehengeblieben, der Staub biß ihr in Augen und Kehle, ihr Herz schlug in einem rosenroten süßen Schrecken. Um den Offizier, der ihr den Rücken zuwandte, zitterte das Wunder der innigsten Seelenvertrautheit.

„Küß' die Hand, meine Damen," rief der kleine Leutnant, „das is ein lieber Heimatsgruß im Feindesland."

Der andere Offizier hatte sich gewandt, und Marianne sah in Firmkranz' tausendmal ersehntes Gesicht. Er trat zurück, lächelte ungläubig und sagte dann, beinahe zaghaft, wie ein Kind vor dem Weihnachtsglück: „Fräulein Marianne", und an dem Namen hing eine ganze Reihe von Frage- und Ausrufungszeichen.

Sie streckte ihm die Hand hin: „Ja, ich bin's", sagte sie und hielt ihm in strahlendster Verlegenheit ihre Rosen hin, als wüchsen sie gerade aus ihrem Herzen in das seine.

„Mein Gott, da schickt der Himmel einem braven Stückknecht sehr unerwartet eine richtige Freudengranate. Aber die tut nicht weh, nur wohl."

Der kleine Leutnant hielt noch immer sein gewalztes Tabakkunstwerk zwischen den gelbgesengten und geräucherten Fingern. Jetzt warf er es fort, um von Fräulein Juliane Harthaus eine schöne gelbe Teerose entgegenzunehmen. Es war Lachen und Jubel und Glück über all diese jungen Menschen ergossen, und der Tod hatte über diesen Augenblick keine Gewalt, stumpf war sein Stachel, der nahe Kanonendonner war nur ein Läuten von Weltheiterkeit und Übermut.

Alle Kameraden hatten sich herangezogen, ließen ihre Geschütze im Stich, umringten die Mädchen. „Alsdann, meine Damen," sagte ein Hauptmann, dem ein stachliger schwarzer Kriegsbart sproßte, „wissen S', die Frau is doch immer Gottes schönste Liebesgabe für einen Krieger." Der kleine Leutnant war für zwei Minuten hinter einen Geschützbauch gewichen und putzte mit seinem letzten Taschentuch, für dessen Reinheit eigentlich eine Lebensdauer von drei Tagen bestimmt war, den Staub von Uniform und Schuhen.

Marianne und Firmkranz hatten sich aus dem Kreis gezogen und sprachen von Mülhausen. Sie trugen beide ein wenig Sorgen, denn aus verflatterten Zeitungsblättern wußten sie vom Kampf um die Stadt, und sie hatten keine Nachricht von ihren Lieben. Da hielten sie sich nun aneinander und sandten aus klaren Augen Zuversicht in ihre Herzen.

Die Rosen aus dem Klostergarten waren verteilt, und da ein jeder der Österreicher ein Andenken an dieses Zusammentreffen wünschte, gaben die Schwestern alles hin, was sie an Kleinigkeiten bei sich trugen, Nadel, Zwirn und Fingerhut und selbst Pfennige, die durch einen freundlichen Blick zu Glückspfennigen geweiht wurden.

Der Leutnant von Auerswald bekam von Juliane Harthaus ein kleines Papiertäschchen mit Englischpflaster. Darauf stand:

„Ich heile alle Wunden,
Nur die der Liebe nicht."

Ein Signal von der Spitze des Zuges rief den Aufbruch aus.

Noch einmal wollten die vielen Hände gedrückt sein, noch einmal nahm sich jeder sein liebes Wort, dann ging das schwere Fauchen durch die Kolosse, und die gepanzerten Räder begannen den Staub zu mahlen und zu malmen.

Die drei Mädchen ließen sich einpudern und wichen nicht, bis die ganze mastodontische Kolonne vorübergedonnert war. Immer noch winkten sie in den Staubwirbel hinein, und sie empfingen aus ihm Grüße, von Gesichtern und Händen, die ohne Körper bestanden, wie die von Phantomen in spiritistischen Sitzungen. Das Letzte, was Juliane Harthaus von Leutnant von Auerswald sah, war, daß er das Papiertäschchen, das sie ihm geschenkt hatte, mit einer Geberde lustig übertriebener Verzücktheit an die Brust drückte. So, als wolle er sich diese Aufschrift unmittelbar in sein Herz prägen.

„Ich heile alle Wunden, nur die der Liebe nicht", stand darauf.

Marianne hatte alles, was an Kraft und Güte, an segnendem Wunschwillen, an Mut und Zuversicht, an Gläubigkeit und Hingabe in ihr war, dahinströmen lassen. Das war nun alles um Firmkranz, schwand in der Staubwolke von ihr fort, und wenn Gedanken und Gefühle Mächte sind, dann war kein indischer Großmogul von seinen tausend Palastwächtern besser behütet als Firmkranz.

Marianne fühlte sich wie ausgenommen, sie war geschwächt, erschöpft, ihr Herz schlug jetzt zitternd im Leeren. Aber es war ein vollkommenes, leise schimmerndes Glück in alledem.

Der letzte Gruß vor Nacht, sang sie dunkel in sich. Vor Nacht? — Warum fiel ihr dieses schwere Wort auf die Seele?

„Sehen sie nur die Leute an!" sagte Juliane Harthaus beklommen. Wahrhaftig, die Bauern hatten einen engen Ring um die drei Mädchen gestellt, und ihre frechen, höhnischen Blicke waren ohne Achtung vor dem schlichten Kleid und der Armbinde mit dem roten Kreuz.

„Kommen Sie, wir gehen", und Marianne wandte sich zum Aufstieg; vor ihrer Entschlossenheit zerbrach der Ring, und nur ein Gemurmel von Beschimpfungen heftete sich an ihren Rücken.

Sie stiegen mit raschen, jungen Schritten zum Kloster hinan, und Charlotte von Strackenfeld, die schlanke, blonde Komtesse, erzählte, der Hauptmann Blümelhüber habe gesagt, er für seine Person schaffe von heute an die heilige Barbara als Schutzpatronin der Stückknechte ab und ernenne die heilige Charlotte an ihrer Stelle.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann kamen nicht zweihundert Verwundete, wie angezeigt war, sondern vierhundert, und man hätte sich verzehnfachen mögen, um zu helfen.

Es war der erste große Ansturm des Elends und Leidens, und Marianne wunderte sich, wie sie das alles ertrug und nicht den Kopf verlor. Juliane Harthaus verschwand von Zeit zu Zeit aus dieser Welt des verbissenen Stöhnens und der Wundkrämpfe und ging hinaus, um sich ordentlich auszuweinen. Aber sie kam immer wieder, jedesmal um ein wenig blasser und stiller, aber ungebrochen in ihrem festen Willen, auszuharren und alle Schwachheit niederzukämpfen.

Marianne wich nicht von der Seite des Oberarztes Leist, der angesichts der Unmenge von Verwundeten plötzlich so kaltblütig geworden war wie ein Mathematiker vor seinen Zahlen.

„Ein Stockfisch, ein Genie von einem Stockfisch", behauptete der Lazarettinspektor Gläsel.

Seine Blicke und Winke hatte ihm Marianne abgelernt, und sie mußte ihm bei allen Operationen beistehen. So bekam sie unmittelbar alles Schwerste und Gräßlichste zu sehen, zuckendes Fleisch, zersplitterte Knochen, Blutklumpen, zerbrochene Schädeldecken und herausquellende Eingeweide.

Der kleine, schwarze Mensch sprach nicht gerne bei der Arbeit, er stürzte sich mit einer wortlosen Wut auf Verwundung und Tod und entriß ihm mit seinen blinkenden Messern und Sägen und krummen Nadeln, was noch einen Funken von Lebenskraft in sich hatte.

Gleich am nächsten Tage konnte der Lazarettinspektor den größten Teil der Verwundeten, sauber gewaschen, verbunden, gestärkt zum Etappenlazarett überführen.

Der Durchmarsch der Truppen hatte aufgehört, die Straße war frei. Gläsel fing den Bürgermeister ein, ergänzte den Wagenpark von sechs Autos durch vierzig Bauernfuhrwerke. Da keine Pferde aufzutreiben waren, wurden Kühe vorgespannt, und als Gläsel die spreizbeinige, breithufige, bunthäutige Gesellschaft übersah, lachte er; elegant würden sie nicht vorfahren.

Der Doktor zwinkerte hinter seinen scharfen Gläsern und meinte: „Es kommt nicht aufs Elegante an, sondern aufs Ruhige."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nur etwa dreißig Schwerverwundete waren zurückgeblieben. Sie lagen zum größten Teil im Refektorium des Klosters. Die schmalen, langgestreckten Fenster sahen nach dem Klostergarten, die Pfeiler liefen dünn nach oben und kreuzten sich im Gewölbe zu einem Netz von Rippen, dessen Schlußstein als eine große Spinne gestaltet war. Den Atem von Weihrauch und alten Büchern, von dem das Gemäuer vollgesogen gewesen war, hatte ein stärkerer Duft verdrängt, der süßliche Geruch geronnenen Blutes, der aus den Verbänden kam, und der Hauch der Reinigungsstoffe.

Schwester Marianne hatte sich für den Nachtdienst das Lager in einer Ecke des Raumes zurechtgemacht. Auf eine Schütte Stroh hatte sie einen abgetretenen Teppich gelegt, der im Zimmer des Priors gefunden worden war. Was es an Feldbetten gab, war den Verletzten überlassen.

Doktor Leist lief noch alle Räume ab; seit es nichts mehr zu schneiden und zu nähen gab, war er wieder quecksilbern unruhig geworden. Im Kreuzgang kam ihm der Feldwebel Schüffel entgegen und nahm Stellung. Er melde gehorsamst, daß unten im Dorf dem Gefreiten Hopfe Steine nachgeworfen worden seien, und daß man Drohungen ausgestoßen habe, man würde ihnen schon die Hälse abschneiden.

Doktor Leist hob beide Hände zu den Ohren: „Hören Sie mir mit diesen Geschichten auf." Aber der Feldwebel glaubte doch bemerken zu müssen, daß auch der Herr Lazarettinspektor gemeint habe, sie müßten sich vorsehen, weil doch keine Besatzung im Ort zurückgeblieben sei, und weil er für den Transport so viele Leute mitgenommen habe.

„Er soll sich keine Sorgen machen," brummte der Oberarzt, „das ist nur selbstverständlich. Sind wir nicht in Feindesland? Wie dürfen wir erwarten, daß uns die Leute freundlich entgegenkommen? Ich möchte sehen, was unsere Bauern den Franzosen für Gesichter machten, wenn wir sie im Land hätten!"

Und schon lief er wieder weiter, und der weiße Kittel flatterte hinter ihm her. Es sah aus, als fege ein irrsinniges Klostergespenst durch den Kreuzgang.

An den Betten der Kranken war er kurz angebunden: „Haben Sie einen Wunsch? — Wie geht's Ihnen? — Reden Sie nicht! — Gut geht's Ihnen! Morgen haben Sie kein Fieber mehr."

Marianne bat um seine Befehle für die Nacht.

Schlafen solle sie, meinte Leist ungehalten, schlafen vor allem, das habe sie nötig. Wie er sie kenne, wache sie doch ohnehin sofort auf, wenn einer nur ihren Namen flüstere.

Als er fort war, ging Marianne noch einmal von Bett zu Bett, rückte die Polster zurecht, glättete die Leintücher, wo Falten entstanden waren, gab den Dürstenden Wasser. Der Ulanenleutnant mit dem Bauchschuß machte ihr Sorgen. Er hielt den Kopf nach hinten, und seine Augen waren starr nach der Decke gerichtet, daß man das Weiße unheimlich grell leuchten sah. Marianne glaubte, er schlafe mit offenen Lidern, aber als sie sich über ihn beugte, bewegte er die Lippen: „Ich weiß nicht, was die Spinne bedeuten soll. In Refektorien findet man sonst als Schlußstein das Lamm oder den Fisch, ἰχθύς, als Bilderrätsel sozusagen für Jesus Christus, den Sohn Gottes und Erlöser."

Es ist das Fieber, dachte Marianne.

Aber der Verwundete wandte ihr nun seinen Blick zu, er sei Archäologe, sagte er, und er bemühe sich vergebens, die Symbolik der Spinne im christlichen Verstande zu ergründen. Ob wohl die Klosterbibliothek noch vorhanden sei, vielleicht könne man dort irgendeinen Aufschluß über diese seltsame Erscheinung finden.

Er möge sich nicht den Kopf über diese Frage zerbrechen, sagte Marianne. Morgen wolle sie nachsehen, aber für jetzt solle er sich bloß bemühen, zu schlafen.

Der Verwundete lächelte aus einem Anfall von Schmerz in seinen zerfetzten Eingeweiden heraus. Es wäre doch jedenfalls seltsam, wenn er ein Buch über die christliche Symbolik der Spinne in belgischen Klöstern seiner Wissenschaft als Frucht des Krieges mitbrächte.

Marianne ging auf ihr Lager und zog die Wolldecke über sich. Der junge Mensch hatte ihre Aufmerksamkeit auf die Spinne gelenkt. Die hing oben im steinernen Netz und schien die Beine im verlorenen Dämmerlicht krabbelnd zu bewegen. Lamm und Fisch, welche guten und reinen Symbole, an die konnten sich ganze Scharen inniger Gedanken knüpfen lassen; aber mit der Spinne war es etwas Seltsames, damit hatte der Leutnant recht, wie konnten sich christliche Milde und Liebe mit diesem bösen und tückischen Tier vereinigen? Sog sie nicht an fremdem Leben, wütete sie nicht gegen ihr eigenes Geschlecht?

Schon als der Traum halb über sie gesunken war, sah sie noch das verdrossen hockende Lauern über sich, und es schien, als verlängerten sich die Beine des Tieres, als griffen sie über das Gewölbe hin und senkten sich bis zum Boden des Refektoriums. Diese Rippen und die schmalen Pfeiler waren ja nichts als die steinernen Beine des Ungetüms, das oben im Gewölbe seine Kiefern bewegte. Alle, ihre Kranken auf den Betten und sie selbst, waren von den unendlichen Beinen umkrallt, und sie sah deutlich das Kauen der harten, sichelförmigen Kiefern von Stein. Es krachte zwischen den Kiefern, sehr laut, als ob sie Knochen zerbissen und malmten.

Aber da flog der Schleier des Traumes jäh von ihr ab, das Krachen dröhnte in das Wachen hinein, und es waren Schüsse draußen im Kreuzgang, im Klostergarten, vor der Türe des Refektoriums.

Die Kranken hatten sich in den Betten aufgerichtet und sahen verstört um sich.

Gleich darauf flog die Türe auf, und ein Klumpen Menschen drehte sich wirbelnd ins Zimmer. Der kleine Doktor Leist war mitten darin, jetzt lief er zwischen den Beinen der Männer durch, gewann die Wand und schoß aus schwarzem Lauf in den Haufen hinein, zweimal, dreimal . . .

Marianne war aufgestanden und hatte die Wolldecke um den Leib gezogen, als sei sie darunter nackt und müsse sich schützen. Sie sah, wie sich die Verletzten wankend aus ihren Betten erhoben, sah blutige Binden verschoben von Wunden gleiten. Manche brachen sogleich wieder zusammen, andere schienen Waffen zu suchen, der Ulanenleutnant stand hoch aufgerichtet und schleuderte einen Stuhl nach dem Bauern, der das Gewehr auf ihn angelegt hatte.

Heißes Brüllen schoß aus dem Kampf.

Plötzlich fühlte sie sich von einem Griff in ihre Haare zurückgerissen, sah einen Augenblick lang die starre Maske der Spinne über sich, nichts als Augen und Kiefern, und dann klang es in ihrem Kopf hell und hoch wie von zerspringendem Glas, immer heller und dünner, bis es sich im Nichtsein verlor.

— —

Von des Stückknechts Seite aus gesehen, war der Krieg zum größeren Teil Rechnerei und Wissenschaft.

Vorne in den Fronten, da mochten Leidenschaften und Blutgier toben, da klirrten die Bajonette aneinander und dröhnten Kolben an die Schädeldecken. Hier hinten wußte man nichts von alledem. Man saß in einer Grube aus Beton und feuerte ins Blaue und Unbekannte.

Firmkranz lag mit seiner Batterie vor Namur, aber er hätte ebensogut vor Stockholm oder vor Stix-Neusiedel liegen können, es wäre, was das Schießen anlangt, das gleiche gewesen. Das Ganze war sozusagen eine unpersönliche Angelegenheit, man hatte die Aufgabe, den Gegner zu vernichten, aber man vernichtete ihn lediglich auf mathematischem Wege, mit Flugbahntafeln, Entfernungstabellen und Zündsatzreihen.

Der kleine Leutnant von Auerswald hockte irgendwo in der Gegend auf einem Baum wie eine Krähe, und ein dünner Draht lief von ihm in die Betongrube, und da hatte einer den Hörer am Ohr und sagte mit eintöniger Stimme: „Dreitausendfünfhundert Meter . . . Schuß! . . . Keine Verluste . . . Dreitausendsechshundert Meter . . . Schuß! . . . Nichts! Dreitausendfünfhundertsechzig Meter . . . Schuß! . . . Keine Verluste . . . Dreitausendfünfhundertachtig Meter . . . Schuß! . . . Treffer . . . Dreitausendfünfhundertachtzig Meter . . . Links zwei Grad . . . Schuß! . . . Treffer!"

Oder aber der Hauptmann Blümelhuber ritt den Bock im Scherenfernrohr, und dann ging die gleiche Unterhaltung zwischen ihm und dem stählernen Mammut in seinem Betonstall hin und wieder. Jedesmal auf das Kommando „Schuß" ereignete sich ein kleiner Weltuntergang. Wenn das Geschütz aufbrüllte, so war man einen Augenblick wie haltlos. Ein Stoß vor den Magen und ein Hieb über den Kopf betäubten einen zugleich oben und unten, man baumelte zwischen Vergangenheit und Zukunft, und alle zarteren Gewebe im ganzen Körper waren wie feine Batisttaschentücher in den Händen einer groben Waschfrau. Schließlich gewöhnte man sich an dieses jüngste Gericht in Raten, und wenn einmal aus irgendeinem Grunde das Schießen längere Zeit aussetzen mußte, dann fehlte es im Ohr und im ganzen Körper.

Gegen Abend kamen einige deutsche Offiziere aus benachbarten Stellungen zu Besuch. Sie brachten ein paar Flaschen Wein und allerlei Nachrichtenkram.

Daß der Feind bei Metz geschlagen sei, und daß auch der deutsche Kronprinz bei Longwy einen glänzenden Sieg erfochten habe, das hatte man schon gerüchtweise vernommen. Immerhin war es schön, auf diese Waffentaten bundesbrüderlich ein Glas Wein leeren zu können.

Daß es mit Japan zum Krieg kommen müsse, das war zu erwarten gewesen und die einzige mögliche Antwort auf die Unverschämtheit der gelben Kerle.

Dann aber sagte der Hauptmann von Teuchgreeber mit einem feinen Lächeln in seinem unendlich gefältelten Professorengesicht:

„Und noch etwas, meine Herren Kameraden, was Sie besonders freuen wird . . . unser erster Waffengang mit England. Westlich von Maubeuge ist eine englische Kavalleriebrigade ordentlich verhauen worden."

Da klangen die Gläser zu einem Haßgesang zusammen, und gerade in diesem Augenblick brüllte das Geschütz auf, als wolle es beschwören, daß auch alle durch den Menschen belebte Materie, Stahl und Sprengstoff, mit im Bunde sei. Die rechnerische Besonnenheit schwand bei dem Gedanken an England, und einer las es dem andern an den Mienen ab, daß er vielleicht alle artilleristische Vornehmheit für einen Tag drangegeben hätte, um einmal das Weiße in den Augen der englischen Söldner zu sehen und ihnen die Faust in die Zähne zu schlagen.

Aus des kleinen Leutnants Krähennest kam die Meldung: „Schießen einstellen . . . Infanterie setzt zum Sturm an!" Und dann kam der Leutnant selber, mit ganz verbogenen Beinen, vom langen Hocken in den Zweigen krumm und lahm, erhielt von den deutschen Kameraden die Kriegspost und ein Glas Wein und lachte allen diesen guten und fröhlichen Dingen und der ganzen schönen Welt herzhaft ins Gesicht.

„Morgen sind wir hier fertig", sagte er.

Und es schien, als solle er recht behalten, denn als sie aus der Betongrube kletterten und im kurzen Gras des Hügelrückens nebeneinander auf dem Bauch lagen, da sahen sie, weit in der Ferne, daß die angreifende Infanterie schon jenseits der Wassergräben und Drahtverhaue war. Und gleich darauf wand sich etwas Weißes aus den Trümmern des zerschossenen Forts. Eine Fahne schwankte an einer langen Stange hoch, der Feind hatte an dieser Stelle ausgekämpft.

Noch am selben Abend erfuhr man, daß fünf Forts niedergerungen seien und die Stadt den Deutschen gehöre, und in der Nacht kam der Befehl, eine andere Stellung zu beziehen. Das stählerne Ungetüm wurde aus seinem Betonbett genommen und wuchtete auf schweren Rädern seinen Weg. Es nahm ihn querfeldein über Lehmhalden und durch Buschwerk, das prasselnd und zerknickt zur Seite wich.

Der Hauptmann Blümelhuber hatte seine besinnliche Stunde: „Siehst d' es, Firmkranz," sagte er, „da macht der Mensch halt wieder die Urwelt lebendig. Du redest alleweil von unserem Mammut oder Mastodon. Sehr richtig. Schau nur, wie's stampft. Wie lang is es her, daß die haushohen Viecher 'rumg'laufen sind? Der Dinosaurus und der Brontosaurus und die anderen sauren Bestien. Oder da in dieser Gegend im Steinkohlenwald . . . hast du dir in Brüssel die Iguanodöner ang'schaut? Na also. Hübsche Hunderln, was? Wie lang is das her, an den Tagen der Menschheit gerechnet? Gestern! Und kaum, daß diese Viecher ausgestorben sind, macht sie der Mensch nach . . . in Eisen und Stahl, nur das Brüllen und Verschlingen können die unsrigen noch besser. Ich kann mir vorstellen, daß so ein Brontosaurus oder so ein Iguanodon doch endlich einmal satt geworden sein muß — aber unsere liebe Frau von Skoda niemals . . ."

Er lachte vergnügt in sich hinein, und der Feuerschein der Zigarette flog über sein Gesicht. Es war seltsam, wie das Geschütz mitten in der Nacht versenkt wurde, unter einem hohen, blank funkelnden Sternenhimmel. Ein winziger roter Punkt auf der Karte wies die Stelle, wo der Schacht abzuteufen und mit Beton auszumanteln war. Unter den nach oben abgeblendeten Scheinwerfern wimmelte die Mannschaft, wenn man den Blick hob, sah man den ruhigen Gang der sommerlichen Sterne. In allen Breiten war kein Feind, aber hier wühlte sich das stählerne Urwelttier still und beharrlich ein, um morgen weit drüben irgendwo auf dieser selben mütterlichen Erde steinharte Deckungen zu zerschlagen und Panzerungen zu durchbrechen wie Blechbüchsen.

Firmkranz strich mit der Hand über das kalte, glatte, runde Hinterteil seines Geschützes. Er liebte dieses Wunder an Zwecksicherheit, diese Maschine, die dem rechnerischen Zerstörungsgedanken des Menschen die Wucht des Zusammenpralles von Gestirnen gab. Sein immer auf das unmittelbare Erfassen der Wirklichkeit gerichteter Sinn lebte mit dieser unendlich nüchternen Vorrichtung, die das Allerfeinste ins Allergröbste zu übersetzen gestattete. Was für ein absonderlicher Kreislauf des Äthers war dies, vom Lichteindruck, den das Auge aufnahm, und den es zum Kopf berichtete, als Bild von der Stellung des Feindes — bis zum grellen Schein des Schusses und den Katastrophen im Äther durch seine Wirkung! Dazwischen lagen Umwälzungen und Wandlungen physikalischer und chemischer Kräfte, die alle Elemente durcheinanderwarfen und durch alle Reiche der Natur liefen. Das Lichtbild, die zitternde Bewegung des Weltäthers wurde zum Aufbrüllen des aus den Eingeweiden der Erde gewonnenen Metalles, in dessen Bauch sich Feuer spaltete. Und damit auch das vierte Element nicht fehle, war auch das Wasser da, als Polster gegen den ungeheueren Rücklauf des Rohres. Und alles das, dieser ganze furchtbare Tanz und Aufruhr der Materie, war nur dadurch möglich, daß diese Kette durch eine unscheinbare, graue, in eine knöcherne Kapsel geschlossene Masse lief, die sich durch nichts vor anderer Materie auszeichnete als durch eine besondere Lagerung der Atome und Moleküle.

Das sei alles sehr schön und gut, so eine Abhandlung, dachte Firmkranz schließlich, aber diese Augustmorgen waren kalt, und man fror. Er zog den Mantel an und stampfte sich ein wenig Wärme in die Glieder.

Die Mannschaften stampften Beton, der Feuerwerker Smutnik saß auf einem Erdhaufen und sang zur Belebung:

„Bitt' ich schön, Herr Hauptmann,
Bin ich noch nicht fertig.
Eins, zwei, drei . . .
Hab ich erst noch zuzumschrauwen Ferr—schluß—stück."

Hauptmann Blümelhuber machte den Arm krumm und sog an einem Fläschchen. Dann reichte er es Firmkranz, warm rann der Strom durch den Leib. Unter den Scheinwerfern war alles unerträglich hell, rundum stockten die schwarzen Schattenmauern.

Die beiden Maschinengewehrabteilungen bauten an ihrer Maskerade, aus Zweigen und dürrem Schilf flochten sie Helmhauben über sich, daß sie von den Fliegern nicht gleich bemerkt werden sollten.

Firmkranz wich aus dem Lichtloch in den Schatten. Drüben und hüben, dreihundert Schritte links und dreihundert Schritte rechts war dasselbe geheimnisvolle Leben in der Nacht.

Firmkranz' Fuß stieß an einen Körper. Es war der Leutnant von Auerswald, der im Heidekraut lag und tauüberronnen schlief.

Langsam rückte der Morgen an, die Lichtpilze längs des Hügelzuges erloschen in der Dämmerung, das Werk stand vollendet.

Plötzlich knatterte es scharf nahe über Firmkranz' Kopf, keine fünfzig Meter hoch in dem dünnen Morgennebel. Ein Zweidecker wagte den Flug, stieß vogelspitz ins Gelände, um die Stellungen zu erkunden. Und noch ein zweiter Flieger kam, wie von der weichenden Nacht ausgeworfen, seltsam und naturwidrig mit dem doppelten Deck und den eingezogenen Radkrallen.

Firmkranz warf sich sogleich zu Boden, lag regungslos. Neben ihm hob der Leutnant den Kopf, wischte die betauten Lider: „Was ist denn?" Firmkranz deutete über sich, da zog der eine graue Kasten nahe über ihnen dahin, sie unterschieden die beiden Männer im Sitz.

Da aber plapperte es mit einmal knöchern durch die Dämmerung. Die Maschinengewehre strichen ihre Geschoßsaat in den grauen Himmel hinein. Jetzt begann es auch bei den anderen Geschützen zu rattern, und Firmkranz sah, daß der eine Flieger sich rasch in die Höhe zu schrauben begann.

Der andere aber fauchte noch immer tief dahin, hartnäckig, tapfer im Eigensinn, und immer schneller ging der Puls der Maschinengewehre. Jetzt war er im Nebel entschwunden, aber nur für eine Weile, dann kam er wieder in einer Schleife zurück, recht höhnisch, als habe er ein Mittel gegen Stahl und Pulver, dann entwich er in die letzten Schatten der Nacht.

Als der Tag um ein Stückchen höher gekommen war, bestieg Firmkranz einen kleinen, buschigen Hügel, aus dessen Steingeröll ein wildes Gewucher von Brombeerranken vorquoll. Es war etwa dreihundert Schritte vor seinem Geschütz, das Feldtelephon wurde rasch eingestellt, und dann begann die Arbeit.

Von seinem Mörser sah Firmkranz keine Spur, aber er sah die an den Zusammenfluß der Sambre mit der Maas hingedrängte Stadt und die Zitadelle, goldrot bestrahlt von dem aus der Kühle wunderbar emporsteigenden Morgen.

Dort vorne lag auch das Fort, grau in grau, ins Feld geschmiegt, dem ungeübten Auge kaum erkennbar. Firmkranz sah es durch sein Fernrohr, fand die Entfernung und begann nun, seine klare und nüchterne Rechnung mit ihm abzumachen.

Er saß in einem Brombeerschlaraffenland, die großen, schwarzen, naß glänzenden Beeren hingen ihm von allen Seiten ins Gesicht, neigten sich seinen Händen. Aber es war ein kriegerisches Märchen, das ihn umrankte. Während er die Beeren unter einem Sprühregen von Tautropfen abzupfte, sprach er seine Beobachtungen ins Telephon. „Fünftausendzweihundert Meter . . . Schuß . . . kein Treffer." Und zwischen je zwei Worten aß er immer eine Beere.

Das Fort schien entschlossen, sich ernsthaft zu wehren, und die Flieger mochten ihm zuverlässige Nachricht gebracht haben. Eine Granatflugbahn wölbte ihren schönen Bogen herüber, zwischen dem Geschütz und Firmkranz' Versteck schoß eine Säule von Lehm und Steinen aus dem Feld.

Es wird heiß, dachte er, steckte eine Beere in den Mund und sprach ins Telephon: „Fünftausendzweihundertfünfzig Meter . . . Schuß . . . Treffer."

Jetzt riß sich dreißig Schritte vor ihm eine Säule aus der Erde los, ein Kiesel spritzte ihm ans Knie. Er hob das Ding auf, es war von einem größeren Stein abgesprengt; er schob es in die Tasche. Aus solchen Erlebnissen macht man zuletzt Briefbeschwerer, dachte er, und die liegen nach dem Krieg sehr wirkungsvoll auf dem Schreibtisch.

Und er rechnete weiter, angestrengt und scharf und kühl, für das stählerne Ungetüm da hinten, dessen Auge und Gehirn er war.

Und die Säulen tanzten vor ihm und hinter ihm, und einmal flog ihm eine Handvoll nasser Erde hinter den Rockkragen.

Schließlich werden aus allen unseren Erlebnissen eine Art Briefbeschwerer, dachte er, sie liegen auf den Schreibtischen unserer Seelen, und man erinnert sich bisweilen: aha . . .

Aber da kam es plötzlich, daß ihn ein Bergsturz erfaßte, ein Bergsturz nach oben, der ihn mit sich riß in einem Wirbel zerberstender Welten und mit Macht der Erde wieder ins Gesicht schleuderte. Er lag still und betastete sich mit der linken Hand. Drei Sprengstücke einer Granate hatten ihn getroffen, eines hatte sich einen Scherz gemacht, hatte ihm die Hosen zerrissen und stak lose zwischen dem zerfetzten Tuch und dem unverletzten Bein, das andere hatte ihn ernsthafter verwarnt, indem es den Kolben der Browningpistole an seiner Seite zerschlug, und das dritte hatte ihn vom Tod gegrüßt: es hatte ihm die rechte Schulter zerschmettert. Das Brombeerschlaraffenland freilich, das war ganz und gar verloren, die Steine des Hügelchens lagen über das Feld gestreut, und von den Ranken hingen nur ein paar dünne Strähne um die breite Wunde des Ackers.

Firmkranz verhielt sich ruhig und stillte das Blut mit Fetzen seines Hemdes und dem Inhalt seines Verbandpäckchens. Ängstlich horchte er auf die Stimme seines Geschützes. Das schwieg zuerst eine ganze Weile, aber auf einmal brüllte es wieder los, und da lächelte Firmkranz zufrieden, denn es war wohlauf und unversehrt und bei grimmig gutem Humor und hatte ein anderes Auge und Gehirn bekommen. Und dann dauerte es auch gar nicht lange mehr, daß unten aus einem wüsten Haufen die weiße Fahne stieg.

Auf dem Truppenverbandplatze erfuhr Firmkranz, daß auch die letzten Forts bezwungen waren. Und das war schon ein zersplittertes Schlüsselbein wert. „Wir Österreicher . . ." begann er, aber eine Ohnmacht kam und verhinderte es, daß er allzu Stolzes und Strahlendes über diese morsche Baracke von Österreich sagte, die sich auf einmal als ein recht wetterfestes Bauwerk erwiesen hatte.

Als er dann wieder zu sich kam und merkte, daß er dem Feldlazarett zugeführt wurde, freute er sich, denn er wußte, daß er in liebe und sorgsame Pflegehände kommen würde. Da war es denn recht verwunderlich und beunruhigend, daß das ganze Dorf tot, mit zerspaltenen Häuern und schwarz kohlenden Giebeln am Wege und das Kloster als ein Brandhaufen auf der Höhe lag.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Reiterlied . . . Von Bruno Pompecki.

Die welschen Trauben im flandrischen Wind,
Die glühen so rot wie Blut . . .
Ich weiß zwei Lippen, die röter sind,
Die küssen so gern und gut!
Mein Blut geb' ich dem Vaterland,
Mein Herz, das gab ich dir!
Die Reben grüßen an der Wand
Aus grünem Laubspalier . . .

Ein Nebel kam . . . der Regen rann
Auf Gräber und welken Klee . . .
Hörst du sie brüllen, Reitersmann,
Die Kanonen auf der See?
Der Sturm zerstob, die Glocke sang . . .
Ich und mein Kamerad,
Wir ritten stolz die Gassen entlang
Zu Brüssel in der Stadt . . .

Und sollt' es Kugeln vom Himmel schnei'n
Zu Hieb und Lanzenstich:
Wir sprengen in Deutschlands Frühling hinein,
Mein braver Schimmel und ich!
Die welschen Trauben leuchten so rot
Zwischen Schelde und grünem Rhein . . .
Wir reiten und bringen aus Sieg und Tod
Klirrende Ernten ein —!

Kreuzweg. Von Robert Hohlbaum.

Es geht eine Straße gradaus, gradaus,
Die führt vorbei an manch liebem Haus,

An Blumen, Bäumen und Sonnenlicht
Und manchem fröhlichen Angesicht.

Dann zweigt ein Weg ab, steinig und wild,
An diesem Wege steht Gottes Bild,

Und seine narbenzerrissene Hand
Weist streng und still in ein dunkles Land.

Noch einmal entstrahlt ihr ein warmes Licht,
Wir fühlen: es ist der Weg der Pflicht.

Und wir wandern den Weg nach ihrem Gebot
Und wissen es alle: er führt in den Tod.

Bei der Kronprinzen-Armee in den Argonnen.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsmaler Professor Georg Schöbel.





Tote bei Longwy.



Gefangene Franzosen in den Argonnen.

Ein kurzes Wort zur Verordnung über die Entlastung der Gerichte.

Von Geh. Regierungsrat J. Neuberg.

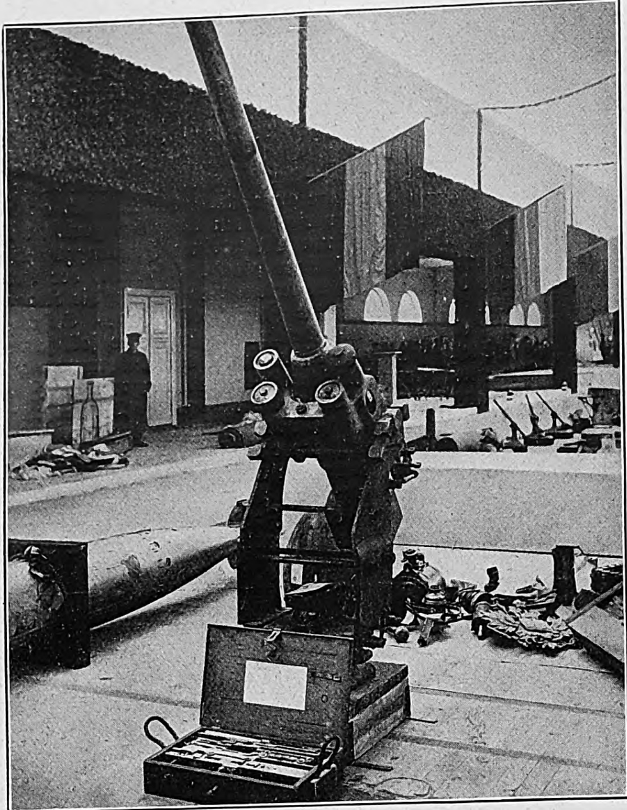
Man mag über den Krieg denken, wie man will, ein Gutes hat er: er liebt kein langes Zaudern und Erwägen, kein ewiges: „Ganz gut so, aber ja." In ihm heißt es, sich rasch entscheiden. Das gilt auch für die Kriegsgesetzgebung, und hier bringt so knappes, flottes Tun manches zuwege, was man früher für ganz unmöglich ansah. Nun ist's da, Wirklichkeit — und fast dünkt's wie Traum, fast ist's, als darf man noch gar nicht glauben, daß es zustande gekommen. Vor mir liegt eins der neuesten Reichsgesetzblätter, darin die Verordnung über die Entlastung der Gerichte. Welche wesentliche Verordnung und doch, wie über Nacht gekommen! Eine Frage erhebt sich sofort, wenn man die Verordnung betrachtet. Durfte sie der Bundesrat so, wie geschehen, erlassen? Die Antwort ist nicht leicht. Hier genüge die Feststellung, daß die Verordnung eine schnelle Rechtspflege gewährleisten soll, die bei dem gegenwärtigen Richtermangel zweifelhaft sein mag. So erweist sich die Verordnung gewißlich als Maßnahme, die mittelbar zur Verhütung wirtschaftlicher Schädigungen nötig ist, und deren Regelung zu des Bundesrats Obliegenheiten nach dem Ermächtigungsgesetz vom 4. August 1914 gehört. Nun die Verordnung selbst. Wie gesagt, wie wesentlich in den gebrachten Änderungen. Schon ein Teil der Verordnung — ein Mahnverfahren vor den Landgerichten. Wer hätte noch vor wenigen Monaten an ein solches Verfahren gedacht, und nun ist es doch Wahrheit geworden! Wie der bekannte Zivilprozessualist Schmidt in seinem Lehrbuch sagt, hat die Überlastung der Gerichte unbestrittenermaßen darin ihren Grund, daß die Zivilprozeßordnung diejenigen Prozeßformen ungenügend ausbildet, die die Erledigung einfacher Rechtssachen zwanglos ermöglicht. Das Gericht wird oft mit dem Apparat des ordentlichen Prozesses behelligt, wo diese gründlichste Prozedur gar nicht erforderlich ist, um ein Urteil oder Vollstreckung zu erreichen. In solcher von Schmidt gerügten Abneigung vor außergewöhnlichen Verfahren hatte auch die vor wenigen Jahren ergangene jüngste Prozeßnovelle das Mahnverfahren nicht so weit ausgebildet, wie manche wünschten. Es liegt uns eben allen noch etwas vom Gefühl der alten Deutschen in den Gliedern, das mit gewissen, wie heiligen Formen des Rechts rechnete und alles Formlose, Abgekürzte schroff von sich wies. Doch neue Zeiten wollen neues Recht haben, unsere Zeiten verwerfen, was nach Schwerfälligkeit ausschauen mag. Deshalb nun auch vor dem Landgericht das Mahnverfahren. Nicht als hätte man nicht schon vorher einen Anspruch — sagen wir von 700 ℳ — mit einem Mahnbefehl eintreiben können; das ging. Doch mußte man sich stets an das Amtsgericht wenden. Nur dieses war zuständig, selbst wenn es sich um Ansprüche handelt, die ausschließlich vor das Landgericht gehören (so Ansprüche der Staatsbeamten gegen den Staat). Nun ist's anders. Wird nämlich bei dem Landgerichte eine Klageschrift eingereicht, so soll der Vorsitzende binnen vierundzwanzig Stunden zunächst einen bedingten Zahlungsbefehl erlassen. Also in Zukunft Wegfall aller Prozesse? Aber nein, dies nur ein Ideal. Denn zunächst soll vom Erlaß des Zahlungsbefehls abgesehen werden, wenn der Kläger glaubhaft macht, daß der Beklagte den Anspruch bestreiten und sich auf die Klage einlassen werde. Zweite Voraussetzung: es muß sich um einen lediglich im Mahnverfahren verfolgbaren Anspruch handeln. Diese Voraussetzung kannte schon das bisherige amtsgerichtliche Mahnverfahren. Der geltend gemachte Anspruch muß nämlich zum Gegenstand haben die Zahlung einer bestimmten Geldsumme (diesem Anspruch steht der Anspruch aus einer Hypothek usw. gleich) oder die Leistung einer bestimmten Quantität anderer vertretbarer Sachen oder Wertpapiere. Was den Mahnbefehl vor den Landgerichten im übrigen anlangt, so entspricht er im wesentlichen dem vor dem Amtsgericht zu erlassenden, sofern nicht das vor dem Landgericht bestehende Verfahren oder die veränderten Zeitläufte Veränderungen bedingen. So enthält — entsprechend dem Grundsatz, daß vor dem Landgericht die Partei als solche an sich nichts zu suchen hat, die Verhandlung vielmehr nur Sache von Rechtsanwälten ist, ein Grundsatz, den freilich die Verordnung selbst nicht beachtet, indem sie die Zustellung des Zahlungsbefehls in die Hände der Partei selbst legt — der Zahlungsbefehl den Hinweis, daß der Widerspruch nur durch einen bei dem Gerichte zugelassenen Rechtsanwalt erfolgen kann, eine Erklärung zu Protokoll des Gerichtsschreibers ist also nicht zugelassen. Auch hier der Anwaltszwang ein Gegengewicht gegen den Mißbrauch seitens bösartiger Schuldner. Ferner wird, wenn rechtzeitig Widerspruch erhoben worden ist, vom Vorsitzenden der Termin zur mündlichen Verhandlung bestimmt, ohne daß es eines besonderen Antrags in dieser Richtung bedarf. Auch sollen die für die Kriegszeit eingeführten Vorschriften über die gerichtliche Bewilligung von Zahlungsfristen entsprechende Anwendung finden. Dies nur beispielsweise. Doch nun weiter. Die ergangene Verordnung greift wirksam auch in das Mahnverfahren im allgemeinen, also das vor den Amtsgerichten, ein. Es soll nämlich fortan jeder Anspruch, der zur Zuständigkeit der Amtsgerichte gehört, im Mahnverfahren geltend gemacht werden, vorausgesetzt natürlich, daß das Mahnverfahren überhaupt zulässig ist. „Soll" ist nicht „muß", es ist nur instruktionell — wie aber das Wörtchen wirkt, das ergibt die folgende Bestimmung. Es heißt in der Verordnung: Wird bei dem Amtsgerichte — der ebengedachten „Soll"-Vorschrift zuwider — eine Klage angebracht, die lediglich auf einen im Mahnverfahren verfolgbaren Anspruch gerichtet ist, so gilt sie als Gesuch um Erlaß eines Zahlungsbefehls, es sei denn, daß der Kläger glaubhaft macht, der Beklagte werde den Anspruch bestreiten und sich auf die Klage einlassen. War bisher die Zurückweisung des Gesuchs um Erlaß eines Zahlungsbefehls angängig, so soll fortan an die Stelle solcher Zurückweisung die Anberaumung eines Termins zur mündlichen Verhandlung treten. Zur Beseitigung etwaiger Umstände ist vor der Terminsanberaumung der Kläger zu hören. Nach einer weiteren Bestimmung soll der Klage eine Berechnung der Kosten beigefügt werden, deren Erstattung der Kläger verlangt. Bestand beim bisherigen Verfahren die Möglichkeit, das Gesuch um Erlaß eines Zahlungsbefehls zurückzuweisen, so soll das nun also nicht mehr gelten — an die Stelle der Zurückweisung des Gesuchs tritt vielmehr die Anberaumung des Termins zur mündlichen Verhandlung — dies ist leicht zu verstehen, wenn man erwägt, daß beim Mahnverfahren vor dem Amtsgericht die bisherige, eben in der Zulassung eines solchen Verfahrens bestehende Ausnahme nunmehr zur Regel geworden ist, diese Regel aber in allerwege nicht die Forderung in sich schließt, daß, wenn nun vom Mahnverfahren abgesehen werden muß, die Sache nicht etwa im mündlichen Verfahren verhandelt werden dürfe. Neu sind die längst geforderten Begriffe des Urkunden- oder Wechsel-Zahlungsbefehls (Mahnverfahrens). Der auch sonst in der Zivilprozeßordnung bestehende Urkunden- oder Wechselprozeß hat gewisse Voraussetzungen, gewisse Folgen, das zeigt sich auch im Mahnverfahren. Gesagt sei eins, daß nämlich die Urkunden in Urschrift oder in Abschrift dem Gesuch um Erlaß eines Zahlungsbefehls oder der Klage beigefügt und in Abschrift mit dem Zahlungsbefehl zugestellt werden sollen. Hat sich A dem B verpflichtet, am soundsovielten 400 ℳ — etwa als Kaufpreis — zu zahlen, so ist demnach der hierüber ausgestellte Schuldschein — oder eine beglaubigte Abschrift — dem Gesuch um Erlaß des Zahlungsbefehls, der Klage beizufügen und auch zuzustellen.

Hiermit aber noch nicht genug mit der Vereinfachung des Verfahrens vor dem Amtsgerichte. Die Verordnung bringt noch andere, recht wesentliche Neuerungen. So soll im Verfahren vor den Amtsgerichten, wenn im Termin

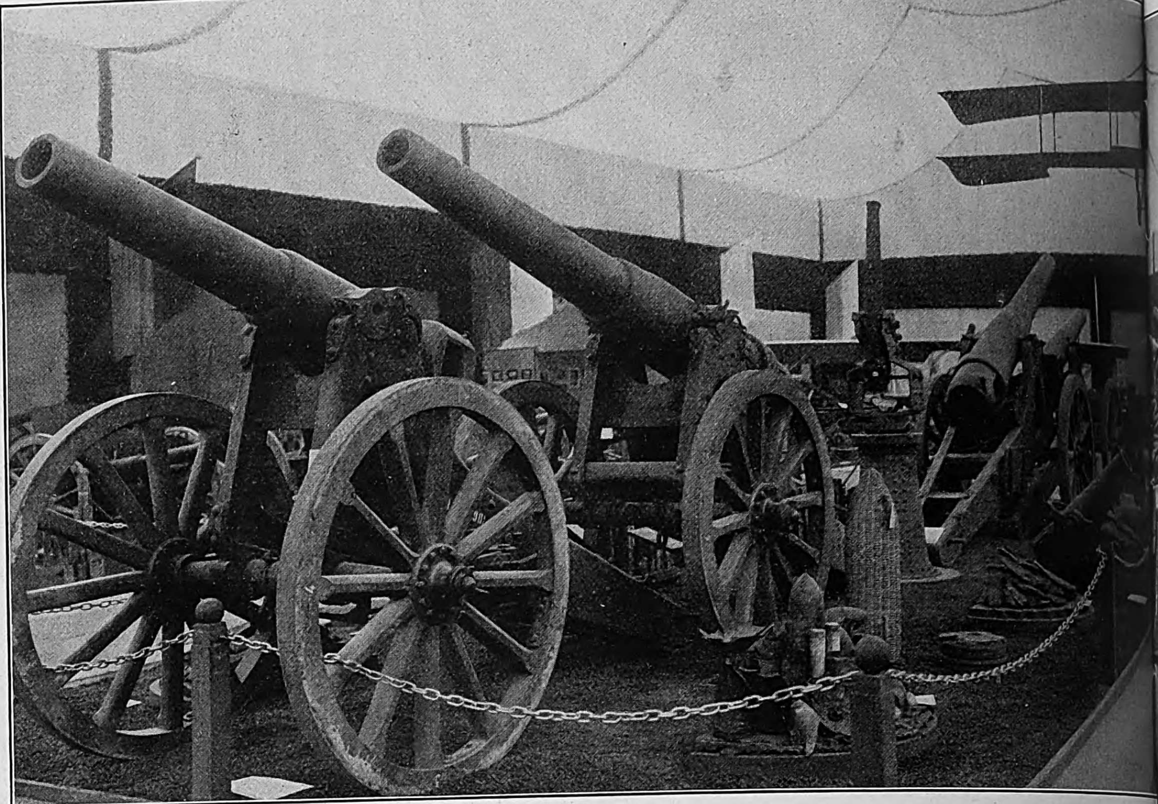


Hinter der Front im Osten: In den besetzten russischen Gebieten gesammelte alte Samovare und sonstige unbrauchbare Messing- und Kupfergeräte werden von litauischen Landleuten zur Ablieferungsstelle gebracht, um dort zu Geld gemacht zu werden.

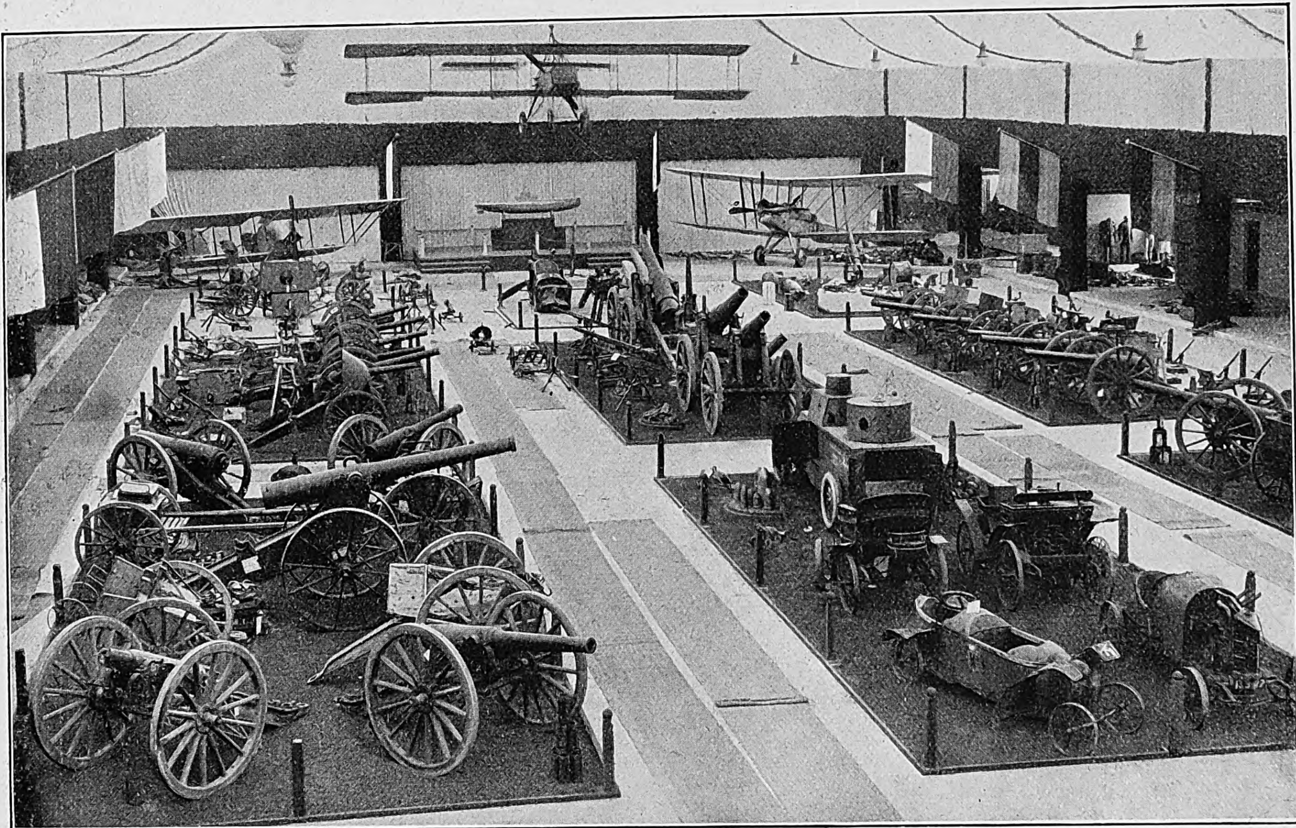
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor Karl Storch.



Fliegerabwehrkanone.

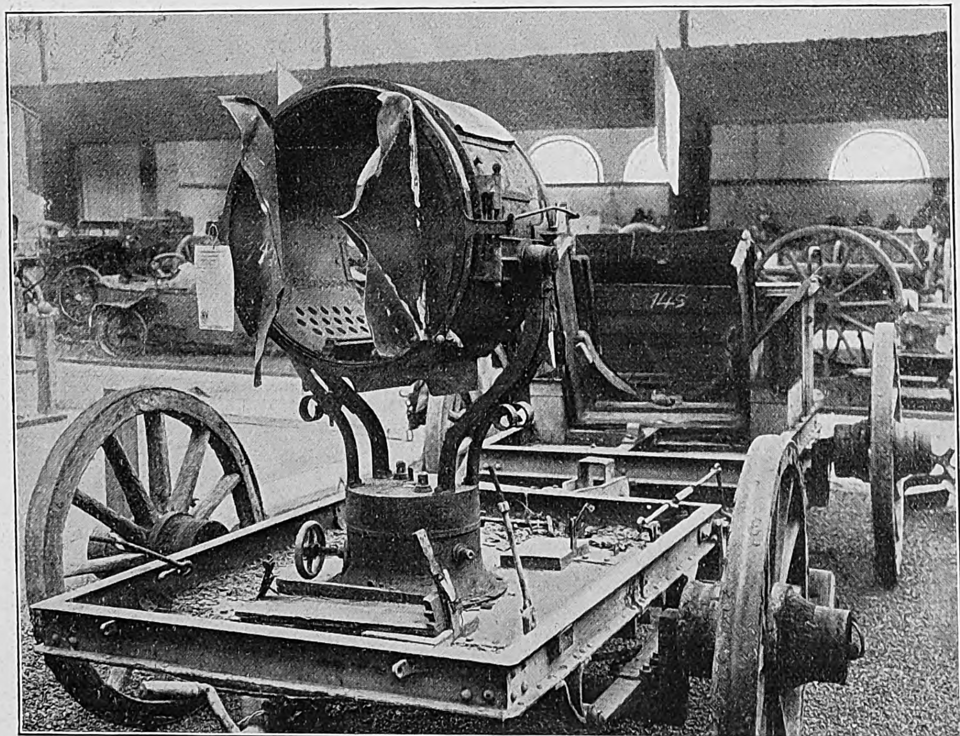


Belgische 15-cm-Haubitzen.

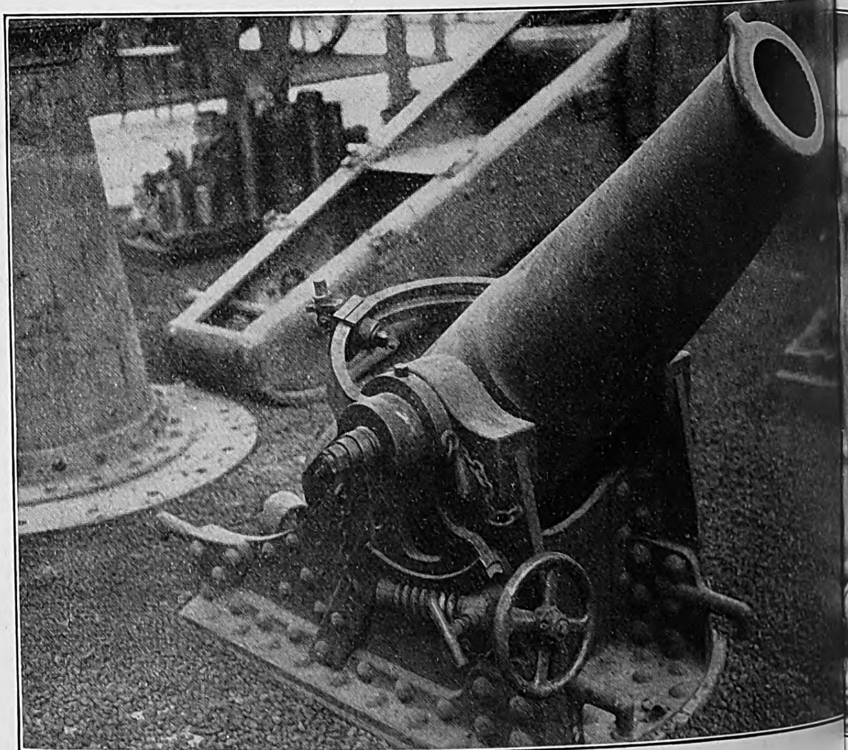


Blick in die Ausstellungshallen.





Russische Scheinwerferwagen mit zerschossenem Scheinwerfer.



Belgischer 15-cm-Festungsmörser.

Die am 8. Januar in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin eröffnete „Deutsche Kriegsausstell



Von den Kämpfen in Russisch-Polen: Erstürmung des Lagers Skobeleff durch Truppen der Heeresgruppe des Generals v. Linsingen am 18. September 1915. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsmaler Hugo L. Braune.

Das nach dem berühmten russischen General benannte Lager wurde von den Russen wegen der damit verbundenen Bahnlinie, deren Bahnhof das im Hintergrund brennende Gebäude ist, hartnäckig verteidigt. Seine Erstürmung öffnete den Siegern den Weg bis zur Schara.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

Nr. 3787. Kriegsnummer 78. Preis 1 Mark 50 Pf.

Der „Temps“ über die Weihnachtsnummer der „Illustrirten Zeitung“.

Ein sprechendes Zeugnis des gegenwärtigen Geisteszustandes der Franzosen.

IMAGES.

L'univers entier étudie en ce moment avec une curiosité particulière l'état psychologique de l'Allemagne. Tout le monde cherche à deviner la pensée intime de ce peuple entraîné par un impérial Holbein dans la plus hallucinante des Danses macabres. On veut savoir si, depuis dix-sept mois, sa crise de délire furieux est entrée dans la période de décroissance et si l'énergique traitement de la saignée a calmé son accès de fièvre chaude.

Le diagnostic n'est pas facile à établir. Qui oserait affirmer que les compatriotes de Schumann et de Henri Heine sont aujourd'hui réveillés de leur mauvais rêve et regardent avec horreur leurs mains dégoûttantes de sang? Les distinctions, établies par des casuistes de bonne volonté, entre le bon Bavarois et le méchant Prussien, le doux civil et le féroce militaire, le Germain philanthrope et le Boche assassin ne sont pas toujours d'accord avec les événements. L'histoire de cette guerre a démontré que dans la poétique Allemagne, la corporation des tueurs et celle des penseurs savent, quand il le faut, s'unir par les liens de la plus fraternelle tendresse. Et toute la nation semble aujourd'hui vouloir se rendre solidaire du meurtre abominable de la paix.

A ceux qui en doutent encore, il faut recommander la lecture du somptueux numéro de Noël de l'*Illustrirte Zeitung*, magazine répandu dans les milieux les plus différents et feuilleté dans tous les foyers, organe de grande diffusion qui nous fournit des éléments d'appréciation assez exacts sur la mentalité moyenne de nos voisins. Un directeur de journal qui lance un numéro spécial de cette importance ne saurait se désintéresser de l'opinion de ses lecteurs; il cherchera toujours à flatter les idées de sa clientèle: ces idées, les dessinateurs favoris du public allemand vont les proclamer sans détour, chaque illustration en contiendra l'aveu.

Noël! ... Nom magique, fête du souvenir et du rêve, anniversaire de douceur et de tendresse, quel artiste pourrait demeurer insensible aux évocations que tu contiens, indifférent aux joyeuses volées de cloches que dispersent, entre neige et lune, tes deux syllabes bondissantes? ... Tous les travailleurs de la pensée ont respecté, chez nous, cette trêve fugitive du sentiment, cet armistice moral de quelques heures pendant lequel on honore le grand idéal humain de fraternité et de justice qu'une race démente a failli anéantir. Nos peintres, nos poètes, nos musiciens et nos conteurs ont tous cherché à découvrir, entre les nuages, l'étoile qui guidera l'humanité régénérée vers un meilleur destin et ont exalté nos plus nobles sentiments. Voici, par contre, de quelle façon la sensibilité des artistes de la chrétienne Allemagne a vibré à la même minute et quels échos éveilla dans l'imagination des interprètes de l'opinion publique le premier vagissement de leur bon vieux Dieu.

Dans les tons de la fonte et de l'acier — l'album a été blindé à Essen — avec des encres aux reflets métalliques, le peintre chargé de composer la couverture a exécuté les variations suivantes: à droite sont croisées les deux torches de Bellone, à gauche, cynique bravade, un «chiffon de papier» tout préparé devant un encrier, avec deux porteplumes et un sceau, raille l'impuissance des diplomates; un Taube passe dans l'angle de la page, jetant des bombes, une cathédrale incendiée donne naissance à de décoratifs torrents de fumée stylisée, tandis que, flanquant une gigantesque croix de fer, deux canons braquent sur le lecteur leur gueule menaçante. Ces gracieux motifs, entourés de guirlandes de chêne — dans lesquelles l'auteur, soucieux de défendre la tradition de l'alimentation nationale, a exagéré la proportion des glands nourriciers, — servent d'encadrement à un médaillon où l'on voit un soldat allemand goûtant les joies du foyer. C'est un fantassin, du modèle courant qui élève à bout de bras son petit enfant et invite sa femme à admirer la fière mine du moutard coiffé d'un bicorne de papier et armé d'un fusil de bois; sa face barbue rayonne d'un naïf orgueil et le bon père de famille semble dire à son héritier en lui désignant les sinistres attributs qui l'entourent de leur ronde symbolique: »Toi aussi tu sauras ensanglanter le monde!«

Cette préparation de l'enfant à sa mission guerrière est un thème développé avec complaisance au cours du numéro. Une magnifique planche coloriée nous montre un intérieur bourgeois: le père n'est pas là, mais la mère et l'aïeul ont distribué les jouets aux enfants. Ce sont, naturellement, trois garçons — la grâce attendrissante des fillettes est toujours bannie de ces mâles allégories, — l'un caracole sur un cheval à bascule, l'autre s'est coiffé d'un petit casque à pointe et boucle le ceinturon de son grand sabre, le troisième, trop jeune pour ces divertissements héroïques, joue avec un canard. O symbolisme: le uhlan, le fantassin, l'agence Wolff ... c'est tout l'idéal national que l'on inculque ainsi dans les familles à l'Allemagne de demain!

L'album entier est traité dans ce style. Des anges planent sur une chaumière dans un paysage d'hiver ... l'artiste va-t-il avoir une pensée de pitié? Non; une colossale épée enfoncée dans le sol rappelle, en érigeant sa garde en forme de croix, que la Nativité que l'on fête est celle de la Force.

Les figures religieuses sont elles-mêmes révélatrices. La *Mater amabilis* du professeur von Max a une bouche et des yeux impitoyables, et le professeur Walther Firle a imaginé un Jésus ambulancier, qui, avec sa face prognathe, son poil rude et sa narine succincte, est le type achevé du Dieu pan-germaniste, du Christ d'ordonnance que le kaiser traîne dans ces bagages, enrôlé dans le service de santé, militarisé comme aumônier-brancardier dans la grande mobilisation nationale des idées, des hommes et des choses.

Noël, pour Félix Schwormstædt, c'est la chambre des machines d'un sous-marin en plongée: dans un éclairage romantique qui déforme les traits, des hommes aux têtes de forçats, aux visages convulsés, hurlent, boivent, chantent, raclent du violon pendant qu'on pointe la torpille qui va offrir à l'Enfant Jésus le plus magnifique des sacrifices humains.

Noël, pour le professeur Adolf von Dœring, a un sens plus délicat. Un grand hors texte en couleurs intitulé «Noël dans les Flandres» nous montre, dans une plaine de neige, une route gelée sur laquelle trottinent quelques agneaux qui bêlent plaintivement en regardant le lecteur. Des soldats allemands — à qui le peintre a généreusement prêté une physionomie d'une bestialité impressionnante — font avancer les pauvres bêtes en leur piquant les flancs avec la pointe de leur baïonnette et en leur meurtrissant les reins à coups de crosse. Et l'intérêt de cette scène nous est révélé par cette légende satisfaite: «Un beau rôti de fête!» ...

On ne peut achever la lecture de ce recueil: on le ferme avec découragement. Partout se retrouvent ce secret idéal de férocité, cette vénération de la force brutale qui nous paraissaient hier anachroniques, mais auxquels nos voisins ont su rendre toute leur actualité. Ces peintres nous ont donné là, au moment où s'ouvre l'année décisive, un nouveau manifeste des intellectuels allemands. Relisons-le avec attention à l'instant où nos ennemis protestent de leur ardent désir de reprendre leur tâche civilisatrice: nous pouvons nous y rendre compte de la pureté de leurs intentions. — *V.*

Aus «Le Temps», Nr. 19903, 3. Januar 1916.

Bilder.

Die ganze Welt studiert augenblicklich mit gespannter Neugierde die psychologische Verfassung Deutschlands. Jedermann sucht das intime Denken dieses Volkes zu ergründen, das durch einen kaiserlichen Holbein in den berauschendsten Totentanz hineingezogen wurde. Man möchte wissen, ob nach siebzehnmonatiger Tobsucht die Krisis in die Periode der Lösung eingetreten ist und die energische Kur des Aderlasses kühlend auf den Fieberanfall gewirkt hat.

Die Diagnose ist nicht leicht zu stellen. Wer möchte behaupten, daß die Landsleute von Schumann und Heinrich Heine heute aus ihrem bösen Traum erwacht sind und ihre von Blut triefenden Hände mit Abscheu betrachten? Die von wohlmeinenden Tüftlern zwischen dem gutmütigen Bayern und dem bösartigen Preußen, dem sanften Zivilisten und dem blutrünstigen Soldaten, dem menschenfreundlichen Germanen und dem mordgierigen „Boche“ beobachteten Unterschiede stimmen nicht immer mit den Tatsachen überein. Die Geschichte dieses Krieges hat bewiesen, daß man im Lande der Dichter die Zunft der Mörder mit der der Denker im Notfalle durch Bande der zartesten Brüderschaft zu vereinen weiß. Das ganze Volk scheint gegenwärtig wie ein Mann die Verantwortung für den scheußlichen Friedensbruch übernehmen zu wollen.

Demjenigen, der hieran noch zweifelt, kann die Lektüre der mit großem Aufwand hergestellten Weihnachtsnummer der „Illustrirten Zeitung“ empfohlen werden, einer Zeitschrift, die in den verschiedensten Kreisen eingeführt ist und in allen Familien gelesen wird. Das Blatt hat eine große Verbreitung und bietet ziemlich genaue Anhaltspunkte für die Beurteilung der durchschnittlichen Geistesverfassung unserer Nachbarn. Es ist undenkbar, daß ein Zeitungsverleger, der eine Sondernummer von dieser Bedeutung herausgibt, nicht auf die Meinung seiner Leser Rücksicht nimmt. Er wird stets der Stimmung seiner Abonnenten zu schmeicheln versuchen; die Lieblingsmaler des deutschen Volkes werden sich anschicken, diese Stimmung ohne Umschweif zum Ausdruck zu bringen. Jede Abbildung wird ein Geständnis enthalten.

Weihnacht! ... Zauberwort, Fest der Erinnerung und der Träume, Jahrestag der Sanftmut und der Liebe, welcher Künstler vermöchte sich den Visionen zu verschließen, die du heraufbeschwörst, könnte gleichgiltig sein gegen das fröhliche Glockengeläute, das deine zwei dahinflatternden Silben zwischen Schnee und Mondschein ausstreuen? Bei uns haben alle Geistesarbeiter auf diesen kurzen Burgfrieden des Gefühls, auf diesen moralischen Waffenstillstand von einigen Stunden Rücksicht genommen, während dessen man dem großen menschlichen Ideal der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit huldigte, das ein tobsüchtiges Volk beinahe vernichtet hätte. Unsere Maler, unsere Dichter, unsere Komponisten, unsere Schriftsteller haben alle zwischen den Wolken den Stern zu entdecken gesucht, der die neugeborene Menschheit einem besseren Geschick entgegenführen soll, und haben unsere edelsten Empfindungen entfacht. Sehen wir, wie dagegen zur selben Stunde das Herz der Künstler des christlichen Deutschlands geschlagen, welchen Widerhall im Geiste der Dolmetscher der öffentlichen Meinung der erste Schrei ihres lieben alten Gottes geweckt hat.

In den Tönen des Gußeisens und des Stahles — das Heft wurde in Essen gepanzert — mit Farben von metallischem Glanze hat der Maler, der den Umschlag ausstattete, folgende Variationen geschaffen (NB. Die auf dem Umschlag wiedergegebene Zeichnung wird als Umrahmung des wechselnden Umschlagbildes seit Beginn des Krieges benutzt, bildet also kein Charakteristikum der Weihnachtsnummer. Die Schriftltg.): Rechts sieht man die beiden Fackeln der Bellona kreuzweise übereinander, links prahlt zynisch ein Papierwisch, der mit zwei Federhaltern und einem Petschaft vor einem Tintenfaß bereitliegt, womit die Machtlosigkeit der Diplomaten verhöhnt werden soll. Eine Taube schwebt bombenwerfend (So? Während sie über dem deutschen Heer fliegt? Die Schriftltg.) in der Ecke der Seite. Aus einer brennenden Kathedrale (? Wir können keine Kathedrale entdecken. Die Schriftltg.) steigen kunstgerechte dekorative Rauchwolken empor, während zu beiden Seiten eines riesigen Eisernen Kreuzes zwei Kanonen ihren drohenden Rachen auf den Leser richten. Diese anmutigen Motive bilden in einer Umrandung von Eichenlaub — in welcher der Künstler, der bestrebt war, die Ehre des Nationalgerichtes (!!!) hochzuhalten, die nahrhaften Eicheln übergroß dargestellt hat — die Einfassung eines Medaillons, das einen deutschen Soldaten zeigt, der sich den Freuden des häuslichen Herdes hingibt. Es ist ein Infanterist der gewöhnlichen Sorte, der sein kleines Kind mit ausgestreckten Armen hochhebt und seine Frau dazu auffordert, das stolze Aussehen des mit einem Papier-Zweispitz geschmückten und mit einer Holzflinte bewaffneten Buben zu bewundern. Sein bärtiges Gesicht glüht vor naivem Hochmut, und der gute Familienvater scheint seinem Sprößling sagen zu wollen, indem er auf die unheilvollen Embleme zeigt, die ihn in sinnbildlichem Rahmen umgeben: „Auch du wirst einmal verstehen, die Welt im Blute zu ersticken.“

Diese Vorbereitung des Kindes auf seine kriegerische Aufgabe ist einer der beliebtesten Gegenstände der Nummer. Eine prachtvolle farbige Seite stellt das Innere einer Bürgerwohnung dar. Der Vater ist abwesend, aber die Mutter und der Großvater haben den Kindern Spielsachen beschert. Natürlich sind es drei Jungen (Der eine „Junge“ ist ein Mädchen! Die Schriftltg.), denn der rührende Liebreiz der Mädchen wird stets aus diesen männlichen Allegorien verbannt. Der eine reitet auf einem Schaukelpferd, der andere hat eine kleine Pickelhaube aufgesetzt und schnallt seinen großen Säbel um, der für diese heldenhaften Vergnügungen noch zu jugendliche Dritte (NB.: Das Mädchen! Die Schriftltg.) spielt mit einer Ente. O Symbolismus: Der Ulan, der Infanterist, Wolffs Depeschen-Agentur ... das ist das nationale Ideal, das man auf diese Weise in den Familien dem künftigen Deutschland eintrichtert.

Das ganze Heft ist in diesem Stile gehalten. Engel schweben über einer Hütte in einer Winterlandschaft ... wird der Künstler vielleicht doch eine Spur von Mitleid zeigen? Nein, ein in den Erdboden eingetriebenes Riesenschwert, dessen Stichblatt wie ein Kreuz emporragt, erinnert daran, daß das Weihnachtsfest, das man feiert, eines der Gewalt ist.

Selbst die religiösen Figuren sind bezeichnend. Mitleidslos sind der Mund und die Augen der Mator amabilis des Professors v. Max, und der Professor Walther Firle hat einen barmherzigen Christus geschaffen, der mit seinen vorstehenden Backenknochen, seinem buschigen Haar und seiner gedrungenen Nase den vollendeten Typus des pangermanistischen Gottes darstellt, des ordonnanzmäßigen Christus, den der Kaiser in seinem Gepäck mitschleppt, der bei der großen nationalen Mobilmachung der Gedanken, der Menschen und der Gegenstände als Feldprediger-Krankenträger beim Sanitätsdienst eingezogen wurde.

Weihnachten ist für Felix Schwormstädt der Maschinenraum eines untergetauchten Unterseebootes. In einer romantischen, die Gesichter entstellenden Beleuchtung brüllen, trinken, singen und kratzen die Geige Menschen mit Verbrecherköpfen und krampfhaft verzerrten Zügen, während man das Torpedo richtet, das dazu bestimmt ist, dem Jesuskind das prächtigste Menschenopfer darzubieten.

Für den Professor Adolf v. Döring hat Weihnachten einen zarteren Sinn. Eine farbige Ganzseite mit dem Titel „Weihnachten in Flandern“ zeigt uns in einer Schneeebene einen gefrorenen Weg, auf dem einige Lämmer trippeln, die kläglich blökend den Leser anschauen. Deutsche Soldaten, denen der Maler freigebig einen ausgesucht bestialischen Gesichtsausdruck verliehen hat, treiben die armen Tiere vor sich her, indem sie ihnen mit der Spitze ihrer Bajonette in die Rippen stoßen und ihnen das Kreuz mit ihren Gewehrkolben bearbeiten. Die selbstgefällige Unterschrift verrät uns das Interessante dieser Szene: „Ein schöner Festtagsbraten.“

Man kann das Heft nicht zu Ende lesen: man schließt es mit Entmutigung. Überall findet man dieses ideale Geheimnis der Grausamkeit, diese Vergötterung der brutalen Gewalt wieder, die uns gestern noch unzeitgemäß erschienen, denen aber unsere Nachbarn ihre ganze Aktualität wiederzugeben wußten. In dem Augenblick, da das entscheidende Jahr anbricht, sind uns diese Maler mit einer neuen Kundgebung der deutschen Intellektuellen gekommen. Lesen wir sie wieder aufmerksam durch, wenn unsere Feinde ihren heißen Wunsch zum Ausdruck bringen werden, ihre kulturbringende Aufgabe wieder aufzunehmen: wir können uns dann einen Begriff machen von der Reinheit ihrer Absichten.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3787. 146. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M 50 ₰. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 27. Januar 1916.

EMSER Pastillen mit und ohne Menthol

Gegen Husten, Heiserkeit, Verschleimung
Man achte auf den Aufdruck „Königl. Ems" und weise Nachahmungen zurück.

Viele 100 000 schon ins Feld gegangen
Kriegspackung, sehr geeignet zum Beipacken als: „Liebesgabe"

Efeu in kunstgefochtener Ausführung. Bezug d. Juweliere. Mk. 19.— W. Preuner, Stuttgart. Fabrik der Trauringe: „Da bist min, ich bin Din", „Mit Wylle Deyn Eygen". Mk. 38.—

Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.

Dr. Hoffbauer's ges. gesch. **Yohimbin-Tabletten**
Anregend! Kräftigend!
mit 0,006 gr. Gehalt an reinem salzsauren Yohimbin. Literatur versendet gratis Elefanten-Apotheke, Berlin L, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).
Originalpackung 10 Stück M. 2,25, 25 St. 4.–, 50 St. 7.50, 100 St. 13.50, 200 St. 25.–.

Harmoniums bes. ohne Notenkenntnis 4 stimm. spielbare. Illustr. Katalog frei. Aloys Maier, Hofl., Fulda.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Sanatorium Elsterberg
für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige, Lungen- u. Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei.
Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul Gute Heilerfolge. Prosp. frei. Kriegsteilnehmer Ermässigung!

Niemand hat gesunde Beine
Jetzt nötiger als die Daheimgebliebenen, welche den wirtschaftlich. Kampf durchzuhalten haben.
Schwere Leiden sind häufig die Folge vernachlässigter Krampfadern. Bei Beingeschwüren, Aderbeinen, Geschwulst, Entzündung, nasser Flechte, Gelenkverdickung, Steifigkeit, Plattfuss, Rheuma, Gicht, Ischias, Hüftweh, Elefantiasis verlangen Sie Gratisbroschüre „Lehren und Ratschläge für Beinleidende" von Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg 1, L. P.

Unübertreffliche Deutsche Film-Erzeugnisse
Höchstempfindlich — Farbenempfindlich — Lichthoffrei



„Agfa"-Filmpacks
Patentiert • 4.5 : 6, 6 : 9, 8 : 10.5, 9 : 12, 10 : 15 cm
„Agfa"-Rollfilme
Nicht rollend 4 : 6.5, 6 : 6, 6 : 9 cm
Herabgesetzte Preise
Prompte Lieferung durch Photohändler
„Agfa" Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation Berlin SO. 36

Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke
Neu-Coswig i. Sa. Nur I. Kl. 15 bis 20 Mk. täglich
Heizbare Liegehallen. Glänzende Erfolge d. eig. Beh.-Methode

Dr. Bieling, Waldsanatorium Tannenhof, Friedrichroda (Thür.)
Besonders geeignet für Ruhebedürftige und Kriegsrekonvaleszenten

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz Prosp. fr.
Diätet. Kuren n. Schroth
Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh.
Abteil. f. Minderbemitt. pro Tag 6 M.

Echte billige Briefmarken!
100 As., Afr., Austr Mk. 2.—
500 verschied nur Mk. 3.—
1000 verschied. nur Mk. 11.—
2000 verschied. nur Mk. 40.—
Max Herbst. Markenhaus, Hamburg Z.
Große illustr. Preisliste gratis u franko.

Dreifarbige lithographische Vorlagen für **Familienstammbäume** sowie deren Ausfertigung. Verlag: Camillo Bräuer in Kirchberg (Sachsen).

Antiquarische Bücher jeder Art. Kataloge frei. Auch Angebote erwünscht! O. Gerschel, Stuttgart 226.

Halle S. 51. Dr. Harang's Anstalt
415 Einj., 131 Abit. seit 1900. Prosp

Sanguinal
in Pillenform
Anerkannt zur wirksamen prompten Bekämpfung von Blutarmut und Bleichsucht.
Vorzügliches Unterstützungsmittel zur baldigen Genesung unserer verwundeten Krieger.
Zu haben in allen Apotheken / Grosspackung mit 100 Stück M. 2.20
Man achte streng auf den Namen der Firma Krewel & Co., G.m.b.H., Köln und den geschützten Namen „Sanguinal"

Togal
Gichtiker u. Rheumatiker bestätigen einstimmig die hervorragende Wirkung der Togal-Tabletten. Ärztlich glänzend begutachtet. In Apotheken zu M. 1.40 und M. 3.50. Allein. Fabrikanten: Kontor Pharmacia, München.

Trüpers Erziehungsheim Sophienhöhe zu Jena
vor 25 Jahren als erstes Landerziehungsheim oder Waldpädagogium mit Jugendsanatorium gegr. für Knaben und Mädchen jeden Alters, die vorübergehend oder andauernd in Haus oder Schule in Pflege, Erziehung oder Schulbildung Schwierigkeiten bereiten und einer fachkundigen Sonderbehandlung bedürfen. Erziehungsschule mit Reformlehrplan. Kleine Klassen (2 bis 15 Sch.). Familiäre Erziehung auf sittl.-relig. Grundlage. Sachkundige Körperpflege: Sorgfältige Ernährung, Luftbad, eigenes heizbares Schwimmbad, Massage, Schwed. Gymnastik, Gebirgswanderungen, Sport, Werkstatt-, Garten- und Landarbeit. Gesunde und schöne Lage in großem Park am Wald- und Bergabhang. — Erstklassige Empfehlungen.

Alt werden und jung bleiben!
Hiermit wird die eigenartige verjüngende Wirkung des neuen Nassovia-Präparates „Aivosan" treffend bezeichnet. Auf rein wissenschaftlicher Grundlage beruhend, bewirkt es — vollkommen unschädlich — durch innere Sekretion eine erhöhte geistige und körperliche Leistung und jugendliche Frische. Ärztlich glänzend beurteilt. Preis 3 Mark.
Der Erfolg war verblüffend schreibt Generalarzt Dr. S. Drucksachen umsonst durch Chemische Fabrik „Nassovia", Wiesbaden B.

Büstenhalter HAUTANA
aus elastischem Trikotgewebe daher anschmiegend direkt auf der Haut zu tragen
D R G M
Jedes Stück trägt den Namen „Hautana" Mk. 3.–, 4.50, 5.50, 8.75 das Stück. Mit Miederansatz Mk. 7.75, 11.75. Preise nur für Deutschland gültig.
Bezugsnachweis durch die allein. Fabrikanten: Mech. Trikotweb. Ludwig Maier & Co., Böblingen W 12 und S. Lindauer & Co., Korsettfabrik, Cannstatt M.

Türpuffer gegen das Zuschlagen von Zimmertüren, tausendfach empfohlen, in 3 Größen bronziert, weiß u. vernickelt, durch C. Hülsmann, Freiburg i. B. 2.

Beratende Charakt.-Beurt. briefl. nach Hdschr. Berufen sich auf: 1. wissenschaftl. empfohl. Seelenbüch. von P. L., vgl. Ärztl. Standesztg. Wien V Nr. 6. 2. behördlich u. privat von L. eingeholte Gutachten in schwier. Schriftvergl. Prospekt frei. Paul Liebe, München W. 12, Brieffach.

50 Kerzen, 4 Volt
Elektrische Lichtanlage Betriebsfertig
mittelst kleiner Akkumulatoren Preisliste frei Alfred Luscher, Akkumulat.-Fabr., Dresden, Grüne Strasse 118.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Preisverzeichnis Nr. 15, ca. 5000 Nrn., **Münzen u. Medaillen** aller Länder und Zeiten erschien soeben und steht gegen Einsendung v. 1 M. zu Diensten. Bei Bestellung wird der Betrag zurückvergütet. Friedrich Redder, Leipzig, Thomaskirchhof Nr. 21, I.

Ansichtskarten, billig!
100 Stück Liebesk. 95 Pf., 50 St. Landschaftsk. 80 Pf., 100 St. Kriegsgrußk. 1.50 M., 50 St. neue Kriegsserienk. 1.25 M., 50 St. Bromsilberk. 1.50 M., koloriert 2 M., 50 St. Geburtstagsk. 80 Pf., 50 St. Köpfe 1 M., 100 St. Oster- u. Pfingstk. 1.50, 1.80 u. 2.50 M. 40 St. neue Muster u. Preisl. 1 M. Paul Girnus, Berlin 106 N. 37.

Marke.
Carl Gottlob Schuster jun., Markneukirchen 248, gegr. 1824. Bedeutende Musikinstr.-Firma Katal. umsonst.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3787. 146. Band.



Zum 57. Geburtstag unseres Kaisers am 27. Januar: Kaiser Wilhelm II.

Nach der neuesten bisher unveröffentlichten Aufnahme des Königlichen Hofphotographen W. Niederastroth (Selle & Kuntze) in Potsdam.



Freies Meer — Freier Orient: Des Kaisers Gedanken.

Von Graf Ernst Reventlow.

Nachdem die deutschen Truppen im Vereine mit den österreichisch-ungarischen und bulgarischen den Weg durch Serbien nach Konstantinopel gebahnt und nachdem hierdurch weite Ausblicke einer künftigen Orientpolitik des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten sich aufgetan haben, ist hier und da in Deutschland die Ansicht laut geworden, die deutsche Zukunft läge nunmehr ausschließlich in südöstlicher Richtung, sie läge auf dem Lande anstatt „auf dem Wasser“: die Ereignisse des Krieges hätten mit der unwidersprechlichen Logik zwingender Tatsachen den Blick des Deutschen von der See fort nach Mesopotamien, nach Mittelafrika und Vorderasien gewendet. Wie einer Aufforderung an die Deutschen, sich zu besinnen und sich zu erinnern, wie ein Memento fällt gerade in die Zeit solcher einseitig gerichteten Betrachtungen der Geburtstag des Deutschen Kaisers. Diese Beziehung wird nicht künstlich herangezogen, sondern liegt für jeden nahe — ja drängt sich auf — der die Richtung gebenden Linien der Gedanken Kaiser Wilhelms II. für die Zukunft Deutschlands erkannt hat.

Eine der ersten Regierungshandlungen Kaiser Wilhelms war der Befehl an die leitende Marinebehörde, die Pläne für vier Hochseeschlachtschiffe auszuarbeiten und die Forderung des sofortigen Baubeginnes für alle vier für das kommende Etatsjahr dem Reichstage vorzulegen. Seit den ersten Zeiten des Admirals v. Stosch waren keine großen Hochseeschlachtschiffe mehr gebaut worden, und Stosch' Nachfolger Caprivi hatte bewußt den Standpunkt vertreten: man habe sich mit einer nur der direkten Küstenverteidigung dienenden Flotte zu begnügen. Eine ganze Anzahl von kleinen Schiffen entstanden im Zeichen dieser Anschauung, Schiffe, die sich nachher als unbrauchbar zeigten. Deshalb war jener Befehl des Deutschen Kaisers nicht nur von der Bedeutung, daß vier große Schiffe auf einmal für die Marine gebaut wurden. Die Bedeutung war vielmehr auch eine solche symbolischer Art: sie bedeutete den ersten Schritt zur Hochseeflotte und die Verurteilung des Grundsatzes, daß Deutschlands Flotte lediglich oder in erster Linie lokaler Küstenverteidigung zu dienen habe. Es war der erste Schritt, und der Kaiser hat bis 1897, also beinahe ein Jahrzehnt lang, kämpfen müssen, ehe in Gestalt des ersten Tirpitzschen Flottengesetzes der zweite große Schritt getan werden konnte. Ebenfalls zu Beginn seiner Regierung fuhr der Deutsche Kaiser nach Konstantinopel, und noch im Herbst 1888 folgte die erste Konzession der türkischen Regierung zum Bau und Betriebe von anatolischen Eisenbahnlinien mit dem Vorzugsrechte des Weiterbaues nach Diarbekir und Bagdad. Der damalige russische Kaiser Alexander III. fragte vor dem Antritte der Besuchsreise des Deutschen Kaisers nach Konstantinopel den Fürsten Bismarck: „Und Konstantinopel?“ Bismarck antwortete dem Zaren, die Reise bezwecke nichts, was auf Änderung des Status quo im Orient ziele, womit der Zar sich zufrieden gab. Bismarck hatte die Wahrheit gesprochen: nicht auf Änderung des Status quo im Orient zielte die Reise des Kaisers und zielten seine Pläne, wohl aber auf Erhaltung und Stärkung jenes Status quo, welchen zu ändern seit Peter dem Großen das Ziel der russischen Eroberungspolitik bildete. Der russische Minister des Auswärtigen, Ssasonow, erklärte Anfang 1914, Konstantinopel mit den Meerengen habe von vornherein das Kriegsziel Rußlands gebildet. Und diesen Krieg führt Rußland gegen das Deutsche Reich, weil der Weg nach Konstantinopel über Berlin geht. Im Sommer 1914, vor dem Kriege, schrieb der russische Universitätsprofessor Mitrofanow an den deutschen Professor Delbrück, die deutsche Orientpolitik mache den deutsch-russischen Zusammenstoß unvermeidlich: „Es ist den Russen jetzt klar geworden, wenn alles so verbleibt, wie es jetzt ist, so geht der Weg nach Konstantinopel durch Berlin. Wien ist eigentlich eine sekundäre Frage.“ — Fassen wir den Sinn dieses Satzes mit etwas anderen Worten, so würde das bedeuten, daß Rußland ohne die auf Erhaltung des Türkischen Reiches gerichtete deutsche Orientpolitik, sei es direkt, sei es über Wien, nach Konstantinopel gegangen wäre. Und so wiederum gewinnt die Frage Alexanders III. eine Bedeutung, an die man damals noch nicht dachte: „Und Konstantinopel?“

Kaiser Wilhelm II. war aber damals bereits das Rankesche Wort klar und zum Programm geworden: „Die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft ist mit dem Schicksale Konstantinopels aufs engste verknüpft.“ Nicht Machtpolitik, nicht erobernde Expansionspolitik nach und im Südosten wollte der Kaiser, sondern sein Gedanke war, der deutschen Volkswirtschaft weite und sichere Zukunftsmöglichkeiten zu erschließen. Das war von vornherein nur auf dem Wege des Verkehrs möglich, und auch in diesem Zusammenhange gewinnt das bekannte Wort des Kaisers tiefere Bedeutung: die moderne Welt stehe im Zeichen des Verkehrs. Der gleiche Gedanke lag letzten Endes den Flottenplänen Kaiser Wilhelms zugrunde, denn wozu konnte und sollte die Flotte anders dienen als zur Sicherung des Verkehrs und des Betriebes der deutschen Handelsschiffahrt auf allen Meeren, zur Verbindung der deutschen Bevölkerung und der deutschen Wirtschaft mit den deutschen Überseekolonien und mit fremden Marktgebieten jenseits der Ozeane. Die Aufgabe, eine solche Flotte zu schaffen, war ungeheuer und um so schwieriger, weil, wie gesagt, der Kampf gegen Unverständnis im eigenen Volke zehn Jahre lang annähernd ganz erfolglos blieb, dann langsam zum Siege führte, aber, wie der Ausbruch des Krieges gezeigt hat, zu langsam: die Flotte war im Sommer 1914 nicht stark genug, um den Frieden durch die Besorgnis vor dem Risiko ihrer Bekämpfung erhalten zu können. An und für sich betrachtet, lag diese Aufgabe der Verkehrssicherung auf den Meeren aber einfach, weit weniger verwickelt als die Ziele und Mittel der Orientpolitik. Dort hieß es einfach, eine Flotte bauen, die stark genug wäre, um den Frieden zu erhalten, oder aber um im Kriege den ihr zufallenden Aufgaben gerecht zu werden. Die Orientpolitik Kaiser Wilhelms, die eine gesicherte wirtschaftliche Verbindung nach Südosten zu Lande anstrebte, mußte mit viel zahlreicheren Faktoren und Umständen rechnen als seine Flottenpolitik. Diese bildete zwar ein innerpolitisches wie außenpolitisches Problem, das sich aber in der Hauptsache doch in der Frage erschöpfte, ob der feste Wille, eine genügend starke Flotte in genügend kurzer Zeit zu bauen, vorhanden war oder nicht. Die Widerstände im Innern konnten größer oder kleiner sein, der Unwille Englands über die neue unerwünschte Konkurrenz zur See konnte stärker oder weniger stark sein, konnte größere oder geringere Schwierigkeiten für die deutsche Politik hervorrufen, aber, wie gesagt: die Frage an sich war einfach. Anders stand es mit der Orientfrage: hier kreuzten sich wirtschaftliche und politische Probleme komplizierter, delikater und schwieriger Art. Das Türkische Reich war schwach, stand unter internationaler Finanzkontrolle und diese unter Führung von Mächten — vorwiegend Großbritannien und Frankreich — welche die Finanzkontrolle vor allem als ein Mittel ansahen, ihren Einfluß auf Kosten der Türkei zu vergrößern und deren schließliche Aufteilung vorzubereiten. Von der anderen Seite drohte Rußland, und nur die russisch-englische Eifersucht verhinderte, daß eine der beiden Mächte zum vernichtenden Schlage gegen die Türkei auszuholen versuchte. Sultan Abdul Hamid, ein diplomatischer Künstler ersten Ranges, verstand es immer wieder, die Großmächte ebenso wie die Balkanmächte gegeneinander und untereinander auszuspielen und so immer wieder einen Druckausgleich herzustellen, der dem Türkischen Reiche zum mindesten seine Form erhielt, auch innerhalb gewisser Grenzen Aktionsfreiheit gab. Gleichwohl ließ sich nicht verkennen, daß die Lage der Türkei immer bedrohlicher wurde, zumal jene Großmächte alles taten, um innere Unruhen im Türkischen Reiche zu fördern und zu begünstigen. Deutschland hatte das entgegengesetzte Interesse: es brauchte eine starke, unabhängige Türkei mit einem kaufkräftigen Markte.

Aus dem gleichen Grunde war das deutsche Interesse daran groß, daß die Türkei auch nach außen allmählich erstarke und die ihr wirtschaftliches und politisches Gedeihen beeinträchtigende Einwirkung des späteren Dreiverbandes abschüttele. Der kluge Abdul Hamid erkannte gleich, daß die neuen deutschen Wünsche und nach Osten zielenden politischen Willensrichtungen des Deutschen Kaisers sich von den gelegentlichen Annäherungsbestrebungen der anderen Großmächte grundsätzlich und tief unterschieden. Dazu kam, daß das Deutsche Reich weder zu Lande an die Türkei grenzte, wie Rußland, noch mit seiner Flotte die Gewässer beherrschte, welche die türkischen Ufer bespülten, wie die britische und später die britisch-französische Flotte. Eine Gefahr konnte dem Türkischen Reiche von Deutschland nicht kommen, sondern nur Nutzen und Stütze. So erwiderte Abdul Hamid nicht nur persönlich als Herrscher das ihm vom Deutschen Kaiser entgegengebrachte achtungsvolle Vertrauen, sondern zog als nüchterner und erfahrener Staatsmann sogleich weittragende Folgen: mit der Übertragung der Bauerlaubnis an eine deutsche Finanzgruppe wurde das Werk begonnen, das seit vielen Jahren unter dem Namen der Bagdadbahn weltbekannt und weltberühmt geworden ist. Die Geschichte der Entwickelung dieses Planes, der vielen Hindernisse und Verzögerungen sind unauflöslich mit der gesamtpolitischen Geschichte Europas verflochten. Wir können in diesem Rahmen nicht näher darauf eingehen, und es ist auch nicht nötig. Hervorgehoben werden muß aber, wie ja auch dieser Krieg zeigt, daß jene neue deutsche Orientpolitik, wie sie Kaiser Wilhelm damals einleitete, für die Politik des Deutschen Reiches überhaupt maßgebend geworden ist. In immer steigendem Maße zeigte sich dieses im Laufe der Jahre auch in der deutschen Balkanpolitik. Der Orient war für Deutschland, für deutsche Waren und deutsche Kaufleute und Industrielle nur auf dem Landwege erreichbar. Dieser Landweg führte über die Balkanhalbinsel. Es wurde zum notwendigen deutschen Bestreben, sich diesen Weg nicht verbauen zu lassen. Deshalb mußte — naturgemäß auch aus anderen Gründen — Österreich-Ungarn von uns in seiner Balkanstellung gestärkt werden, deshalb auch nahm die russische Feindschaft gegen alles Deutsche besonders im neuen Jahrhundert zu. In Deutschland mußte man das Wachsen dieses Gegensatzes ertragen, denn wollte das Deutsche Reich diese seine neue Orientpolitik begründen, festhalten und ausdehnen, so mußten auch Gegensätze und Reibungen in den Kauf genommen werden. Unter solchen Auspizien kam es 1908/09 zu der sogenannten bosnischen Krisis, welche sich friedlich löste, weil das Deutsche Reich mit seinem ganzen Gewichte hinter dem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen lag, während Rußland sich noch nicht von seinen ostasiatischen Niederlagen erholt hatte und außerstande war, einen großen Krieg zu führen. Unter Rußlands und Englands Leitung wurde 1912 der Balkankrieg entfacht. Er sollte die Türkei zertrümmern, einen slawischen Wall auf dem Balkan gegen Österreich-Ungarn errichten und damit auch der deutschen Orientpolitik mit der Bagdadbahn und allem, was daranhing, das Todesurteil sprechen. Es kam anders, weil die Balkanmächte sich untereinander über die Beute entzweiten und gegeneinander im zweiten Balkankriege kämpften. Bulgarien schloß sich an Österreich-Ungarn an, und so war der Balkanbund auf die Dauer gesprengt. In der Türkei aber gingen energische und patriotische Männer mit großem und in seiner Schnelligkeit überraschendem Erfolge an die Reorganisation heran. Der große Krieg hat jetzt glänzende Beweise für die Leistung unseres türkischen Bundesgenossen erbracht. Vergeblich sind die Russen im Kaukasus vorgestürmt, vergeblich die Engländer im Irak, vergeblich haben Russen, Engländer und Franzosen vom Schwarzen Meere und von Gallipoli aus versucht, Konstantinopel mit den Meerengen zu nehmen. Bulgarien trat als Verbündeter an die Seite des deutsch-österreichisch-türkischen Bundes, Serbien wurde niedergeworfen, und zum erstenmal konnte man in Deutschland auf eine freie, von eigener Kraft beherrschte Verbindungsstraße zwischen Berlin und Konstantinopel blicken. Heute, mitten im Kriege, fährt regelmäßig der Balkanzug zwischen der Hauptstadt des Deutschen und der des Türkischen Reiches. Eine derart durch eigene Kraft gesicherte Verbindung war der Faktor, welcher der deutschen Orientpolitik vor dem Kriege fehlte. Sicherlich hat Kaiser Wilhelm in seiner erprobten Friedensliebe niemals auch nur entfernt daran gedacht, dem Deutschen Reiche diesen Weg mit Waffengewalt zu bahnen. Der Kaiser rechnete vielmehr auf die friedenerhaltende Macht des völkerverbindenden Verkehrs und glaubte, daß diese auch schließlich über die Balkanhalbinsel hin ihre glättende Macht, ihren Einfluß unwiderstehlich erweisen würde. Die großen Neider und Nebenbuhler des Deutschen Reiches wollten aber anders. Sie alle, nicht nur Rußland allein, waren entschlossen, die zivilisatorische, das Türkentum befruchtende und stärkende deutsche Wirtschaftspolitik im Orient mit Gewalt zu hindern. So hat der Krieg Deutschland auch hier wider Willen gezwungen, den Weg mit dem Schwerte zu bahnen, den man seinem Handel, seiner Industrie und seiner Kultur nicht friedlich gewähren wollte, weil man selbst entschlossen war, eben dort zu erobern und zu rauben. Es ist einer jener merkwürdigen Beweise, wie ihn große Ereignisse bisweilen führen, daß ein weittragender und richtiger Gedanke, der auf den Notwendigkeiten eines großen Volkes beruht, sich nicht nur unter allen Umständen verwirklicht, sondern gerade unter solchen Umständen, wie sie die Träger und Verwirklicher dieses Gedankens selbst nie in Betracht gezogen haben. Kaiser Wilhelm hatte erkannt, ebenso wie Ranke und List, daß das Ausfuhrindustrie treibende moderne Deutschland aus seiner eingeklemmten mitteleuropäischen Lage freie Auslässe haben müsse. Als ein solcher Auslaß erwies sich der Osten, und der Weg dahin ging über Österreich-Ungarn und die Balkanhalbinsel. Was durch mehr als ein Vierteljahrhundert friedliche Bemühungen nicht fertig brachten, das hat jetzt der Krieg bewirkt. Und dabei ist wieder bemerkenswert, daß das Deutsche Reich und seine Bundesgenossen nicht aus willkürlichem Belieben den Weg nach Konstantinopel bahnten, sondern zwingend durch die Verhältnisse veranlaßt. Die naheliegende Frage, ob diesem Zustande denn später Dauer beschieden sein werde, kann bejaht werden, unter der Voraussetzung, daß der neue Vierbund durch eine weise und weitsichtige Politik gelenkt und zusammengehalten sein werde. Die montenegrinische Waffenstreckung, ein trotz der Kleinheit des Landes sehr bedeutsames Ereignis, beweist, daß ein so erfahrener und kluger Herrscher wie König Nikita an keinen Rückschlag zugunsten unserer Gegner mehr glaubt.

Die Flottenpolitik des Deutschen Kaisers konnte das ihr gesteckte Ziel nur zum Teil erreichen. Wie gesagt, gelang es dem Kaiser und seinen Beratern erst um das Jahr 1898, die Flotte in eine regelmäßige Entwicklung zu bringen. Vorher waren die inneren Widerstände zu groß gewesen. So standen dem Kaiser und dem Schöpfer der Flotte, Großadmiral v. Tirpitz, bis zum Kriege nur anderthalb Jahrzehnte zum Ausbau dieser Flotte zur Verfügung. Als der Krieg kam, sah sich diese kleine deutsche Flotte einer mehr als doppelt so starken großbritannischen gegenüber, welche zu Bundesgenossen in anderen Meeren die französische, die russische, die japanische und später die italienische Flotte hatte. Trotzdem ist es der deutschen Flotte gelungen, die feindliche Übermacht weit von unseren Küsten entfernt zu halten. Der Deutsche Kaiser kann auf dieses sein maritimes Werk mit hoher Genugtuung blicken, denn in kürzerer Zeit ist noch niemals eine qualitativ auf der Höhe stehende und quantitativ nur der ersten Seemacht der Welt unterlegene Flotte geschaffen worden, und Höheres haben auch die alten Marinen einschließlich der größten Seemacht niemals geleistet wie jetzt die deutschen Schiffe mit ihren Offizieren und Besatzungen.

Der Flottengedanke und der Orientgedanke des Deutschen Kaisers ergänzen einander. Keiner kann den anderen ersetzen. Weder darf die deutsche Zukunft sich vom „Wasser“ abwenden und sich auf wirtschaftliche Ausdehnung nach dem Orient und von da nach Asien und Afrika über Land beschränken, noch kann ein zur See und an seinen Küsten starkes Deutschland durch eine selbsterrungene Freiheit der Meere den orientalischen Überlandweg ersetzen und die durch ihn zugänglichen Marktgebiete befruchten. Möge die Erkenntnis in Deutschland allgemein werden, daß es sich hier nicht um ein Entweder-Oder handelt, um ein freies Meer oder einen freien Orient. Auch kann nicht eines durch das andere errungen werden, denn Freiheit des Orients allein würde Großbritannien nicht verhindern können, dem Deutschen Reiche die Freiheit der Meere streitig zu machen. Ebensowenig würde die Freiheit der Meere dem Deutschen Reiche die Freiheit des Orients verbürgen können. Man wird den beiden Gedanken des Deutschen Kaisers nur unter der Bedingung voll gerecht, daß man sie beide nebeneinander selbständig als notwendig gelten läßt. Beide sind noch nicht voll verwirklicht, aber die Deutschen sehen das Ziel vor sich und haben die Kraft, es zu erreichen, wenn sie wollen. Mit der Verwirklichung jedes der beiden Gedanken wird der Name Kaiser Wilhelms II. in der Geschichte Deutschlands und der Welt verbunden bleiben.

Der Einfluß religiöser Musik auf das Seelenleben des Feldsoldaten.

Von Wilhelm Föllmer.

Es war in den ersten Septembertagen 1912 in Daressalam. Die Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas erwartete den höchsten deutschen Kolonialbeamten, den Staatssekretär Dr. Solf. Ein buntes orientalisches Bild im grellen Licht der heißen Tropensonne, umrahmt von grünen Palmenwaldungen. Araber mit ihren goldstrotzenden Waffen, Inder in farbenfreudiger Gewandung, Neger im langen weißen Kanzu beherrschten das Bild, das uns fremd anmutete. Und doch! Als der deutsche Gesangverein zum Willkomm ein Lied anstimmte, da fühlte es jeder: es ist deutsches Land, auf dem wir stehen, es ist deutsche Kultur, die hier wirkt.

Ein anderes Bild! Im Zwielicht eines Sonntagnachmittags schlendern wir durch die Straßen einer französischen Festung. Enge, winkelige Gassen, die die Jahrhunderte nicht veränderten, eigenartige Verschlüsse an den Haustüren, Fensterschützer, wie sie in Deutschland nicht gebräuchlich sind, und vor allem die fremde Sprache, die in unser Ohr dringt, erinnern daran, daß wir fern der Heimat, tief im Feindesland stehen.

Der Weg führt uns zur „Kathedrale“, die in allen ihren Formen so urecht deutsch ist, daß es scheint, als hätte sie sich aus deutschen Gauen hierher verirrt.

Die Fenster sind erleuchtet.

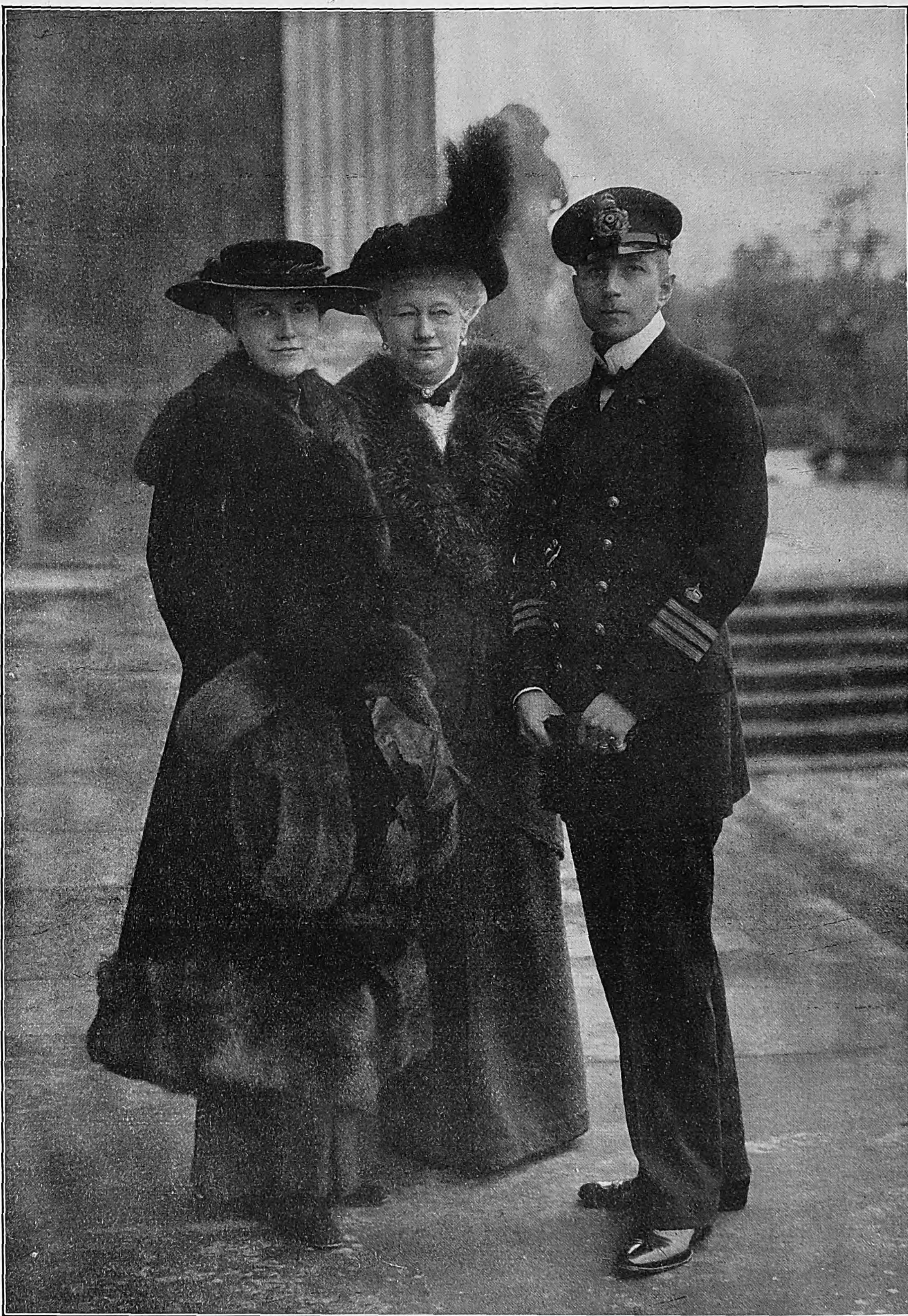
Was ist das?

Wir hören laut und deutlich unter wuchtiger Orgelbegleitung den Choral: „Großer Gott, wir loben dich!“ Schnell und leise treten wir ein und stimmen freudig in das alte deutsche Kirchenlied mit ein.

Mag der Krieg ein noch so rauhes Handwerk sein: deutsche Kultur und deutsche Kunst kann er nicht unterdrücken. Nein, er steigert sie noch. Er wirft alle deutschen Stämme und Mundarten wild durcheinander. Es wird den Mannschaften aus der Gegend der Zugspitze schwer, sich mit dem Mecklenburger zu verständigen. Die scharfen Laute ostpreußischer Mundart erscheinen dem Alemannen der oberrheinischen Tiefebene wie eine fremde Sprache. Aber allen gemeinsam ist das deutsche Lied, die deutsche Musik. Da finden sie sich bald zusammen und sind — einig.

Kaum ist eine Kompagnie zusammengestellt oder ein Kommando eingeteilt, so erschallt schon aus frischen Männerkehlen ein deutsches Kriegslied. Maultrommel, Handharmonika und alle möglichen leicht transportablen Musikinstrumente kommen bald zum Vorschein, erheitern die Gesellschaft, pflegen die Geselligkeit und Kameradschaft und zeigen die Kultur und Kunst des „Barbarenvolkes“, dessen Vernichtung unsere Feinde erstreben.

Der Stellungskrieg mit seiner geringen Bewegung hat es bald zuwege gebracht, daß sich an verschiedenen Stellen des deutschen Heeres Männer fanden, die eine Zusammenfassung der Musikbegabten versuchten und Gesang- und Instrumentalkonzerte hinter der Front veranstalteten. Vorbildlich und außerordentlich erfolg- und segensreich hat auf diesem Gebiete der freiwillige Krankenpfleger Universitätsprofessor Hofkapellmeister Dr. Stein gewirkt. In richtiger Erkenntnis für das Bedürfnis des deutschen Feldsoldaten legte er sein Hauptaugenmerk auf die Veranstaltung musikalischer Kriegsandachten, die in großer Anzahl an vielen Stellen der Ost- und Westfront stattgefunden haben. Es soll hier nicht gesprochen werden über die ungeheuren Schwierigkeiten, die von jedem, der sich in den Dienst der guten Sache stellte, überwunden werden mußten, über den dauernden Wechsel der Sänger und Instrumentalkünstler. Es wurde schwere, selbstlose Arbeit geleistet, den Mühen entspricht aber auch der Erfolg.



Kaiserin Auguste Viktoria mit dem Prinzen Adalbert und dessen Gemahlin Adelheid geb. Prinzessin von Sachsen-Meiningen.

Nach einer Aufnahme des Königlichen Hofphotographen W. Niederastroth (Selle & Kuntze) in Potsdam.

Nur die Wirkung mustergültiger Veranstaltungen soll behandelt werden. Sie haben schon zu Hunderten stattgefunden.

Der Feldsoldat, der aus dem Schützengraben in Ruhestellung kommt, hat dem Tode ins Auge geschaut. Die Wirkung dieses Vorganges auf den einzelnen ist so verschieden wie die einzelnen Menschenseelen. Aber den meisten ist eine erhöhte Fähigkeit aller Sinne eigen, die längere Zeit anhält. In diesem Zustande hat die Seele einen gewissen Hunger nach tiefen, edlen Gemütseindrücken. Daher ist es auch erklärlich, daß bei den Kriegsandachten trotz schlechten Wetters, trotz grimmer Kälte die Kirchen bis auf den letzten Platz gefüllt sind.

Es gibt Musikkritiker, die unsern Altmeister Bach für veraltet halten. Er sei unserm Verständnis entrückt. Nur die Pietät verpflichte dazu, ab und zu seiner bei Kirchenkonzerten zu gedenken. Diese Neunmalklugen! Sie haben nie Bachsche Musik empfunden und verstanden und können es jetzt von unseren Feldgrauen lernen. In einer Zeit, in der die ganze Musik zu verwelschen drohte, schuf er als deutscher Künstler deutsche Ewigkeitswerte. Solange das deutsche Volk seinen Bismarck, Goethe und Schiller nicht vergißt, so lange wird auch Bach in ihm fortleben, wird Bachsche Musik durch deutsche Kirchen erbrausen.

Die Kirchen Nordfrankreichs entstanden im frühen Mittelalter, als die rein deutsche Bevölkerung dieser Gegenden noch nicht ins Galliertum herabgesunken war. Diese Gotteshäuser sind die Ewigkeitszeichen ehemaliger deutscher Kultur. Es ist wahrhaftig keine Entweihung, wenn in ihnen jetzt Bachsche Fugen und Melodien ertönen. Sie eröffnen durchweg die musikalischen Kriegsandachten, und es ist unverkennbar, wie Bachsche Töne auf jeden Zuhörer ihren weihevollen Zauber ausüben.

Da sitzen und stehen sie vom Milchbart bis zum Graubart. So mancher betritt seit Jahren wieder zum erstenmal ein Gotteshaus. Kindheitserinnerungen werden wach. — Was im Kampfgewühl die Seele disharmonisch durchzuckte, löst sich hier in edler Harmonie auf: Gottesglaube. Freudig und doch andachtsvoll stimmt jeder in den gemeinsamen Gesang ein, der in der Regel die Andacht eröffnet und beschließt.

Gedruckte Liedertexte, die meist kostenlos jedem Besucher übergeben werden, erhöhen das Verständnis für das Dargebotene. Die andachtsvolle Stille der Zuhörer läßt uns ahnen, wie die verschärften und verfeinerten Sinne sich weit öffnen, um alles aufzunehmen, alles auf sich wirken zu lassen. Hier gibt es keinen Unterschied: Offiziere und Mannschaften sitzen durcheinander. Die Andacht ist für alle. Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Und wie sie lauschen! Die meisten von ihnen haben wohl noch nie Gelegenheit gehabt, eine musikalische Kirchenandacht zu besuchen. Die religiöse Musik in hoher künstlerischer Darbietung wirkt auf manchen tiefer und ergreifender als ein gewohnheitsgemäßer Gottesdienst. Voraussetzung für eine solche Wirkung ist natürlich ein künstlerisches Programm, das in seiner Anordnung und in seinem Aufbau so formenrein, so schön und so himmelerhebend sein muß wie ein gotischer Prachtbau.

Als Beispiel sei das Programm gebracht von einer musikalischen Andacht, die am Neujahrstage 1915 in der Kathedrale in Laon beim brennenden Christbaum stattfand:

1. J. S. Bach, Orgelchoral: „Es ist das Heil uns kommen her!“ Die Gemeinde erhebt sich und singt nach der gleichen Melodie: „Bis hierher hat uns Gott gebracht.“
2. Zwei Weihnachtslieder für Alt: a) „Schlaf mein Kindlein“ (1697); b) Max Reger, Marienlied: „Maria sitzt im Rosenhag und wiegt ihr Jesuskind.“
3. Chor: a) Salzburgisches Weihnachtslied; b) L. van Beethoven, Heilige Nacht.
4. J. S. Bach, Orgelchoral: „Das alte Jahr vergangen ist.“ Alt-Solo. (Neujahrslied von 1588.)
5. F. G. Himmel, Schlachtgebet (Th. Körner).
6. Zwei Gesänge für Alt: a) J. Schop, „Gottseliger Anfang des neuen Jahres“; b) W. Figulus, „Auf den Neujahrstag.“
7. Richard Wagner, Vorspiel zu „Parsifal“ für Orgel.
8. Die Gemeinde erhebt sich und singt das Altniederländische Dankgebet.

Das ist ein Programm, wie es das religiöse und nationale Empfinden und die Kriegszeit verlangen.

Die letzten Orgeltöne sind verklungen. Mit eigenartig weit geöffneten Augen verlassen unsere Krieger die Kirche. Sie haben sich satt getrunken an deutscher religiöser Musik. Ihnen ist das Herz zum Springen voll.

Die tausend oder mehr, die hier vereint eine weihevolle Stunde genossen haben, sind bald zerstreut. Der eine zieht auf Posten, der andere marschiert in den Schützengraben, der Verwundete geht zurück ins Lazarett. Aber alle haben ihre Seele gereinigt und geheiligt. Viele fürs ganze Leben.

Auch rein äußerlich ist der Einfluß religiöser Musik auf das Seelenleben des Soldaten erkennbar. Wem das Herz geöffnet ist, der hält nicht mehr den Geldbeutel zu. Bei den Steinschen musikalischen Andachten, zu denen der Eintritt für jedermann frei ist, wird beim Ausgange für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen oder für andere Wohlfahrtseinrichtungen gesammelt. Es konnten schon Zehntausende von Mark diesen Zwecken zugeführt werden.

Wie diese Gaben zur Heimat fließen, so spinnen die musikalischen Andachten durch ihre tiefe Wirkung auf das Gemütsleben Fäden zur Heimat, zu lieben Angehörigen, zum seligen Kinderglauben.

Die Erkenntnis für die große, hehre Aufgabe, die hier vollbracht werden muß, wächst. Der geringste Dienst und alle Widerwärtigkeiten des Feldlebens ordnen sich ihr ein. Es gilt, das deutsche Volk, das deutsche Vaterland und die deutsche Kultur für uns und unsere Nachkommen zu schützen.

Das große Werk wird um so besser gelingen, je größer die Stärke und der Glauben jedes einzelnen Feldsoldaten ist. Diese Kräfte erfahren eine wirksame Steigerung durch die religiösen Musikaufführungen, die mit dem Kriege nicht aufhören, sondern erst anfangen, wirklich volkstümlich zu werden.

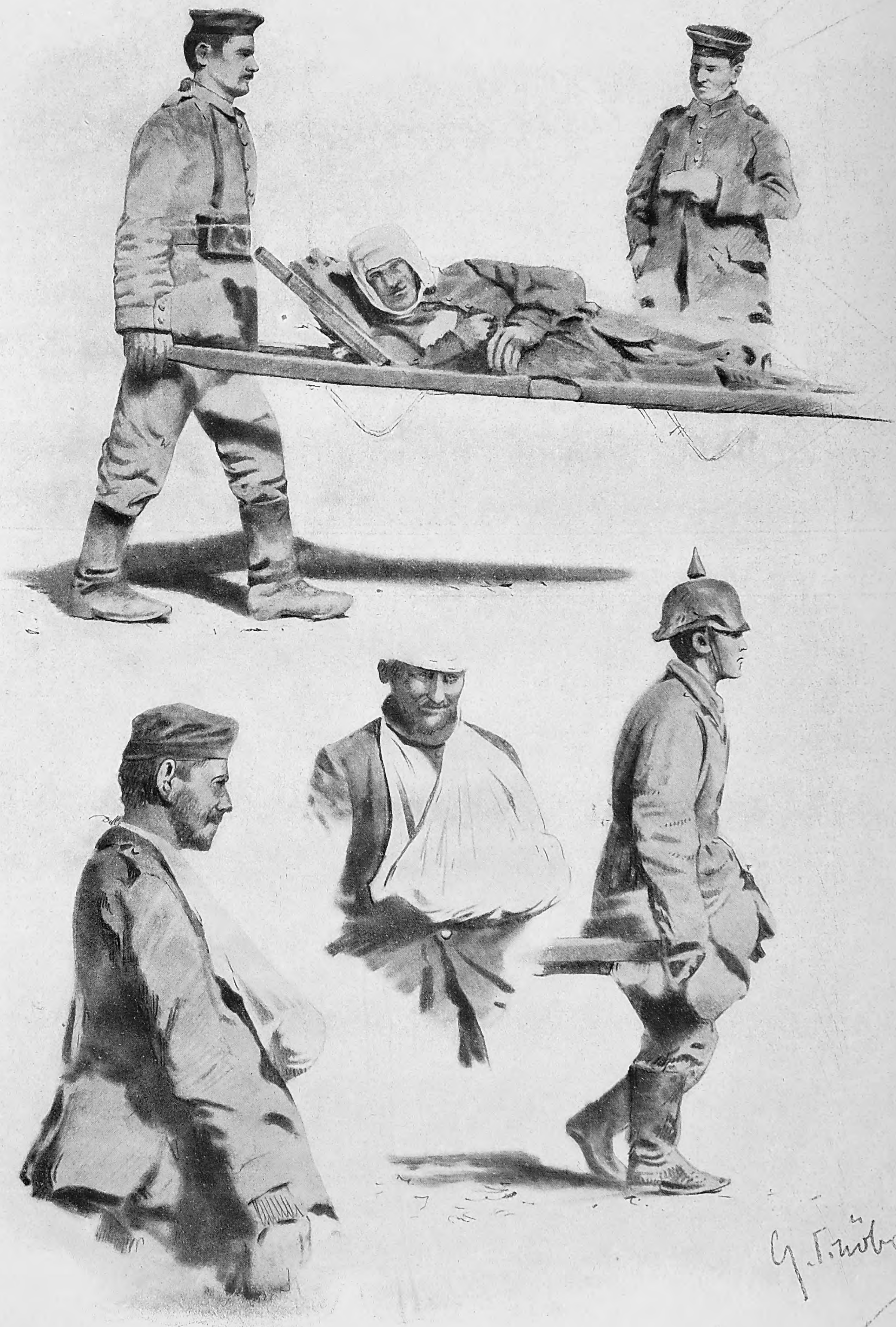
Im Flugzeug vor Ypern. Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Hans Lucht.

Ablösung zum Schützengraben vor Ypern. Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Hans Lucht.

Vom Kriegsschauplatz in Westflandern.

Bei der Kronprinzen=Armee in den Argonnen. II.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsmaler Georg Schöbel.



Verwundete bei Toter=Mann=Mühle.



Frühstück an der Argonnenbahn.

Das Deutsche Theater in Lille.

Von Friedel Merzenich, Lille.

Deutsche Soldaten haben in Lille das von Cordonnier erbaute, aber bei der Eroberung der Festung im Oktober 1914 noch nicht bis zur inneren Ausgestaltung gediehene neue Theater fertiggestellt und zu Weihnachten eingeweiht.

Ein ganzes Jahr hindurch hatte der unfertige Bau ziemlich unbeachtet dagestanden. Man wunderte sich höchstens darüber, daß das Theater beim Bombardement verschont geblieben war, während der ganze Stadtteil beim Bahnhof, in dem es stand, in Trümmer und Asche gelegt war. Natürlich waren alle Fensterscheiben — soweit solche überhaupt schon eingesetzt waren — zersprungen. Und die vernagelten und verklebten Fensterhöhlen hatten etwas Vorwurfsvolles. Nun, es gab wichtigere Dinge zu tun im ersten Jahr, als sich um unfertige Kunsttempel zu kümmern. Aber nachdem man mit den Aufräumungsarbeiten, den Kanalbauten, Befestigungen, Wegebesserungen so ziemlich zu Ende gekommen war, stieg der Wunsch auf, den Feldgrauen die Kriegsbeschwerden wenigstens für ein paar Stunden aus dem Gedächtnis zu bannen.

Das kleine Sommertheater, in dem im August vorigen Jahres Agnes Sorma mit einer trefflich zusammengestellten Gesellschaft fünfmal die „Minna von Barnhelm" vor ausverkauftem Hause und unter stürmischen Huldigungen der Feldgrauen gespielt hatte, kam nicht in Betracht. Es ließ sich nicht heizen — und im Keller stand das Wasser ein Meter hoch. Die Stadt Lille aber erklärte es für ein Ding der Unmöglichkeit, das neue Spielhaus während der Kriegszeit fertigzustellen. Daraufhin beschloß das Gouvernement, die Arbeit selbst in die Hand zu nehmen, natürlich im Einverständnis mit dem Oberkommando der Armee und der Obersten Heeresleitung, die einen künstlerisch geleiteten Theaterbetrieb als im militärischen Interesse liegend erkannte.

Die Väter der Stadt erhoben tausend Einwendungen. Die Bestellungen für die innere Ausstattung des Zuschauerraumes, des Bühnenhauses, der Empfangsräume seien seinerzeit in Paris gemacht, es fehlten die Spezialarbeiter, die Pläne, die Leitung. Aber es gibt ja keine Schwierigkeit, die der deutsche Soldat nicht überwinden könnte. Aus den Besatzungstruppen wurden Kunstmaler und Dekorationsmaler, Tischler, Techniker, Schlosser und Tapezierer angefordert, und ein emsiges Arbeiten hub an. Und siehe da — beim gründlicheren Durchstöbern stellte sich heraus, daß die Väter der Stadt ein bißchen vergeßlich gewesen waren, denn in den Kellern des Neubaues standen unausgepackt allerlei sehr schätzenswerte Sendungen aus Paris, wie Klappsitze und Stühle, Dekorationsmaterial aller Art, Gegenstände, die für die Inbetriebsetzung des Liller Theaters stark in Frage kamen — wenn sie auch für das neue Theater in Nancy bestimmt und nur durch den französischen Eisenbahnwirrwarr des ersten Kriegssommers hierher verschlagen waren.



Fräulein Margarete Schön vom Deutschen Theater in Hannover als Iphigenie in der Eröffnungsvorstellung.



Die Bühne zwei Tage vor Eröffnung des Theaters.

„Wann kann das Theater spielfertig sein?" fragte der Gouverneur Anfang Dezember den Pionieroffizier von seinem Stabe. „In vier Wochen", lautete die Antwort.

Das Ziel war gesetzt, und Tag und Nacht mußten die für die Arbeit bewilligten 60 Feldgrauen ihre Hände rühren, um die Riesenaufgabe zu bewältigen. 300 Fuhren Schutt wurden zunächst einmal aus dem Theater abgefahren, damit man Luft bekam. Das Großreinemachen begann.

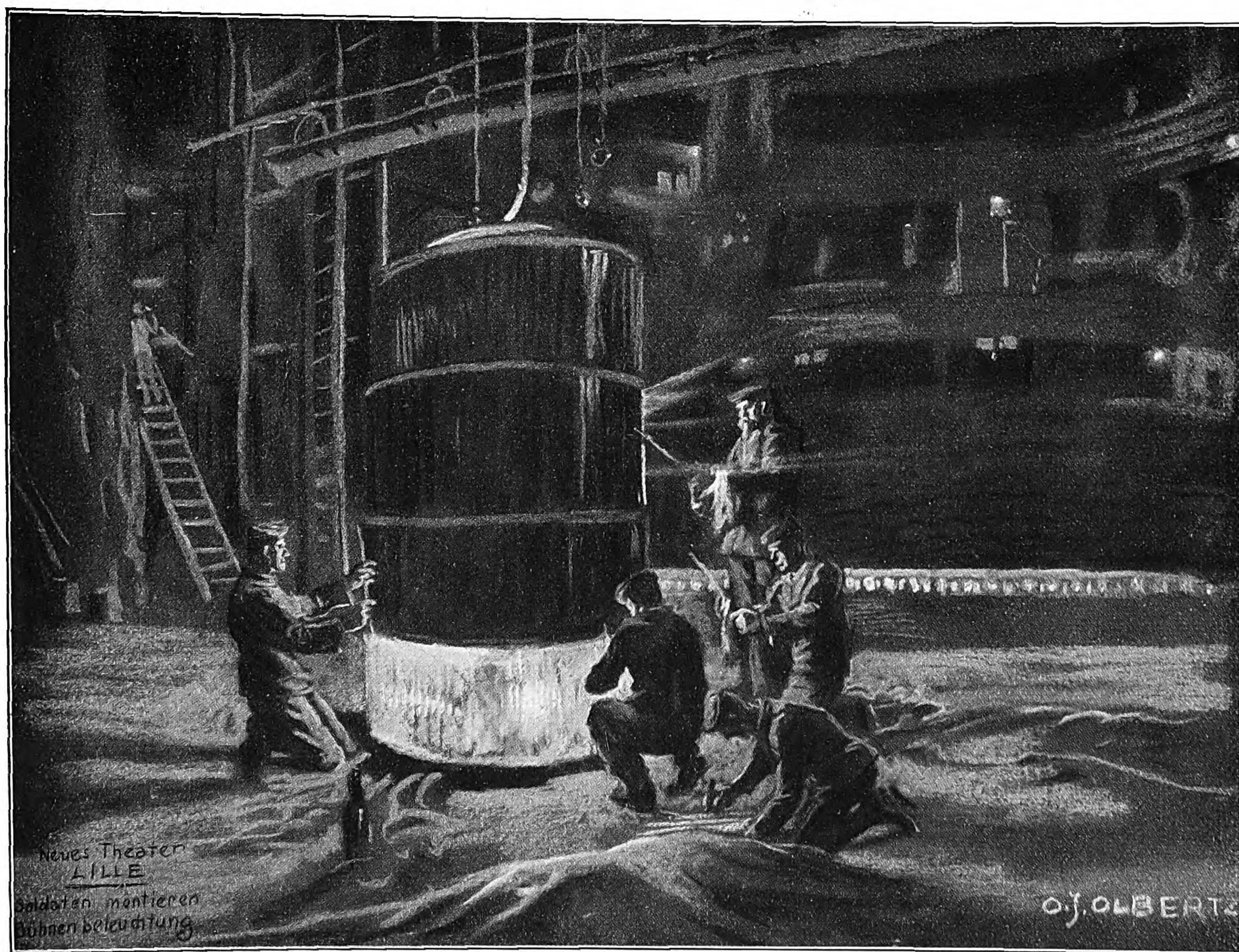
Aber nicht vier Wochen, sondern nur drei brauchte die feldgraue Schar in Anspruch zu nehmen. Der Leiter des Ausbaus, der sich draußen vor dem Feinde das Eiserne Kreuz Erster erworben und sich bisher nur mit Brückenbauten und Fortifikationsarbeiten abgegeben hat, stachelte die kleinen Ehrgeize seiner Soldaten an, um den Franzosen eine Probe deutscher Friedensarbeit im Kriege zu geben. Oft wurde auch die Nächte durch gearbeitet.

Die Dekorationen wurden von namhaften Künstlern unter der Leitung des den Lesern der Leipziger „Illustrirten Zeitung" ja längst rühmlich bekannten O. J. Olbertz gemalt. Auf die Herstellung des Rundhorizontes, der 300 qm Umfang hat, sind unsere Liller Theaterleute besonders stolz.

Vier Ränge hat das Theater mit 1600 Sitzen: kein Feldgrauer soll auf einen Stehplatz angewiesen sein. In den Wandelgängen wurde für Kleiderablagen gesorgt. Eine Regenrieselvorrichtung ist gegen Feuersgefahr aufgestellt.

Das Gouvernement hat davon abgesehen, ein eigenes Künstler- und Chorpersonal zu engagieren. Nur das aus mehreren Regimentskapellen zusammengesetzte Theaterorchester ist als ständige Einrichtung gedacht. Einer Reihe von deutschen Bühnen wird vielmehr Gelegenheit gegeben, in buntem Wechsel den Feldgrauen in Lille ihr künstlerisches Können vorzuführen. Überschüsse sollen nicht erzielt werden, die Preise sind so billig gestellt — der 4. Rang kostet nur 20 Pfennig — daß gerade die Kosten für die Gastspielhonorare gedeckt werden können.

Die feierliche Einweihung des Theaters hat am ersten Weihnachtsfeiertag stattgefunden. Die Künstler des Deutschen Theaters in Hannover waren der Aufforderung des Gouvernements gefolgt. Der zu lobenden Darstellung von Goethes „Iphigenie" folgten heitere Spiele. Die Hannoveraner brachten uns nacheinander den „Raub der Sabinerinnen" und „Die berühmte Frau". Die Künstler des Deutschen Schauspielhauses in Düsseldorf bescherten uns Hans Sachsens „Kälberbrüten", Kleists „Zerbrochenen Krug", Shakespeares „Was Ihr wollt" und die hessische Lokalposse „Datterich".



Soldaten beim Montieren der Bühnenbeleuchtung.

Zur Eröffnung des Deutschen Theaters in Lille am 25. Dezember 1915. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" O. J. Olbertz.

Kriegschronik.

12. Januar 1916. (Fortsetzung.)

Das Schlachtfeld an der beßarabischen Grenze bildete auch gestern wieder den Schauplatz erbitterter Kämpfe. Kurz nach Mittag begann der Feind, die k. u. k. Stellungen mit Artilleriefeuer zu überschütten. Drei Stunden später setzte er den ersten Infanterieangriff an. Fünfmal hintereinander und um 10 Uhr abends das sechstemal versuchten seine tiefgegliederten Angriffskolonnen in die österreichisch-ungarischen Linien einzubrechen. Immer war es vergebens. Unterstützt von der trefflich wirkenden Artillerie, schlugen die tapferen Verteidiger alle Angriffe ab. Der Rückzug des Gegners wurde mitunter zur regellosen Flucht. Seine Verluste sind groß. Vor einem Bataillonsabschnitt lagen 800 tote Russen. Das nordmährische Infanterieregiment Nr. 93 und die Honvedregimenter Nr. 30 und 307 haben sich besonders hervorgetan.

Die österreichisch-ungarische Offensive gegen die Montenegriner schreitet erfolgreich vorwärts.

Eine Kolonne hat unter Kämpfen die Höhen westlich und nordwestlich von Budna, eine andere den 1560 m hohen Babjak, südwestlich von Cettinje, genommen. Die über den Lowcen vordringenden k. u. k. Truppen trieben den Feind über Njeguci zurück. Auch die östlich von Drahavac jenseits der Grenze emporragenden Höhen sind in österreichisch-ungarischem Besitz.

Die gegen Grahovo entsandten Streitkräfte haben sich nach siebzigstündigen Kämpfen der Felshöhen südöstlich und nordwestlich von diesem Orte bemächtigt.

Die Zahl der nach gestriger Meldung an der montenegrinischen Südwestgrenze erbeuteten Geschütze erhöhte sich auf 42. Im Nordostwinkel Montenegros wurden nun auch die Höhen südlich von Berane erstürmt. Österreichisch-ungarische Abteilungen vertrieben im Verein mit Albanern die Reste serbischer Truppenverbände aus Dugain, westlich von Ipek.

Am 11. Januar nachmittags hat ein Geschwader von Seeflugzeugen in Rimini die Munitions- und die Schwefelfabrik, Bahnhof und Abwehrartillerie mit verheerendem Erfolg mit Bomben belegt. Trotz des heftigen Feuers mehrerer Abwehrgeschütze sind alle Flugzeuge unbeschädigt zurückgekehrt. — Französische Kriegsschiffe haben eine Abteilung Truppen auf der Insel Korfu gelandet, von denen das Achilleion, das bekannte Besitztum Kaiser Wilhelms, besetzt worden ist.

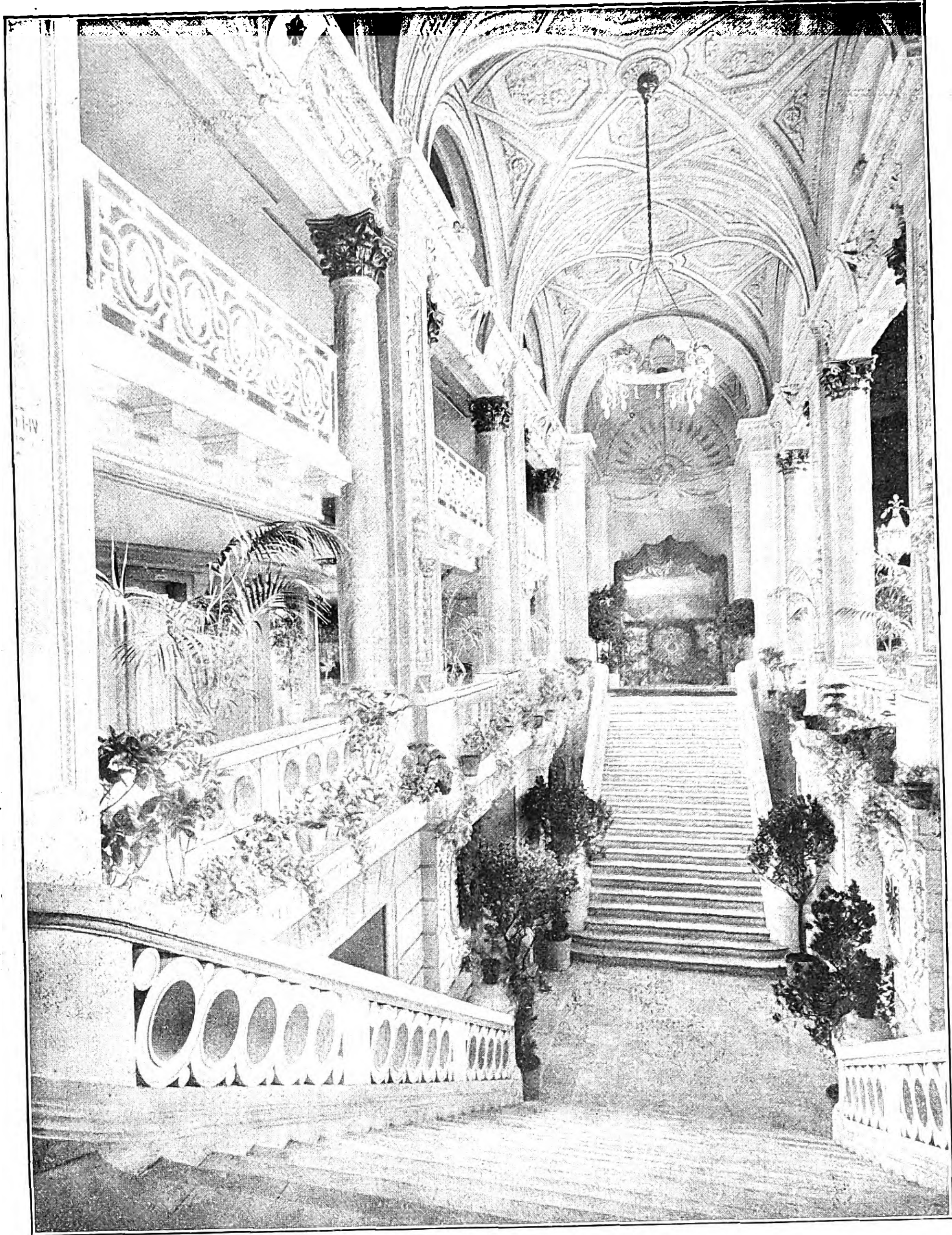
13. Januar 1916.

Nordöstlich von Armentières wurde der Vorstoß einer stärkeren englischen Abteilung zurückgeschlagen. In den frühen Morgenstunden wiederholten heute die Franzosen in der Champagne den Angriff nordöstlich von Le Mesnil. Sie wurden glatt abgewiesen. Ebenso scheiterte ein Angriffsversuch gegen einen Teil der von uns am 9. Januar beim Gehöft Maison de Champagne genommenen Gräben. Die Leutnants Bölcke und Immelmann schossen nordöstlich von Tourcoing und bei Bapaume je ein englisches Flugzeug ab. Den unerschrockenen Offizieren wurde in Anerkennung ihrer außerordentlichen Leistungen durch den Kaiser der Orden pour le mérite verliehen.

Bei Rowosjolki (zwischen der Olschanka und der Beresina) wurden die Russen von einem vorgeschobenen Graben vertrieben.

Die amtliche russische Berichterstattung hat es sich in der letzten Zeit zur Gewohnheit gemacht, der freien Erfindung kriegerischer Begebenheiten den weitesten Platz einzuräumen. Entgegen allen russischen Angaben hebt der österreichisch-ungarische Generalstab ausdrücklich hervor, daß die k. u. k. Stellungen östlich bei Strypa und an der beßarabischen Grenze — von einem einzigen Bataillonsabschnitt abgesehen, der um zweihundert Schritt zurückgenommen wurde — genau dort verlaufen, wo sie verliefen, ehe die mit großer militärischer und journalistischer Aufmachung eingeleitete und bisher mit schweren Verlusten für den Gegner restlos abgeschlagene russische Weihnachtsoffensive begann.

Die an der Adria vorgehende österreichisch-ungarische Kolonne hat die Montenegriner aus Budua vertrieben und den südlich der Stadt aufragenden Maini in Besitz genommen. Die im Lowcen-Gebiet operierenden Kräfte standen gestern Abend sechs Kilometer westlich Cettinje im Kampfe. Auch die Gefechte bei Grahovo verlaufen günstig; die k. u. k. Truppen sind im Talbecken vorgedrungen. Im Grenzraum südlich von Avtovac überfielen sie den Feind in seinen Höhenstellungen; er wurde geworfen.



Der Aufgang zur Wandelhalle.

Außenansicht des Theaters. Links die Neue Börse.

Zur Eröffnung des Deutschen Theaters in Lille am 25. Dezember 1915.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

Zehntes Kapitel. (17. Fortsetzung.)

Es gibt eine Stelle im heiligen Deutschland, die ist noch aus Urzeiten her in einem abenteuerlich seltsamen Zustand, über den selbst die preußische Genauigkeit noch nichts ausgerichtet hat. Während sonst in Deutschland und insbesondere im schwarz-weißen Königreich Menschen und Landschaft zu einem ordentlichen Stramm- und Geradestehen verhalten sind, geht es hier noch recht krumm und urweltlerisch zu.

Es ist nämlich sicher gegen alle geographischen Polizeibegriffe, daß Land und Wasser nicht scharf genug geschieden sind. Aber hier ist es wirklich so: du glaubst, du bist in einem Wald, auf einmal wird es weich unter dir und immer weicher, und braunes Moorwasser dringt dir in die Schuhe, oder du gehst an einen See und denkst, ein See ist ein See, und auf einmal kommt der Wald angerückt und marschiert geradeswegs in den See hinein, und da kannst du weithin die Stämme unter Wasser liegen und faulen sehen.

So sieht es da aus, und es ist zu verstehen, daß eine solche Wirtschaft so manchem braven Landrat oder noch höheren Herrn wider Scheitelstrich und Bügelfalte gegangen ist. Hat man in der Lüneburger Heide so sauber aufgeräumt, daß sich ihr letztes Restchen hat in den Austrag flüchten müssen, wie die Indianer in ihre Reservationen, so wird doch wohl auch die ostpreußische Seenplatte zu bändigen sein!

Aber es ist ein Geheimnis um dieses Land: sooft sich eine Hand nach ihm ausstreckte, um es nach dem gemeinsamen Maß der Vermesser und Grundbuchsgenerale zu behandeln, reckte sich ein struppiges Haupt von wilder Urwaldschönheit aus ihm: „Rühr' mich nicht an!" Es ist vielleicht deshalb, weil dieser Zipfel das letzte Stück Deutschland ist, wie es uns die Römer gemalt haben: das Land der Wälder und Sümpfe. Und vielleicht haben wirklich in einem Wald- und Seewinkel zwischen Thorn und Gumbinnen die alten Heidengötter ihren letzten Unterschlupf gefunden: der Schimmelreiter, der auf seinem achtfüßigen Gaul die kraus vergipfelten Wälder abklappert, der Schwertgott, der Donnerer, der Metgott.

Den Schimmelreiter glaubt man ohne weiteres, wenn man sieht, was da an ostpreußischem Volk die Gäule zwischen die jungen Beine klemmt; der Schwertgott schickt alljährlich ein hübsches Häuflein Landsleute nach Berlin, die bis zum und über das Gardemaß geraten sind; wer was vom Donnerer merken will, der achte nur darauf, wie lieblich der Feldwebel über die Kasernenhöfe in Allenstein oder Königsberg dahinzufahren weiß; und was den Metgott anlangt, so hat er sein walhallisches Hausgetränk der Vergessenheit preisgegeben und einen eigenen ostpreußischen Maitrank erfunden, bei dem Rum und Wasser im umgekehrten Verhältnis zueinander stehen wie Ehrlichkeit zu Niedertracht unter den Menschen.

So leben die Menschen zwischen den Wäldern und Sümpfen recht und schlecht, tun ihre Arbeit. Aber es gab manchen in den letzten Jahren, der sich, als es um Marokko ging oder um Österreichs Kampf gegen die serbische Rasselbande oder sonst um irgendein Säbelgeklirr im Osten oder Westen, verwundert ansah und fragte, wozu ihm eigentlich Gott diese guten Fäuste an die Arme gehängt habe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Nähe von Lyck, bei dem Dorf Claußen, wo der schwarze Wald aus dem Wasser steigt und ein wenig aufs Trockene geht, damit er doch auch etwas von der Welt erfahre, die dort auf der Landstraße an ihm vorbeikommt, liegt die Schmiede des Johannes Zilias.

Das Häuschen an sich wäre ein Häuschen wie jedes andere in Ostpreußen, sein Besonderes ist nur das Vordach, das auf ein paar Holzpfosten steht, und die Werkstatt in Schwarz und Rot. Dort kommt den ganzen Tag ein Stück Eisen um das andere glühend aus der Esse heraus und nimmt alle Formen an, die ihm auf einem treuen, hartschädligen Amboß ein tüchtig geschwungener Hammer und eine sehr zugreiferische Zange nur geben können. Viele von diesen glühenden Eisen krümmen ihre Enden zueinander, und die werden dann den schweren Gäulen unter dem Vordach an die Hufe geschlagen.

Es vergeht selten ein Tag, an dem nicht ein paar Fuhrwerke vor der Schmiede halten. Während der Gesell dem Pferd das Bein hebt und der Meister das Eisen anpaßt, während das verbrannte Horn zischt und stinkt und der Hammer die Nägel eintreibt, findet sich noch immer Zeit, mit dem Bauer oder Fuhrknecht, der auf dem Hackstock sitzt, ein Wort zu plaudern.

Und so erfährt es der Wald, dessen erste Bäume sich bis an das Vordach drängen, welche Drachensaat rings um Deutschland aufschießt, und daß die zahnlose Zaubervettel im Osten ihre riesigen erdfarbenen Glieder zu regen beginnt. Rauschend trägt es der Wald nach rückwärts in das tiefe Dickicht, bis in die Moräste und Seen, und es ist ein Blasen und Schnaufen und Atmen über Sumpf und Land, als bebe eine ungeheuere Brust in verhaltenem Zorn.

Am Abend des ersten August hatte der Meister den Gesellen gehen heißen, denn den trieb es in das Dorf, unter Menschen, die vielleicht schon mehr wüßten als sie hier in der einsamen Schmiede. Und er war eben dabei, das Feuer auf der Esse zu verlöschen, als es plötzlich um ihn so dunkel wurde, daß der Feuerschein greller auf Amboß und Hände sprang als sonst bei Nacht.

Es erschien dem Schmied seltsam, daß am Ende des Tages so rasch ein Wetter heraufziehen sollte, für das es von Morgen bis Abend kein einziges Anzeichen gegeben hätte.

Er trat also in die Türe, die er zwischen Schwelle und Sturz, von Stock zu Stock fast vollkommen ausfüllte. Denn er war noch größer und gewaltiger gebaut als selbst sein Sohn Peter, der sich zu Leipzig der Medizin befliß und schon ein tüchtiges Stück von einem Ostpreußen war.

Da sah er zu seinem Staunen, daß wirklich ein Wetter im Anzug war, rabenschwarz, mit gezackten Wolkenrändern, und daß es schnell über die Wälder zu der noch heiteren Höhe des Himmels hinanklomm. Es war aber das Seltsamste an diesem unvorhergesehenen Wetter, daß es nicht etwa aus dem Winkel im Westen kam, aus dem seit Menschengedenken alle schweren Himmelsereignisse heranwuchteten, sondern aus einer sonst harmlosen und friedlichen Gegend im Osten.

Und wie er noch so verwundert nach dem Gebäume und Gekröpfe der Wolken hinsah und nach einer annehmbaren Erklärung für diese verschrobene Wetterlaune suchte, wurde sein Blick von einem fahlen Geleuchte am Waldrand angezogen. Zuerst erschrak er sehr, denn er glaubte nicht anders, als daß dies ein irgendwie zur Erde geglittener Widerschein einer Hagelwolke sei, aber dann erkannte er, daß das Leuchten vor einer Gruppe von Reitern herging, die im Galopp gegen die Schmiede angesprengt kamen.

Ehe er sich noch recht über Herkunft und Natur dieser Lichterscheinung hatte fragen und antworten können, prasselte es wie ein Wirbelwind heran, der dürre Blätter und Staub von der Landstraße aufpeitschte, und mit dem Wind zugleich waren auch die Reiter da. Sie hielten mit einem Ruck an, es waren ihrer vier, und Johannes Zilias sah, daß er wohl noch niemals so sonderbare Kunden vor seiner Schmiede gehabt habe. Es lag ihm eigentlich am nächsten, wieder in seine Werkstatt zurückzutreten und ihnen die Türe vor der Nase zuzuschlagen. Aber da sah er, daß seine Frau das Fenster geöffnet hatte und auf die Straße schaute, und er sagte sich, daß er doch wohl wenigstens die Fremden nach ihrem Begehren fragen müsse. Denn seine Frau hätte anders mit Recht über seine Verstocktheit erstaunen können, da doch sonst nicht einmal ein armseliger Hausierer ungastlich fortgewiesen wurde.

Also trat der Meister einen Schritt vor und richtete das Wort an den einen der Reiter, der einen Eisenschimmel ritt und auch sonst anzusehen war, als wäre er aus Eisen.

Womit er den Herren dienen könne?

Der Mensch, den er angesprochen hatte, saß gerade und steif im Sattel. Es war seltsam genug, daß sich Zilias nachher beim besten Willen nicht der ganzen Erscheinung der vier Reiter zu entsinnen wußte, sondern daß ihm von jedem nur irgendeine oder andere Einzelheit haften geblieben war, ein Stückwerk von einem Bild, dessen Lücken wie von einem rötlich und weißwogenden Nebel oder Dampf ausgefüllt schienen.

So wußte er von dem Reiter auf dem Eisenschimmel nichts weiter, als daß er ein ganz starres und unbewegtes Gesicht hatte, grau und rotbraun, wie von Rost zerfressenes Eisen. Auch war das Gesicht sehr derb, und die Kiefer waren viereckig wie eine Lade. Die Augen lagen im Dunkel eines Hutes, der in etwas dem Helm glich, wie man ihn auf der Grabplatte des Herrn Bodo von Strehlewitz in der Claußener Dorfkirche sehen konnte.

War dieser Reiter durch die eisengraue Farbe ausgezeichnet, so sah der nächste wahrhaftig wie ein Jäger aus. In einem grünen Wams saß er ziemlich dick und aufgedunsen auf seinem Schecken. Von den Fingern, die aufgeblasenen Därmen glichen, glitt der Blick des Meisters auf das Gesicht des Reiters, aber da mußte er sich mit Ekel gleich wieder abwenden; denn dieses Gesicht war von Beulen und Pusteln dermaßen entstellt, daß es kaum mehr menschlich zu nennen war. In einer leichenfahlen Haut saßen Schwären und Grinde, aus denen Blut und Eiter floß. Aber der Mensch schien diese entstellende Krankheit mit der frohgemutesten Laune zu ertragen. Er pfiff vor sich hin und klopfte dem Pferd den Hals, und als Meister Zilias daraufhin auch das Pferd genauer ansah, bemerkte er, daß des Reiters Krankheit auch auf das Tier übergegriffen hatte; denn was er für die farbigen Flecken gehalten hatte, wie sie auf die Haut eines Schecken gehören, war nichts anderes als Geschwüre und aufgebrochene, grünlich nässende Beulen mit ihrem Hof von blutroter Entzündung.

Der dritte Reiter saß erbarmungswürdig dürr auf seinem klappernden Gerippe von Pferd. Der Mensch schien zu frieren, denn er schlug immer die Arme über der Brust zusammen, und es war lächerlich, wie ihm dabei die Hände um die Schultern flogen und auf den Rücken klatschten, als wäre keinerlei Hindernis von umhüllendem Fleisch vorhanden. Wenn er gähnte — und er gähnte fast unaufhörlich — so stieg jedesmal eine kleine Wolke übeln Geruches ganz sichtbar aus seinem Munde auf.

Den vierten Fremden genauer zu betrachten, fand Johannes Zilias keine Zeit, denn der graue Reiter, der des Meisters Ansprache abgewartet zu haben schien, ließ jetzt ein mißtöniges Geräusch wie von knarrenden Rädern in seinem Innern hören. Der Unterkiefer klappte herab, und es war, als würden durch rostige Ketten und quiekende Winden die Worte heraufgeholt: ob sie hier vor die rechte Schmiede geraten seien.

Eine Schmiede wäre das wohl, sagte Meister Zilias, ob es aber die rechte sei, könne er nicht wissen, dies richte sich nach dem, was die Herren wünschten.

Da klappte der eiserne Unterkiefer wieder herab, die Winden und rostigen Ketten knarrten: so sei dies wohl die deutsche Schmiede.

Der Meister entgegnete, eine deutsche Schmiede wäre es gewiß, aber es gäbe deren Hunderte rings umher im ganzen Land.

„Umstände, Umstände,“ sagte eine scharfe und helle Stimme, „Aufenthalt und Aufenthalt, als ob nichts zu tun wäre.“

Der Schmied merkte, daß der vierte Reiter gesprochen hatte, und sah ihn nun erst an. Da fand er, daß der nun doch wohl unter den vieren der absonderlichste war, denn er saß in einem langen schwarzen Gehrock und langen Hosen auf seinem Rappen und trug einen hohen Zylinderhut auf dem Kopf, als reite er zu oder von einem Begräbnis. Wenn sich Johannes später bemühte, die Züge des Gesichtes zum Bilde zu verstärken, so wich seine Erinnerung immer ins Nebelhafte; und schließlich war es ihm, als sei von vornherein zwischen Hutkrempe und Rockkragen dieses Reiters nichts dagewesen als ein bläulicher Schimmer.

Dieser Reiter aber schien gerade über die anderen eine Art Regentschaft auszuüben, denn der Eisengraue beeilte sich zu sagen: Schon gut, und ob der Meister die Pferde beschlagen wolle. Es wäre allen vieren gerade je ein Eisen verlorengegangen, und sie hätten einen scharfen Ritt vor sich.

Das Pferdebeschlagen war des Meisters Geschäft und Pflicht, und da mochte kommen, wer da wollte, so hatte er ein Anrecht auf seine Dienste. Johannes Zilias trat also in die Werkstatt zurück, fachte das Feuer an, stieß mit dem Blasbalg gute Luft in die Glut und legte die Eisen ein.

Während er noch dastand und sich allerlei Sonderbares der Reiterschaft vor seiner Schmiede durch den Kopf gehen ließ, begann das Feuer mit seinen roten Zungen zu sprechen: „Lieber Meister, schick' sie fort!“

„Liebes Feuer,“ antwortete der Meister, „wie könnte ich das?“

„Lieber Meister,“ zischte das Feuer, „schick' sie von deinem Haus fort und aus dem Land.“

„Liebes Feuer,“ sagte der Meister, „ich weiß, daß du es treu mit mir meinst. Aber ich muß selbst treu sein gegen mich, und als ein ehrlicher Schmied muß ich beschlagen, wenn einer sein Roß beschlagen lassen will.“

Da seufzte das Feuer auf und schien, zum erstenmal, gegen seines Herrn Willen trotzen zu wollen. Aber der Meister unterwarf es sich und zwang es, die Eisen glühend zu machen.

Dann trat er wieder unter sein Vordach und bat die Reiter, abzusteigen und die Pferde heranzuziehen. Aber die gaben ihm zur Antwort, sie säßen niemals ab, und so müsse sich der Meister wohl bequemen, die Eisen an die Hufe zu schlagen, während sie im Sattel blieben.

Während der Schmied noch mit dem Eisengrauen sprach, sah er aus einem Augenwinkel, daß der dürre Mensch einen Ast der Linde, die sich über das Strohdach mit grünem Gegitter erstreckte, zu sich heranzog. Er brach ein Zweiglein ab und begann die Rinde abzuknabbern, als vergehe er vor grimmigstem Hunger. War dies nun bloß eine üble Mode oder wirklich nagende Hungerpein, Johannes Zilias überkam ein Mitgefühl, und er war nahe daran, den Menschen nach seines Leibes Nöten zu fragen.

Da regte sich die Schwalbe, die unter dem Vordach ihr Nest an die Mauer geklebt hatte und zwitscherte ganz leise, nur für ihres Beschützers Ohr: „Schick' sie fort, schick' sie fort!“

Wenn solch eine Stimme sprach, dann war es besser, zu schweigen, und der Meister beschloß, bei dem zu bleiben, was seines Amtes war. Nun hatte er geglaubt, es würde seine Schwierigkeiten haben, ohne Beihilfe des Gesellen seine Arbeit zu tun; aber noch nie war ihm das Beschlagen so leicht von der Hand gegangen. Es war, als flögen die Eisen an die Hufe, als paßten sie sich von selbst an. Als er aber am Rappen des Reiters im Gehrock war und eben die Nägel ins Horn trieb, da erschaute er von ungefähr ein wenig vorauf zu dem schwarzen Fuß, der da vor ihm am Pferdebauch herabbaumelte. Die Hose war, wie es bei derlei ungemäßem Aufzug eines Reiters zu gehen pflegt, hoch gegen das Knie verzogen und der ganze Schuh darunter zum Vorschein gekommen. Und zwischen Hosenrand und Schuh war nichts von einem Bein zu sehen, das diese beiden Stücke bekleidet hatten, also daß die Hose leer endete und der Schuh ohne Halt in der Luft hing.

Den Meister faßte ein starkes Grauen, er unterließ es, den letzten Nagel einzuschlagen, und der Huf des Rappen glitt aus seinen Händen.

Der Eisengraue fragte, ob er fertig sei, und als es der Schmied bejahte, dankten sie ihm, und jeder legte ihm ein absonderliches fremdländisches Geldstück in die Hand.

Darauf ritten sie fort. Als sie schon ein paar Schritte weiter waren, drehte sich der Reiter auf dem Rappen um und sagte mit seiner hellen und scharfen Stimme aus dem fehlenden Gesicht zwischen Hutkrempe und Rockkragen: „Du bleibst verschont.“

Sie ritten gegen Westen, und je weiter sie sich entfernten, desto klarer wurde es über dem Land. Das Gewölk schien ihnen nachzuziehen, und zuletzt stand wieder der sommerliche Himmel in seiner reifen, milden Abendschönheit da, als ob nichts gewesen wäre.

Der Meister trat zu seinem Weib, das noch immer im Fenster lag, und fragte, was sie zu den Fremden meine, die eben weggeritten wären.

Es war aber, als ob Frau Karoline nicht verstände, was ihr Mann sagte. Denn sie antwortete auf seine Frage mit der anderen, warum er denn nicht komme, das Abendessen stehe auf dem Tisch, und sie habe schon dreimal gerufen.

Darauf fiel es dem Schmied ein, daß wohl ein Vorhang zwischen ihr und den absonderlichen Gästen gewesen sei, den er besser nicht abziehe, er barg also seine Geldstücke in der Tasche und sprach zu ihr und dem Vater kein Wort davon.

Nach dem Essen ging er noch einmal ins Freie. Die Nacht lag schon schwer und dicht über dem Land, der Wald hatte ein ächzendes Getön in sich, und aus den Sümpfen, weither, riefen verlorene Stimmen. Der Meister vergrub die fast funkelnden Geldstücke unter der Dachtraufe, wo sie das durch Himmel und Haus gesegnete Wasser benetzen und abwaschen mochte. Als er aufschaute, stand eine dunkle Gestalt da. Das war der Gesell, der kam aus dem Dorf zurück und brachte die Nachricht, ein Krieg sei ausgebrochen, wie ihn die Welt noch nicht gesehen habe, und der Meister müsse ihm schon morgen Urlaub geben.

Am übernächsten Tage aber mußte der Meister selber sein Feuer verlöschen und den Hammer hinter die Esse stellen, denn der Russe war ins Reich eingefallen, und der Landsturm mußte reiten.

— —

Als Paul Kretzschel den Gestellungsbefehl erhielt, faltelte er das Blatt zusammen, steckte es wie einen Federbusch hinter den Hut und humpelte durch das Dorf, als sei ihm durch den Ruf zu den Waffen allein schon sein Bein wieder heil und gesund geworden.

„Ja, das Vaterland braucht jeden Mann,“ sagte er voll Selbstbewußtsein in des Lehrers kopfschüttelnde Verwunderung hinein, „laufen kann ich nicht mehr, das stimmt. Aber dazu bin ich schon noch gut, auf dem Protzkasten zu fahren. Das kann bald einer, und dazu braucht man nicht einmal zwei Beine.“

Paul Kretzschel sagte das mit erhobener Stimme, denn dieses Gespräch fand vor Käthe Brömmes offenen Fenstern statt, und es war immerhin möglich, daß die Luft so ein Kraftwörtlein in das Zimmer vertrug. Er hatte doch vorhin ein Huschen hinter den Blumentöpfen, ein unwilliges Verweilen und Anmerken wahrgenommen, und ganz sicher trieb sich die Käthe irgendwo im Hintergrund herum.

Da sollte sie es nun hören! Mochte sie die Ohren spitzen! Denn der Medefind war Fahrkanonier, und so einer wie der war der Paul Kretzschel noch lange, wenn er auch nur ein Bein von Fleisch und Knochen und das andere von Holz hatte.

„Die wissen wohl noch nichts von Ihrem Unfall, Paul Kretzschel“, meinte der Lehrer. „Sie haben ihn doch nicht gemeldet?“

Das fand Paul Kretzschel aber doch nur zum Lachen von einem sonst so klugen Menschen wie dem Lehrer: „Die?! . . . Die? Die wissen alles! Gemeld't hab' ich's nich, nee . . . ist nich nötig, die wissen ohnehin alles. Ich war ja dabei, wie der Hauptmann auf unseren Rangierbahnhof kam. ‚Morchen, und ich übernehme jetzt hier das Kommando. So und so viel Wagen müssen da sein, und so und so viel Tender, und an Personal der und der und der.' Ganz genau wußte er's. Wir selber hatten's nicht so im Kopfe. Halten Sie's für möglich . . . na, sehen Sie!“

Da war freilich nichts zu machen, denn Kretzschel schien zu glauben, daß die Militärbehörde ein Sonderabkommen mit dem lieben Gott getroffen habe, wegen Überlassung eines Teiles Allwissenheit und vielleicht auch einer kleinen Portion Allmacht. „Also viel Glück,“ sagte der Lehrer und reichte ihm die Hand, „meiner ist auch draußen.“ Er wandte sich zum Gehen. „Liegt auch schon im Lazarett. Bei Lagarde verwundet.“

Nachdem Paul Kretzschel seinen Gestellungsbefehl so stolz vor Käthe Brömmes Fenstern spazieren geführt hatte, wollte es ihm gar nicht in den Kopf, daß der Lorbeer des Krieges nicht für ihn gewachsen sein sollte. Es war aber wirklich so, daß die Militärbehörde einmal etwas nicht gewußt hatte, und daß man einigermaßen erstaunt war, als der junge Mensch hereinhumpelte.

Eine bitterschwere Enttäuschung, als der Hauptmann fragte, ob Paul Kretzschel eigentlich glaube, Deutschland gehe es so schlecht, daß es schon seine Einbeinigen ins Feld schicken müsse. Nun schien es an der Zeit, sachte den Hinweis anzubringen, daß man ja an einem anderen Orte dienen könne. Und als auch das abgelehnt wurde, drehte Paul seine Mütze und sagte mit einem verhohlenen Schluchzen: „Na — dann könnt' ich ja wieder gehen.“

Es gibt einen Heiligen, der überall zu finden ist, wo vier kahle Wände, ein Aktenschrank und ein Kaiserbild zu einer Schreibstube zusammentreffen, ob nun in ihr das friedliche oder ob das kriegerische Geschäft Deutschlands betrieben wird. Dieser Heilige ist der heilige Bureaukratius, und seine Macht ist überaus groß. Und es mochte sein, daß er mit dem armen Enttäuschten Mitleid hatte und ihm ein trübes Hoffnungslichtlein aufzustecken beschloß.

Dieses Lichtlein war aus dem obersten Sankt-Bureaukratischen Grundsatz gezogen, daß kein Augenschein etwas zu bedeuten habe gegenüber dem Schwarzaufweißen, und so sagte denn auch jetzt der Hauptmann, so glatt könne Paul Kretzschel freilich nicht fortlaufen, denn es müsse noch militärärztlich erst bestätigt werden, daß er nur ein Bein habe.

Das goß ein freudiges Erstaunen in sein Herz, und sogleich war die törichte Hoffnung angeblasen, nun doch vielleicht dem Eisernen Kreuz entgegenhumpeln zu können. Aber seine Kampflust hatte ihm allzuschöne Dinge vorgemalt. Es fiel dem Regimentsarzt nicht ein, ihm etwa zu bestätigen, daß er zwei richtige Beine habe. Nach einem einzigen Blick auf den Stelzfuß, ohne viel Fragen und ohne Umstände setzte sich der weißhaarige, alte Herr hin und begann zu schreiben. Da stand es denn, aus dem Augenscheinlichen in das Schwarzaufweiße übertragen, daß der Paul Kretzschel zu jeglichem Militärdienst untauglich sei.

„Worauf warten Sie noch?“ fragte der alte Herr, dessen weiße Haare wie eine kurze Bürste auf dem Kopfe standen, als der Entlassene sich nicht rührte.

Da begann der verhinderte Kriegsheld noch einmal davon, ob nicht doch . . . und daß vielleicht . . . und phantasierte in seines Herzens Not alle Möglichkeiten durch.

Der Stabsarzt funkelte ihn aus der Goldbrille an, strich die weiße Bürste und erkannte tief in dieses einfachen Menschen Seele ein unvergängliches Geleuchte von Schmerz und Sehnsucht. „Lassen Sie nur, Paul Kretzschel,“ sagte er gerührt, „gehen Sie nur ruhig nach Haus. Was sind Sie denn im Beruf?“

Ja, Paul Kretzschel war Verschieber gewesen, und jetzt, nach dem Unglück, hatte man ihm eine sitzende Beschäftigung gegeben, Frachtrechnungen ordnen, Wagzettel ausschreiben und dergleichen, damit man eben sein Geld nicht umsonst bekam.

„Gehen Sie ruhig nach Haus," sagte der Stabsarzt, und seine Goldbrille funkelte noch schärfer als zuvor, „und machen Sie Ihre Arbeit. Es kann nicht jeder im Felde stehen. Aber wer daheim an seinem Platze seine Pflicht tut, der ist so gut wie ein Soldat, wie jeder draußen. Jeder Arbeiter ist wichtig und hilft uns zum Siege. Nur der Müßiggänger ist unser Feind. Merken Sie sich das. Und wenn Sie Ihre Wagzettel recht ordentlich ausschreiben, so dienen Sie dem Vaterland . . ."

Da ging Paul Kretzschel mit einem gefestigten Sinn fort, und als er durch das Dorf humpelte, trug er zwar nicht mehr den Gestellungsfederbusch am Hut, aber er hielt den Kopf doch frei und hoch und begegnete Käthe Brömmes Augen, die ihn aus dem Fenster recht merkwürdig ansahen, mit einem ruhigen Glanz im Blick.

Der alte Stabsarzt aber sagte an diesem Abend in seiner Stammkneipe: „Und wenn sie den Leviathan mobilisieren und den Vogel Rock und die gesamten höllischen Heerscharen mit des Teufels Großmutter als Generalfeldmarschall, so werden sie uns nicht unterkriegen."

Was denn geschehen sei, fragte man ihn, da man wüßte, daß er keineswegs zu den Maulhelden und Großsprechern gehöre.

Was geschehen sei? fragte der Stabsarzt mit Brillenfunkeln, er habe einen Blick in Deutschlands Herz getan.

— —

Flinke, struppige Pferdchen traben durch die Sumpfwälder und über die Ackerbreiten Ostpreußens. Heuschreckenschwärme von Reitern brechen ein, Dörfer und Gehöfte stehen mit brennenden Flammenhaaren rings am Himmel, die Seen und Sümpfe tragen Fackellichter auf dunklem Spiegel.

Der Russe hat harte Augen und lange Finger.

Keine Schönheit, keine Lieblichkeit, nicht der Anblick friedlichen Gedeihens, des Vertrauens in Soldatenzucht und Großmut haben vor ihm Bestand. Und was nicht niedergestampft wird, umkrallen die langen Finger. Brandöde, Leichengeruch und Unrat bleiben hinter ihm zurück.

Der Krieg hat die dünne Tünche weggekratzt, und der Tatar ist zum Vorschein gekommen.

Das Vieh wird niedergeschossen und verwest auf den Feldern, oder es wird in seinen Ställen verbrannt, oder es wird hinausgetrieben und irrt brüllend herum.

Die Menschen werden mit Knutenhieben durch die Dörfer gejagt oder müssen an langen Leinen hinter den Kosakengäulen dreintraben, bis sie stürzen und geschleift werden. Wer fliehen kann, ist in den Wald gewichen und hockt im Dickicht, sein Bündel Gerettetes neben sich.

Eine einzige Wunde ist das ganze Land, ein einziger Jammerschrei, Flucht und Verfolgung, Wahnsinn und Marter, Hohnlachen Asiens, Triumph des Viehs im Zusammenbruch einer Welt.

Die zahnlose Riesenvettel regt sich und schüttelt aus schmutzstarrenden Falten ihr Ungeziefer über Europa aus.

Aber in den Wäldern und Sümpfen rühren sich die alten Heidengötter, der Schimmelreiter, der Schwertgott, der Donnerer, wartend liegt und lauert der Wald.

— —

Reiten, reiten am frühen Tag!

Wie weit liegt alles dahinten, die schmerzliche Herzenserinnerung an ein feines, unverständliches Mädel, der tolle Goldfliegentanz mit Fräulein Vauban, die lärmvolle Rauchluft der „Madame Pompadour" mit Niggerverrenkungen und dem Pathos des Montmartrepoeten und schließlich die Bücherwelt und das Zeichnungsgewirr unter den gestrengen Augen des Prokuristen Jokisch.

Jetzt handelt es sich darum, den Gaul fest zwischen den Beinen zu haben, den schlanksten Trab und den wildesten Galopp aus ihm herauszuholen und den kosakischen Lumpenhunden eins auf den Pelz zu brennen.

Jeder Mann weiß, es steht einer gegen zehn oder vielleicht einer gegen zwanzig, oder vielleicht gar noch mehr. Aber die verwickelte Kriegsrechnung ist dennoch viel einfacher als das allereinfachste Maschinenexempel aus dem väterlichen Kontor. Es muß eben jeder Mann gleich zehn oder zwanzig oder noch mehr gelten.

Das weiß keiner so gut wie der Rittmeister Merz von Merzleben. Er multipliziert seine Schwadron mit zehn, und wenn sie heute Abend in Gumbinnen sind, dann reiten sie die Nacht durch und sind morgen um vierzig Kilometer weiter und fegen die Kosaken vor sich her, daß man glauben könnte, sie hätten die gesamte deutsche Reiterei hinter sich.

Wenn sie an den Landstürmern vorbeikommen, die in ihren Schützengräben liegen, dann geht es „Hurra, Kameraden" hin, und „Hurra, Kameraden" her, und die einen wissen von den anderen, es ist eine verdammt schwere Arbeit, aber man kann sich darauf verlassen, daß sie geschafft wird. Die Landsturmleute sind nicht so schnell bei der Hand mit dem Drauflosknallen wie die Russen, sie haben es sich in die ostpreußischen Dickschädel geprägt, und nun sitzt es darin fest: „Jeder Schuß — ein Ruß", und danach handeln sie. Dafür sind denn die Ulanen so flink, was nur Pferdebeine und Pferdelungen geben wollen, und so ist eine schöne Gründlichkeit mit einem raschen Zugreifen zu einem deutschen Dreinschlagen vereinigt, daß der heilige Michael im Himmel seine Freude darüber haben muß.

Schließlich aber ist die Klugheit des Kopfes doch immer eine andere und kühlere als die Weisheit der Faust, und wenn sich diese beiden widersprechend begegnen, so gibt es immer ein Zähneknirschen. Und ein Zähneknirschen gibt es, wenn der Kopf befiehlt: Zurück! und wenn auch nur deshalb, weil der Kopf eine ganz besonders schöne Art von Multiplikation auszuführen gedenkt, damit die Faust um so wuchtiger werde.

So muß ein gutes Stück Vaterland den Wölfen preisgegeben werden, aber schließlich sagen sich selbst die trotzigsten Fäuste: Der Kopf wird schon wissen, was er tut.

— —

Reiten, reiten am frühen Tag!

In den letzten Schleier der Nacht hinein, dicht über dem Boden liegt der Nebel, die Pferde tapsen bis zum Knie in seinem geballten Weiß, alles ist ohne festen Grund, auch die Bäume stehen da, als wären sie wurzellos. In den Büschen verfilzt er sich dick, und man könnte fürchten, den Weg zu verlieren, wenn vorne nicht der Wachtmeister Johannes Zilias ritte, der hier jeden Steg und jeden Bach kennt.

Der Leutnant Kohlmeis reitet mit seinen acht Mann vertrauensvoll den Führern nach. Die werden es schon machen, daß man bei Lyck herauskommt und was zu sehen bekommt.

Jung ist die Welt und jung das Herz und jung der Tag.

Ein leises Pfeifen kommt von vorne, der Leutnant hebt die Hand, und acht Gäule stehen im Bodennebel, und es ist beinahe lächerlich, wie sie mit ihren verkürzten Beinen aussehen; wie bessere Geißböcke.

Der Wachtmeister Zilias kommt einen Schritt zurück und meldet, da vorne höre man Stimmen, und es sei anzunehmen, daß Kosaken kämen.

Gut, meint der Leutnant, dann würden sie sich ein wenig seitab von der Straße in den Busch ziehen, und wenn die Kosaken herangekommen seien, über sie herfallen. Er fragt nicht, wie viele es seien, er sagt nur, sie würden über den Feind herfallen.

Der Tag hebt sich ein wenig, und der Nebel kriecht um eine Handbreit höher und reicht den Pferden bis ans Knie.

Jetzt wachsen Lanzen zwischen dem Gestrüpp heraus, Menschen sind darunter und nickende Pferdeköpfe, es mögen zwanzig sein. Und plötzlich braust es in ihre Flanke, Pferdeleiber bäumen sich. Gebisse knirschen, und Hufe schlagen. Ein Palasch sticht vor und in eine Achsel hinein, Schüsse knallen los, dann saust Freund und Feind im Knäuel die Straße hinab, die Deutschen im Rücken des Feindes, bis er zerstiebend in den Wald wischt.

Da ist der Tag und das freie Feld, und vorne ein dunkler Haufen, Lanzen, dichte Bärte, Pferdeköpfe. Vielleicht fünfzig und mehr.

Der Leutnant hebt sich im Sattel, jauchzt: „Zur Attacke, marsch, marsch!"

Und seine zehn Mann sprengen gegen den Haufen an, die Lanzen eingelegt, daß alle die schwarz-weißen Fähnchen zurückgestrichen sind, und wäre kein Halten mehr, selbst wenn der Oberste Kriegsherr die Hand erhöbe.

Die Kosaken fliegen aus, entgegen, aber nicht weit, denn die deutschen Nebelreiter rennen an wie Sturm und Windsbraut. Drei Kosaken fallen oder vier, und die anderen knuten die struppigen Rößlein zur Flucht.

Der Leutnant lacht dem Sieg ins Gesicht.

Schon fängt der Nebel an, in den Boden zu schwinden, und jetzt sieht man auf dem kleinen Kampfplatz die Opfer. Einer ist verwundet und kriecht in den Busch. Dem Katschmarzik ist nicht zu helfen, man muß schauen, daß man weiterkommt, denn jetzt weiß der Feind, deutsche Reiter sind da. Ein Rößlein steht mit gebeugtem Hals am Straßenrand, schnuppert mit der Nase im dünnen Nebelschwaden und rupft am Gras. Das wird als Siegesbeute mitgenommen und trabt sehr willig im deutschen Reiterhaufen.

Der Wachtmeister drückt sich an den Leutnant heran und hat etwas auf dem Herzen.

„Na, Wachtmeister, was gibt's?"

„Wenn der Herr Leutnant wollten . . . nämlich, ich bin hier in der Gegend zu Hause. Es ist nur ein kleiner Umweg . . . wenn der Herr Leutnant erlauben wollten . . . und es ist vielleicht jetzt klüger, durch den Wald zu reiten als auf der Straße."

„Vorwärts, Wachtmeister!"

Der Wald spricht seltsam im Morgenwind und rauscht Beklommenheit in eines Mannes festes Herz. Was machten die Kosaken hier? Woher sind sie gekommen?

Der Weg ist schmal, und nur ein Kundiger kann ihn reiten, denn links und rechts dehnt sich zäher Sumpf, den Moos harmlos überbreitet.

Sättel knarren, Zweige brechen, ab und zu quatschen Hufe im braunen Moorwasser. Ein kleiner Weiher blinkt plötzlich sehr hell.

Und auf einmal fällt der Wachtmeister aus dem Trab in Galopp, denn da vorne, wo seine Schmiede steht, da zwirnt ein dünner Rauchfaden zwischen den Fichten. Wortlos jagen die Kameraden hinterher. Jetzt biegt der Wachtmeister aus dem Waldweg auf den kleinen Wiesengrund und reißt den Gaul in jähem Erstarren hoch.

Und sie sahen es jetzt alle, die Nachdrängenden, ein Heim ist zertrümmert, ein Leben ins Innerste getroffen. Das Haus steht wohl noch, wenn auch die Fenster aus den Rahmen gerissen sind, die Türen schief an den Mauern hängen; aber die Schmiedewerkstatt ist in schwarzen Brandschutt gewandelt. Das Mauerwerk der Esse ragt geborsten auf, und einer der Holzpfosten des Vordaches hat sich gehalten. Man sieht noch wenig in das Einzelne, aber das Ganze ist Verwüstung und Schrecken.

Da fällt ein Schuß aus dem Haus und noch einer. Braune Mäntel liegen am Fenster . . . ein Ulan stürzt aus dem Sattel.

Aber jetzt sind die Reiter auch schon vom Pferd herab, und es knallt gegen das Haus hin. Der Wachtmeister hat einen am oberen Fenster gesehen, der wird wiederkommen, auf den wartet er. Jetzt hebt sich oben der braune Mantel wieder in den Rahmen, der Lauf des Gewehres sucht und wittert.

Der Wachtmeister denkt: Seltsam, da muß ich nun in mein eigenes Haus hineinschießen, um einen Kosaken wegzuputzen. Er hat ihn so fest vor dem Karabiner, wie er das Eisen mit der Zange auf dem Amboß hält. Und schießt er denn überhaupt? Nein, er hämmert, er schmiedet einen harten Block.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Die Offensive der verbündeten Mittelmächte und Bulgariens gegen Serbien.

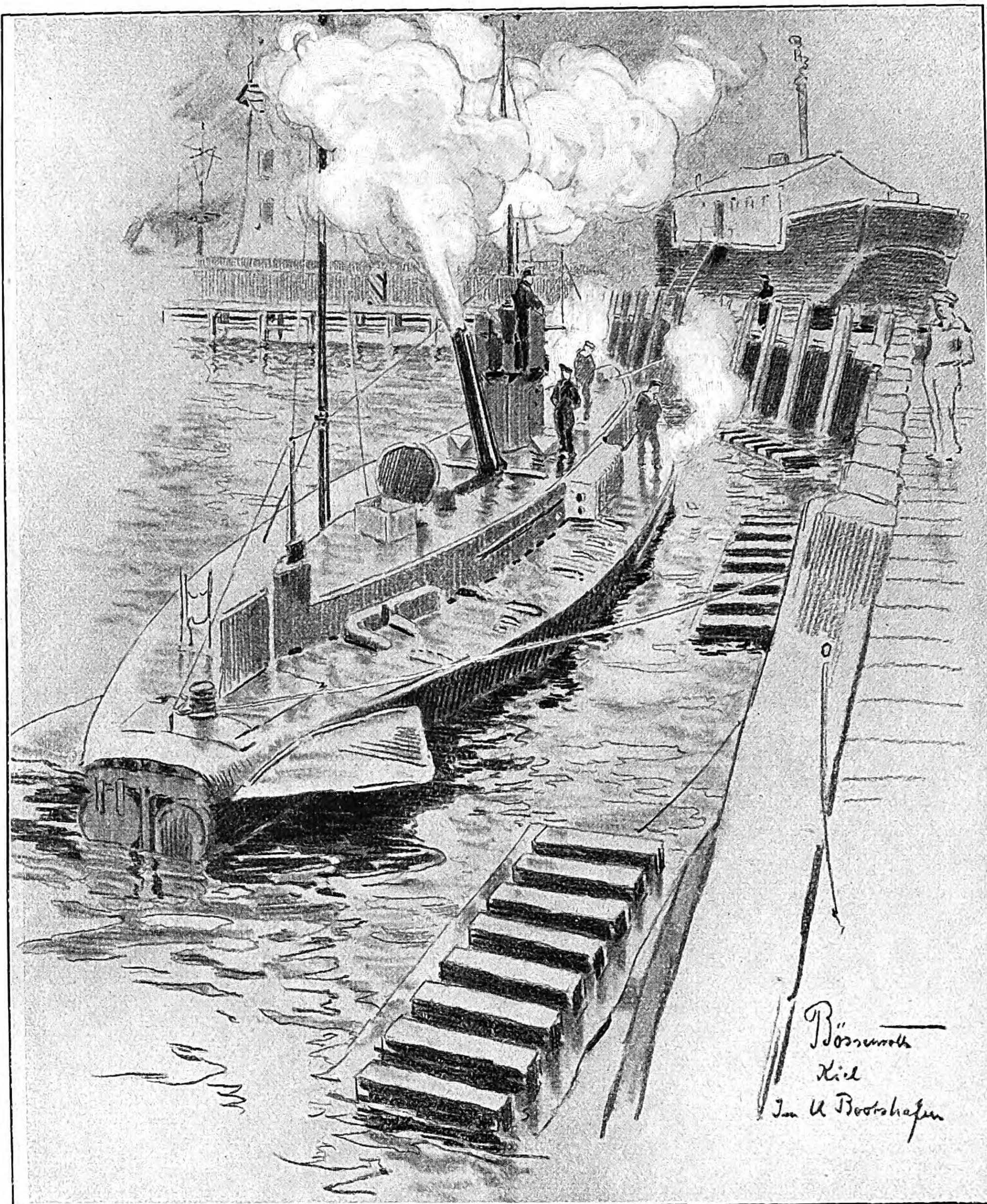
Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel.

Die große Offensive, welche die Mittelmächte im Verein mit Bulgarien einleiteten, und die in raschem Stoß durch ganz Serbien glatt hindurchging, ist ein Schulbeispiel für das Zusammenziehen eines konzentrischen Angriffes, bei dem sich verschiedene zunächst getrennt vorgehende Heeresgruppen immer mehr nähern, bis sie endlich in unmittelbarer Fühlung den Gegner umklammern und vor sich hertreiben. So wurde ein Ring gebildet, unter dessen Drucke die serbische Armee ständig zurückweichen mußte, ohne daß es ihr gelungen wäre, an irgendeiner Stelle für ihre wiederholt angesetzten Offensivstöße eine Durchbruchskante zu finden.

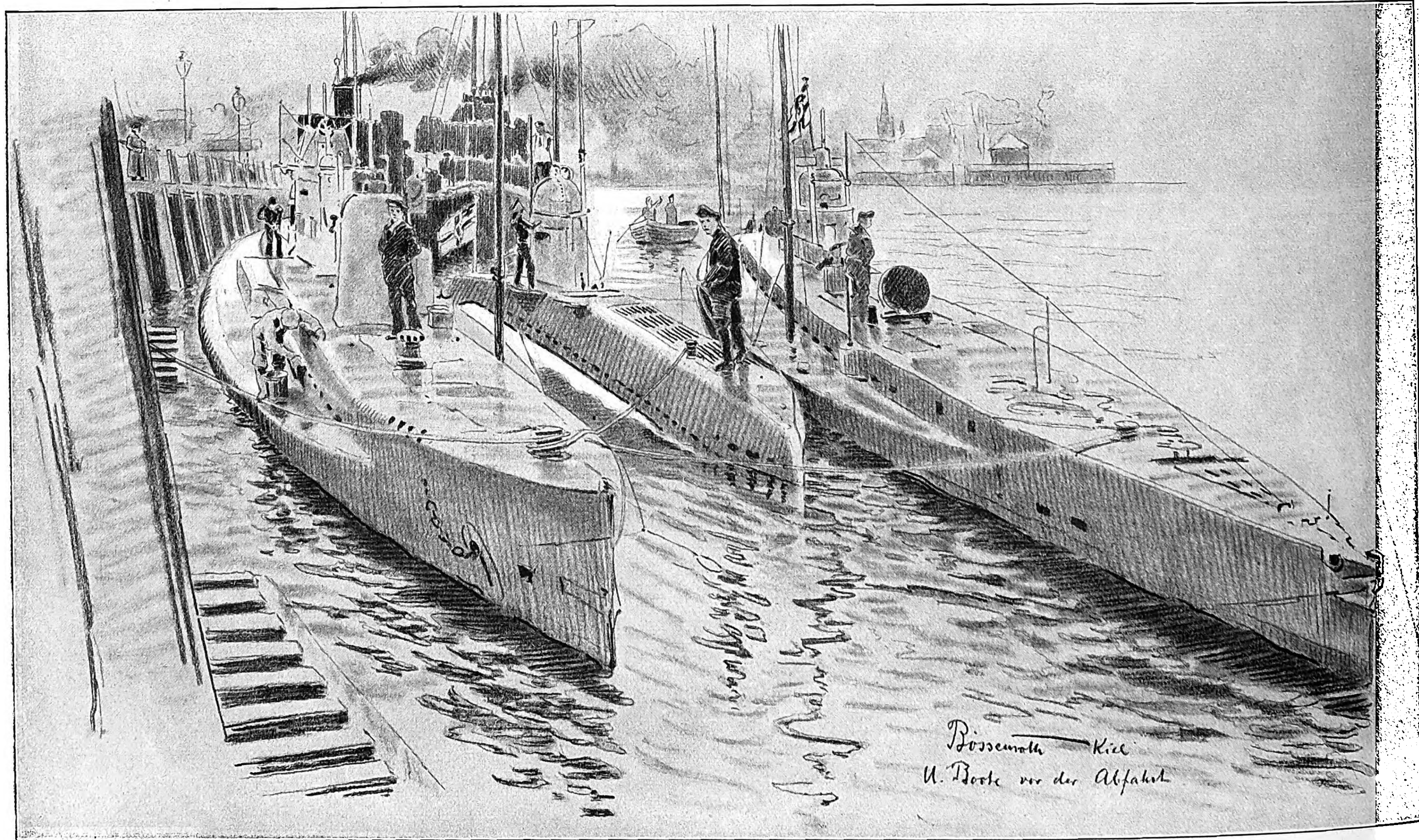
Was nun zunächst bei der Durchführung dieser großzügig angelegten Operation zustatten kam, war das Moment der Überraschung. Wie ich aus dem eigenen Munde des Armeeführers der rechten Flügelgruppe, v. Kövess, erfuhr, haben die Serben die neuerliche heftige Beschießung ihrer Stellungen am Donauufer als Bluff aufgefaßt und nicht mit einer Forcierung dieses mächtigen Hindernisses gerechnet, die übrigens auch als eine Waffentat allerersten Ranges in der Kriegsgeschichte fortleben wird. Es war uns ferner günstig, daß kurz vor Beginn der Offensive die recht gut geleitete Aufklärung der französischen Flieger aussetzte, die sich bis dahin beim serbischen Heere befunden hatten. Was hierfür eigentlich der Grund war, ist nicht recht aufgeklärt, nach der einen Lesart soll das empfindliche Material der Gnômemotore, mit denen diese Flugzeuge ausgerüstet waren, erneuerungs- und reparaturbedürftig geworden sein, nach der anderen aber soll der Grund für den Abzug der französischen Flieger ein Zerwürfnis zwischen diesen und dem serbischen Höchstkommandierenden gewesen sein. Tatsache ist jedenfalls, daß ich bei allen Kämpfen, denen ich bei der Armeegruppe Kövess beiwohnte, niemals einen feindlichen Flieger zu Gesicht bekommen habe.

Die Vorbereitungen zum Übergang bei Belgrad wurden in umsichtigster Weise getroffen, so daß sie vom Gegner gänzlich unbemerkt blieben. Im Dunkel der Nacht wurden die mit Sträuchern als Gebüsch maskierten Pontons durch Mannschaften im Schutze des Uferschattens an die in Aussicht genommenen Übergangsstellen hinaufgezogen. Man mußte dabei außerordentlich vorsichtig sein, weil die Serben fortwährend mit ihren Scheinwerfern das Ufer und die Wasserfläche ableuchteten. Sobald aber der Lichtkegel eines Scheinwerfers sich suchend näherte, blieb alles unbeweglich stehen. So gelang es, in schwerer, rastloser Arbeit die Pontons unbemerkt vom Gegner hinter der Kossara-Insel in Stellung zu bringen, und damit war ein wichtiger Faktor für den Erfolg, nämlich der der Überraschung, gegeben. Zum Übersetzen waren dieselben Pionierkompagnien herangezogen worden, die seinerzeit mit so hervorragendem Schneid die Überschiffung der Vortruppen der Armeegruppe Woyrsch an der Radomka-Mündung über die Weichsel erzwungen hatten, es waren die 1., 3. und 5. Kompagnie vom k. u. k. Pionierbataillon 2 und die 1., 3. und 4. vom k. u. k. Pionierbataillon 10. Eine Kompagnie Sappeure wurde der ersten Übergangsstaffel beigegeben, um mit Drahtscheren die Hindernisse zu zerstören. Sie führte starken Handgranatenvorrat mit sich. Der Übergang begann. Nach umfassender Artillerievorbereitung mit allen Kalibern, wobei auch die Scheinwerfer der Serben durch wohlgezielte Schüsse zerstört wurden, stießen die Boote der ersten Staffel vom Lande ab, während über sie hinweg die deutschen und österreichisch-ungarischen Batterien mit höchstgesteigerter Feuerkraft ihre Geschosse sandten.

Mitten auf dem Flusse wurden die Boote entdeckt, und nun sprühte ein rasendes Feuer aus allen serbischen Geschützen auf die sich nähernden Flottillen nieder. Umloht von unaufhörlich platzenden Schrapnells, arbeiteten sich die Fahrzeuge weiter. Manches Boot sank, und gar manchem Pionier entfiel das Ruder, wenn er, getroffen vom tödlichen Blei, umsank. Aber mit wilder Energie arbeiteten sich die anderen voran, vorwärts durch das Artilleriefeuer, durch die Sprühregen der rastlos hämmernden Maschinengewehre und der Gewehrkugeln. Die Deutschen packten an der Zigeunerinsel an, während die erste Staffel des Korps Scheuchenstuel direkt auf Belgrad vorging. Sobald die Boote am Ufer aufstießen, stürzten die Serben heran zum Gegenstoß, wobei



Im U-Bootshafen.



U-Boote vor der Abfahrt.

Vom Unterseebootskrieg. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Marinemaler Carl Bössenroth.



Aus den Tagen der Karpathenkämpfe: Auf dem Wege zwischen Wolosate und Kjesvöld.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem bei den österreichisch-ungarischen Truppen befindlichen Kriegsteilnehmer Eduard v. Heintschel.

wurde energisch vorgetragen und ging glatt vorwärts, so daß das Zentrum den Flügeln vorauskam. Das hatte seinen Grund darin, weil das Gelände an der Bergstraße bedeutend gangbarer ist, während die Flügel mehrfach durch tiefe Terraineinschnitte und Wasserläufe aufgehalten wurden, andrerseits in dem außerordentlich heftigen flankierenden Feuer, durch das die Serben aus Angst vor Umfassung das Vordringen unserer Flügelgruppen aufzuhalten suchten.

Unter dem Schutze eines mächtigen Artilleriefeuers, das den ganzen Nordhang des Avalaberges mit schweren Granaten zerhämmerte, griffen wir an. Trotz des rasenden Schnellfeuers der Verteidiger schoben sich unsere Schützenlinien, Wiener und Ungarn, im ersten Treffen unaufhaltsam vor, und als unsere Batterien durch heftiges Sperrfeuer den Serben den Rückweg abschnitten, erschienen in den feindlichen Gräben die weißen Tücher. Achthundert Mann wurden gefangen, viele Hunderte waren gefallen, und von den Gefangenen, die durch das heftige Artilleriefeuer auf das tiefste erschüttert waren, bekam man wie in allen späteren Schlachten nur die eine Antwort: „O Herr, die Artillerie! Das kann ja kein Mensch aushalten, das ist ganz anders wie früher."

Wir stießen sofort nun gegen die Höhe der kleinen Avala vor, um dann durch den Sattel den Aufstieg zur großen Avala zu erzwingen. Um fünf Uhr nachmittags war jene Vorhöhe genommen. Da brachten die Serben, als wir uns gerade zum Sturm auf die Ruinenhöhe anschickten, die Gefahr des Durchbruchs erkennend, ihre Reserven zum Gegenstoß heran, aber dieser mit ungenügenden Kräften unternommene Anlauf zerschellte unter schwersten Verlusten. Sofort gingen wir wieder vor, und nach beständigem harten Waldgefechte war auch die Ruinenhöhe um zwölf Uhr nachts in unseren Händen. Mit der Fortnahme der Avala war das Schicksal der gesamten Position entschieden, die Serben nahmen zuerst ihre Batterien zurück und räumten dann die Flügelstellungen in guter Ordnung.

Sie gingen nun auf die Höhenlinie zurück, welche zwischen Ripanj und Ralja sich hinzieht, und deren Hauptstützpunkt der 407 m hohe Kovionaberg bildet. Auch diese Stellung sowie die weiter östlich liegenden Höhen nördlich und südlich des Raljaflusses wurden ihnen nach hartem Kampfe entrissen und die Serben auf die Linie Kosmaj-Vlaska-Slatina zurückgedrängt. Nach hartnäckigem, erbittertem Ringen erstürmten deutsche Regimenter den Schlüsselpunkt dieser Stellung, den 624 m hohen Kosmaj-Berg, während gleichzeitig österreichische und ungarische Regimenter bei Vlaska Kowacevac durchbrachen.

Während die Nordgruppe unaufhaltsam gegen das Mittelgebirge vorstieß, das Serbien von Osten nach Westen durchzieht, drangen tapfere ungarische Landsturmregimenter durch die Macva vor, die Armee Gallwitz erzwang sich den Vormarsch im Morawatal, und von Osten schoben sich unaufhaltsam die Bulgaren heran, die bereits Negotin und Zaicar in ihren Besitz gebracht hatten.

Wir, d. h. die Nordgruppe, bei der auch ich mich befand, gingen nun über Mladenovac, Belosavce auf Topola vor, das nach leichtem Kampfe genommen wurde. Erst südlich dieser Stadt setzte scharfer Widerstand der Serben ein, denn nun näherten wir uns Kragujewatz, der zweiten Hauptstadt des serbischen Reiches, mit seinem großen Arsenal, seinen Waffen- und Munitionsfabriken. Es war vorauszusehen, daß es hier harte Kämpfe geben würde, und so erhielten das östlich der großen Straße nach Kragujewatz vorgehende Korps Scheuchenstuel sowie der rechte Flügel der Armee Gallwitz den Befehl, Kragujewatz frontal anzupacken und zu nehmen.

Die Serben hielten zähe stand.



Großwesir Prinz Saïd Halim-Pascha,

dem von Kaiser Wilhelm der Schwarze Adlerorden verliehen wurde.
Nach einer Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von den Hofphotographen Sebah & Joaillier in Konstantinopel-Pera.

Nachdem wir in hartem Kampfe die Linie Ugljarevacka glawa-Sremoka poljana durch Erstürmung des 570 m hohen Vucjak trotz heftigsten Feuers der hinter der Studena voda aufgestellten serbischen Batterien durchbrochen hatten, griffen beide Korps die neue Position der Serben zu beiden Seiten der Pazuljicahöhe an und nahmen auch diese. Am Vidovacka glawa stellten sich die Serben abermals zu ernstem Widerstande. Aber auch dieser wurde gebrochen, der Schlüsselpunkt der Stellung, der 499 m hohe Lak, erstürmt und endlich auch nach erbittertem Handgemenge die letzte Vorhöhe von Kragujewatz, der Debeljak, in wildem Bajonettsturm genommen.

Durch den Fall dieser Vorhöhe war Kragujewatz wehrlos geworden. Es wurde nachts von den Serben geräumt, die dort noch leichte Rückzugsgefechte mit den ersten österreichisch-ungarischen Vortruppen hatten, welche scharf nachstießen. Nun kam auch das deutsche Korps heran, und die Brandenburger sowie das Korps Scheuchenstuel entwickelten sich zum Angriff gegen die mächtigen Höhen dicht südlich Kragujewatz, die Stolica, Strašzara und den Lizin Lac. Es war ein mustergültiger Angriff und eine der schönsten Schlachten, die ich mitgemacht habe. Der Angriff wurde durch ein mächtiges Artilleriefeuer eingeleitet und dann der Infanteriesturm vorgebracht, so daß nach zweitägigem Kampfe sich auch diese fast ganz geschlossene mächtige Kammlinie in unserem Besitz befand.

Mit dem Durchbruch dieser Stellung war der Widerstand der Serben nördlich der Morawa gebrochen. Nur bei Slepak versuchten sie einen Gegenstoß gegen das westlich von uns vorgehende deutsche Korps. Er wurde jedoch derartig angenommen, daß die Serben mit einem Verlust von tausend Toten und zahlreichen Gefangenen schleunigst den Rückzug antraten.

So kamen denn die Korps an die Morawa heran, nachdem der rechte Flügel noch einen Angriff von Montenegrinern abgewiesen hatte.

Während bisher der Schwerpunkt der Kämpfe auf unserer Mittelgruppe sowie auf den hart um Nisch kämpfenden Bulgaren gelegen hatte, verschob er sich nun mehr nach dem rechten Flügel, wo ein deutsches Korps nach der Einnahme von Kraljewo über die Morawa energisch in südlicher Richtung vorgegangen war. Diesem Korps gegenüber setzten sich die Serben sehr heftig zur Wehr, indem sie sowohl den Eingang zum Ripnicatale wie vor allem zum Ibartale zu sperren suchten. Die Hauptstützpunkte ihrer Stellung waren die Höhen 555 und 552, sowie die beherrschende Höhe des Lakatberges. Nachdem von dem benachbarten österreichisch-ungarischen Korps zwei Brigaden zur Verstärkung eingetroffen waren, würde nach umfassender Artillerievorbereitung der Infanterieangriff gegen diese Stellung angesetzt und nach zweitägigem erbitterten Kampfe die Höhe 555 und am Nachmittag auch die Höhe 552 sowie der Lakberg im Sturm genommen.

So ging die gesamte Nordgruppe weiter in südlicher Richtung vor, der Flügel stellte die Verbindung mit den Bulgaren her, denen er im Kampfe bei Leskovac wesentliche Dienste leistete. Inzwischen war auch von Westen her die österreichisch-ungarische Gebirgsbrigade Droffa vorgegangen und bedrohte die noch im Ibartale fechtenden serbischen Truppen in Flanke und Rücken, indem sie nach Einnahme der 1499 m hohen Kadina und des nicht weniger als 1649 m hohen Smrcak auf Polumik und Luke im Ibartale vordrang und, durch eine zweite Gebirgsbrigade verstärkt, die außerordentlich wichtige Kosutica-Höhe (1492 m) erstürmte.

Die Serben gingen zurück, um so mehr als auch ein deutsches Korps erfolgreich in der Linie Krsna-Fenak-Lipar vordrang und sich an die mächtige Kernlinie heranschob. Inzwischen war das Korps Scheuchenstuel nach seinem Übergang über die Morawa mit der einen Kolonne auf Soc und den Arnautovac-Berg, mit der anderen auf Pusovac-Zlatari vorgedrungen und hatte mit dem auf Zlatari vorgehenden deutschen Korps südlich Alexandrovac Fühlung genommen. Dieses Korps griff bei Blace mit den Bulgaren zusammen und richtete seinen Stoß vor allem auf Kursumlje, das dann auch tatsächlich den Serben entrissen wurde.

Nachdem auch die letzten Offensivstöße der Serben gegen die Bulgaren gescheitert waren, setzte der große Zusammenbruch der serbischen Armee ein, die sich sonst, wie ich selbst gesehen habe, bisher durchweg sehr gut geschlagen hatte.

Es begann dann der Tragödie letzter Teil, die Verfolgung des serbischen Heeres, die wohl zu einer Reihe von Einzelkämpfen, in denen die Serben von Stellung zu Stellung geworfen wurden, aber zu keinem großen Kampfe mehr führte.

Auch ich ging dann zurück mit dem Eindruck, ein großes Stück Weltgeschichte miterlebt zu haben: Serbien hatte aufgehört zu existieren. Daß aber die ganze Offensive sich so glatt abwickelte, daß alles erreicht wurde, was angestrebt war, das ist das Verdienst unserer glänzenden Führung, die mit Umsicht und Klarheit disponiert, es ist das Verdienst unserer Truppen, die mit eiserner Willenskraft sich auf den Schmutzstraßen Serbiens und über hohe Berge hinwegarbeiteten, stets bereit zum Angriff, zäh, unermüdlich und schneidig.

Der serbische Feldzug ist eine der besten Operationen, welche die Geschichte dieses Krieges aufzuweisen hat, und die Offensive in Serbien wird stets ein unvergängliches Ruhmesblatt der deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Regimenter bilden, die an ihr teilgenommen haben.



Zu der heldenmütigen Verteidigung der Dardanellen durch unsere türkischen Bundesgenossen: Türkischer Truppentransport vor Gallipoli.

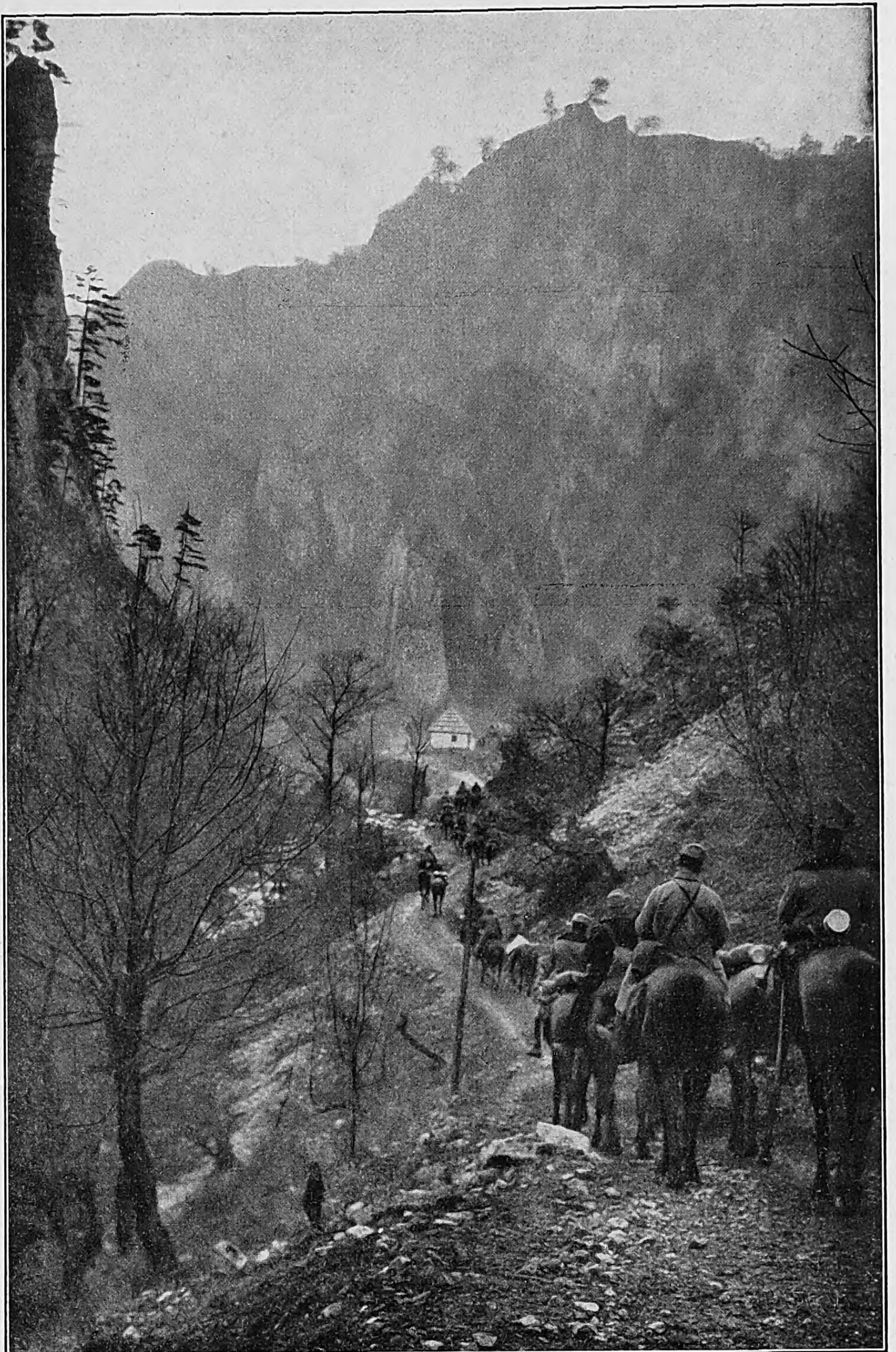
Nach einem Temperagemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Georg Macco.



Zum Treubruch Montenegros: König Nikolaus I. von Montenegro vor dem Eingang seiner Residenz in Cettinje.



Der Oberbefehlshaber des bulgarischen Heeres, General Schekow (×), und der bulgarische Generalstabschef, General Jostow (××), mit ihrem Stabe.



Vormarsch österreichisch-ungarischer Truppen durch die Sutjeskaricka-Schlucht. (Kilophot, Wien.)



Von den Montenegrinern auf der Flucht zurückgelassene Munitionskisten und -karren. (Kilophot, Wien.)

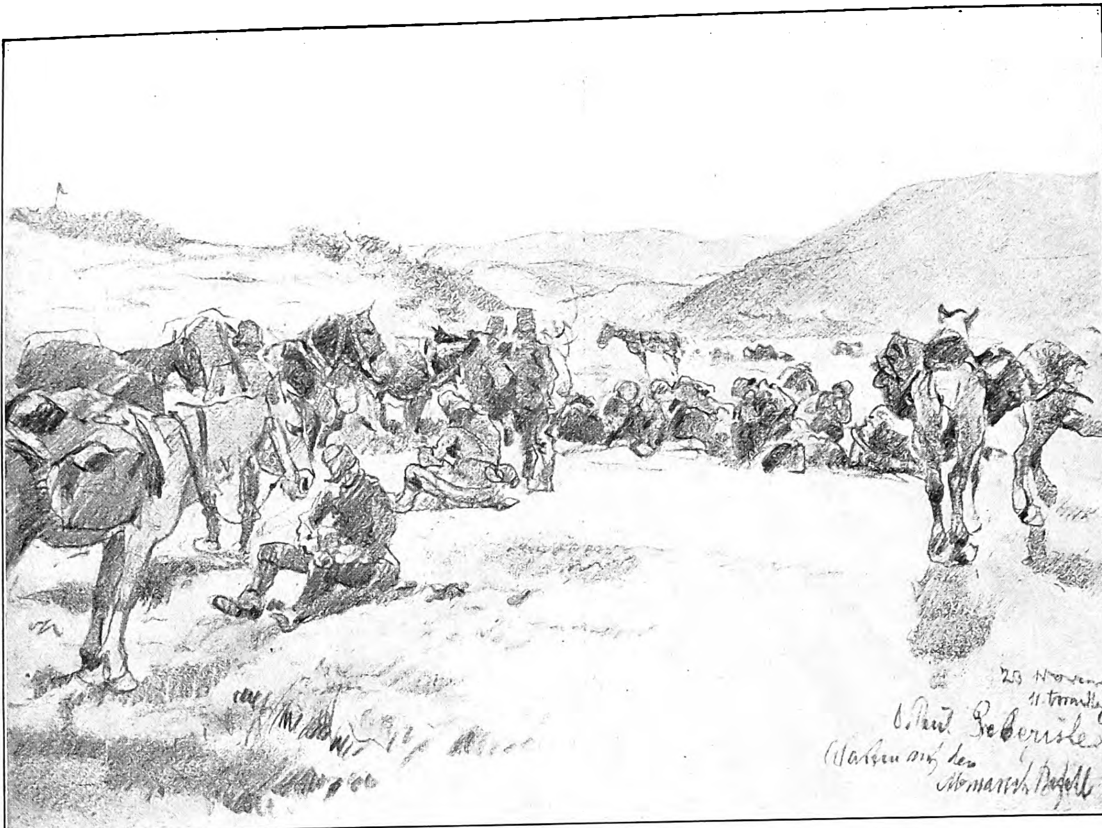
Vom Balkankriegsschauplatz.

Viktor v. Podbielski.

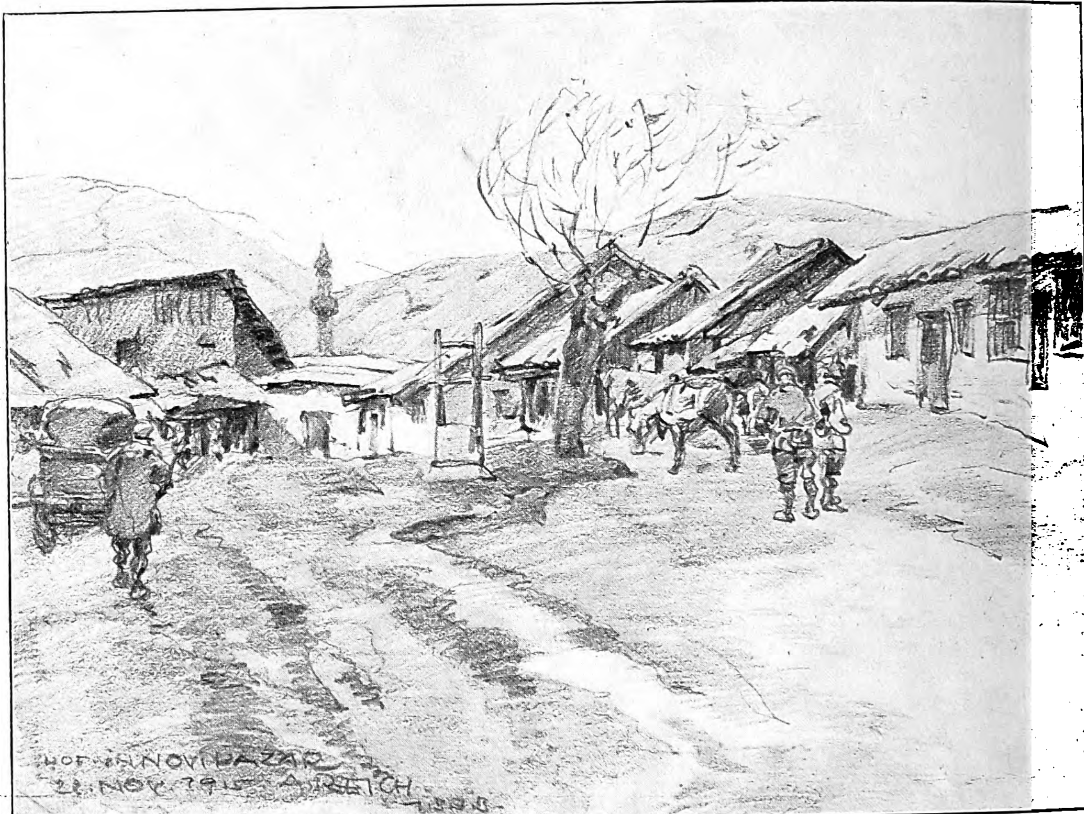
Einer der volkstümlichsten Männer des Reiches ist dahingegangen: Viktor A. Th. v. Podbielski, der Reitergeneral in dem roten Rock und der blauen Attila der Zietenhusaren, der Nachfolger Heinrich v. Stephans als Leiter des Reichspostamtes, der preußische Landwirtschaftsminister von 1901 bis 1906, der Vorsitzende des Reichsausschusses für die Olympischen Spiele, ist in der Frühe des 21. Januar, kurz vor Vollendung seines 72. Lebensjahres, in einem Berliner Gasthof dem Herzschlag erlegen.

Geboren am 26. Februar 1844 zu Frankfurt a. O. als Sohn des insbesondere durch seine Tätigkeit als Generalquartiermeister vor Paris bekannt gewordenen nachmaligen Generalinspekteurs der Artillerie und Generals der Kavallerie Theophil v. Podbielski, hat Viktor v. Podbielski als Achtzehnjähriger die militärische Laufbahn eingeschlagen, die er, mit dem Eisernen Kreuz von 1870/71 geschmückt, 1891 als Generalmajor und Kommandeur der 34. Kavalleriebrigade abschloß, um sich zunächst der Bewirtschaftung seines Ritterguts Dalmin im Kreise Westpriegnitz zu widmen. Schon im Jahre 1894 trat er aber als Abgeordneter des heimatlichen Wahlkreises in den Reichstag, ein Jahr darauf in den Vorstand der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg ein, und die zweite Periode seines öffentlichen Wirkens begann. Die Ernennung des konservativen „Junkers" und Generals zum Staatssekretär des Reichspostamts im Jahre 1897 wirkte als starke Überraschung und wurde dem Kaiser nicht nur in den Kreisen der äußersten Linken, sondern vielleicht noch mehr in denen der Fachleute verdacht; aber der „Postgeneral" wußte sich bald durchzusetzen. Die langjährige Amtsführung des großen ersten Generalpostmeisters des neuen Deutschen Reichs hatte immerhin ein stattliches Erbe von reifen und überreifen Reformwünschen hinterlassen, an deren Verwirklichung der neue Herr nun mit frischem Mute und ohne jede Voreingenommenheit ging. Die Verbilligung der Brief- und Postkartengebühren, die sich allerdings als nicht dauernd haltbar erwies, machte ihn rasch beliebt trotz der damit verbundenen Unterdrückung der Privatpostanstalten, und auch sonst gewann ihm sein entschlossen zupackendes, gänzlich unbureaukratisches Wesen Freunde bis weit in die Reihen seiner politischen Gegner hinein. Immerhin hatte man das Gefühl, daß er jetzt erst der richtige Mann an der richtigen Stelle sei, als der Kaiser den Staatssekretär des Reichspostamts, der im Jahre 1898 Wirklicher Geheimer Rat mit dem Titel Exzellenz geworden, 1900 à la suite der Zietenhusaren gestellt worden war, im Jahre 1901 zum preußischen Staatsminister und Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannte. Podbielski war auch zweifellos ein ganz hervorragender Landwirt. Aber als Minister hat er es dann seinen Berufsgenossen doch nicht immer recht zu machen verstanden, und er sah sich eines Tags genötigt, das „Tischtuch zwischen sich und dem Bunde der Landwirte entzweizuschneiden", während ihn andererseits seine ausgesprochen agrarische Politik häufig in scharfen Gegensatz zu der Linken brachte. Sein Rücktritt am 11. November 1906 — wenige Wochen vor der Auflösung des Reichstags wegen des Kolonialkonflikts mit dem Zentrum — schien indes mehr persönliche oder wenigstens allgemein-politische Gründe zu haben. Das persönliche Wohlwollen des Kaisers, dessen er sich lange Jahre in außerordentlichem Maße erfreut hatte, war ihm nicht ununterbrochen erhalten geblieben, und von dem Fürsten v. Bülow trennte ihn eine gewisse Gegensätzlichkeit des Wesens. — Dieses Wesen kennzeichnete sich bei Viktor v. Podbielski durch eine kraftvolle Unbekümmertheit des Ausdrucks wie in dem berühmten Wort von dem „L... kanal", mit dem er sich „nicht vor den Bauch stoßen lassen" würde, durch ein starkes Überwiegen des Willens und der Entschlußkraft gegenüber den rein intellektuellen und Bildungseigenschaften, durch einen kernigen, in keiner Lage versagenden Humor, diese köstlichste aller Gottesgaben, und schließlich durch ein ganz erhebliches Maß von Geschäftssinn und Geschäftsklugheit. Ein Staatsmann im eigentlichen Sinne war er nicht und wollte er auch nicht sein; seine Beredsamkeit glich zuweilen einem federlosen Wagen, der über ein frischgepflügtes Ackerfeld hinrast. Aber ein Mann war er durch und durch, ein echter preußischer Offizier und ein glühender Vaterlandsfreund. Daß er als solcher auch Idealist war, das beweist seine letzte überaus dankenswerte Tätigkeit im Bereich der Ertüchtigung der deutschen Jugend, die gerade noch zur rechten Zeit eingesetzt hat.

Vermählt war Viktor v. Podbielski mit Margarete geb. v. Twardowska. Drei Söhne stehen ihm im Feld, alle drei als Leutnants bei seinen geliebten Zietenhusaren. Es gibt niemand im Deutschen Reich, der nicht dem alten „Pod" von Herzen gewünscht und gegönnt hätte, daß er ihnen am großen Tage des Siegeseinzuges möchte voranreiten dürfen. H. D.



Warten auf den Abmarsch-Befehl in Breberiste.



Hof in Nowibasar.



Alte Kaserne in Kragujewatz.

Aus den Tagen des deutschen Vormarsches in Serbien.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.

Kriegschronik.

13. Januar 1916. (Fortsetzung von Seite 114.)

Die englische Wehrpflichtvorlage ist gestern in zweiter Lesung mit 431 gegen 39 Stimmen angenommen worden. Die neuen Erleichterungen bestehen darin, daß die Verheirateten unter den im militärischen Dienstzwang stehenden Männern überhaupt ausgeschaltet werden. Die Unverheirateten können in drei Instanzen gegen die Einberufung Einspruch erheben. Gewisse Industriezweige genießen von vornherein Immunität gegen die Wehrpflicht. Die Iren bleiben vom Militärzwang ganz ausgeschlossen. Nach dem Kriege soll der Dienstzwang wieder fallen gelassen werden.

14. Januar 1916.

Der österreichisch-ungarische Generalstab gibt bekannt: Die Hauptstadt Montenegros ist in unserer Hand. Den geschlagenen Feind verfolgend, sind unsere Truppen gestern nachmittag in Cettinje, der Residenz des montenegrinischen Königs, eingerückt.

Weiter meldet der österreichisch-ungarische Generalstab: Der Feind versuchte seit gestern früh neuerlich, unsere beßarabische Front bei Toporoutz und östlich von Raranzre zu durchbrechen. Er unternahm fünf große Angriffe, deren letzter in die heutigen Morgenstunden fiel. Er mußte aber jedesmal unter den schwersten Verlusten zurückgehen. Hervorragenden Anteil an der Abwehr der Russen hatte abermals das vorzüglich geleitete, überwältigende Feuer unserer Artillerie. Seit Beginn der Schlacht in Ostgalizien und an der beßarabischen Front wurden bei der Armee des Generals Freiherrn v. Pflanzer-Baltin und bei den österreichisch-ungarischen Truppen des Generals Grafen Bothmer über 5100 Gefangene, darunter 30 Offiziere und Fähnriche, eingebracht.

Die bisher festgestellte türkische Beute auf Gallipoli umfaßt 10 Kanonen, 2000 Gewehre und Bajonette, 8750 Granaten, 4500 Kisten Munition, 13 Bombenwerfer, 45000 Bomben, 160 Munitionswagen, 61 leichte Wagen mit Zubehör, 67 Leichter und Pontons, 2850 Zelte, 1850 Tragbahren, eine Menge Benzin und Petroleum, Decken und Kleidungsstücke, 21000 Konservenbüchsen, 5000 Sack Getreide, 12500 Schippen und Hacken.

Ein Jahr deutsche Lebensmittelpolitik.

Von Syndikus Martin Schneider, Leipzig.

Am 26. Januar jährte sich der Tag der Beschlagnahme des Getreides und Mehles in Deutschland, jenes größten wirtschaftlichen Eingriffs, den ein Kulturvolk bisher erlebte. Diese Beschlagnahme war der erste Schritt zu einer „Durchorganisierung" des Lebensmittelmarktes. Heute, nach einem Jahre, sehen wir, daß kein Teil der lebensnotwendigen Nahrungsmittel ohne weitgehende behördliche Maßnahmen geblieben ist: Brot, Mehl und Butter werden, nach Karten rationiert, der Bevölkerung zugeteilt; Fleisch und Fett an je zwei Tagen der Woche für den Verbrauch gesperrt; Kartoffeln, Fleisch, Fett, Butter, Wild, Fische, Geflügel, Marmelade und Gemüse zu Höchstpreisen abgegeben; fast alle diese Lebensmittel sind ganz oder teilweise, im ganzen Reich oder nur in den Großstädten beschlagnahmt — nirgends kann bei diesen Waren freier Wettbewerb oder Angebot und Nachfrage noch Menge des Verbrauchs und Höhe des Preises bestimmen. So können wir nach einem Jahre die Systeme der Verbrauchsregelung übersehen, ohne freilich sagen zu können, welche Erfolge diese verschieden gearteten Einrichtungen (in jedem Sinne!) gehabt haben.



Staatsminister Viktor v. Podbielski,
ehemaliger preußischer Landwirtschaftsminister und vorher Staatssekretär des Reichspostamtes, † am 21. Januar in Berlin infolge Herzschlags. (Phot. Nicola Perscheid, Berlin.)

Der Beschlagnahme des Getreides war von Kriegsbeginn an ein halbes Jahr verhältnismäßiger Ruhe vorausgegangen; von der Befugnis, Höchstpreise für Lebensmittel festzusetzen, nach dem Gesetz vom 4. August 1914, hatte der Bundesrat in den ersten Kriegsmonaten keinen Gebrauch gemacht, nur die Versorgung des Heeres mit Hafer, Heu, Stroh und Getreide war durch Errichtung der „Zentralstelle für Heeresverpflegung" einheitlich für das Reich geordnet. Ende Oktober 1914 sah man sich zu den ersten Maßnahmen auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung genötigt, die freilich zunächst nur „Streckungsvorschriften" waren. Damit (28. Oktober 1914) verließen wir die Theorie der ersten Kriegsmonate, durch störungsfreies Steigen der Preise und vollständige Freiheit des Handels die Mengen nötiger Lebensmittel, sei es auch teuer, in ausreichendem Maße uns zu beschaffen. Wir begannen uns der Überzeugung zu beugen, daß auch höchste Preise und alle Anstrengungen eines geschulten Handels und vieler dem Handel neuer Personen den störungsfreien Zufluß von Nahrungsstoffen nicht mehr verbürgten, und glaubten zunächst durch Dehnung oder „Streckung" der Menge die Versorgung auch der Ärmsten sicherzustellen. Mit dieser Überzeugung mußten wir Weihnachten 1914 brechen aus Gründen, die sich heute noch der öffentlichen Erörterung entziehen. Schon wußten wir ja, daß weder Höchstpreise allein, noch etwa diese, mit Beschlagnahme aller Lebensmittel verbunden, die Versorgung jedes Haushaltes des Deutschen Reiches mit zur Ernährung nötigen Lebensmitteln sicherstellten. Wir sind damit vom freien Händlerstandpunkt über die Versuche der Streckung zum heute noch herrschenden System der „Sicherstellung" der Vorräte und der Verteilung bis in den Einzelhaushalt gekommen; zu einem System, das, ernsthaft und wissenschaftlich gediegen, in Karikatur und Spottversen, bei Neutralen und Feinden als unbedingt „unmöglich" verschrien wurde, von dem wir zwar heute noch nicht sagen können, daß es überall glücklich durchgeführt ist, wohl aber behaupten können, daß nirgends im Deutschen Reich im Jahre 1915 ein Hungeraufstand oder auch nur Unruhen das Versagen des Systems bewiesen hätten. Unsere Bemühungen richteten sich im letzten Jahre also auf zweierlei: den katastrophal steigenden Preisen von 1914 eine unbedingte und nicht zu brechende Höchstgrenze zu setzen und die im Reiche vorhandenen Mengen zielbewußt an die Verbraucher zu verteilen. Damit mußte der Handel, der von Angebot und Nachfrage lebt, in einer Zeit, in der nur Nachfrage, nervöse, eigensinnige, selbstsüchtige Nachfrage herrschte, Stück um Stück seiner Tätigkeit an behördliche Organisationen abgeben, die nur „verteilten", nicht mehr „Handel trieben".

Von diesen neuen Einrichtungen für die Lebensmittelverteilung sind drei im letzten Jahre tätig geworden: die Reichsgetreidestelle (früher Kriegsgetreide G. m. b. H.), die Zentraleinkaufsgesellschaft (früher Reichseinkauf) und die Reichskartoffelstelle. Sie sind übereinstimmend mit den Verteilungsgesellschaften der anderen Bedarfsgegenstände als sogenannte gemischt-wirtschaftliche Unternehmungen gegründet, die neben einer behördlichen Spitze ein privates Geschäftsunternehmen besitzen, begrenzte Dividendenmöglichkeit haben und insoweit als „gemeinnützige" Unternehmungen arbeiten. Diese Gesellschaften haben aber gleichartig auf den eigenen Betrieb, d. h. die Lagerung, Verarbeitung und die tatsächliche Lieferung von Lebensmitteln, verzichtet und den anderen Teil der Aufgabe, die Fertigstellung und Verteilung der Lebensmittel, den Kommunalverbänden übertragen, die zwangsmäßig alle Einwohner im ganzen Gebiet des Reiches umschließen. „Diese Selbstverwaltungskörperschaften, die sich seit den Tagen der Steinschen Städteordnung ständig und kräftig entwickelt haben, verfügen über geschulte Beamte und ehrenamtliche Kräfte, haben eigene Finanzverwaltung und genießen das Vertrauen ihrer Bevölkerung, so daß ihnen diese Aufgabe gestellt werden konnte, für die es ohne sie schwerlich eine Lösung gegeben hätte." Diese Kommunalverbände haben damit eine Belastungsprobe bestanden, die ihr Schöpfer nicht ahnen konnte, sie waren auch bei Kriegsbeginn nur gesetzlich und finanziell dazu gerüstet; aber schon jetzt, Januar 1916, sind sie an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt, die pflichteifrigen und opferbereiten Beamten auch in Deutschland einmal gesteckt ist. So ist das Ergebnis dieses Kriegsjahres wohl zunächst die Erkenntnis, daß neben Industrie, Landwirtschaft, Gewerbe und Arbeiterschaft unser Beamtentum der Selbstverwaltungskörper, vom Landrat und Amtshauptmann bis zum letzten Wahlvorstand im kleinen Erzgebirgsdorf, eine „Umgruppierung" ohne Vorbild und ohnegleichen vorgenommen hat; und weiter, daß diesen Verwaltungskörpern im Frieden ganz andere Aufgaben zugetraut werden können, als wir bis zum Kriege glaubten und wollten. Neben dem preußischen Leutnant macht man uns wohl den deutschen Verwaltungsbeamten nun nicht mehr nach!

Es wurde hier schon gesagt, daß wir uns bisher nur bei Brot, Mehl und Butter zur völligen Durchorganisierung entschlossen haben. Der dafür allen sichtbare Ausdruck ist die „Verteilungskarte." Das Jahr 1915 hat nur die Brotkarte gebracht, deren vollständige Einführung im ganzen Reich erst im August 1915 erfolgte. Von ihr hinauf, die nur einen Ausweis, kein Recht auf Brot darstellt, bis zum Getreidehalm auf dem Acker läuft eine ununterbrochene Kette von gesetzlichen, finanziellen und technischen Vorschriften und Maßnahmen, deren Zweck sein soll: die lücken- und restlose Aufteilung der deutschen Ernte in Tagesteilchen von je 225 g Mehl. Dabei sind zu unterscheiden, wie bei allen anderen Lebensmitteln, die versorgungsberechtigte Bevölkerung, die Angehörigen des Heeres und der Marine und die Landwirte, die als „Selbstversorger" anerkannt sind. Hier scheiden die Maßnahmen zur Versorgung des Heeres aus, die freilich auch von den genannten drei Verteilungsstellen erledigt werden; die Versorgung der Selbstversorger



Von der Sturmflutkatastrophe in Holland Mitte Januar: Prinz Heinrich der Niederlande (×) bei seinem Besuch der im Zuidersee gelegenen Insel Marken, deren Bewohner durch die Überschwemmung besonders schwer heimgesucht wurden. (Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.)

erfordert lediglich eine Anzahl Berechnungen und ein ausgedehntes Maß von Kontrolle bei den Kommunalverbänden; es bleiben also zu verpflegen nur die Einwohner der Städte und des platten Landes, die nicht selbst genügende Mengen Lebensmittel erbauen. Die Zahl dieser Einwohner ist bei der Brotverteilung eine andere als bei Kartoffeln, Butter usw. Leider sind diese Zahlen trotz des Krieges und der Unmöglichkeit der Auswanderung durch immerhin große Binnenwanderungen in vielen Bezirken schwankend, woraus mancherlei Fehler in der Versorgungsregelung entstehen. Wie hier, so hat sich auch bei der Deckung des Bedarfes selbst als außerordentlich erschwerend erwiesen, daß wir eigentlich nur beim Mehl über einigermaßen brauchbare Zahlen des Verbrauchs verfügten, leider wußten und wissen wir über den Konsum der Gegenstände des täglichen Lebens am wenigsten. Mit aus diesem Grunde sind wir 1915 bei der Brotkarte stehen geblieben und haben Karten für Fett, Petroleum, Kohlen, Milch den Verfügungen der einzelnen Städte usw. überlassen.

Im System der Versorgung sind wir nach den Erfahrungen des Frühjahrs 1915 dazu übergegangen, den Schwerpunkt und die Verantwortung der Versorgung auf den untersten Faktor der Regelung, eben auf die Kommunalverbände, zu legen. Die tatsächliche Versorgung ruht überall auf der unteren Verwaltungsbehörde. Diese beschäftigen nach Möglichkeit den für die Lebensmittel nötigen Handel und die Gewerbe in ihrem Bezirk, nur für Fleischkonserven, Marmeladen und für Butter hat die Zentraleinkaufsgesellschaft unabhängig und abseits von den Bezirken eine Regelung getroffen. Dabei ist nun weiter die grundsätzliche Unterscheidung in allen Gebieten getroffen worden nach Zuschuß- und Überschußbezirken; als Zuschußbezirke gelten im allgemeinen alle Gemeinden über 10000 Einwohner. Leider haben wir dabei sowohl beim Brotgetreide wie bei den Kartoffeln und der Butter die wirtschaftsgeschichtlich gewordene Bedarfsregelung Deutschlands dergestalt über den Haufen werfen müssen, daß zu ganz ungewöhnlicher Zeit lange Eisenbahnzüge Getreide und Kartoffeln von Ost nach West befördert werden mußten und Bezirke in Versorgungsbeziehungen kamen, die im Frieden nie zusammen arbeiteten. Auch dies ist ein Grund des sehr fühlbaren Wagenmangels.

Finanziell sind die Gesellschaften selbst nicht sonderlich reichlich ausgerüstet worden; es ist vielmehr überall gelungen, durch Einfügung des Handels und der Gewerbe in das System auch das Betriebskapital des Unternehmers für die Versorgung nutzbar zu machen. Das Reich selbst hat im Jahre 1915 nur beim Gefrierfleisch und bei den Kartoffeln Zuschüsse leisten müssen, dagegen sind die Kommunalverbände, ganz besonders aber die Groß- und Industriestädte, zu außerordentlichen Opfern herangezogen worden, zu Opfern, die allerdings bis jetzt von jeder Stadt ohne Änderung des Finanzsystems getragen worden sind und, wie wir nicht bloß hoffen, sondern bestimmt sagen können, auch für jede Dauer des Krieges getragen werden. Überschüsse im privatwirtschaftlichen Sinne können ja leider nur die Überschußgebiete machen. Dies nun führt zu einer Betrachtung der Preise in Deutschland, für die natürlich öffentliche Statistiken nicht bestehen! Sind wir billiger oder teurer geworden im Gesamtaufwand? Gewiß teurer, wenn man Friedenspreise zum Vergleich heranzieht, gewiß billiger, wenn man die Einzelpreise von Weihnachten bis April 1915 vergleicht mit den heute gültigen Höchstpreisen. Nur ein Beispiel: Januar 1915 kosteten 100 kg Roggenmehl im Königreich Sachsen 43 ℳ, Januar 1916 kosten sie im Landesdurchschnitt 32,50 ℳ. Brot ist ebendort für das Pfund von 19 Pf. auf 15½ Pf. gesunken. Dabei steht außer allem Zweifel, daß wir im ganzen Jahre jedem Einwohner über zehn Jahre täglich ein reichliches halbes Pfund Brot, etwa 1½ Pfund Kartoffeln und ¼ l Milch sicherstellen konnten und diese drei Lebensmittel, und Butter und Schweinefleisch dazu, über allen Zweifel erhaben in der gleichen Menge mit geringen Zulagen zu höchstens den heutigen Preisen jedem Versorgungsberechtigten für die ganze Dauer des Jahres 1916 geben können! Damit haben wir diese fünf notwendigsten Nahrungsmittel aus dem Bereich der Wahrscheinlichkeit, Deutschland zu besiegen, entfernt.

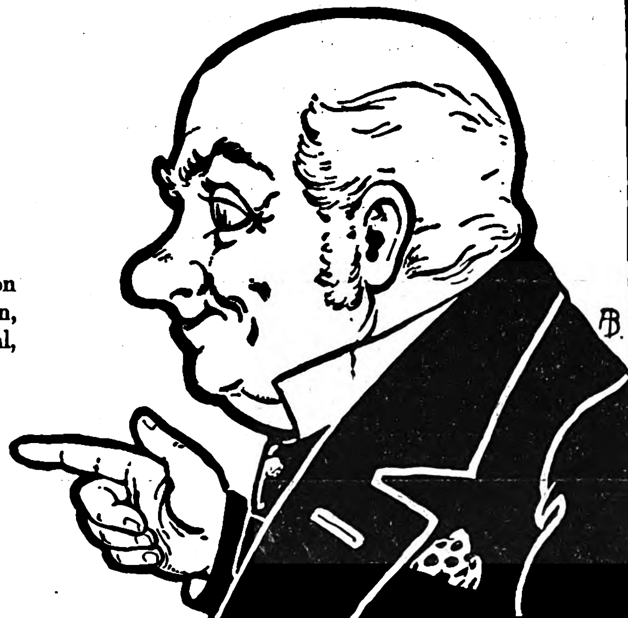
Noch eine Regelung mußte 1915 getroffen werden neben der Verteilung, das war den rings um uns entstehenden staatlichen Einfuhrgesellschaften gegenüber eine Ordnung der Einfuhr wichtiger Bedarfsartikel aus dem Ausland. Zunächst wurde die Einfuhr von Getreide, Mehl und Kleie der Zentraleinkaufsgesellschaft übertragen, die Beschaffung ausländischer Butter durch diese Gesellschaft folgte. Dazu zwang uns sowohl die Syndizierung der rumänischen Ausfuhr als die Gründung der holländischen NOT, der schweizerischen SSS, der dänischen Handelsgesellschaft usw. Wir bezogen weiter in den



Dietlof Graf v. Arnim-Boitzenburg,
der neugewählte Präsident des Preußischen Herrenhauses.

Zu der völkerrechtswidrigen Besetzung der griechischen Insel Korfu durch die französischen Truppen: Blick auf die an der Ostseite der Insel gelegene Hauptstadt Korfu von der Königlichen Villa Monrepos aus. Nach einem Gemälde von Albert Simon.

Ende des redaktionellen Teils.



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3788. 146. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 3. Februar 1916.

betroffen worden. Wurde doch während des Krieges die Biersteuer verdoppelt und auch die Auflagen auf Kakao, Tee, Zichorie, Zucker und Marmeladen, Dinge, die heute doch weniger Genußmittel als vielmehr dringend notwendige Nahrungsmittel sind, auf eine Höhe gebracht, die zweieinhalb mal so groß ist als in Deutschland. Der Rest der nötigen Steuerbelastung wurde in England durch Zölle auf Autos, Films und Uhren gewonnen. Durch diese Maßnahmen sind, wie aus der Tabelle zu ersehen, die Inlandssteuern von 83 auf 205 Millionen Pfund Sterling, die Zölle und Verbrauchsabgaben von 68 auf 112 Millionen Pfund Ertrag hinaufgeschraubt worden. Die gesamte Einkommensvermehrung beträgt über 160 Millionen Pfund Sterling, das sind 3½ Milliarden Mark oder auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet 73 Mark auf den Kopf. Demgegenüber haben wir in Deutschland immer noch dieselben Reichssteuern ohne jede Steuererhöhung. Zwar hat unser Reichsschatzsekretär schon angekündigt, daß auch uns der Krieg eine kolossale Steuerbelastung bringen werde, und zwar ganz abgesehen von den zu erwartenden Kriegsentschädigungen, auf die wir natürlich rechnen. Deutschland kann es, wie der Schatzsekretär sich ausdrückte, ertragen, ärmer zu werden. Ein verarmtes England aber ist bedeutungslos. Bisher war es Englands gewaltige finanzielle Übermacht, die den Vierverband zusammenhielt. Verliert es durch die oben angedeutete enorme Steuerbelastung diesen Untergrund, so zerstiebt auch der Kreis der Trabanten, den es um sich gezogen hat, und aus dem reichen Lande von ehedem wird ein Staatshaushalt, der aufs sparsamste wirtschaften muß.

Der Kohlenreichtum Deutschlands ist eine glückliche Fügung in diesem ungeheueren Weltkriege. Von der gesamten Erzeugung an Kohle des Erdballs, die rund 20 Milliarden Zentner beträgt, entfallen rund 5 Milliarden 600 Millionen Zentner auf Deutschland. Nach zuverlässigen Berechnungen besitzen die beiden wichtigsten deutschen Kohlenfelder jedes für sich allein einen Vorrat, der dem ganzen „weltbeherrschenden“ Kohlenlande England zumindest gleichkommt und uns eine Förderdauer von mehr als 800 Jahren verbürgt.

Eiserne Vaterlandspflicht eines jeden Garteninhabers ist in der gegenwärtigen ernsten Zeit, daß er in seinem Garten nichts anderes als nahrhafte, schnellen und reichen Ertrag liefernde Gemüse anbaut und dabei jedes kleinste Stückchen Land aufs vorteilhafteste zur Gemüseanzucht ausnutzt. Wer hierbei Zeit und Geld sparen will, lasse sich das soeben erschienene Hauptverzeichnis von den in aller Welt rühmlichst bekannten Samenkulturen mit Handelsgärtnerei von F. C. Heinemann, Königl. Preuß. Hoflieferant in Erfurt 30 kommen, was kostenlos geschieht.

Eine Umwälzung im Klavierbau. Als die Firma Steinway & Sons im Jahre 1853 in Neuyork gegründet wurde, ahnte niemand, welche Veränderungen das Auftreten dieser Firma im Klavierbau hervorrufen würde. Aber schon im Jahre 1855 erregte ein von der jungen Firma ausgestelltes Tafelklavier „Kreuzsaitig und mit vollem Eisenrahmen“ solches Aufsehen, daß nahezu sämtliche Pianofabrikanten der Welt von ihrer bisherigen Arbeitsweise abzugehen gezwungen wurden. Die Schrift Kl., die die deutsche Fabrik von Steinway & Sons, Hamburg 6 kostenlos versendet, enthält wissenswerte Mitteilungen über die Pionierarbeit, die Steinway & Sons geleistet haben.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3788. 146. Band.



Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern,

der erfolgreiche Führer einer deutschen Heeresgruppe im Osten, der am 9. Februar seinen 70. Geburtstag begeht. Nach dem Leben gezeichnet von Arnold Busch.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg.

Der Vierverband und die neutralen Staaten.

Von Professor Philipp Zorn, Mitglied des Preußischen Herrenhauses und Kronsyndikus.

Je länger der Weltkrieg dauert, und je aussichtsloser er sich für den Vierverband militärisch gestaltet, desto grauenhaftere Formen nimmt er in einzelnen seiner Vorgänge für das sittliche Gesamtbewußtsein der Menschheit an. Was der Vierverband im ehrlichen Waffenkampfe nicht zu erreichen vermag, das versucht er durch die rohesten Gewaltakte zu erzielen. Von dem, was man einst Völkerrecht nannte, ist auf seiten des Vierverbandes seinen Gegnern gegenüber längst keine Rede mehr; nunmehr sind auch den neutralen Ländern gegenüber die letzten Hüllen, die man bis jetzt noch notdürftig bewahrte, gefallen, und ohne jede Scheu in brutaler Gewaltsamkeit verkünden England und Frankreich durch ihre Handlungen das Gesetz, das sie an die Stelle des bis jetzt geltenden Rechtes gesetzt haben: daß sie jedem Neutralen, der sich nicht ihrem Willen fügt, den Hals umdrehen und ihm den staatlichen Garaus machen werden. Denn nichts anderes besagen die neuen Gewaltakte Englands und Frankreichs gegen Griechenland. Und es bedarf keines sehr großen Scharfsinnes, um zu erkennen, daß die wütenden Angriffsbewegungen der Russen gegen Ostgalizien und die Bukowina in letzter Zeit keinen anderen Zweck haben, als die militärischen Voraussetzungen zu schaffen, um auch gegen Rumänien in der gleichen Weise vorzugehen wie gegen Griechenland. Der staatliche Meuchelmord an Griechenland ist die ehrenvolle Aufgabe, die die ersten „Kulturmächte“ der Welt, England und Frankreich, übernommen haben, die gleiche Aufgabe soll Rußland, nachdem die österreichisch-ungarische Macht durch einen furchtbaren Angriff zerschmettert ist, gegenüber Rumänien vollziehen, falls Rumänien wie Griechenland dem Willen des Vierverbandes freiwillig sich zu beugen noch länger zögert. So hat man, wie wir annehmen, die Rollen im großen Kriegsrate in Paris oder Calais verteilt. Und mit gesamter Kraft soll dann Bulgarien gestraft und vernichtet und der Triumphzug zu Lande nach Konstantinopel unternommen werden, nachdem das große Unternehmen dieses Triumphzuges von Gallipoli aus als eine der größten und lächerlichsten Blamagen der Weltgeschichte für die beiden stolzesten Großmächte der Welt, für England und Frankreich, geendet hat.

“It is a long way to Tipperary”, so singen wir in ruhiger Zuversicht mit den englischen Tommies und erwarten in großer Ruhe die weitere Entwicklung des neuen Orient-Kriegsplanes des Vierverbandes. Daß bei diesem Kriegsplane Italien die Aufgabe des Vormarsches von Montenegro und Albanien aus zugeteilt worden ist, darf als sicher angenommen werden. Ob freilich Italien geneigt sein wird, diese schwere Aufgabe noch auf sich zu nehmen, nachdem seine als weltgeschichtliche Pflicht betrachteten Aufgaben am Isonzo und im Trentino trotz der unerhörtesten Opfer, die man für deren Erfüllung brachte, sich als gänzlich unlösbar erwiesen haben, steht dahin; jedenfalls hat Italien bis jetzt keine ernsthaften Veranstaltungen getroffen, die Durchführung seines Teiles des neuen Orientprogramms in Angriff zu nehmen. Und das Schicksal Montenegros wird in Italien schwerlich große Begeisterung erwecken, den dornigen Weg der albanischen Unternehmung zu beschreiten: Montenegro ist militärisch vernichtet, und der erste große Erfolg des nach der Katastrophe Serbiens im Großen Kriegsrat neugestalteten Orientprogrammes des unüberwindlichen Vierverbandes ist — die Katastrophe Montenegros! Damit wird ein großes österreichisch-ungarisches Heer zum Vormarsch in Albanien frei, für welchen selbstverständlich in dem besetzten Montenegro die erforderlichen Sicherheitsbürgschaften alsbald geschaffen werden müssen. Welche moralische Wirkung aber in der ganzen Welt und insbesondere in Italien die Niederwerfung Montenegros haben wird, ist noch in keiner Weise abzusehen: sie ist ein weiteres zweifelloses Zeugnis von dem glorreichen Siege und der unüberwindlichen Kraft der Zentralmächte und wird als solches zweifellos ihre großen welthistorischen Folgen haben, die um so tiefer sein werden, je vollständiger inzwischen die mit rasender Wut unternommenen russischen Angriffe in Ostgalizien und der Bukowina zerschellen und verbluten.

Indes muß Griechenland die allem Recht hohnsprechenden Gewaltakte Frankreichs und Englands über sich ergehen lassen. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist viel zu gewaltsam erregt für eine ruhige Untersuchung der Gründe, warum Griechenland in die jetzige furchtbare Lage gekommen ist und kommen mußte; daß sie das Werk des großen griechischen Hochverräters Venizelos ist, erscheint unzweifelhaft. Von irgendwelchen völkerrechtlichen Betrachtungen kann dabei überhaupt nicht mehr die Rede sein: die ganze Kette der englisch-französischen Gewaltakte gegen Griechenland ist ein einziger zynisch-brutaler Hohn auf das Völkerrecht. Man darf wohl sagen: noch niemals, wenigstens in den Jahrhunderten der Neuzeit, ist ein Staat in so unerhört schamloser und roher Weise vergewaltigt worden, wie Griechenland in den letzten Monaten durch England und Frankreich.

Zwei Punkte aber sind in dieser griechischen Tragödie absolut klar und müssen aufs schärfste betont werden. Einmal, daß Frankreich und England Gebiet des griechischen Staates wider dessen Willen militärisch besetzt und zum Stützpunkt ihrer Kriegshandlungen gegen die Mächte des Zentralverbandes und Bulgariens gemacht haben. Dies hat zur notwendigen Folge, daß die Zentralmächte und Bulgarien dies Gebiet als feindliches Gebiet betrachten und darnach ihre Kriegshandlungen einrichten müssen. Noch haben diese Mächte ihren Fuß nicht auf griechisches Gebiet gesetzt. Warum die Sieger ihren von den größten militärischen Erfolgen gekrönten Siegesmarsch von der Donau bis zum Wardar an der griechischen Grenze eingestellt und diese bis heute nicht überschritten haben, ist dem in die Feldzugspläne Uneingeweihten nicht klar und wird erst späterhin seine Aufklärung erfahren; welche Gestalt und Ausführung unsere militärischen Pläne auf der Balkanhalbinsel, insonderheit auf griechischem Gebiete, finden werden, wird zweifellos eine baldige Zukunft lehren. So viel aber steht heute bereits unbedingt fest, daß die kriegerischen Operationen der Zentralmächte und Bulgariens auf griechischem Gebiete nicht gegen den Staat Griechenland gerichtet sind, sondern durch Erreichung unserer kriegerischen Ziele zugleich dem Ziele der Befreiung und Wiederherstellung des griechischen Staates dienen. Während Frankreich und England nicht nur griechisches Gebiet gegen Griechenlands Willen besetzt haben, sondern ganz sicherlich nicht davor zurückscheuen werden, griechisches Gebiet, soweit es ihren Zwecken dient, dauernd in ihrer Macht festzuhalten, falls ihnen dies nicht unmöglich gemacht wird, dienen die demnächstigen Kriegshandlungen der Zentralmächte und Bulgariens nicht nur deren eigenen Kriegszwecken, sondern zugleich der Befreiung Griechenlands von dem Sklavenjoche Englands und Frankreichs, der Wiederherstellung Griechenlands in seiner Souveränität als Staat und in der Unversehrtheit seines Gebietes. Welche Stellung Griechenland selbst hierzu einnehmen wird, wird die allernächste Zukunft zeigen müssen. Das kriegserfahrene und kampferprobte griechische Heer wird hierfür ein Faktor von hochwichtiger Bedeutung sein.

Dazu aber kommt noch ein Zweites. Falls überhaupt die Landung der französisch-englischen Heeresmacht in Saloniki mit Zustimmung Griechenlands erfolgte, was heute noch nicht völlig aufgeklärt ist, so geschah diese Zustimmung ausschließlich zu dem Zwecke, um Serbien Hilfe zu leisten. Nachdem durch die vollständige Niederwerfung Serbiens dieser Zweck hinfällig geworden war, war auch die Voraussetzung für die Anwesenheit einer englisch-französischen Truppenmacht auf griechischem Boden hinfällig geworden. England und Frankreich aber haben nicht nur den griechischen Boden nicht verlassen, sondern haben sich dort vielmehr dauernd eingerichtet, griechische Häfen und Landesteile besetzt und die griechische Staatshoheit vergewaltigt und zerbrochen, wo und wie es ihnen beliebte, Griechenland geradezu als erobertes Land behandelt.

Diese himmelschreienden Gewalttaten der zwei großen „Kulturmächte“, die fortwährend in tönenden Phrasen der Welt vorschwindeln, sie seien die berufenen Schützer der kleinen Staaten gegen deutsche Eroberungspolitik, müssen in der ganzen neutralen Welt die tiefste Entrüstung hervorrufen. Sie zeigen den kleinen neutralen Staaten, welches ihr Schicksal sein wird, wenn sie dem Willen Englands Widerspruch oder Widerstand entgegenzusetzen wagen, vorausgesetzt, daß England die Macht hat, seinen Willen zu vollstrecken. Was heute an Eroberungspolitik gegen Griechenland geschieht, ist, wie kaum zu bezweifeln, jetzt schon in Aussicht genommen gegen Rumänien, nur soll hier Rußland der Henkersknecht Englands sein. Und was heute an Griechenland geschieht, kann morgen gegen Holland, Norwegen, Schweden versucht werden. Welchen Grund sollten England und seine Vierverbandssklaven haben, diese Staaten anders zu behandeln als Griechenland? Und die gewalttätige Unterbindung des völkerrechtlich freien neutralen Handels durch England, die durch Einfuhrtrusts in ein festes System gebrachte Überwachung der neutralen Handelstätigkeit durch englische Agenten, die Aufstellung von „schwarzen Listen“ neutraler Kaufleute behufs ihres gewaltsamen Ausschlusses von jedem Bezuge überseeischer Waren, die Eingriffe in die neutrale Post- und Telegraphenverwaltung zur Ermittlung der neutralen Firmen, die etwa in Geschäftsverbindung mit Deutschland stehen — diese und unzählige andere, jedes Rechtsbodens ermangelnde englische Gewaltmaßregeln zeigen den neutralen Staaten mit aller nur denkbaren Klarheit, daß England vor keinem Mittel, auch gegenüber den Neutralen, zurückschrecken wird, um sein Ziel der wirtschaftlichen Vernichtung Deutschlands zu erreichen.

Wir selbst wissen ja mit Gewißheit, daß England trotz Anwendung der gewaltsamsten und rechtswidrigsten Mittel dies Ziel niemals erreichen wird; die jüngsten Verhandlungen im Deutschen Reichstage haben der Welt und insbesondere England hierüber volle Aufklärung gegeben. Aber für die neutralen Staaten werden doch die neuesten griechischen Vorgänge die Lehre enthalten müssen: „Vestigia terrent.“ Daß die kleinen neutralen Staaten Europas als einzelne der räuberischen Gewaltpolitik Englands nicht wirksam entgegentreten können, muß ohne weiteres zugegeben werden; der Versuch einer Verbindung mehrerer zur kräftigen Geltendmachung ihrer Interessen wurde gemacht für die skandinavischen Staaten, ohne daß jedoch dieser Versuch einen erheblichen praktischen Erfolg zu zeitigen vermocht hätte. Daß aber die rücksichtslose Gewaltherrschaft Englands, die sich bereits zu der unerhörten Forderung eines Verbotes neutralen Handels mit den eigenen Landeserzeugnissen nach den Ländern der Zentralmächte gesteigert hat, überall aufs bitterste empfunden wird, ergibt sich aus zahlreichen Kundgebungen; selbst Norwegen, der getreueste Vasall Englands, erhebt durch Vertretungen seines Handelsstandes scharfen Widerspruch gegen die englischen Gewaltakte und fordert von seiner Regierung energische Abwehrmaßregeln.

Daß das Verhalten Englands und Frankreichs gegen Griechenland den elementarsten Grundsätzen des Völkerrechtes Hohn spricht, liegt auf der Hand; auch die maßgebende Presse in Paris und London gibt sich kaum die Mühe, dies zu leugnen. Aber auch das Verhalten Englands gegen die übrigen neutralen Staaten tritt alte hohe Grundsätze des Völkerrechtes mit Füßen. Es beruht auf drei fundamentalen Völkerrechtsbrüchen, die ineinandergreifen und sich vermischen, oder auch verwirren, reinen Gewaltakten der Willkür. Erstlich behauptet England eine „Blockade“ der deutschen Küsten, die nicht effektiv ist, somit als nichtig erscheint; weder die deutsche Nordseeküste ist effektiv blockiert, noch viel weniger die Ostseeküste, und keine papierene Order, mag sie auch in noch so hochtönenden Worten abgefaßt sein, ist imstande, daran etwas zu ändern; nur eine vollkommene Abschließung der deutschen Küsten durch englische Seestreitkräfte könnte in Wirklichkeit die Rechtsfolgen der Blockade haben, eine solche Blockade hat England nicht einmal versucht, geschweige denn durchgeführt. Kein neutraler Staat ist verpflichtet, sich die Gewaltakte der englischen papierenen Blockade gefallen zu lassen.

Zweitens hat England durch seine Orders eine Reihe von Waren als Bannware erklärt, die nach dem geltenden Völkerrecht gar nicht oder nur unter bestimmten Voraussetzungen als Bannware erklärt werden dürfen; insbesondere kommen hier Lebensmittel und Baumwolle in Betracht. Das Verhalten Englands ist auch in diesem häufig erörterten Punkte unbedingt völkerrechtswidrig und reiner Gewaltakt gegenüber dem neutralen Handel.

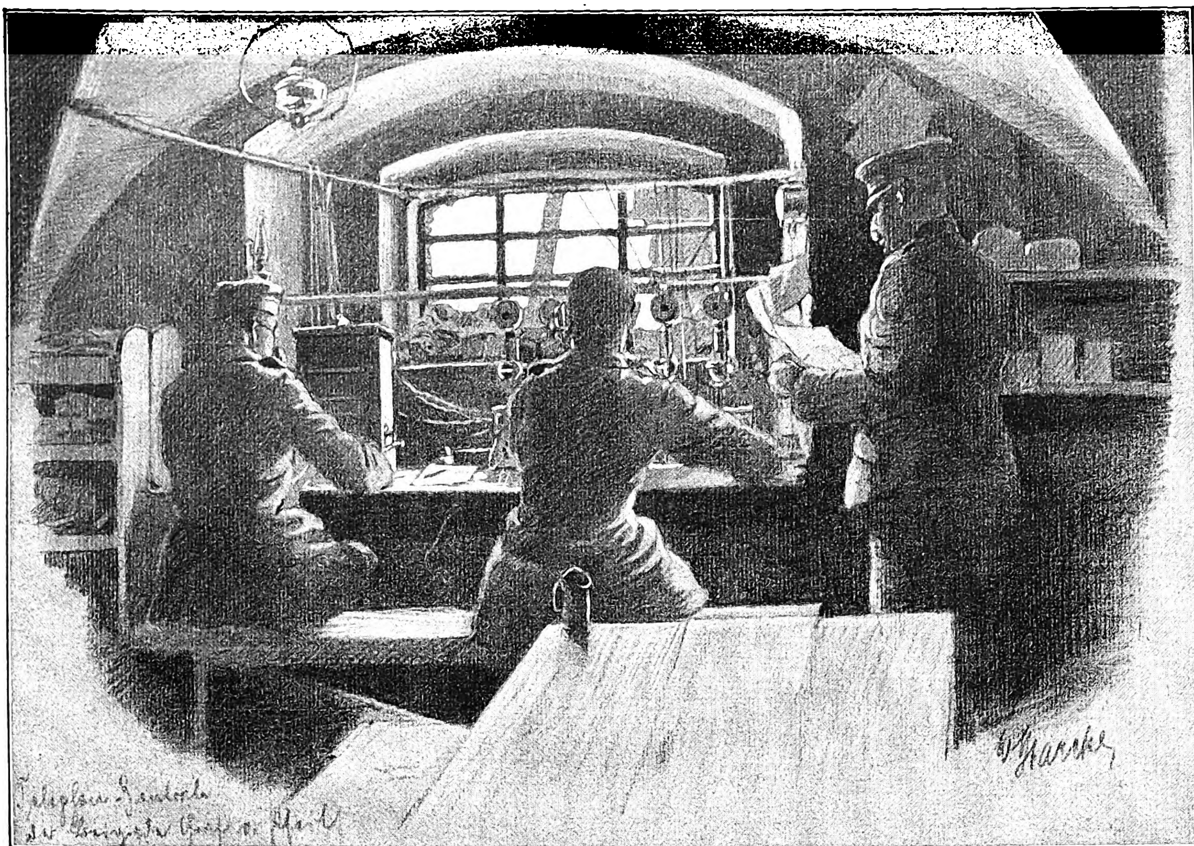
Drittens dehnt England seine papierne Blockade sogar auf die neutralen Häfen aus, indem es die gesamte Zufuhr zu diesen Häfen in der Nord- und Ostsee seiner Aufsicht unterwirft und geradezu von seiner Erlaubnis abhängig macht — ein Gewaltakt von solcher Ungeheuerlichkeit, daß man nicht Worte finden kann, die scharf genug wären, dies Verfahren zu brandmarken. Den Höhepunkt dieser unerhörten Vergewaltigung des neutralen Handels würde die Durchführung der englischen Absicht bilden, die neutralen Staaten auf bestimmte, von England festgesetzte „Rationen“ der Zufuhr von Ware zu beschränken.

Mit einem Worte: England führt den Krieg nicht nur gegen seine völkerrechtlichen Gegner, insbesondere Deutschland, sondern es führt diesen Krieg auch als gewaltsamsten Seeräuberkrieg gegen die neutralen Staaten, und zwar in Formen und durch Maßregeln, wie sie in der Weltgeschichte bis jetzt nicht vorgekommen sind.

In der großen amerikanischen Note vom 5. November 1915 haben die wichtigsten dieser Fragen eine klare und scharfe Erörterung gefunden; insbesondere ist in dieser Note die Nichtigkeit der papiernen Blockade Englands gegen Deutschland sowie die Unzulässigkeit der Blockade neutraler Häfen mit einer kaum zu überbietenden Schärfe gegeißelt worden. Den Schluß dieser großen weltgeschichtlichen Anklageschrift der amerikanischen Regierung gegen England bildet ein Wort tiefsten Ernstes, das die Weltgeschichte für alle Zeiten wird festhalten müssen. Die Schlußabsätze (34 und 35) der amerikanischen Note lauten: „Die amerikanische Regierung wünscht gegenüber der englischen Regierung mit höchstem Ernste zu betonen (‘to impress most earnestly’), daß sie darauf bestehen muß (‘must insist’), daß die gegenseitigen Beziehungen beider Staaten beherrscht sein müssen nicht von einer Politik der bloßen Ratsamkeit (‘expediency’), sondern von den feststehenden Regeln des internationalen Verhaltens (‘by those established rules of international conduct’), welche England von den Vereinigten Staaten in der Vergangenheit gefordert hat zu einer Zeit, als die letzteren gezwungen waren, einen Kampf um ihr nationales Dasein zu führen. Es ist von der höchsten Wichtigkeit für die Neutralen nicht allein für den heutigen Tag, sondern auch für die Zukunft, daß die Grundsätze des internationalen Rechtes unvermindert aufrecht erhalten bleiben (‘that the principles of international right be maintained unimpaired’). An diesem Bestreben, die Unversehrtheit der neutralen Rechte zu wahren, die die feierliche Anerkennung der ganzen zivilisierten Welt gefunden haben gegenüber dem rechtlosen Verhalten von Kriegführenden, wie es aus der Bitterkeit des großen, die Länder Europas jetzt verheerenden Kampfes entsteht, halten die Vereinigten Staaten unbedingt fest, und der Erfüllung dieses Bestrebens werden sie alle ihre Kraft weihen (‘to the accomplishment of that task it will devote its energies’), festhaltend an derjenigen Unparteilichkeit, die sie seit Ausbruch des Krieges in ihren Beziehungen zu den kriegführenden Staaten zu üben bestrebt waren.“

Es sind nunmehr drei Monate, seitdem die Regierung des Herrn Wilson diese feierlich-ernsten Worte an die Regierung Englands gerichtet hat. England hat die ernste Mahnung, die Amerika nicht nur in seinem Namen, sondern als Hüterin der neutralen Rechte aller beteiligten Staaten in seiner großen Staatsschrift erhoben hat, in der inzwischen verflossenen Zeit nicht nur nicht im geringsten beachtet, sondern seine Gewaltakte gegen die neutralen Staaten von Tag zu Tag gesteigert und verstärkt. In der völligen Zertrümmerung der Souveränität des neutralen Staates Griechenland, ohne daß dies Vorgehen durch die Frage von Sein oder Nichtsein für England und Frankreich seine Rechtfertigung hätte finden können, hat die Gewaltpolitik des Vierverbandes gegen die neutralen Staaten ihren nicht mehr zu überbietenden Höhepunkt erreicht.

Mit Spannung erwarten wir, nachdem die amerikanische Großmacht feierlich ihr Wort für die Rechte der Neutralen verpfändet hat, welche Taten dem feierlich verpfändeten Worte Amerikas folgen werden.



Vom Stellungskrieg in Rußland: In der Telephon-Zentrale der Brigade Graf v. Pfeil.

Minenkampf.

Ein Tag aus dem Kriegstagebuch eines Artilleristen.

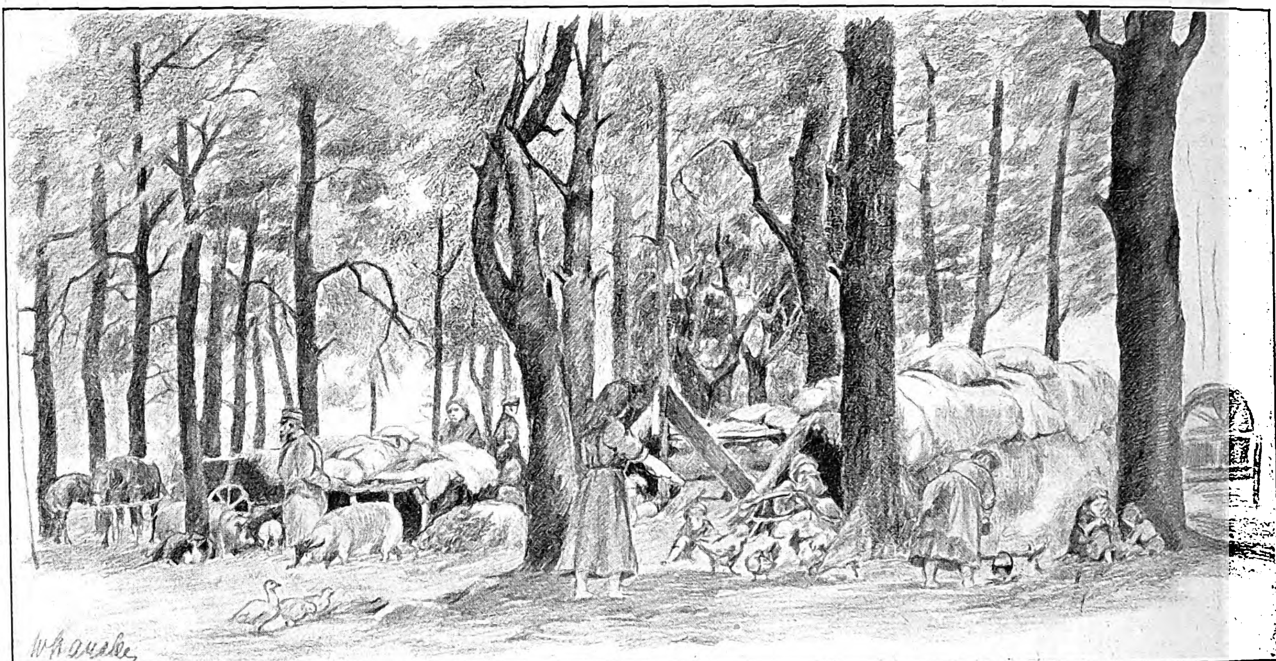
Rkks—Rkks" schlugen die Granaten dicht vor uns ein! Kaum 40 Meter weit! Und noch dazu die eigenen! Und schon anderthalb Stunden lang! Ein wenig Streuung mehr als vorschriftsmäßig oder ein kleiner Richtfehler, und wir hätten uns unfehlbar selbst totgeschossen. Aber die Haubitzen schießen heute im neunzehnten Kriegsmonat noch so sauber wie am ersten Tag, und die Kerls bedienen Bussole und Richtgerät wie auf dem Exerzierplatz! Ja, wenn ich mich recht erinnere, machten die Halunken von Richtkanonieren damals im tiefsten Frieden öfter Fehler als jetzt. Ob die am Rande des Exerzierplatzes vorbeipromenierenden Schönen der Garnison einen stärkeren Einfluß auf die sichere und genaue Tätigkeit des Richtkanoniers haben als das schwerste feindliche Feuer? Ich glaube es fast. Für einen möglichen späteren Frieden sollte man nicht vergessen, dieses Ersatzmittel für feindliches Artilleriefeuer in die Exerzierreglements aufzunehmen. Aber Spaß beiseite; man muß die komplizierten Richteinrichtungen eines modernen Geschützes kennen, um zu verstehen, was es heißt, sie im höchsten Eifer, unter starkem Feuer stehend, fehlerlos zu bedienen. Seit Jahrtausenden galt es als ein fundamentaler militärischer Grundsatz: „Im Kriege verspricht nur das Einfache Erfolg!" Und wie ist es jetzt? Unser Geschütz ist eine Maschine, die nicht leicht noch komplizierter gedacht werden kann. Aber welche Grundsätze hat dieser Krieg eigentlich nicht auf den Kopf gestellt!

Wenn wir alle auch schon nach wenigen Schüssen merkten, wie genau unsere Haubitzen Fleck schossen, so war es doch ein verdammt eigenartiges Gefühl, so die Wirkung der eigenen und der feindlichen Granaten aus nächster Nähe vergleichen zu können. Wenigstens habe ich die Genugtuung gehabt, daß das „Rkks", dieses kurze, hart abgerissene Krachen unseres krepierenden Geschosses, erheblich stärker ist als das aller feindlichen, selbst der amerikanischen Stahlgranaten. Sicherlich hängt damit auch die furchtbare moralische Wirkung unserer Granaten auf unsere sämtlichen Feinde zusammen. Ob Engländer, Kanadier, Franzose, Russe, Gurkha oder Serbe. Keiner hält ihr lange stand!

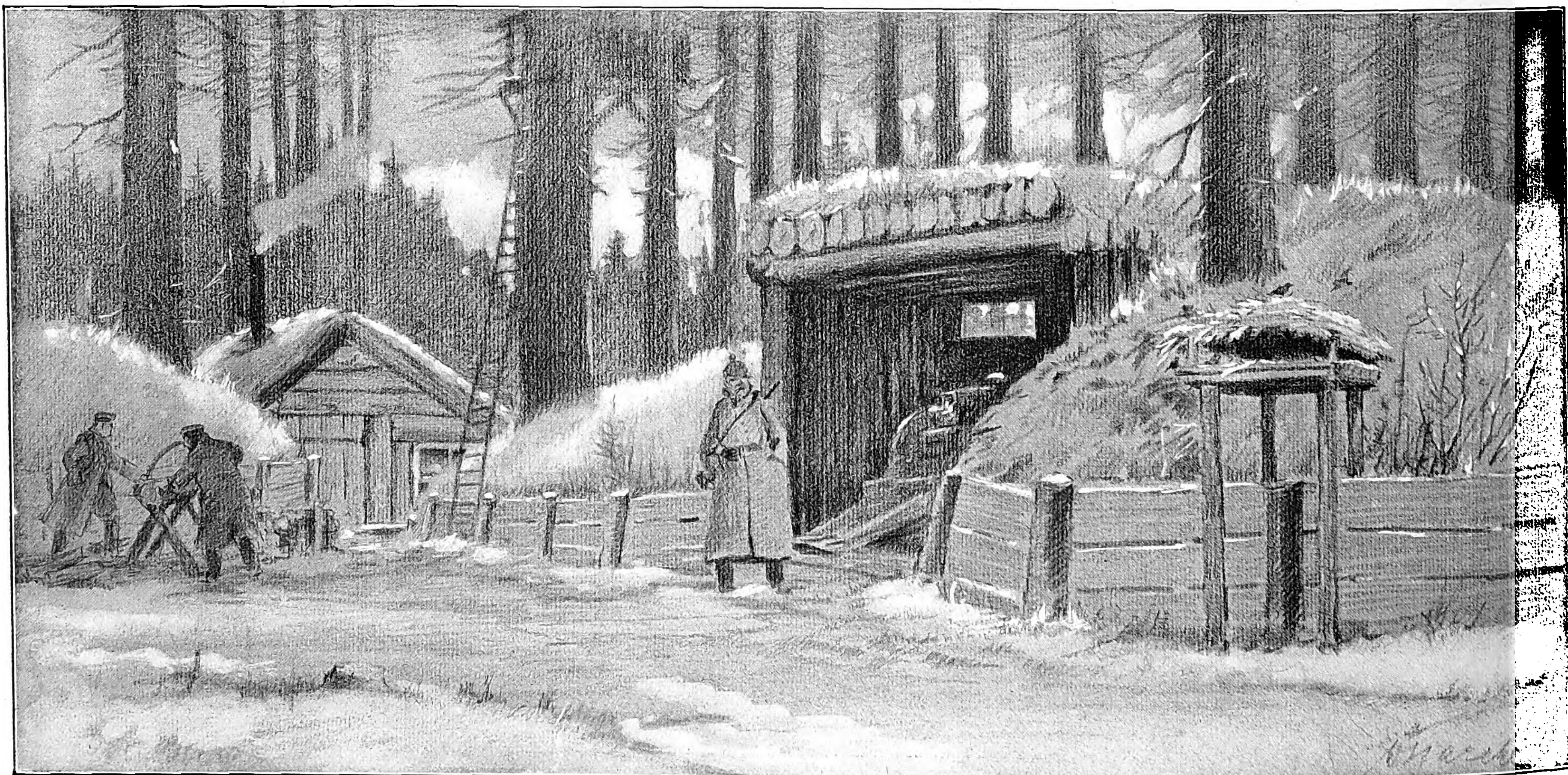
Aber auch diese Betrachtung konnte uns nur sehr teilweise über unsere ungemütliche Situation hinweghelfen. Der vordere Graben, in dem wir unsere ganzen Beobachtungen und Fernsprechstellen eingerichtet hatten, war vom Feinde zur Sprengung vorbereitet. Jeden Augenblick konnte er uns, wenn es ihm gerade so angenehm oder unterhaltend schien, in die Luft fliegen lassen. Wir hatten das umgekehrt oft genug gemacht. Wir kannten das Bild genau. Der Gedanke an dieses mit den vertauschten Rollen war verdammt wenig verlockend!

Wie wir in diese ganze Geschichte hineingekommen waren? Ganz natürlich und einfach!

Noch vor wenigen Stunden waren wir in Reserve gekommen und dachten eigentlich offen gestanden an nichts interessierter, als wie wir es uns in den wüsten, kahlen, fensterlosen Zimmern unseres zerschossenen und ausgebrannten Quartierorts etwas gemütlicher einrichten könnten. Da hatte plötzlich der Führer der Division alle Kommandeure zu sich befohlen. Ein gefangener Turko stand vor Exzellenz, als wir uns meldeten. Dieser farbige Franzose schien unseren Führer ganz aus der Fassung gebracht zu haben. Dabei war gerade dessen Ruhe und sichere Bestimmtheit der Gegenstand allgemeiner Bewunderung in der ganzen Division. Zornbebend hielt Exzellenz dem Sergeanten ein



Während der Kämpfe um Warschau: Von den Russen ihres Obdachs beraubte Juden und Polen in der Umgebung von Warschau vor ihren selbstgeschaffenen Unterkunftsstätten.



Artilleriestellung im Walde vor Smorgon.

Vom östlichen Kriegsschauplatz. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer W. Starcke.

zerknittertes, beschmutztes Papier vors Gesicht: „Stimmt der Befehl? Antwort!"

„Ich nicht weiß!"

„Aber er ist in Ihrer Tasche gefunden?"

„Ich nicht weiß!"

„Und Sie gehören zum Geniekorps?"

„Ich nicht weiß!"

„Aber ich weiß es! Und das genügt!"

Und sich an uns wendend, fuhr Exzellenz erregt fort: „Meine Herren, nach diesem französischen Befehl" — er hob das Papier mit leicht zitternder Hand hoch — „soll heute nacht um 12 Uhr unser vorderster Graben zwischen Ruine M. und Ziegelei S. gesprengt werden. Es ist dies gerade unsere Höhenstellung, die wir erst kürzlich, wie Sie ja alle wissen, nach hartem Kampf dem Feind entrissen haben." Bei diesen Worten huschte über die trotzigen, verbissenen Züge des Franzosen ein hämisches Lächeln. Nur eine Sekunde, aber ich hatte es deutlich gesehen. Seine ganze Haltung, seine ostentative Gleichgültigkeit, seine Verschlossenheit fesselten mich so, daß ich kein Auge von ihm zu wenden vermochte. „Wir können von unserem Graben die ganze feindliche Stellung einsehen, das ist es! Aber deshalb sind wir auch auf jede Unternehmung gefaßt! Und deshalb glaube ich, daß der Befehl seine Richtigkeit hat und nicht, wie der Gefangene behauptet, schon mehrere Monate alt ist. Diese fehlende Ecke, auf der sicherlich Ort und Datum standen, hat der Sergeant in dem Moment, als man das Papier aus seiner Tasche zog, abgerissen und heruntergeschluckt."

Bei diesen Worten streifte Exzellenz den Gefangenen mit einem festen Blick. Die schwarzen, harten Augen des Franzosen hielten furchtlos stand. Ja, ich glaube sogar ein kurzes triumphierendes Aufblitzen in ihnen erkannt zu haben.

„Es ist jetzt sechs Uhr, meine Herren, wir haben also noch sechs volle Stunden. Diese Zeit reicht nicht, um eine Sprengung des feindlichen Grabens unsererseits vorzubereiten, obschon er stellenweise dreißig und weniger Meter an den unsrigen herantritt. Auf jeden Fall werden wir den Absichten des Feindes zuvorkommen. Wie, darüber erwarte ich Vorschläge von den Herren der Artillerie."

„Die Gräben liegen zu dicht zusammen, Exzellenz, unsere gesamte Beobachtung müßte sich selbst stark gefährden, da sie nur aus der vordersten Linie sehen kann. Für Minenwerfer und Handgranaten ein geeignetes Feld der Tätigkeit. Für Artillerie unmöglich!"

„Das Wort ‚unmöglich' gibt es in meinem militärischen Lexikon nicht", entgegnete Exzellenz höchst ungehalten. „Mit Minenwerfern und Handgranaten werden wir den Feind an seinem Vorhaben niemals hindern können. Das einzige wäre, wenn wir die Zündungen finden könnten. Der Gefangene wird sie sicherlich kennen. Es ist aber nichts aus ihm herauszukriegen."

„Vielleicht bequemt er sich zu einer Aussage, wenn wir ihn mit in den vorderen Graben nehmen?" fiel der Kommandeur der Pioniere ein.

Ein wilder, haßerfüllter Blick aus den stechenden schwarzen Augen des Gefangenen traf den Sprecher.

Exzellenz brach die kurze Beratung mit dem Befehl ab:

„Die Artillerie und Minenwerfer machen den feindlichen Graben bis acht Uhr abends sturmreif. Kein Schuß fällt in unsere Stellung, das bitte ich mir aus. Die Pioniere suchen möglichst die Leitungen für die Zündung zu finden. Die Infanterie vorne steht zur Verfügung. Auf Wiedersehen, meine Herren, im feindlichen Graben!"

Etwas verdutzt sahen wir uns draußen in die ernsten Gesichter. Das allgemeine Interesse galt dem Kommadeur der Artillerie. Jeder war gespannt, wie sich dieser zu der unmöglich scheinenden Aufgabe stellen würde.

„Was befohlen wird, wird gemacht, meine Herren!" Es war das einzige, was er sagte.

So saßen wir in dem vordern Graben. Mancher Ausreißer war in unser eigenes Drahthindernis geschlagen. Von der feindlichen gegenüberliegenden Infanterie war so gut wie nichts mehr zu sehen. Aber das volle vernichtende Feuer auf den nächsten feindlichen Graben zu vereinigen, schien tatsächlich unerreichbar. So vorsichtig wir uns alle auch von den weiten Entfernungen vortasteten, die Streuung war eben einfach zu groß. Außerdem hätte ein Zufallstreffer in unseren eigenen Graben nicht bloß uns selbst treffen, sondern auch leicht die Mine, auf der wir saßen, zünden können.

Es war zehn vor acht! Je mehr wir uns der acht näherten, desto heftiger und schneller wurde das Schießen. Im Gegensatz zu dem Feuer des Gegners, der uns jetzt fast ganz in Ruhe ließ. Dies konnte den Befehl, den man bei dem Gefangenen gefunden hatte, nur bestätigen.

Feldgottesdienst in Bolanowice.

Ein auf einem Erkundungsritt verwundeter Dragoner erstattet Meldung.

Vom östlichen Kriegsschauplatz. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsmaler Hugo L. Braune.



Kleines vorgeschobenes Dünenfort.



Mit Schutzmasken gegen feindliche Gasangriffe ausgerüstete Matrosen.

Deutsche Wacht an der flandrischen Küste.

Es war stockdunkel. Die Pioniere hatten es aufgegeben, die Leitung zu finden. Allerdings wurde die Nacht durch die fortwährend krepierenden Granaten erleuchtet, aber das grelle, kurze Aufblitzen blendete eher, als daß es leuchtete. Immer rasender wurde das Feuer, es galt, die letzten Minuten zu nützen. Die überwiegende Mehrzahl unserer Schüsse lag jedoch hinter dem feindlichen Graben. Auch diese taten gewiß ihre Schuldigkeit. Aber ob sie genügten, das war die bange Frage. Vielleicht hatten wir das Glück, die Zugänge zu den feindlichen Minenstollen zu verschütten? Sicher war jeder Verkehr von hinten nach vorne beim Feinde gesperrt.

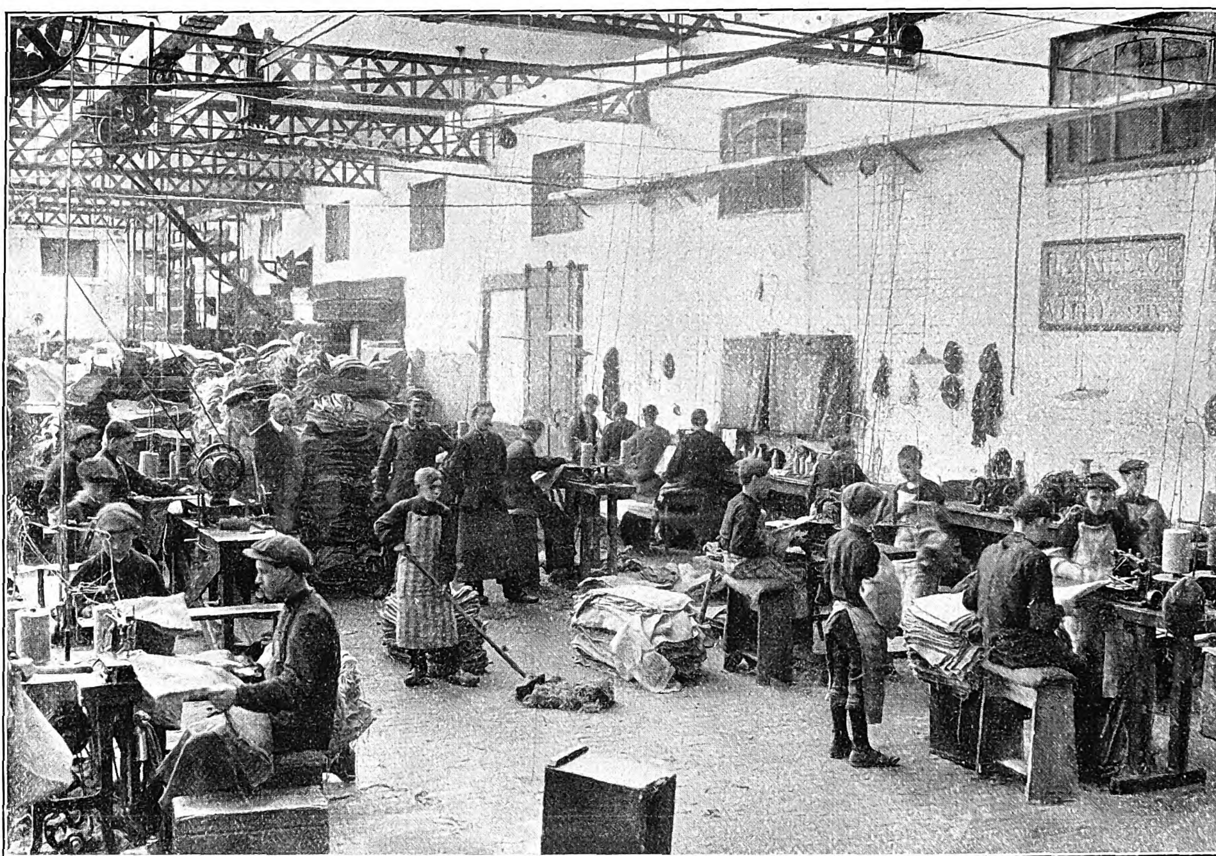
Punkt acht Uhr wurde unser Feuer weiter rückwärts verlegt. Was das bedeutete, darüber war der Feind selbstverständlich im klaren. Es war der günstigste Moment für die Sprengung, denn jetzt mußten ja die Sturmtruppen im vordersten Graben versammelt sein, um jeden Augenblick vorstürzen zu können. Jeder von uns rechnete mit einem Riesen-Saltomortale in die Luft oder mit Verschüttung. Die Spannung wuchs ins Unerträgliche. Aber auch sie ging, wie so oft schon, in der starken Gefechtshandlung unter. Der Sturm gelang glänzend. Es waren einige wenige Minuten, die über den Besitz des ganzen feindlichen Grabens entschieden. Er war nur sehr schwach besetzt gewesen, und Verstärkungen hatten die Franzosen durch unser Sperrfeuer nicht vorbringen können. Wir hatten nur sehr geringe Verluste. Die Pioniere stellten bald fest, daß der Feind mit dem Abdämmen der Minenstollen noch nicht fertig gewesen war. So erklärte es sich, daß er die vielen günstigen Momente für die Sprengung vorübergehen lassen mußte. Zur Sprengung eines Grabenstücks von einigen hundert Metern sind fast ebensoviel hundert Zentner Dynamit nötig. Zur Abdämmung der Minenstollen gehören Tausende von gefüllten Sandsäcken. Das erfordert Zeit und Arbeit.

Selten wird ein Sturm so frohen Herzens unternommen sein wie der aus diesem unterminierten Graben. Und selten sind Artillerieführer und Beobachter so schnell den Sturmabteilungen in die gestürmten Gräben gefolgt.

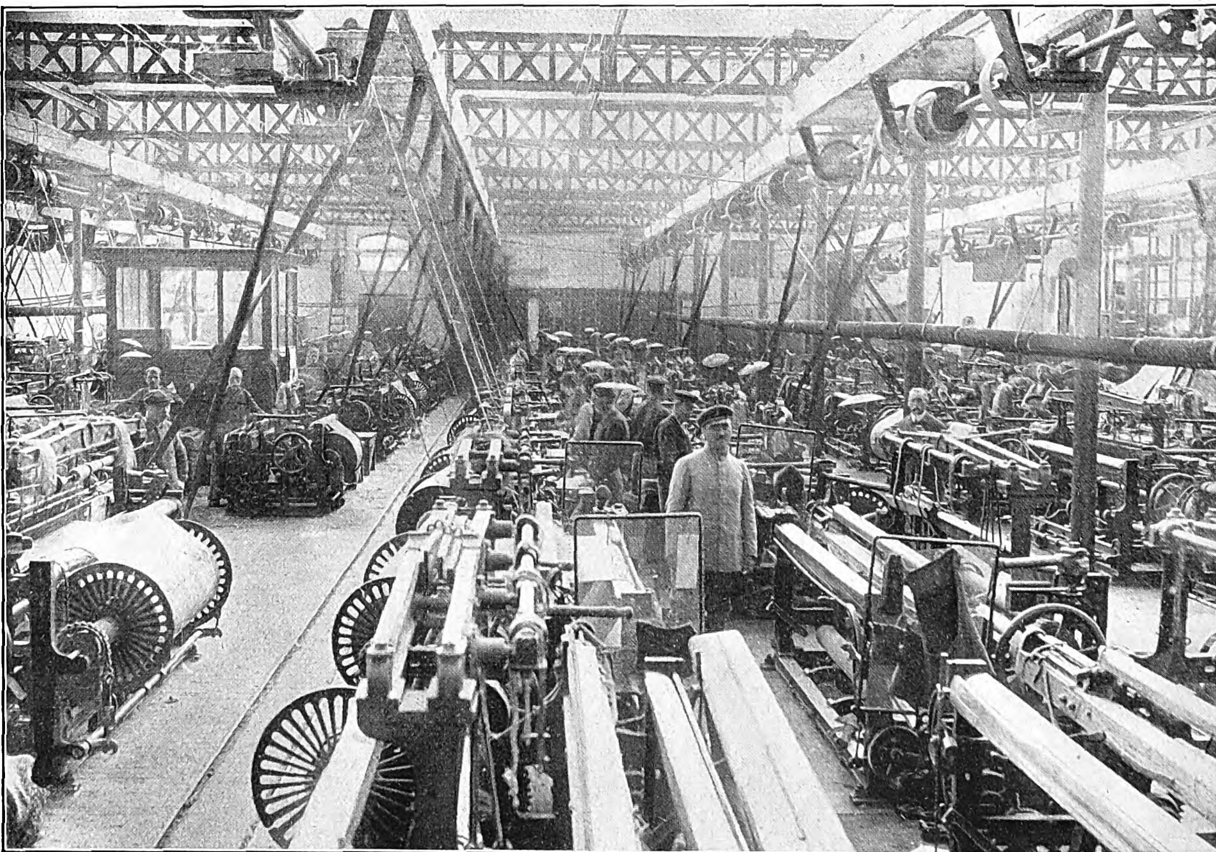
Schon lange haben wir keine so ruhige Nacht mehr verlebt wie die auf diesen Sturm folgende. Erst heute morgen fanden wir die Erklärung. Unser Feuer, von dem wir immer gefürchtet hatten, daß es zu weit gegangen wäre, hatte gerade die Verbindungsgräben und Unterstände getroffen. Zum Schutz der Minenanlagen und zu dem beabsichtigten Sturm nach der Sprengung waren noch kurz vor Dunkelheit alle Sturmabteilungen nach vorn gezogen. Ganze Reihen von Unterständen waren zusammengeschossen, viele verschüttet. Überlebende wurden heute morgen nur in ganz wenigen ausgebuddelt.

Wir Artilleristen waren um eine wichtige Erfahrung reicher. Nämlich die, daß die Beschießung des Geländes dicht hinter dem vorderen Graben fast ebenso erfolgversprechend ist wie die Beschießung des Grabens selbst. Dieser ist ja stets nur sehr schwach besetzt. Die Maschinengewehre und Sturmabwehrtruppen werden erst im letzten Moment in die vorderste Linie geworfen. Gelingt es, diese in ihrer Lauerstellung zu fassen, hat man sicher sogar mehr erreicht, als wenn man den vordersten Graben allein zusammenschießt.

Hans Horsten.



Beim Nähen der Säcke.



Blick in den Hauptraum.

Eine vom Militär hinter der Front in Flandern eingerichtete Weberei zur Herstellung von Sandsäcken für den Schützengrabenkrieg.

Kriegschronik.

18. Januar 1916.

Lens wurde wiederum lebhaft beschossen.

Zwei englische Flugzeuge unterlagen bei Passchendaele und Dadizeele (Flandern) im Luftkampf. Ein französisches Flugzeug wurde bei Medewich (Moyenvic) von einem unserer Flieger abgeschossen.

Bei Duenhof, südöstlich von Riga, und südlich von Widsy gelang es den Russen, unter dem Schutze der Dunkelheit und des Schneesturmes vorgeschobene kleine deutsche Postierungen zu überfallen und zu zerstreuen.

Da auch der gestrige Tag keine besonderen Ereignisse brachte, kann die Neujahrsschlacht in Ostgalizien und an der beßarabischen Front als abgeschlossen betrachtet werden. Die k. u. k. Truppen haben an allen Punkten des 150 Kilometer breiten Schlachtfeldes einen vollen Sieg davongetragen. Die über jedes Lob erhabene Infanterie, die Trägerin aller Entscheidungskämpfe, hat — von der Artillerie sehr verständnisvoll und geschickt unterstützt — die Stellungen gegen eine örtlich oft vielfache

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(18. Fortsetzung.)

Jetzt fällt der Hammerschlag auf den Kerl am Fenster. Der wirft die Arme hoch, es ist, als wolle er etwas Vorbeifliegendes einfangen, das Gewehr poltert in den Hof hinunter, und dann bleibt er wie mitten entzweigeknickt am Fenster, der Oberkörper hängt hinaus, die Arme sinken schlaff wie Schläuche, und an der Mauer rinnt ein dünner Blutfaden. Am Sims des darunterliegenden Fensters sammelt er sich zu einer kleinen Lache, die anschwillt und überschwillt und nun zu tropfen beginnt. Die schweren, dunklen Tropfen fallen quer über den offenen Fensterraum und wachsen unten auf dem Brett wieder zum roten Gallertkuchen. Wenn man nicht weiß, daß oben ein Toter hängt, könnte man meinen, es blute das Haus.

Das ist es! . . . Als blute das Haus . . .!

Den Kameraden allen ist eine wilde Wut in Herz und Fäuste gefahren, sie halten sich nicht mehr viel mit Schießen auf, brüllen los und springen über die blanke Wiese hin. Noch einem reißt es die Beine weg, daß er vornüberfällt. Aber dann sind sie da, über Hecken und Hofmauer hin, einige laufen auf die Straße, und sie sehen die Kosaken auf ihre Pferde springen, mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit.

Einigen wird es bös versalzen. Deutsche Fäuste greifen in die Zügel, Kolben und Palasch sind Wucht und Blitz, in die schnaubenden Pferdemäuler hinein, in Schenkel, Leiber, Bärte gehen Stoß und Hieb. Was da noch ausreißen kann, sprengt quer übers Feld, noch ein Schuß, der einen aus dem Sattel wirft; dann zurück zu den Pferden, hopp — auf und hinterdrein wie Blücher und Lützow zusammen.

Was da vor der Schmiede noch zu sehen ist, das ist himmelschreiender Jammer. Die wüsten Gäste haben allen Hausrat auf die Straße gezerrt und sich kosakische Späße mit ihm gemacht. Die Schränke sind mit den Kolben erbrochen, und die Wäsche hat einer schmutzigen Maskerade gedient, die in den herausgewühlten Betten stattgefunden hat. Einer der toten Kosaken trägt noch eine rote Frauenhose, unter deren gezacktem Rand die Juchtenstiefel hervorkommen.

Alles ist mit den beschlagenen Stiefeln bearbeitet, die alte Uhr mit den Alabastersäulen und dem sonnengesichtigen Pendel haben sie in das mit Wasser gefüllte Schaff gestellt, die Platten des Grammophons, das dem Schmied ein bescheidenes Feierabendvergnügen und die entfernte Ahnung von Kunst gegeben hat, scheinen zu Scheiben für ihre Gewehre gedient zu haben, und in den Trichter des Apparates selbst haben sie ihren Unrat entleert. Was von nützlichen und lieben Zerbrechlichkeiten an Glas oder Porzellan im Haus war, bildet einen Scherbenhaufen an der Wand, und im Bauer steckt der Kanarienvogel an einer Stricknadel als ein Klümpchen schwarzen, stinkenden Fleisches, gebraten an einem Feuer von Papier, das aus den zerfetzten Gesangbüchern und Kalendern stammen mag.

Warum sahen alle Kameraden den Wachtmeister Johannes Zilias so an?

Ja — warum sehen sie mich so an? fragt sich der Schmied. Was erwarten sie von mir? Soll ich in das Haus gehen? Aber die Stille ist wie eine Mauer aufgebaut, dieses Schweigen liegt vor der Türe wie ein Drache, über den man nicht schreiten mag. Nichts rührt sich im Haus, und ich habe nichts darin zu suchen.

Will keiner der erste sein, der mein Haus betritt? Aber vielleicht muß es wohl so sein, daß man durch die Stille hineingeht, einer muß den Anfang machen. In Gottes Namen — in Gottes und Jesu Christi Namen — und so wird sich das Schweigen nicht über mich herstürzen als ein Drache und wird sich die Stille auftun wie ein Tor.

Wie weit ist das Haus geworden, seit alles auf die Straße hinausgeworfen ist? Das Haus, das sich sonst so eng um den Riesenkörper des Meisters legte; jetzt gähnt es kahl, ja, das Hausgerät liegt vor den Türen! Sie müssen wohl ein paar Tage da gehaust haben, die Gardinen sind abgerissen oder angebrannt, Strohschütten bedecken den Boden, Unrat klebt überall oder ist an die Wände verschmiert, als Abbild von fünf Fingern . . .

In der Küche vor dem Herd ist eine Blutlache, von der eine breite Bahn durch den Hausflur in den Hof hinausläuft. Da mag wohl an deren Ende etwas zu finden sein . . . und — in Gottes Namen — gehen wir, gehen wir, Kameraden, da ihr mich so anseht, als müßte es sein!

Ja, da liegt sie hinter dem Schweinestall, an der Düngergrube, und Kopf und Hals sind voneinander durch einen rot klaffenden Abgrund getrennt, und die Haare sind aufgelöst und in einem Knoten um einen Pfahl geschlungen.

So etwas sieht man sich genau an, ja, recht genau für alle Zukunft, damit man einmal vor Gottes Gericht sagen kann, wie es ausgesehen hat.

Aber ist da nicht noch ein Lebendes im Haus gewesen, ein Achtzigjähriger, in seinem Stübchen oben? . . . Kommt nur, noch einen suchen wir! . . .

Sehr laut poltern die Ulanenstiefel auf der Treppe, der Schmied stößt die Türe auf, im Vormittagsonnenschein sitzt der Vater am Tisch, hält die Hände flach vor sich. Friedlich wie sonst an Sonnentagen sitzt er, wenn man manchmal unversehens kam und ihn schlafend fand. So . . .! Ein Achtzigjähriger. Vor diesem Rest und Scherben eines Lebens haben sich selbst die Kosakenfäuste gesenkt . . . so ist doch noch ein Strahl und Funke göttlicher Abkunft in diesen Mordbuben.

Der Mann rüttelt den Greis. Aber da sieht er es, aus diesem Schlaf gibt es kein Erwachen. Der Kopf ist dem Alten mit einer dünnen, festen Rebschnur nach hinten an die hohe Rückwand des Lehnstuhles gespannt. Unter dem dichten weißen Bart läuft die Schlinge hin, wie eine Schlange, die sich fest gebissen und das Leben umschnürt hat. Ein Stöhnen ist noch einmal, dann streckt sich der Körper in die Nacht . . .

Ein Gezeter und Angstgeschrei schlägt in das Grauen . . . sie bringen etwas geschleppt, ein Stück menschengestaltetes Vieh. Einer hat sich im Keller versteckt, hat nicht mehr mit den anderen entkommen können . . . jetzt plappert es seine Steppensprache, rutscht auf den Knien, winselt hündisch und hebt die Arme. Aus schiefgeschlitzten Mongolenaugen rinnt Angst, letztes Entsetzen des Lebens vor der Vernichtung.

Sie bringen ihn über die Stiege, schleifen ihn an den Armen, werfen ihn vor des Wachtmeisters Füße: Da hast du ihn, Kamerad!

Kein Wort spricht es aus, aber in jedem Blick steht es: Da hast du ihn, Kamerad.

Und der Leutnant Kohlmeis, der jetzt etwas tun oder sagen müßte, ist auf einmal aus dem Zimmer fort. Und der Schmied ist Richter, allein . . .

Bedächtig hebt er den Hammer vom Boden. Auf einmal schreit der Gefangene gellend auf . . .

Ist das ein Mensch, der da vor ihm steht? Das ist der Werwolf . . . das ist der Alte der Steppe. Riesenhoch, bis zur Decke, Flammen im Gesicht, blaues versengendes Feuer lodert, der Arm mit einem Hammer ist hochgerissen, Brüllen geht ihm aus der Brust.

Spitz stößt das Herz . . . fünf Schläge zwischen Leben und Tod . . .

Ein Zittern beginnt von dem hochgestreckten Hammer, rieselt nieder, löst die Straffheit. Die aufgebäumten Eisenmuskeln sinken ein, Asche deckt das blaue Feuer, das Brüllen rollt in einen Abgrund hinab, weht als Klagelaut nach, wie man aus Träumen jammert.

Aus der Faust poltert der Hammer . . . der Mann wankt noch ein wenig, dann geht er fest aus der Türe, ohne den Gefangenen noch einmal anzusehen. Unten im Hof steht der Leutnant Kohlmeis. Ein Blick auf das Gesicht des Mannes sagt ihm: sein Wachtmeister hat nicht Richter sein wollen.

Sie müssen aufsitzen und reiten, der Wachtmeister kann mit zwei Mann zurückbleiben und seine Toten begraben. Aber das Reiten ist wichtiger, und Johannes Zilias ist jetzt im Walde nötiger als hier. Die Toten können warten. Ganz schwer versinkt der Schmied in sich selbst, wie Eisen dunkel und starr wird, wenn die Glut der Esse aus ihm gewichen ist.

Gegen Abend kommt er noch einmal zurück. Vorsichtig und lautlos, denn der Wald wimmelt von Russen. Die Kameraden helfen ihm, auf dem kleinen Wiesengrund die Gräber aufzuwerfen.

Wie sie sein Weib hineinsenken, bemerkt er in den zusammengekrampften Fingern ihrer Rechten den Fetzen eines Briefes. Schmutz, Blut und Jauche haben ihn entstellt. Aber so viel ist doch noch zu lesen, daß Peter Zilias, der Leipziger Student, die Waffen ergriffen hat.

Von ferne kommt es heran, marschierendes Volk ist es, Hunderttausende, und einer davon ist seines Blutes und dieses Weibes, das sie hier verscharren. Der Wundstarrkrampf seiner Seele weicht in Tränen? Kann man unsichtbare Tränen weinen!?

Behutsam geht er zu der Stelle, wo er die Unglücksmünzen der Reiter verscharrt hat. Das ist noch zu tun, die Unglücksmünzen in läuterndes Feuer zu werfen, das stärker ist als das segnende Wasser des Himmels und der Dachtraufe. Nicht um seinetwillen — aber daß ihm der Junge erhalten bleibe. Ins warnende Schmiedefeuer hätte er sie tun sollen, seinem treuen Gesellen übergeben, ehe sie den braven Herdknecht zum Dienst gegen seinen Herrn zwingen konnten.

Er gräbt unter der Dachrinne . . . aber so viel er auch um und um wühlt, es ist nichts da als zerbröckelnde Erde und lange, dünne, blaßrote Würmer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man muß warten können. Warten, wie der Fels oder der Wald, geduldig, stumm und zäh. Stumm steht der Wald, bis der Tag des Sturmes kommt, der seine tiefe Brust aufrührt, daß seine Stimme anschwillt und hinbraust über die Länder. Der Felsen wartet auf seine Zeit, daß er seine Massen lockern kann und sie im Riesenzorn in die Täler hinwerfen, alles ertötend. Dem Mann aber reift seine Tat entgegen, bis er sie, oft schon am Ende eines Lebens, ergreift und schwingt wie ein Schwert oder eine Fackel. Jeder Tag eines Jahrzehnte währenden Lebens baut und bildet am unsichtbaren Leibe der Tat, jeder Gedanke, jeder Wunsch und jede kleine, unbedeutende Handlung gibt der Gestalt des künftigen Geschehens eine neue Zelle. Und wenn die Zeit erfüllt ist, dann sind Mann und Tat füreinander bereit, seine Kraft strömt in den Gedankenleib, daß er herrlich und furchtbar vor aller Welt ins Geschehen tritt.

Es war ein Mann in Deutschland, der warten konnte. Warten wie der Fels oder der Wald. Es kam seine Zeit. Sie kam mit Finsternis, Wehklagen und Geschrei von Hunderttausenden, mit Not Leibes und der Seele, mit Brand und Flucht und Verwüstung.

Seine Kraft ging ein in den Gedanken der Tat, wie ein Schwert oder eine Fackel schwang sie sich hoch.

Herrlich und furchtbar trat sie vor aller Welt ins Geschehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus der Froschperspektive des Krieges, vom Gemeinen bis zum Obersten aufwärts, hatte sie freilich vorerst noch ein Ansehen, dem Verstand und innerer Zusammenhang fehlte. Erst beim Brigadekommandanten begann ein leise dämmerndes Ahnen ihrer Umrisse, der Korpskommandant sah schon etwas von ihrer Körperlichkeit, aber ganz sicher und klar stand sie nur in Auge und Herz eines Einzigen.

Ulrich Mittentzwey ritt auf seinem Rößlein neben dem Hauptmann Wieland der Kompagnie voran. Hauptmann Wieland war düster wie



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Der Heldenkampf eines westfälischen Regiments bei Richebourg (in der Nähe von Neuve-C

In mehrstündigem Trommelfeuer hatte der Feind am linken Flügel des Regiments den Graben und die deckende Brustwehr derart zerschossen, daß sie kaum noch irgendwelchen Sch
durch die zerschossene Grabenstelle hindurch unseren Leuten in den Rücken zu fallen. Das Bild stellt den Augenblick dar, wie die an Zahl geringe, todesmutige Besatzung mit ihren
harten Ringen Auge in Auge ist es unseren Braven gelungen, an dieser entscheidenden Stelle den Ein



apelle) am 9. Mai 1915. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsmaler Hans Weinberg.

boten. In dichten Scharen kamen die Gegner aus ihren Stellungen am Dorfrande heran. Einem Teil war es gelungen, in dem links sichtbaren Weidengraben vorzukommen und
Kompagnieführer Oberleutnant R. sich des überstarken Feindes, der von vorn und hinten herandrängt, mit Gewehr und Bajonett und Handgranaten erwehrt. Nach einem zähen
u erringen. Mit ihrem Tode haben es alle von rückwärts heranstürmenden Feinde büßen müssen.

Wallenstein, trug auch einen kurzen dunklen Kinnbart und nahm die Befehle der Oberen niemals hin, ohne sie mit kritischen Auslassungen zu versehen; gleichsam als sei wirklich durch eine Ungunst der Seelenwanderung wallensteinischer Geist in ihn gefahren und sei er nun gezwungen, sich wider bessere Einsicht fremdem Willen zu unterwerfen.

So gab es auch jetzt allerlei Randbemerkungen zu dem unverständlichen Hin und Her in Ostpreußens Waldgebieten. Man wich vor den Russen zurück, so viel war aus allem zu entnehmen, und das ging nicht in den Sinn des Hauptmanns.

„Sie werden sehen," sagte er zu Mittentzwey, „wir manövrieren uns so noch bis hinter die Elbe zurück."

Diese Bedenken aber waren eine innere Angelegenheit des Hauptmanns Wieland, und der Mannschaft gegenüber war jeder Befehl ein Heiligtum, dessen pünktlichste Verehrung er verlangte.

Er war mit den Feldwebeln aus dem Stroh, wimmelte unversehens in die morgendlichen Angelegenheiten, selbst in die allervertraulichsten, trabte plötzlich um die verborgensten Scheunenecken, hob den Deckel von der Kaffeekanone und sah den Feldbäckern in die Öfen, ob sie das Kommißbrot auch mit der gehörigen Sorgfalt behandelten; wenn man angetreten war, hatte jeder Mann das Gefühl, das Auge des Hauptmanns habe auf ihm und auf all dem Seinen, bis in die Heimlichkeit der Fußlappen hinein, besonders geruht.

Dann ritt er am Ortsausgang mit den anderen Hauptleuten vor den Major und meldete seine Kompagnie mit besonderem Stolz.

Das Erwägen und Kopfschütteln begann erst, wenn er neben Mittentzwey an der Spitze seines Heerhaufens ritt.

Mittentzwey hörte zu oder hörte nicht zu, er war frisch, straff und immer ein wenig sehnsüchtig.

Wenn sie abends in das Quartier kamen, dann schrieb er noch erst sein Brieflein oder wenigstens eine Karte an Valeska. Bis es im Stroh zu wühlen und zu brummen begann und der Hauptmann oder der Leutnant Middelhoff verlangten, er solle doch das gottverdammte Licht endlich auslöschen.

— —

Sie kamen durch Ortschaften, leer wie ausgenommene Vogelnester, andere standen kalt und schwarz mit gezackten Mauern und verkohlten Dachbalken, nichts als Brand und Einsturz.

Einmal rückten sie nach Norden bis Eydtkuhnen, das einst als ein heiteres, gutgepflegtes Stadtwesen gegolten hatte und nun dürrknochig und armselig in Lumpen stand wie ein Bettler. Noch in derselben Nacht gab es stillen Alarm, und sie wurden wieder zurückgenommen. Es gab ein wenig Geknalle mit Russen. Von einer abgefaßten Patrouille erfuhr man, daß man die Garderegimenter Petersburgs gegen sich hatte, Rußlands auserlesenste Truppen.

Dann gingen sie auf ein paar Tage in die Johannisburger Heide, trieben sich in den dichten Wäldern herum, trafen immer wieder auf Russen, durften aber nichts Ernstes unternehmen und mußten weiter zurückgehen zwischen Sümpfen und Seen.

Bisweilen trafen sie auf Telephonabteilungen, die Drähte zwischen unbekannten Endpunkten spannten. Kolonnen von Munitions- und Proviantwagen kreuzten ihren Weg, Batterien plagten sich in Sand und Sumpf, Pioniere verrichteten absonderliche Arbeit.

Immer wieder fragte der Hauptmann Wieland, ob denn dieser Hindenburg glaube, er müsse den Russen den Marsch erleichtern. Die Pioniere bauten nämlich an neuen Straßen, quer durch den Wald, und als sollte hier die freundlichste Friedensarbeit verrichtet werden, wurden die Ränder mit Obstbäumen alten Wuchses und mit Telegraphenleitungen besetzt.

Manchmal wichen sie vor langen Zügen von Flüchtlingen zur Seite. Die Wagen waren mit Kasten, Kisten und Betten so hoch bepackt, daß die Frauen und Kinder, die oben darauf saßen, das Gesicht gegen das Streifen und Peitschen der Zweige schützen mußten. Trauer und Ergebung lenkten diese Festzüge der Kriegsfurie.

Die Mannschaften traten still aus dem Wege und ließen die Auswanderer vorbei. Wenn Mittentzwey seine Leute ansah, dann bemerkte er, wie fest und starr die Muskeln um den Unterkiefer standen, als wären die Knochen von Hartgummi umkleidet. Oft rief einer etwas aus den Reihen: „Wir werden es ihnen vergelten!" Oder: „Die Bande wird schon der Teufel holen!" Die Wagenlenker nickten dann, und es lief ein leises Brummen die Kompagnien entlang, wie das erste Anschlagen einer großen Glocke.

Mittentzwey befand sich eben mit einer Meldung beim Major von Grundmann, als wieder ein solcher Trauerzug anrückte. Hinter den Wagen schleppten sich müde Männer und Frauen mit Bündeln, die keinen Platz mehr gefunden hatten.

Das feingefältelte Diplomatengesicht des Offiziers war von einem Ausdruck innigsten Bedauerns durchquält. „Sehen Sie, Herr Oberleutnant, ist es nicht wie in ‚Hermann und Dorothea' . . .

> Also führten auch hier mit unbesonnener Sorgfalt
> Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
> Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
> Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
> Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
> Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
> Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
> Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Tieren der eine
> Wünschte langsam zu fahren, ein anderer emsig zu eilen."

„Jawohl, Herr Major!" sagte Mittentzwey, und er zog sich zurück, ein wenig verwirrt vom Klang dieser Verse mitten im masurischen Wald, an der Spitze eines Bataillons von Soldaten.

— —

Das Marschieren wuchs sich immer mehr ins Ungemütliche aus.

Tag und Nacht vertauschten die Ordnung und ihren Beruf, das Antreten fiel auf den Einbruch der Dunkelheit, und mit dem Morgengrauen bezog man das Lager. Man schien die Ortschaften zu vermeiden und sammelte sich nicht mehr zum Regiment. Jedes Bataillon zog für sich los, getrennt vom andern, und der Hauptmann Wieland kam aus dem Kopfschütteln nicht mehr heraus.

Mühsam wateten die Leute durch den tiefen Sand der Straßen, und es war noch ärger, wenn sie Waldwege einschlugen, so schmal, daß sich die Kompagnien in Indianerzüge auflösen mußten. Dann sah man oft stundenlang im Licht der Taschenlampe nichts als den feldgrauen Rücken, den Tornister und den baumelnden Brotbeutel des Vordermannes, der Wald wurde zu einem Tunnel, zu einem schwarzgrünen Schlauch, in dem man diesem bepackten Rücken nachging, aus einer Ewigkeit in die andere hinein. Man zog die Stiebel aus dem Sumpfboden und pflanzte sie wieder hinein und hatte am Ende einer solchen Marschnacht das Gefühl, als ob man in seinem Leben niemals etwas anderes getan habe und zu gar keinem anderen Zweck geboren sei, als immer durch den masurischen Morast zu stapfen. Diese Waldwege hatten die Eigenschaft, immer weicher zu werden, je mehr Soldaten sie betraten, und zuletzt erwies sich der tropfbar-flüssige Dreck sogar dem dauerhaftesten Militärstiefel überlegen und erzwang sich den Zutritt. Da fanden zwischen Sohle und Schaftrand die merkwürdigsten hydraulischen Vorgänge statt, das braune Moorwasser quoll überraschend irgendwo hervor oder spritzte plötzlich als artesischer Brunnen aus irgendeinem unvermuteten Loch. Die Zehen lagen schön in ein Moorbad gebettet, und zwischen dem Brand der Blasen an den Füßen und der Kühle der berieselnden Gewässer gingen Ausgleiche vor sich.

Nun hat Humor im ursprünglichen Wortsinn zwar einiges mit Feuchtigkeit zu tun, aber es ist kaum anzunehmen, daß bei seiner Erfindung ein Bezug auf die masurischen Sümpfe obgewaltet haben mag. Dessenungeachtet bewahrten sich die Landser zu der Nässe der Füße auch den schönen feuchten Glanz des Gemütes, und wer nur irgend konnte, holte bei Gelegenheit einen Scherz hervor und ließ ihn unter den Leuten umlaufen.

Was aber nicht mit dieser schönen Gabe des Humors beschenkt war, alle Art von Viehzeug, das zeigte deutlich, es empfinde dieses Herumziehen keineswegs als Spaß; sogar Mittentzweys brave braune Stute Pulsatilla ließ am Ende dieser Marschnächte die Nase hängen und stolperte über ihre eigenen Beine.

Das Niederträchtigste aber kam, wenn es dieser verwunschenen Gegend einmal einfiel, sich ins Alpenmäßige aufzuspielen und die steilen und steinigen Berge des Baltischen Höhenzuges aufzubauen. Die masurische Wegebaukunst hielt sich an den strategischen Grundsatz: „Immer feste druff", und an den mathematischen, daß die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten immer die Gerade sei. So legte sie denn ihre Verbindungen manchmal ganz harmlos gerade über die steilsten Bergflanken, und da kriegte dann jedes Pfund des Tornisters Doppelgewicht, und die Fahrküchen, Proviantwagen und die ganze „Kolonne Prrr" kam nur unter einer verschwenderischen Fülle von Himmelkreuzdonnerwettern über den Berg.

Eines Morgens rückte eine zur Seitenhut ausgesandte Patrouille nicht ein, und der kleine Leutnant von Middelhoff wurde ausgesandt, sie zu suchen. Er stapfte mit seinen Mannen lange im Sumpf herum. Endlich hörte er Stimmen, ging dem Schalle nach, und wahrhaftig, da waren die Verlorenen, alle zehn, und es wurde sogleich klar, warum sie nicht hatten einrücken können. Sie staken nämlich im Sumpf, alle zehn, hielten sich mühselig an den quergelegten Gewehren hoch, denn der Morast hatte sie schon bis zur Brust eingeschluckt. Der Leutnant donnerte, erschrocken und wütend zugleich, was sie denn da machten.

„Wir geben uns Rätsel auf, Herr Leutnant", sagte der Gefreite.

Warum sie sich denn nicht herausgearbeitet hätten, wetterte der Leutnant weiter.

„Achottja, wer hätten schon gewollt," meinte der Soldat Schieferer, „aber masurischer Dreck pickt feste."

Das erwies sich, als man daran ging, die eingesunkenen Krieger zu befreien. Es war eine harte Arbeit, und als sie endlich auf dem Trockenen standen, sahen sie bis zur Brust wie Schokoladenmännchen aus, und erst darüber kam der richtige feldgraue Soldat wieder zum Vorschein.

Sie müßten doch nächstens Karten mitnehmen, wenn sie wieder auf Patrouille gingen, sagte Schieferer, damit sie doch wenigstens einen Skat klopfen könnten, falls ihnen ein zweiter Reinfall zugedacht sei.

— —

Manchmal kamen sie an Batterien vorüber, die mitten im Walde, weit ab von jedem Feind, versteckt und bis zu den Geschützmäulern eingegraben waren.

Der wallensteinische Widerspruchsgeist in Hauptmann Wieland fand allerlei Bemerkungen daran zu hängen.

Oder sie waren auf dem vorgeschriebenen Marsch an einen See gelangt, und nun war ein schweres Raten über den weiteren Weg. Plötzlich konnte man irgendwo die Flackerlichter von Fackeln sehen, oder Scheinwerfer blinkten, und wenn man gefechtsfertig ausschwärmte, fand man einige Pioniere, die da mit Flößen und Kähnen bereitstanden, sie überzusetzen.

Oder in schwer versumpften Strichen waren über Wasserläufe Brücken gebaut, die gleich hinter ihnen wieder abgebrochen wurden.

Das hellste aller Wunder aber war, daß eines Tages die Feldpost kam.

Sie hatten sich schon von Gott und dem Generalstab vergessen geglaubt, und nun war auf einmal die Feldpost da, und der Hauptmann Wieland erfuhr auf Befragen, daß die Wagen auf den bestimmten Tag auf diesen Ort bestellt waren, weil sie das Bataillon hier treffen würden.

Da faßte der Hauptmann Mittentzweys Arm mit einem knochengefährlichen Griff: „Herrgott, Mittentzwey, Herrgott," sagte er, „da zieht sich was zusammen."

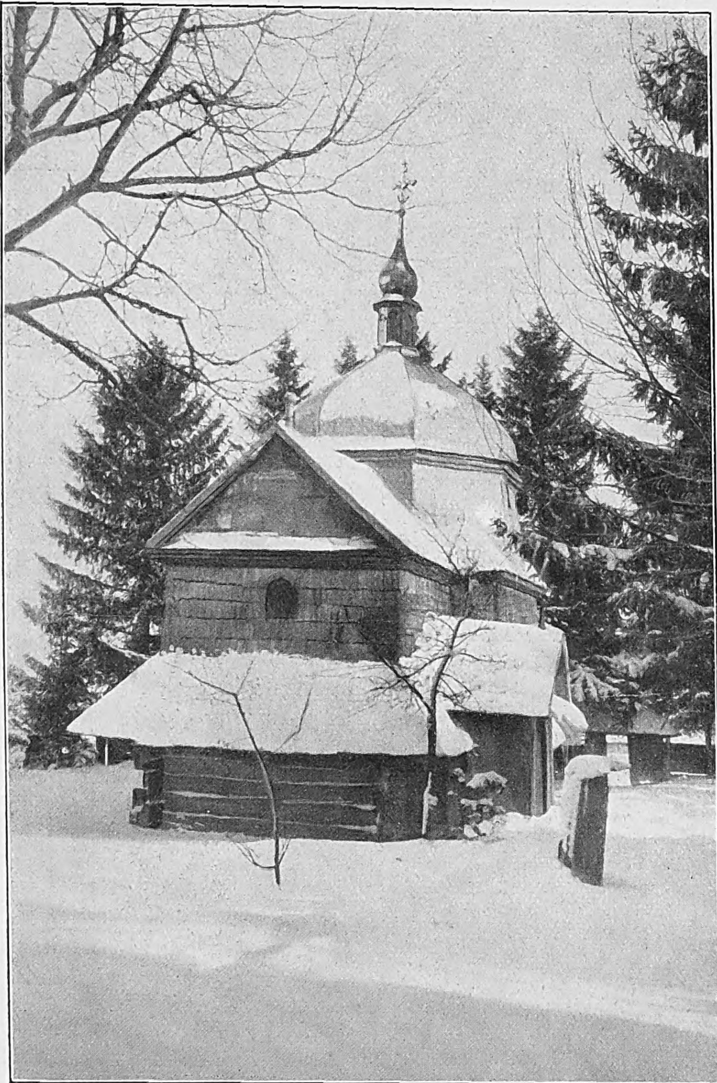
(Schluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein Jahrtausend bulgarischer Geschichte.

Von Hofrat Dr. Wilhelm Ruland, München.

Nachdem das ungeheure Völkerringen über ein Jahr gedauert, erfolgte in den ersten Oktobertagen eine Wendung, die auf den Ausgang des Krieges von größter Bedeutung sein wird: Bulgarien trat als Verbündeter der Zentralmächte in die Reihe der kriegführenden Staaten. Besaßen die Balkanpreußen, deren stählerne Art der deutschen so wesensverwandt ist, schon immer die Wertschätzung weiter Kreise in den beiden Kaiserreichen, so ist das Interesse für Bulgarien bei uns begreiflicherweise stetig im Wachsen. Meine „Geschichte der Bulgaren“, die als erste in Deutschland vor acht Jahren erschien, schloß ihr Vorwort mit dem Ausspruch: „Die tausend Jahre bulgarischer Geschichte muten stellenweise wie ein verschollenes Heldenepos an. Einzelne Epochen reden eine eindringliche Sprache, die den Politiker von heute nachdenklich stimmen muß. Ein Volk, das Jahrhunderte hindurch bereit war, für seine Freiheit zu sterben, ist befähigt, auch künftig politischen Idealen die schwersten Opfer zu bringen.“ — Die jüngsten Ereignisse auf dem Balkan haben die Wahrheit des Gesagten erwiesen.

Die Herkunft der Bulgaren ist in Dunkel gehüllt. Neuerdings befestigt sich die Meinung, daß sie einem ugrisch-tatarischen Volksstamm, der die Wüste zwischen Aral- und Kaspisee bewohnte, entstammen und von der hunnischen Völkerwanderung südlich mit fortgerissen wurden. Der oströmische Kaiser Zenon soll sie Ende des fünften Jahrhunderts gegen die Byzanz bedrohenden Ostgoten zu Hilfe gerufen haben. Nachweisbar besaßen die Bulgaren — den Namen erhielten sie von den Griechen — bereits in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts in dem ehemaligen Mösien zwischen Donau und Balkan eine staatliche Organisation mit der Hauptstadt Preslav. Ihre kriegerischen Herrscher, Khane genannt, waren energisch auf Mehrung ihres Reiches bedacht und



Verschneite Kirche in Ostgalizien.

wurden den byzantinischen Kaisern, deren zunehmende Ohnmacht sie wohl erkannten, gefährliche Nachbarn. Mit den unterworfenen Balkaniern hatten die nordischen Eroberer inzwischen sich in Sitten, Sprache und Religion vermischt: nach zwei Jahrhunderten hatten die Bulgaren die slawische Sprache der thrazisch-mösischen Stämme, diese den Namen Bulgaren angenommen.

Der glanzvollste Fürstenname der ersten Epoche Bulgariens ist der des Isperich, von den Byzantinern Asparuch genannt. Er demütigte in langwierigen Kämpfen das Oströmische Kaiserreich derart, daß es Bulgarien nicht nur die fruchtbaren Donauländer feierlich überließ, sondern gegen Einhaltung des abgeschlossenen Friedensvertrages sich zur Zahlung eines jährlichen Tributes verpflichtete. Isperichs Nachfolger Tervel erkämpfte dem durch eine Verschwörung verjagten oströmischen Kaiser Justinian, den er gastfreundlich bei sich aufnahm, neuerlich den Thron, wofür ihm von diesem, gleichzeitig mit der Errichtung eines bulgarisch-byzantinischen Zweibundes, der Titel eines Zaren (Cäsar) verliehen wird. Nach zwei Jahren erklärt der argwöhnische, schlecht beratene Justinian seinem Bundesgenossen den Krieg, wird geschlagen und büßt Krone und Leben ein. Sein Nachfolger bittet um Frieden. Einige Jahre später retten Tervels kampferprobte Krieger Byzanz, das von den siegreichen Arabern belagert wird. Mit Tervels Nachfolger erlischt das erste bulgarische Zarengeschlecht der Duloiden.

Es folgen mehrjährige Thronstreitigkeiten der adeligen Boljaren. Kormisos, der von der Mehrheit Erwählte, muß die Selbständigkeit Bulgariens gegen Byzanz in wechselvollen Kriegen zäh verteidigen. Auf dem Siegeszug nach Konstantinopel ereilt ihn der Tod. Der zu seinem Nachfolger ausgerufene Telec, der Tapferste der Tapfern, unterliegt der byzantinischen Übermacht und fällt mit dem Kern seines Heeres. Aber der junge Staat, obwohl durch die andauernden Wirren bedenklich erschüttert, setzt die Freiheitskämpfe gegen die oströmischen Kaiser entschlossen fort. Die Namen der Zaren Sabin, Bojan, Cerig, Karan und Krum sowie die mit ihrem Gedächtnis verbundenen Siege bei Sofia, Adrianopel und Konstantinopel sind Ruhmesblätter in der Geschichte ihres Volkes.



An der Tränke in Ostgalizien.

Einem dreißigjährigen Waffenstillstand, den Krums Nachfolger Omortag von den Byzantinern erzwingt, folgt 815 die Besetzung Ungarns unter bulgarischer Oberhoheit. Ein Jahrzehnt darauf wird Bulgarien unter dem Zaren Presjam erstmals in einen Krieg mit seinem serbischen Nachbarn verwickelt. Presjams Nachfolger Malomir ernennt seinen Bruder Boris zu seinem Mitregenten. Mit Boris erscheint eine der bedeutendsten Zarengestalten auf dem Schauplatz der altbulgarischen Geschichte. Seit 852 ist er Alleinherrscher. Seine erste Kriegstat ist ein Zeugnis seiner Kraft: Bulgarien nimmt den größten Teil Mazedoniens in Besitz. Boris leiht dem Serbenfürsten Muntimir gegen dessen rebellischen Bruder seine Unterstützung und verteidigt als Bundesgenosse den Fürsten Rastislaw von Großmähren gegen die ihn bedrängenden Deutschen. Als aber Rastislaw einige Jahre später die Auflehnung Karlmanns gegen dessen Vater König Ludwig den Deutschen unterstützt, schlägt Boris in gerechtem Unmut über diesen Treubruch sich auf die Seite des rechtmäßigen Frankenkönigs und verhilft Ludwig dadurch zum Sieg über seine Gegner.

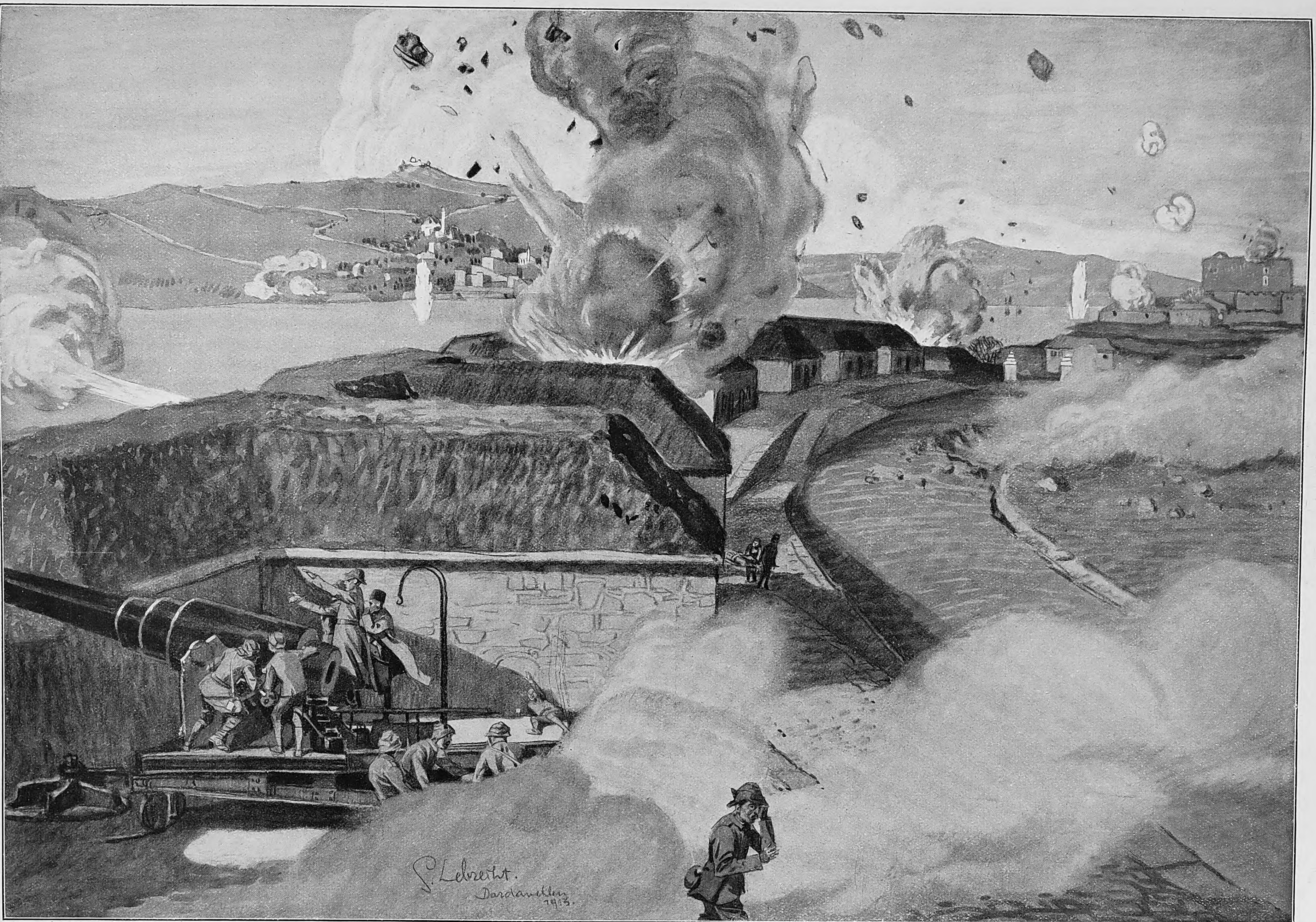
Die Folge dieser Beihilfe ist ein Bündnisvertrag zwischen Bulgarien und dem Deutschen Reich, der 864 in der Ortschaft Tulln an der Donau zwischen Boris und König Ludwig dem Deutschen persönlich vollzogen wird. Bei diesem Zusammentreffen wirkt König Ludwig auf seinen Bundesgenossen ein, daß dieser sich entschließt, das Christentum anzunehmen. Im nächsten Jahr erneuert Boris in Byzanz mit Kaiser Michael III. den Friedens- und Freundschaftsvertrag; bei dieser Gelegenheit empfängt der Bulgarenzar nebst seinem Gefolge die Taufe. Der oströmische Kaiser ist sein Taufpate. Die beiden Glaubensboten Kyrillus und Methodius aus Tessalonich entfalten alsbald in Bulgarien eine erfolgreiche Missionstätigkeit. Die heimische Liturgie wird in der Folge ein gewaltiger Vorsprung des Slawentums vor den germanischen Völkern in der Gestaltung der nationalen Landeskirche, die die Slawen zusehends als einen alle Teile des Volkstums einigenden gemeinschaftlichen Herd betrachteten. Das christliche Altbulgarien hat bald einen ungeahnten Aufschwung der Kultur zu verzeichnen.

Boris zieht sich an seinem Lebensende in ein Kloster zurück. Es zeugt von seiner Willenskraft, daß er seinen Ältesten und Nachfolger, den schwächlichen Wladimir, nach vierjähriger Regierung zugunsten seines jüngeren Sohnes Symeon absetzte. Der in Byzanz erzogene gelehrte und tatkräftige Symeon erneuert mit König Arnulf den deutsch-bulgarischen Bündnisvertrag, der bis zum Ende des Jahrhunderts in Kraft bleibt. Er besiegt die aufständischen Magyaren, die darauf unter Arpad in ihre jetzige Heimat übersiedeln, züchtigt Byzanz nach einem ihm aufgedrungenen Krieg und wird durch die Eroberung von Adrianopel und Konstantinopel Beherrscher der Balkanhalbinsel, weshalb er seinen Titel (bei Boris urkundlich rex) in „Zar der Bulgaren und Griechen“ erweitert. Boris starb 907. Als Bekehrer seines Volkes eröffnet er die Reihe der bulgarischen Nationalheiligen. Symeon wird durch seine Bemühungen um Hebung des heimischen Schrifttums — er veranlaßt die Herausgabe von Nachschlagewerken philosophischen, theologischen und historischen Inhalts — der Schöpfer der bulgarischen Literatur, der damals bedeutendsten nach der griechisch-römischen, und macht Bulgarien zum Vermittler der Kultur zwischen Byzanz und dem slawischen Norden. Symeon erwirkte die bulgarische Oberhoheit über das durch Thronstreitigkeiten zerrüttete Serbien. Als ihn auf einem neuen Zug nach Byzanz der Tod ereilt, umfaßt Bulgarien den größten Teil der Balkanhalbinsel vom Schwarzen Meer bis zur Drina und Save, ferner die Walachei und Teile von Siebenbürgen und Ungarn.



Eingeschneites Gehöft in Ostgalizien.

Im galizischen Winter.



Die Türkei im Weltkrieg: Die Dardanellenfestungen Anatoli Hamidije, Rumeli Hamidije und Tschimelik im ruhmvollen Kampf mit der englisch-französischen Flotte am 18. März 1915.
Nach einer Zeichnung des auf den Kriegsschauplatz an den Dardanellen entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht.

G. Lebrecht. 1915. a. Gallipoli

Batteriestellung auf Gallipoli.

G. Lebrecht 1915. Dardanellen

Aus der Festung Kilid-Bahr über den Dardanellen: Das Fort Sultanije.

Die Türkei im Weltkrieg. Nach Zeichnungen des auf den Kriegsschauplatz an den Dardanellen entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht.

Symeons Regierung bedeutet den Höhepunkt der bulgarischen Geschichte. Innere Parteiwirren und der nicht unbedenkliche Einfluß der byzantinischen Zivilisation untergraben fortan die Kraft des Landes. Unter Symeons Nachfolger, dem mit einer byzantinischen Prinzessin vermählten Zaren Peter, vollzieht sich die verhängnisvolle Trennung Westbulgariens vom Mutterland unter dem kraftvollen Boljaren Sisman. Der byzantinische Erbfeind wußte diese Zweiteilung des rivalisierenden Bulgarenreiches für seine Zwecke geschickt auszunutzen. Peters Sohn Boris II. büßt nach einem unglücklichen Feldzug gegen Byzanz seine Selbstständigkeit ein. Dagegen scheitert der Versuch des oströmischen Kaisers Basileos, auch Westbulgarien Byzanz einzuverleiben, an dem heldenhaften Widerstand des jugendlichen Zaren Samuel, vierten Sohnes des Reichsbegründers Sisman. Samuels vierzigjährige Regierung bildet eine ununterbrochene Kette von wechselvollen, überaus blutigen Kämpfen um die bedrohte Selbständigkeit: einer der gewaltigsten Freiheitskriege, die ein Volk gegen einen überlegenen Gegner geführt hat. Sein Ausgang ist unsagbar tragisch: Basileos — seitdem mit dem Beinamen Bulgarentöter gebrandmarkt — läßt 15000 in der Schlacht am Belasitzaberg gefangene Bulgaren blenden und dem Zaren zurücksenden, wobei auf je hundert ein Führer ein Auge behält. Samuel stirbt bei deren Anblick, vom Schlage getroffen.

Die von dem Sieger eingerichtete Personalunion zwischen Byzanz und Bulgarien wird durch jahrzehntelange Freiheitskämpfe der Nachkommen Samuels beeinträchtigt. Die Freiheitsbewegung erhält durch das Brüderpaar Peter und Johannes Asen, Abkömmlinge des Zaren Sisman, einen mächtigen Aufschwung. Dem oströmischen Kaiser Isaak II. Angelos bringen sie in den Balkanpässen eine Niederlage bei, die des Kaisers Absetzung zur Folge hat. Aber ein gewaltsamer vorzeitiger Tod ereilt beide. Wohl verteidigt ihr jüngerer Bruder Kalojan (Kalojohannes) den bulgarischen Besitzstand erfolgreich gegen das neugegründete fränkisch-byzantinische Reich Balduins von Flandern; er erobert Thrazien und Mazedonien zurück, fällt aber bei der Belagerung von Thessalonich. Sein jugendlicher Neffe Boril schließt, nachdem er bei Philippopel einer dreifachen Übermacht erlegen ist, Frieden, wird aber dafür von seinem Verwandten Johannes Asen entthront. Dieser, eine energische Herrschernatur, erobert Mazedonien zurück, erwirbt Epirus und Albanien, heiratet eine Tochter des Königs Bela von Ungarn und erhebt seine Residenz Tirnowo zur „Zarin aller Städte" und zweiten Stadt nach Konstantinopel. Seine wiederholten Versuche, auch diese heißerstrebte Stadt zu gewinnen, scheitern an dem Widerstand des von Balduin II. angeworbenen englisch-französischen Söldnerheeres. Der aufgeklärte und weitblickende Asen mit dem Beinamen der Große erinnert in vielem an seinen starken Vorgänger Symeon und weist daneben überraschende Ähnlichkeiten mit seinem Zeitgenossen, dem hochbegabten Hohenstaufen Friedrich II., auf. An politischer Weisheit ist er indes beiden überlegen. Seine rastlose Fürsorge um die Höherbildung des bulgarischen Volkes wird durch einen großartigen Aufschwung des machtvoll geeinten Landes reichlich belohnt. Seine nahezu fünfundzwanzigjährige Regierung bedeutet die letzte Blütezeit Altbulgariens. Bei seinem Tod hinterläßt Asen ein innerlich erstarktes und blühendes Reich, das drei Meere berührt, und dem Belgrad und Nisch, Durazzo und Elbassan, Varna und Adrianopel angehören.

Die Minderjährigkeit seiner beiden Nachfolger Kaliman (Koloman) und Michael Asen liefert einen Teil Bulgariens wiederum seinen Feinden aus. Kaliman II. scheidet nach vergeblichen Versuchen, die verlorengegangenen Landesteile wiederzugewinnen, freiwillig aus dem Leben. In den nun einsetzenden Thronwirren hält die starke Hand des zum Zaren erwählten Georg Terterius gegen die feindlichen Nachbarn wohl schirmende Wehr — da erfolgt der Einfall der Tataren und eine vorübergehende Gewaltherrschaft der Tatarenkhane als bulgarische Zaren. Wird diese auch von Theodor Swetslaw, dem Sohn des Terterius, gestürzt, so steht doch die Regierung der weiteren Zaren sichtlich unter dem Zeichen des zunehmenden Verfalles. Der Ansturm der Türken führt Bulgaren und Serben 1389 nochmals auf dem Amselfeld bei Kossowo gegen den gemeinsamen Feind zusammen. Aber das Schicksal des Balkans sollte sich nach dem unglücklichen Ausgang dieser Völkerschlacht erfüllen: Bulgarien wurde eine türkische Provinz.



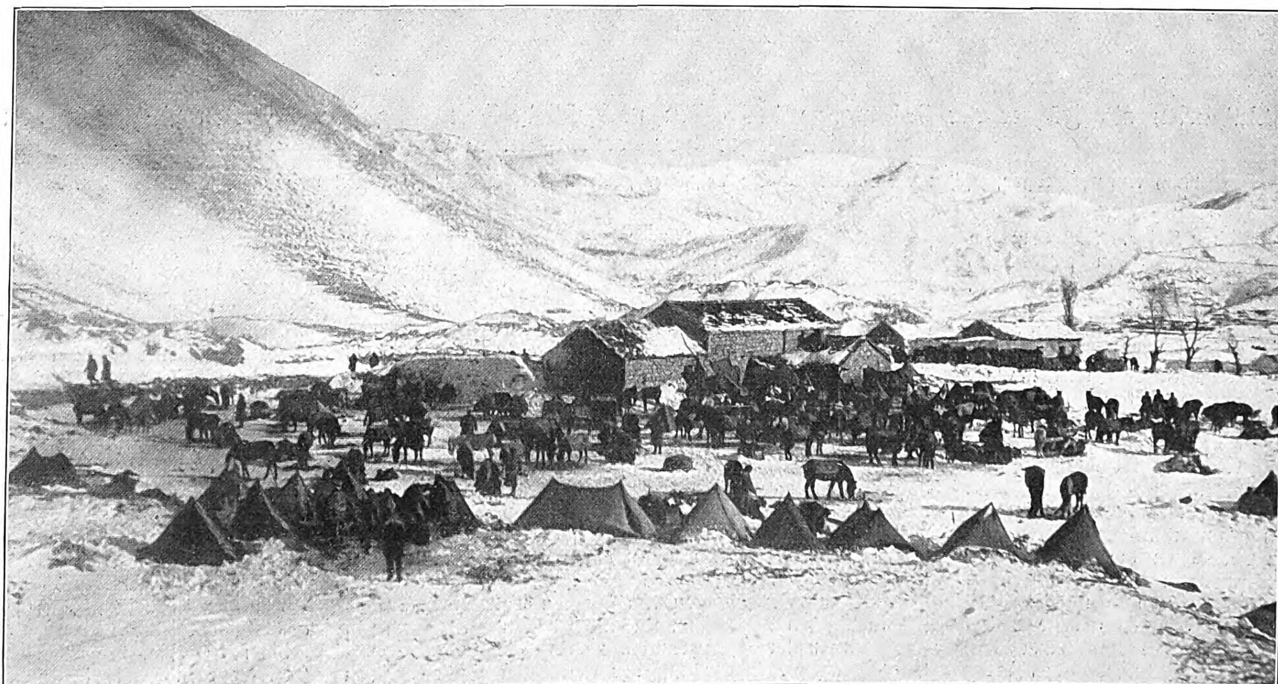
Der Kommandant der siegreichen österreichisch-ungarischen Truppen, Feldmarschalleutnant v. Weber (×), der die Kapitulationsverhandlungen abgeschlossen hat, mit seinem Generalstab vor dem Königspalast in Cettinje.



Zur Waffenablieferung bereitstehende montenegrinische Soldaten.

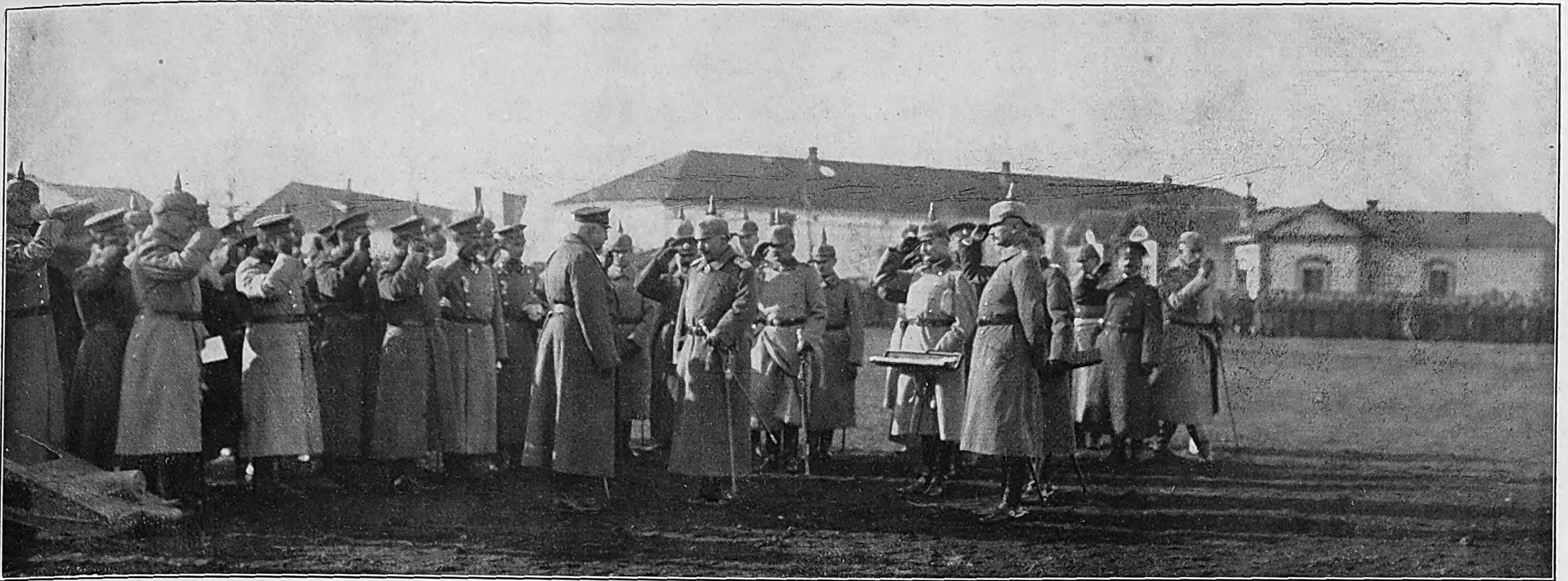


Österreichisch-ungarische Gebirgsartillerie passiert die Hauptstraße in Cettinje.



Rast österreichisch-ungarischer Truppen am Plateau des Lowcen.

Von der Niederzwingung Montenegros.



Der Kaiser überreicht König Ferdinand den Marschallstab anläßlich seiner Ernennung zum preußischen Generalfeldmarschall.



Vorbeimarsch eines bulgarischen Kavallerieregiments.



Links: Der Kaiser im Gespräch mit einem hohen bulgarischen Armeeführer; rechts: König Ferdinand mit Generalfeldmarschall v. Mackensen.



Der Kaiser und König Ferdinand mit ihrem Gefolge beim Abschreiten der Front eines bulgarischen Infanterieregiments.

Von der Zusammenkunft des Kaisers mit König Ferdinand von Bulgarien in Nisch am 18. Januar: Die Parade der bulgarischen Besatzung von Nisch vor den verbündeten Monarchen.



Aus den Tagen des deutschen Vormarsches in Serbien: Schwieriges Vorwärtskommen der Artillerie auf einer typischen serbischen Landstraße.

Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.

Sprachreinheit als Kulturmerkmal.

Von Dr. Max Unger.

Der Hochtrieb deutscher Sprachreinigung, wie er seit Beginn des Krieges besteht, hat bald eine kräftige Gegenwirkung gezeitigt. Die Gegnerschaft war, das gestehen wir gern zu, die wir nach Möglichkeit auf die Säuberung der Sprache von fremden Bestandteilen hinarbeiten, im ganzen durchaus ehrlich und überzeugt von der Berechtigung ihres Vorgehens. Sie bewies, wie vorurteilslos und unvoreingenommen die deutsche Denker- und Wissenschaft auch gegen fremde und feindliche Länder sowie deren Einflüsse ist. Immerhin macht es dennoch den Eindruck, als ob hier und da, bewußt oder unbewußt, die alte deutsche Widerspruchslust dem Schreiber die Feder in die Hand gedrückt habe. Ebenso wird das gerechte Mißtrauen gegen alles, was unversehens Mode geworden ist, ein gut Teil mitgewirkt haben; auch die Sprachsäuberer leugnen nicht, daß manche von ihrer Seite nur eben Mitläufer sind, ohne eine tiefere Einsicht in das Wesen der Frage zu haben. Und daß die Bewegung gerade im Kriege, während eines der Kultur geradezu zuwiderlaufenden Zustandes, den Siedepunkt erreichte, mag bei manchem Außenstehenden dieses Mißtrauen noch erhöht haben.

Ist die Bewegung, fragt man sich, obgleich bei manchem zweifellos bloße Deutschtümelei, als Kulturmerkmal aufzufassen?

Um diese Frage einigermaßen erschöpfend zu beantworten, heißt es, etwas weiter auszuholen und sich erst einmal zu erinnern, unter welchen Bedingungen fremde Ausdrücke immer am besten den Zugang zu einer Sprache gefunden haben. Da lehrt einfach die Erfahrung: fremde Flicken und Flecken setzen sich am leichtesten an diejenigen Sprachen, deren Besitzer sich in politischer oder geistiger Abhängigkeit von anderen Völkern befinden. Daß die durch eine solche Abhängigkeit bewirkte Sprachzersetzung zum Schwund einer ursprünglich vollwertigen Sprache führen kann, dafür haben wir zwei überzeugende Beispiele: das Mauscheln, das auf der Verderbung und Verquickung zweier Sprachen, des Hebräischen und des Deutschen, beruht, und die Zigeunersprache, die, einstmals von reinem und schönem Klang, im Laufe der Jahrhunderte in fremden Ländern durch Verlust vieler eigenen Wörter und Einbeziehung aller möglichen fremden Brocken Ansehen und Leben verwirkt hat. Kein Jude, der auf sich hält, bedient sich jener Zunge mehr; sie ist längst als minderwertig zur Gaunersprache herabgesunken, und über die Zigeunersprache und ihre Inhaber braucht in dieser Beziehung gar nicht erst gesprochen zu werden. Die Hauptsache ist jedenfalls: in beiden Fällen ging die Zersetzung der Sprache durch Fremdausdrücke mit dem Kulturverfall des Volkes Hand in Hand.

Daß man in der Geschichte des deutschen Volkes nirgends von einem solchen eigentlichen gleichzeitigen Kultur- und Sprachverfall reden kann, liegt, neben dem Umstand, daß ihm so unglückliche Schicksalsfälle wie jenen Völkern erspart geblieben sind, in seiner gesunden Urkraft, den welschen Klängen auf die Dauer kein Heimatrecht zu verleihen. Aber trotzdem ist das Deutsche von Franzosenzeiten und Humanismus schon arg zerzaust worden, so arg wie keine zweite Weltsprache von anderen Zungen; denn tatsächlich weist es gegen die englische und französische Sprache den größten Fremdwörterbestand auf. Man will das zwar in Deutschland gemeinhin nicht glauben, aber wie es sich wirklich verhält, konnte man vor dem Kriege, wenn nicht aus deutschen Zeitungen, dann aus französischen entnehmen: wiederholt ist es schon vorgekommen, daß angesehenste französische Zeitschriften (auch Witzblätter) gelehrten und ungelehrten deutschen Fremdwörtlern ihr Küchenfranzösisch und ihre Sprachmengerei vorgeworfen haben.

Der mögliche Einwand, gerade die ungesittetsten Völker hätten bei aller Wortarmut die reinste Sprache, die Sprachreinheit könne also geradezu mit der Unkultur im Zusammenhang stehen, ist nicht stichhaltig. Es braucht kaum erst nachgewiesen zu werden, daß einerseits meist der geringe Stand ihrer Denkfähigkeiten die Aufnahme fremdartiger Klänge von selbst verbietet, daß sich ihnen anderseits mit ihren wenigen Verkehrsmöglichkeiten auch weniger Möglichkeiten eines sprachlichen Tauschhandels bieten. Demgegenüber ist aber auf die beiden tonangebenden Völker des klassischen Altertums hinzuweisen: sowohl die Griechen wie die Römer haben sich der Sprachanleihen beieinander oder gar bei Völkern zweiten Ranges so gut wie ganz enthalten; dabei hatten die Römer fast ihre ganze Kultur von den Griechen überliefert bekommen. — Wäre die Anwendung häufiger Fremdwörter eine

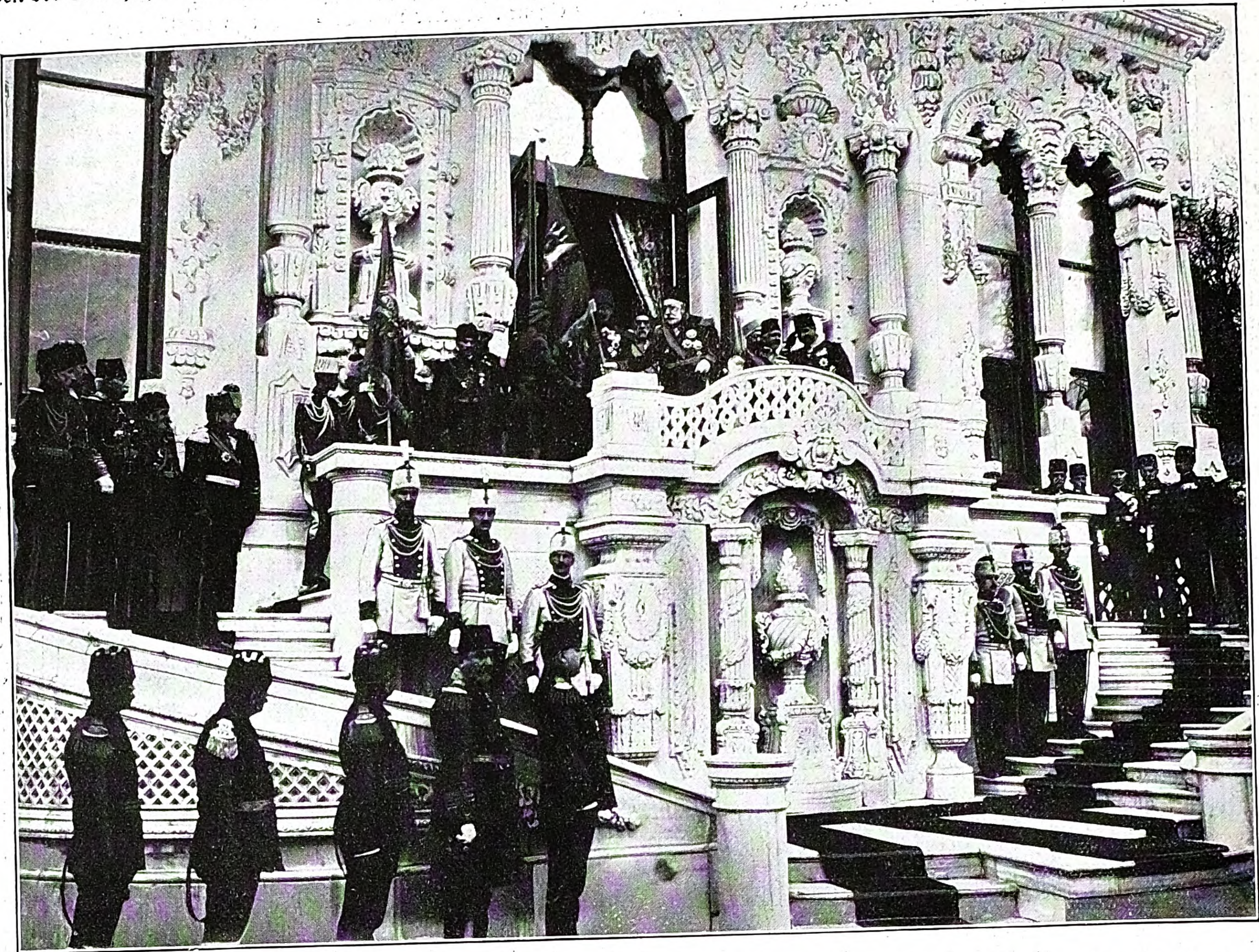


Aus der Zeit des deutschen Vormarsches in Serbien: In der Küche eines serbischen Bauernhauses im Ibartal. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von dem Kriegsteilnehmer A. Reich.

unumgängliche Notwendigkeit, so könnte von der Sprachreinheit nicht als einem besonderen Kulturmerkmal gesprochen werden. In Wahrheit sind viel mehr Fremdausdrücke vermeidbar, als man gemeinhin annimmt. Einer der Hauptgründe für ihre häufige Benutzung ist neben der Gewohnheit die Eitelkeit des Schreibers, der damit tiefgründiges Wissen vortäuschen will. Jedem feinfühligen Leser muß es schon als unwahr wider den Strich gehen, in einem Werke, das Anspruch auf künstlerische Form macht, „Psyche“ zu lesen, wo „Seele“ gemeint ist, „monumental“, wo „gewichtig“, „vollwertig“, „denkwürdig“, „bedeutend“ u. a. stehen könnte usw., nicht zu reden erst von allen erdenklichen und unerdenklichen küchenwelschen Neubildungen, worin der waschechte Fremdtümler das Hochziel seines Ehrgeizes sieht. Diese eine Kehrseite der Fremdwörtelei ist so unbestritten, daß deren Verteidiger schwerlich jemals auf ihre Erörterung eingehen; sie geben sie aber auch nicht zu, sondern suchen die Fremdflicken an ihrem Sprachgewand hauptsächlich mit einem angeblichen großen Vorteil in Schutz zu nehmen: ihrer angeblichen feinen Schattierungsfähigkeit.

Um dazu Stellung zu nehmen, seien gleich ein paar Gegenbeispiele aufgeführt: die noch nicht einmal von den schlimmsten Fremdwörtlern so gern und häufig benutzten drei Fremdausdrücke: Moment, Faktor und Element. In den meisten Fällen, wo eins von diesen Wörtern angewandt wird, ist es für den Sinn des ganzen Satzes so gut wie gleich, ob dafür eins von den beiden anderen eingeschoben wird. Der Schreiber ist nicht bis zum klaren Begriff dessen, was er damit meint, vorgedrungen, und es hat sich zur rechten Zeit ein Fremdwort eingestellt. Das wäre also gerade das Gegenteil des abstufungsfähigen, es wäre geradezu das unklare Fremdwort.

Zwar gesellt sich zu den genannten dreien noch manches andere von ähnlicher Verworrenheit, aber es muß zugestanden worden, es gibt auch viele Fremdausdrücke, die etwas Bestimmtes, scharf Umrissenes vertreten. In Hinsicht auf die Verständlichkeit ist z. B. schon wenig gegen das Wort Charakter einzuwenden, wenn etwas über das Wesen eines Menschen ausgesagt werden soll. Dieses Wort, so angewandt, schwankt auf der Grenze der gang und gäben Welschbrocken und der mäßigen Zahl Fremdwörter, die, wie Natur, Nation, Musik, Melodie, Drama, Kultur, Prosa, Lyrik u. a., durch den fortgesetzten Gebrauch unserer größten Dichter und Denker geadelt und sozusagen als die Ausnahmen von der Regel beinahe eingedeutscht worden sind. Und dennoch wird man sich in den meisten Fällen, wenn nicht immer, auch ohne „Charakter“ gut oder noch besser behelfen können, und zwar mit Art, Wesen, Sinnes-, Gemüts- oder Wesensart. Wenn alle diese Hauptwörter, etwa für einen Ausnahmemenschen, noch versagen sollten, was hindert einen daran, diesen „Charakter“ vielleicht durch ein den vorgeschlagenen Wörtern angefügtes Beiwort oder einen anderen Ausdruck, durch eine Zusammensetzung oder eine Umbildung des Satzes gleich näher zu bezeichnen? Übrigens wird man schon in den oben gegebenen Verdeutschungen je nach dem Fall fein wählen müssen, z. B. wird man für ein leicht hingeworfenes: „Das ist so sein Charakter“, besser schreiben: „seine Art“; für „weichen Charakter“ — „weiches Gemüt“ usw. Und sollte nicht schon Bismarcks „Wesensart“ seinen Charakter völlig ersetzen? Wem das immer noch nicht genug sagt, dem sei für den Ausnahmemenschen ein Ausnahmewort vorgeschlagen: „Wesenskern.“ An einer andern Abart eines „menschlichen Charakters“, wenn dieser nämlich für den Titel eines Beamten benutzt wird, sieht der Sprachkenner von neuem seine alte Beobachtung bestätigt: das Fremdwort scheidet nämlich gemeinhin als minderwertig am leichtesten wieder aus dem Sprachgebrauch aus. Handelt es sich nicht um ein Lebewesen, dann kann der „Charakter“ auch immer schärfer, treffender und schöner durch ein deutsches Wort wiedergegeben werden. So kann man, statt vom Charakter, sprechen von der Stimmung oder gar dem Eindruck eines Musikstückes oder Gemäldes, von der Form, Richtung, dem Ton oder Gepräge eines Aufsatzes oder einer Rede, von der

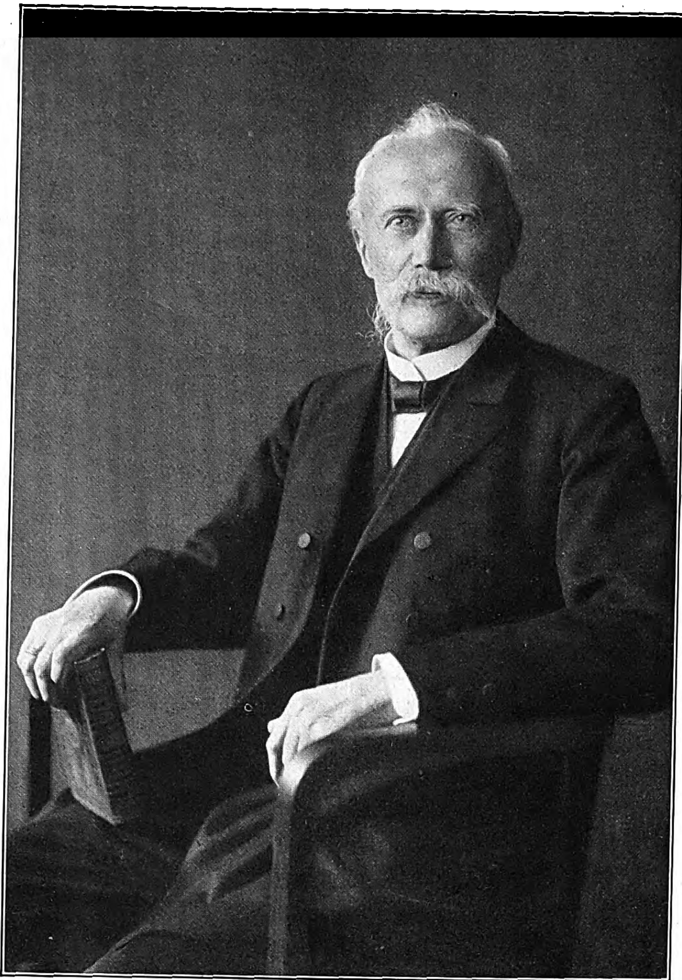


Die Türkei im Weltkrieg: Feierliche Übergabe der Fahnen an neue türkische Regimenter durch den Sultan Muhammed V. Ghazi vor dem Sultanspalast in Konstantinopel.

Hieraus folgt am deutlichsten, daß die Verständlichkeit eines Wortes daran gebunden ist, ob es deutschen oder fremden Klang hat. Nur einige zum Teile lustige Beispiele dafür, wie wenig manchmal das Lehnwort mit seinem Vorbild übereinstimmt. Aus scara-muccio (eigentlich Aufschneider und Stegreifspieler im italienischen Lustspiel) wurde schon vor Jahrhunderten gebildet: Scharmützel, arcubalista ist zur sinnlosen und dennoch guten und verständlichen Armbrust geworden, aus moi tout seul die wunderschöne Bildung mutterseelenallein hervorgegangen. Auf ähnliche Weise sind natürlich auch deutsche Wörter in fremde Sprache hinübergewandert: eins der niedlichsten französischen Lehnwörter ist beispielsweise mannequin, das von dem gemütlichen Berliner „Männeken“ abstammt; das letzte ist also gegen sein Vorbild nicht bloß in der Gestalt, sondern auch in der Bedeutung umgewandelt worden. Es kann sogar vorkommen, daß ein schon vorhandenes deutsches Wort nochmals unverändert als Lehnwort dienen muß; beispielsweise soll das Wort Schwager wegen seiner Klangähnlichkeit mit chevalier zum Ersatz für Postillon geworden sein.

Das Herausfallen fremder Klänge aus dem ebenmäßigen Gleichfluß reiner Sprache muß natürlich ein geschärftes Sprachgefühl empfindlich verletzen. Jede gehobene Sprache, um wieviel mehr die Dichtung, ist, wenn sie mit vielen Fremdwörtern durchsetzt ist, künstlerisch unmöglich. Das braucht nicht erst bewiesen zu werden, weil die Dichtungen aller unserer Klassiker den Beweis ohne weiteres liefern. Die höchste künstlerische Sprachform erscheint damit der reinen Volkssprache angenäherter und verwandter als die Durchschnittsprosa. Sollte das nicht zu denken geben? Sollte nicht das, was der Dichtung recht ist, auch allem, was Anspruch auf Sprachschönheit macht, billig sein, also jeder Art (auch wissenschaftlicher und fachlicher) Prosa sowie der Umgangssprache?

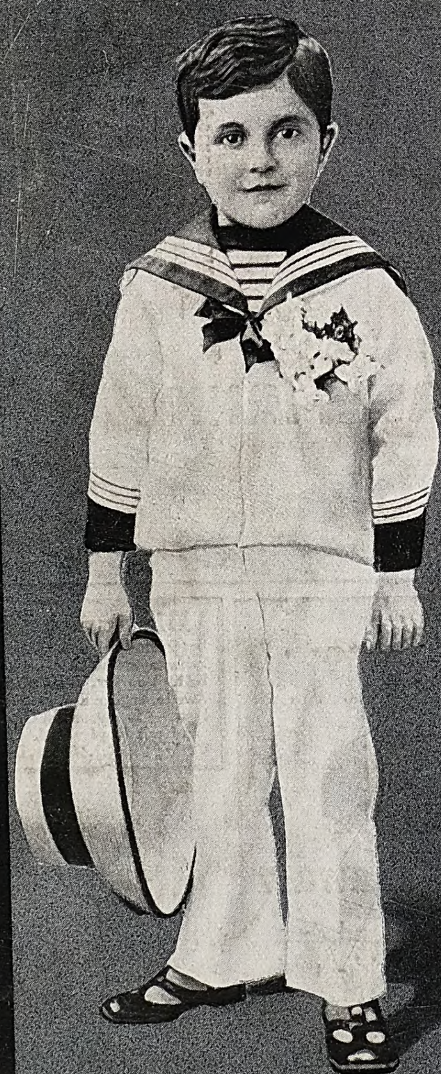
Der Einwand, daß unsere größten Klassiker, wie Goethe und Schiller, Feinde der Sprachsäuberer gewesen seien, ist nicht stichhaltig. Mögen sie immerhin manchmal unmutig darüber gewesen sein, wenn ihnen ein in der Dichtkunst unschöpferischer Sprachreiniger die Wortwahl vorschreiben wollte, und mögen sie ihrem Herzen darüber sonstwie Luft gemacht haben — das Eine ist sicher: ihre Werke beweisen, von gelegentlichen „puristischen“ Äußerungen ganz abgesehen, am deutlichsten, daß der Zug zur Sprachsauberkeit ihrem Wesen selbst tief eingewurzelt war. Daß ihre Dichtung nämlich so gut wie sprachrein ist, wurde schon erwähnt; daß ihre Prosa sich nur höchstens derjenigen Fremdwörter bedient, die damals in der Umgangssprache gang und gäbe waren, ja daß sie vielfach selbst die von den Puristen eingeführten Verdeutschungen bewußt oder unbewußt anwandten, ist der weitere Beweis für jene Hinneigung zur Sprachreinheit. Das ist um so höher zu veranschlagen, als ihr Hauptschaffen in die schlimmste Zeit geistiger und politischer Fremdherrschaft fiel. An ihnen und den sprachsauberen lebenden Schriftstellern — es sind nicht immer die bekanntesten — erkennen wir das Weben jener sprachlichen Urkraft des deutschen Volkes, die allein es nicht gestattet, daß unser Prosaschrifttum, so viel Spreu auch unter den Weizen gemischt sein mag, in Bausch und Bogen als unkultiviert verdammt werde.



Königlich sächsischer Geheimer Rat D. Dr. Rudolf Sohm, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Leipzig, einer der bedeutendsten Juristen unserer Zeit, wurde als Nachfolger Heinrich Brunners zum stimmberechtigten Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Künste ernannt. (Hofphot. Hoenisch, Leipzig.)

Die Wege zur Vermeidung der Fremdwörter sind zum Teil schon im Laufe dieser Erörterungen gezeigt worden. Auf die wenigsten Schwierigkeiten wird aber immer der stoßen, der sich daran gewöhnt, das, was er sagen will, gleich von vornherein deutsch durchzudenken. Immerhin kommt es ab und zu vor, daß für ein wirklich unübersetzbares Fremdwort eine deutsche Neubildung erwünscht wäre. Auch drängen die Fortschritte der Kunst, Wissenschaft und überhaupt der ganzen Kultur auf solche Neubildungen hin. Wie diese beschaffen sein müssen, dafür gibt es keine Regeln und Gesetze. Letzten Endes muß hier der gute Geschmack entscheiden. Aber ja keine bloße Verstandesmäßigkeit und Sprachmeisterei! Am kühnsten geht, wie wir oben sahen, der Volksmund vor. Wie jede künstlich gebildete Neuform von ähnlicher Kühnheit verlacht würde, ist gar nicht auszudenken. Schon die neuen Zusammensetzungen, die hier und da auftauchen, verursachen bei den meisten Menschen, und zwar nicht nur etwa bei den Sprachlaien, heftiges Kopfschütteln, auch wenn sie noch so gut gebildet sind. Sie teilen das Schicksal aller Wörter, die wir den Sprachbereicherern vor über hundert Jahren (besonders J. H. Campe und Lessing) und überhaupt aller Zeiten verdanken. Alle Ausdrücke, die als Neuwörter vor etwa und vor über einem Jahrhundert aufkamen, darunter Feldzug, Landwehr, Volkstum, Schauspieler, Wahlspruch, Fräulein u. v. a., sind so lange verlacht worden, bis sie fest eingedeutscht waren. Es bedarf also nicht nur kräftiger Vorstöße feinfühliger Neuwortbildner, sondern auch des guten Willens der Öffentlichkeit, die Neubildungen dem Sprachschatz einzuverleiben. Das Verständnis und Entgegenkommen nach Möglichkeit zu wecken, müßten sich besonders unsere Schulen, von den einfachsten bis zu den höchsten, angelegen sein lassen.

Ende des redaktionellen Teils.



Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

Nr. 3789. Kriegsnummer 80. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

23. Januar 1916.

Bei Neuville nördlich von Arras bemächtigten sich unsere Truppen nach einer erfolgreichen Minensprengung der vordersten feindlichen Stellung in einer Breite von 250 m; wir machten 71 Franzosen zu Gefangenen. In den Argonnen besetzten wir nach kurzem Handgranatenkampf ein feindliches Grabenstück. Militärische Anlagen östlich von Belfort wurden mit Bomben belegt.

Auf der Höhe Dolzok, nördlich von Bojan, am Pruth, sprengten österreichisch-ungarische Truppen vorgestern abend einen russischen Graben durch Minen in die Luft. Von der 300 Mann starken Besatzung konnten nur einige Leute lebend geborgen werden. In der Nacht von gestern auf heute vertrieben die k. u. k. Truppen den Feind in demselben Raum aus einer seiner Verschanzungen.

Nordwestlich von Uscieczko ist eine Brückenschanze seit längerer Zeit das Kampfziel zahlreicher russischer Angriffe. Fast jeden Tag kommt es zu Nahkämpfen. Die braven Verteidiger halten allen Anstürmen stand. Südlich von Dubno griff der Feind heute früh nach starker Artillerievorbereitung die k. u. t. Stellungen an; er wurde mit schweren Verlusten zurückgeschlagen.

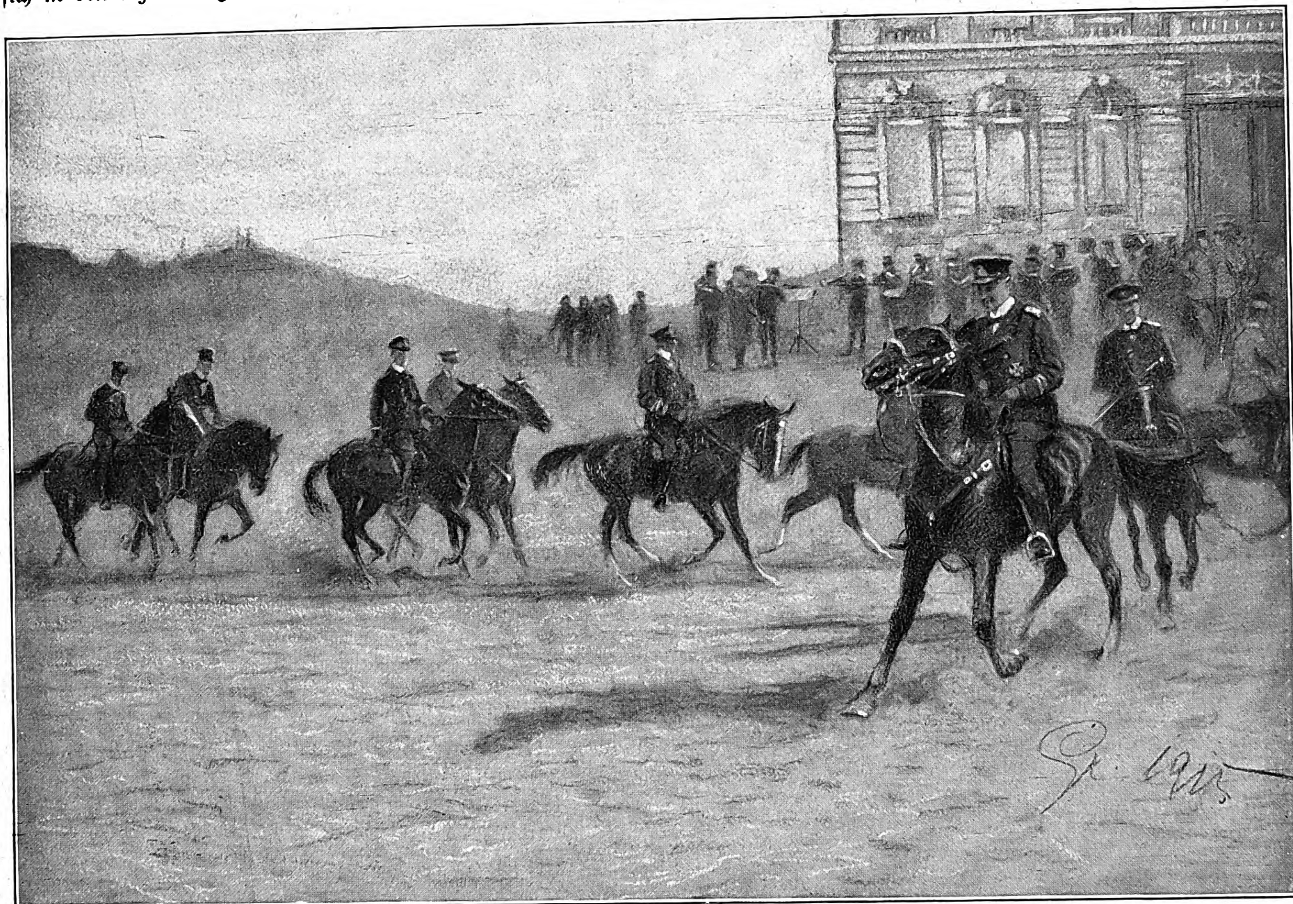
Im Raume von Flitsch wurde ein Angriff einer schwächeren italienischen Abteilung am Rombon-Hang abgewiesen.

Die Waffenstreckung der Montenegriner nimmt ihren Fortgang. An zahlreichen Punkten des Landes wurden die Waffen niedergelegt.

An der Nordostfront von Montenegro ergaben sich in den letzten Tagen über 1500 Serben.



Über die Hürde.



Musikreiten am Sonntag Morgen.

Die Adriahäfen Antivari und Dulcigno wurden von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzt.

Das montenegrinische Generalkonsulat veröffentlicht eine Depesche, die ihm aus Brindisi von dem montenegrinischen Ministerpräsidenten Muschkovic zugegangen ist, und in der es heißt: „Die Schritte wegen eines Waffenstillstandes zielten einzig und allein dahin, Zeit zu gewinnen, um den Rückzug und die Fortschaffung der Armee auf Podgoritza und Skutari zu sichern und zu vermeiden, daß die übrigen montenegrinischen Truppen, die sich an den anderen Fronten viel weiter von Podgoritza entfernt befanden, abgeschnitten wurden, sowie um Zeit zu haben, die serbischen Truppen aus Podgoritza und Skutari nach Alessio und Durazzo zu schaffen. Es ist sicher, daß auf diese Weise die österreichischen Truppen in ihrem Vormarsch um mindestens eine Woche aufgehalten wurden. Die montenegrinische Armee unter dem Befehl des ehemaligen Ministerpräsidenten Generals Vukotic setzt den Kampf gegen den Feind fort, in der Absicht, sich mit der serbischen Armee zu vereinigen."

König Nikolaus von Montenegro hat sich nach Lyon begeben, wo er Aufenthalt nehmen will.

24. Januar 1916.

Ein feindliches Flugzeuggeschwader bewarf Metz mit Bomben, von denen je eine auf das bischöfliche Wohngebäude und in einen Lazaretthof fiel. Zwei Zivilpersonen wurden getötet, acht verwundet. Ein Flugzeug des Geschwaders wurde im Luftkampf abgeschossen, die Insassen sind gefangen.

Unsere Flieger bewarfen Bahnhöfe und militärische Anlagen hinter der feindlichen Front; sie behielten dabei in einer Reihe von Luftkämpfen die Oberhand.

Nördlich von Dünaburg wurde von unserer Artillerie ein russischer Eisenbahnzug in Brand geschossen.

Ein von griechischem Boden aufgestiegenes feindliches Flugzeuggeschwader belegte Bitolj (Monastir) mit Bomben. Mehrere Einwohner wurden getötet oder verletzt.

Annäherungsversuche des Feindes im Abschnitte von Lafraun und ein neuerlicher Angriff einer italienischen Abteilung am Rombon-Hange wurden abgewiesen.

Gestern abend haben österreichisch-ungarische Truppen Skutari besetzt. Einige tausend Serben, die die Besatzung des Platzes gebildet hatten, zogen sich, ohne es auf einen Kampf ankommen zu lassen, gegen Süden zurück. Überdies sind die k. u. k. Truppen im Laufe des gestrigen Tages in Niksic, Danilovgrad und Podgoritza eingerückt.

Die Entwaffnung des Landes vollzog sich bis zur Stunde ohne Reibung. An einzelnen Punkten haben die montenegrinischen Abteilungen das Erscheinen der k. u. k. Streitkräfte erst gar nicht abgewartet, sondern die Waffen schon vorher niedergelegt, um heimkehren zu können. Andernorts zog der weitaus größte Teil der Entwaffneten die Kriegsgefangenschaft der ihnen freigestellten Heimkehr vor.

Nach einer Havasmeldung haben österreichisch-ungarische und bulgarische Truppen Berat in Albanien genommen. Die Bulgaren marschieren auf Valona, die Österreicher auf Durazzo los, wo Essad-Pascha Truppen zusammenzieht.

In der Nacht vom 22. zum 23. Januar belegte eines unserer Wasserflugzeuge den Bahnhof, Kasernen und Dockanlagen von Dover mit Bomben. Außerdem haben am 23. Januar nachmittags zwei Wasserflugzeuge die Luftschiffhalle in Houghám (westlich Dover) mit Bomben belegt. Starke Brandwirkung wurde einwandfrei festgestellt.

25. Januar 1916.

In Flandern nahm unsere Artillerie die feindlichen Stellungen unter kräftiges Feuer. Patrouillen, die an einzelnen Stellen in die stark zerschossenen Gräben des Gegners eindrangen, stellten große Verluste bei ihm fest, machten einige Gefangene und erbeuteten 4 Minenwerfer. Der Templerturm und die Kathedrale von Nieuport, die dem Feinde gute Beobachtungsstellen boten, wurden umgelegt.

Östlich von Neuville griffen unsere Truppen im Anschluß an erfolgreiche Minensprengungen Teile der vordersten französischen Gräben an, erbeuteten 3 Maschinengewehre und machten über 100 Gefangene.

Mehrfach angesetzte feindliche Gegenangriffe gegen die genommenen Stellungen kamen über klägliche Anfänge nicht hinaus; nur einzelne beherzte Leute verließen ihren Graben, sie wurden niedergeschossen.



Betteln um Kaffee.

Hinter der Front bei unserer Marine in Westflandern.

Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3789. 146. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 10. Februar 1916.

Hollands Interesse an Deutschlands Sieg.

Von Professor S. Rudolf Steinmetz, Amsterdam.

Der Verfasser des nachstehenden Artikels, Professor Dr. jur. S. Rudolf Steinmetz, ist ein bekannter holländischer Gelehrter. Er ist am 5. Dezember 1862 als Sohn eines holländischen Obersten zu Breda in Holland geboren, besuchte das Gymnasium im Haag und studierte von 1880 bis 1886 Jurisprudenz und Naturwissenschaften in Leiden, von 1886 bis 1887 Psychologie usw. in Leipzig. Nach seiner Promotion im Jahre 1892 wandte er sich hauptsächlich dem Studium der Ethnologie und Soziologie zu, führte in Holland das sogenannte „Toynbeewerk", den Verkehr mit Arbeitern, ein, war von 1894 bis 1905 Privatdozent der Ethnologie und Soziologie in Utrecht und Leiden, machte 1907 eine Reise nach Holländisch-Indien und erhielt im Januar 1908 den Lehrstuhl für politische Geographie und Ethnologie an der Universität Amsterdam. Im Jahre 1913 errichtete er die Volksuniversität in Amsterdam. Von seinen Werken seien genannt: „Endokannibalismus" (1895); „Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe" (1896); „Feminisme" (1899); „Der Krieg als soziologisches Problem" (1899); „Die Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien" (1903); „Kritik op de Proletar. Moral" (1904); „Die Philosophie des Krieges" (1907).

Etwas anderes ist es, ererbte oder angeborene Sympathie für eine der kriegführenden Parteien zu hegen, als ein wertbeanspruchendes Urteil darüber abzugeben, wessen Sieg im Interesse des eigenen, neutralen Landes sei. Ein solches Urteil soll nach möglichster Objektivität streben, sich nicht auf Gefühlsgründe stützen, sondern auf Tatsachen. Dabei sollen aber doch zwei Maßstäbe angelegt werden. Das direkte Interesse des eigenen Landes, aber auch das der höchsten Kultur oder der Menschheit — hängt doch die Zukunft des Vaterlandes schließlich eng mit dieser zusammen. Und wenn dieses erhabenste und entscheidende Endziel vielfach schwer zu erkennen ist, soll man wenigstens auf die Interessen der nächsthöheren Gruppe, also die des eigenen Kulturkreises achtgeben. Hollands Zukunft läßt sich nicht von der Mitteleuropas trennen.

England exploitierte vom siebzehnten Jahrhundert bis jetzt das Weltmeer ausschließlich im eigenen Interesse, die Freiheit der See bedeutete seine Freiheit, auf ihrer ganzen Weite alles zu tun, was ihm einfiel. Alle seefahrenden Völker der Erde, Holland zuerst, jetzt auch die große amerikanische Republik, haben den schweren Druck des englischen Seedespotismus empfunden. Um jeden Preis muß die Welt davon befreit werden. Künftige Verträge werden das nur vermögen, wenn nicht eine Flotte die unbedingte Übermacht besitzt. Englands Besitz der Meereshoheit ist weitaus gefährlicher für einen größeren Teil der Welt als irgendein festländisches Machtverlangen. Amerika ist vorläufig viel zu sehr mit England verbunden, um den anderen Völkern das Vertrauen einzuflößen, es könnte ein Gegengewicht zu England abgeben, Japans Wirkungskreis liegt den europäischen Gewässern zu weit. Deutschland und Deutschlands künftige starke Flotte allein bieten hier die nötige Gewähr für Englands Zähmung. Endlich haben die Neutralen einsehen gelernt, daß die Freiheit des Meeres bei Englands Übermacht nur eine hohle Phrase, sie soll durch die deutsche Flotte zur Wirklichkeit werden.

Dazu müßte sie wenigstens so stark sein, daß sie mit der der Neutralen vereint der englischen durchaus gewachsen wäre. Ich bin leider überzeugt, daß es auch kein anderes Mittel gibt, um die für den Weltverkehr unentbehrlichen großen Seestraßen für den freien, aber wirklich freien Gebrauch aller Völker offen zu halten. Wie jammert man über den zweifelhaften Bruch des Völkerrechts in Belgien, den zweifellosen mit der Sperrung des Suezkanals vergißt man völlig! Nur die Mittelmächte werden Spanien in den Besitz des ihm durch frechen Rechtsbruch geraubten Gibraltar zurückversetzen. Der Panama-Kanal, der ebenfalls nur durch Rechtsbruch an Amerika kam, ist in seinen Händen keineswegs sicher für den freien Weltverkehr. Nur die mächtige Flotte der künftigen Mittelmächte wird hier und überall das Gleichgewicht herstellen können, aber nicht das lächerliche, berüchtigte, das nur ein schöneres Wort ist für die britische Hegemonie.

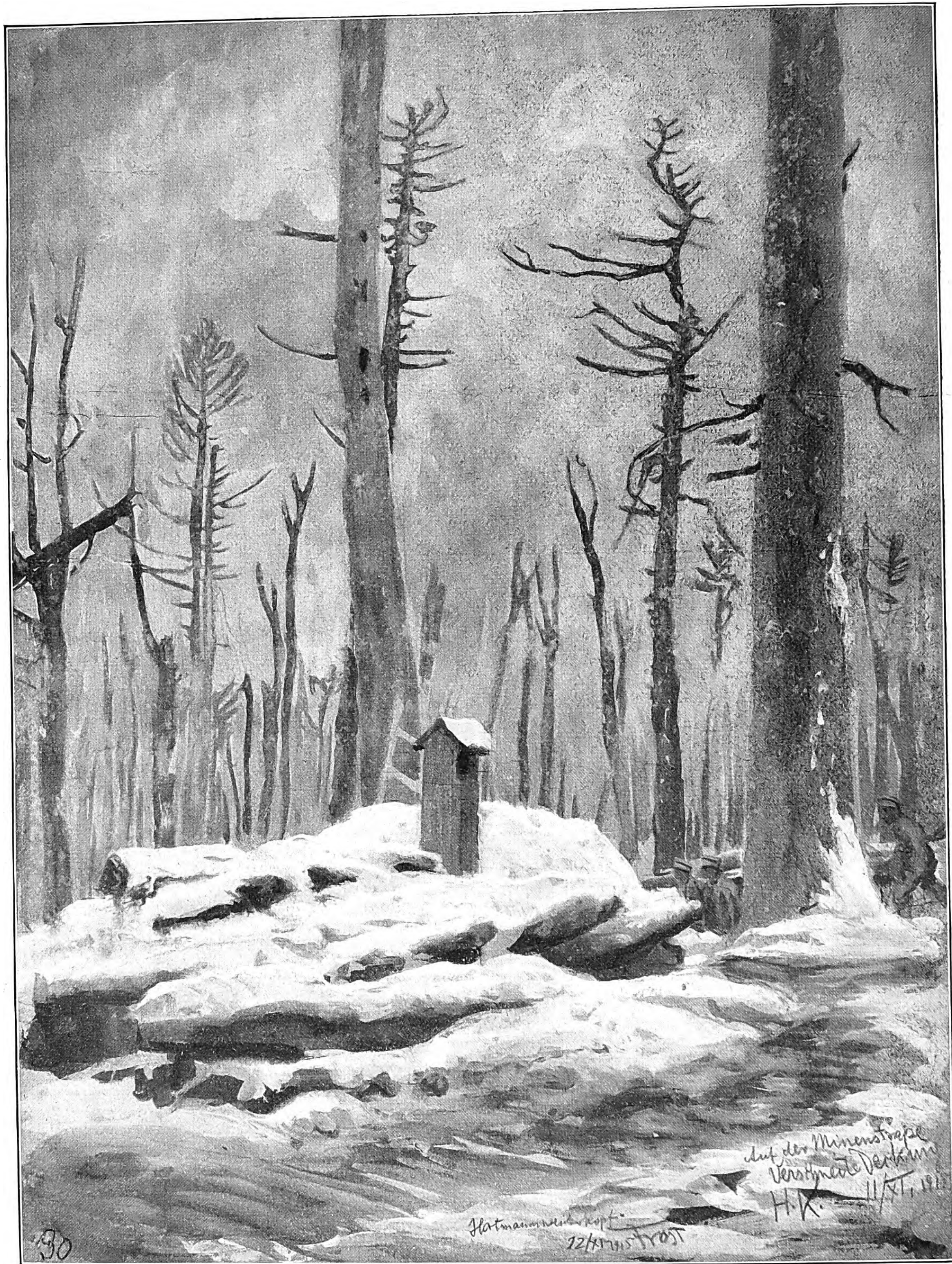
Ebenso Wichtiges soll Deutschland für ganz Mitteleuropa, also auch für Holland, aber dazu für die ganze europäische und menschliche Kultur durch seinen mächtigen Schutzwall gegen die Russenhorden leisten, gegen die 170 Millionen, die alljährlich um drei, bald um noch mehr Millionen zunehmen. Welche Hilfe sollen uns und Skandinavien und Österreich und dem Balkan dagegen die inselsicheren, nur 45 Millionen zählenden Engländer bieten? Der hell, obwohl nicht tief schauende Ire Shaw sah das schon ein. Es ist das große, nie zu beschönigende Verbrechen Englands und Frankreichs an der europäischen Kultur, daß sie nur um ihres Größenwahns, um ihrer Rach-, Herrsch- und Habsucht willen ganz Mitteleuropa an die Russen ausliefern wollten. Es ist nicht ihre Kraft und Weisheit, wenn es nicht gelingt. Nur mangelnde Einsicht und einfältiger Optimismus verschließen die Augen in manchen Ländern und auch in Holland für die russische Gefahr, die uns allen droht. Der Landhunger wird in Rußland nie gesättigt werden, denn, wenn auch noch gutes Land da ist und der Landbau sich heben wird, so werden die damit erst entfesselte Bevölkerungszunahme und das Streben nach Wohlfahrt dem gegenüberstehen. Könnten ein gebrochenes, zerteiltes und verarmtes Deutschland und ein großenteils russifiziertes Österreich den bald 250 Millionen Russen widerstehen?

Zu spät werden dann alle kleinen Staaten Mitteleuropas ihre Untätigkeit zur rechten Zeit und ihre unheilvolle Sympathie für die Helfershelfer des größten Feindes Europas bereuen. Die Engländer versuchen jetzt die Russen als ein Kulturvolk darzustellen, nachdem sie es jahrelang, z. B. in der Zeitschrift „Free Russia", so schwarz wie möglich abgemalt haben. Dem kritischen neutralen Auge zeigt sich vorläufig in Rußland gar wenig, was auf eine prinzipielle Änderung zum Besseren deuten könnte. Unwissende, abergläubische, unterwürfige Bauernmasse einerseits, bigotte, förmliche Kirche und despotische Bureaukratie anderseits, da läßt sich wahrlich gar wenig erwarten. Wenn aber Rußland sich allmählich ein wenig modernisiert, da muß es für die Mitwelt immer gefährlicher werden. Einen kraftvollen, selbst interessierten Verteidiger braucht Europa dann immer dringlicher. Wer anders kann das sein als Deutschland, verbunden mit Österreich, dem Balkan und der Türkei?

Ein zweiter verbrecherischer Fehler Großbritanniens war die Unterstützung Japans gegen Deutschland, das Aufhetzen von Mongolen wider Europäer. Die eigenen Kolonien, Kanada und Australien, werden ihm das bald furchtbar verargen. Seiner künftigen Stellung in der Südsee und in Asien hat es mit dieser ruchlosen Politik wohl unermeßlich geschadet, aber es hat auch die Stellung der Europäer den Mongolen gegenüber sehr nachteilig beeinflußt. Frankreich hat hieran teilgenommen, nicht ohne ebenfalls sich selbst in seinen hinterindischen Kolonien erheblich zu gefährden. Nur von Deutschland kann Europa auch in dieser Beziehung Schutz erlangen. Und Holland braucht den für seine eigenen Kolonien wohl am meisten. Das große, weit entfernte Inselreich selbst aus eigenen Machtmitteln zu verteidigen, ist Holland ohne Unterstützung kaum fähig. England, Frankreich, Rußland sind ja, eng mit Japan verbunden, gezwungen, ihm nach den Augen zu sehen, bedroht in ihren eigenen Kolonien. Es ist meine Überzeugung, daß gegen übermächtige Feinde Holland nur von dem Deutschen Reiche hier geholfen werden kann. In Europa läuft zwar Holland nicht direkt Gefahr, wohl aber der holländische Stamm. Schon vor 1830 bis auf den heutigen Tag hat Frankreich nach der kulturellen und politischen Unterjochung Belgiens gestrebt, was die Vernichtung des flämischen Volkes als solches unbedingt mit sich führen würde. Es wird ihm dies gar sehr erleichtert durch die überaus französische Gesinnung der wallonischen Minderheit.

Wenn Deutschland, wie wir hoffen, alle seine Kolonien nach dem Kriege zurückbekommt und dazu eine bedeutende Vermehrung, wird es in Südafrika in der Lage sein, dort dem holländischen, ihm so nahe verwandten Elemente den unentbehrlichen Rückhalt zu gewähren, was in Übereinstimmung mit dem eigenen Interesse wäre. Ich sehe kaum eine andere Möglichkeit für die künftige Unabhängigkeit dieses Teiles des holländischen Stammes. Die jüngste Vergangenheit hat das ausreichend bewiesen.

Aber auch in Europa haben die Niederländer das größte und reellste Interesse an Deutschlands ungeschwächter Erhaltung und unverminderter Wohlfahrt. Holland führt mit keinem anderen Lande einen so lebhaften Handel und überhaupt einen so intensiven Verkehr wie mit Deutschland. Wenn es Deutschland erginge, wie seine Neider so lebhaft begehren, daß es also gründlich, ja womöglich auf immer arm und machtlos würde, so wäre auch der holländische Handel aufs allerempfindlichste geschädigt, wenn nicht gar in seinem Lebensnerv getroffen. Es ist mir unbegreiflich, daß viele Holländer, durch die englischen Phrasen betört, diese augenfällige Wahrheit einen Augenblick übersehen können. — Unendlich höheren Wert als diesen ökonomischen allein hat Deutschland aber für die ganze Welt und erst recht für Holland. Das holländische höchste Geistesleben stützt sich wenigstens so sehr auf deutsche wie auf englische oder französische Grundlage; gerade der geistige Verkehr zwischen beiden Völkern ist so innig wie nur möglich. Die Menschheit wäre bedeutend ärmer, wenn ihr der deutsche Beitrag zu ihren besten Leistungen fehlen oder wenn er auch nur erheblich vermindert würde. Das läßt sich doch gar nicht leugnen, ob man übrigens der deutschen Verfassung oder dem preußischen

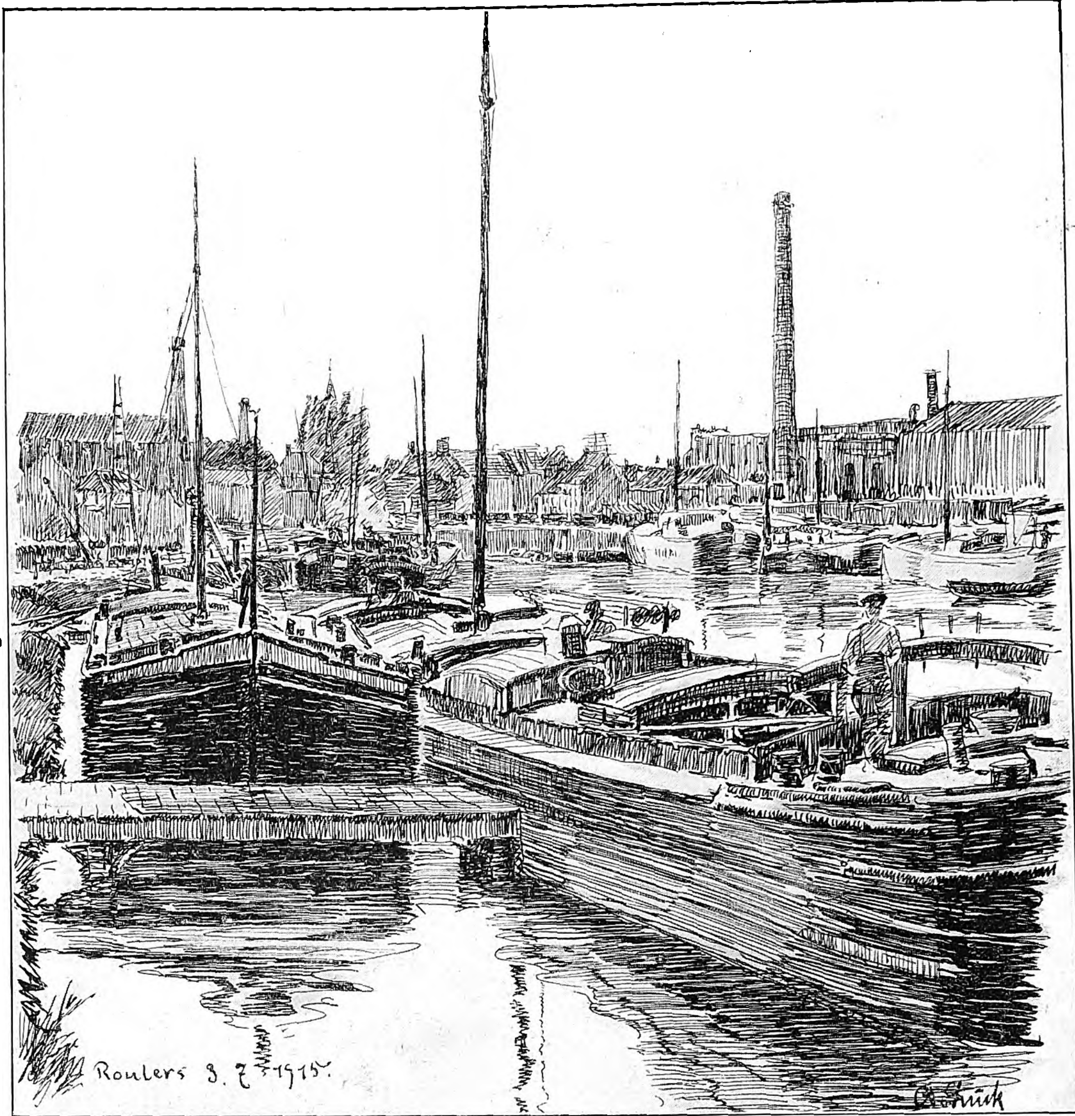


Am Hartmannsweilerkopf in den Vogesen: Auf der Minenstraße; verschneite Deckung.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Martin Frost.

Wesen gewogen ist oder nicht. Wer den großen Wert des deutschen Anteils an Kunst, Wissenschaft, geistigem und sozialem Streben der Menschheit verkennt, wie jetzt fast alle Briten und Franzosen das tun oder zu tun vorgeben, beweist damit nur seine Unfähigkeit, auf diesem Gebiete zu urteilen. Wenn aber die Rachsucht der Franzosen, die Hab- und Herrschsucht der Briten und Russen obsiegen und Deutschland schwächen und möglichst vernichten würden, wer verbürgt uns dann, daß die herrliche, der Menschheit unentbehrliche deutsche Kultur dabei keinen Schaden leiden würde, daß sie unverkürzt, in voller Wirkungskraft fortbestehen könnte? Deutschland bedroht nicht den Lebenskern Frankreichs oder Englands, es begehrt bloß ihre verderblichen Ausschreitungen, ihre gefährlichen Übergriffe zu verhindern, ihr viel zu großes Kolonialgebiet einzuschränken. Die Kultur beider Länder läuft dabei gar keine Gefahr, im Gegenteil, sie würde der Menschheit ungeschmälert erhalten bleiben, wahrscheinlich sogar besser gesichert. England und Frankreich dagegen haben in ihren heuchlerischen Phrasen immer und immer wieder die feste Absicht kundgegeben, Deutschland vernichten oder gründlich schwächen zu wollen. Ihre absolute Unfähigkeit, Deutschlands Wert und Eigenart zu würdigen, beweist uns, daß sie solcher Pläne fähig sind, die Ausführung nur von ihrer Kraft abhängt. Mit Deutschlands Fall würde aber der einzige Hort der germanischen Kultur und des germanischen Geisteswesens zusammenbrechen, der größte Verlust, der überhaupt die Menschheit treffen könnte. Es wäre ein unbegreiflich großer, unersetzlicher Schaden, wenn künftig oder auf lange Zeiten die germanische Kultur und die germanische Staatsmacht kein Gegengewicht gegenüber all den anderen bilden würden, wenn die Welt in der Hauptsache zwischen Romanen, Angelsachsen, Russen und Japanern aufgeteilt würde. Der Gedanke wäre unerträglich. Das würde aber auch den Untergang Hollands mit sich führen und gewiß den seiner geistigen und kulturellen Unabhängigkeit. Denn es glaubt doch wohl kein vernünftiger Mensch länger an die schönen Redensarten der französischen und englischen Staatsmänner; wer nicht schon durch die südafrikanischen Republiken und durch Ägypten überzeugt war, den hat die Vergewaltigung Griechenlands doch jedenfalls von seinem Wahn bekehrt. Die zentralisierende Regierung Frankreichs verspricht unterworfenen Völkern auch nichts Gutes. Und beide Regierungen haben in diesen großen Zeiten gezeigt, daß sie, obwohl mit Rußland im Besitze der doppelten Übermacht an Reichtum und an Seelenzahl, in weitaus besserer Lage und durch zwei der mächtigsten Völker obendrein noch kräftig unterstützt, dennoch den kürzeren zogen, wahrscheinlich, weil es ihnen an dem Einen hauptsächlich fehlte, das der Menschheit künftig vor allem not tun wird, an der Fähigkeit zur Organisation von Menschen und Dingen. Die Vernichtung oder die Zurückdrängung des mit dem Nötigsten begabtesten Volkes wäre ein offenbarer Widersinn, schließlich ein Nachteil für alle.

Aus allen den kurz gestreiften Gründen muß jeder Holländer, der die Zukunft seines eigenen Volkes vor Augen hat, aus voller Überzeugung wünschen, daß die Mittelmächte und besonders Deutschland siegreich aus diesem Kriege hervorgehen.



Kanalhafen in Roulers. Nach einer Federzeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Albert Lück.

Markttag in Philippeville. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Willy Specht.

Hinter der Front in Belgien.

Graf v. Metzsch-Reichenbach.

König Friedrich August von Sachsen erhob am 1. Februar den Minister seines Hauses, Staatsminister a. D. Karl Georg Levin v. Metzsch-Reichenbach, aus Anlaß seiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit als Königlich Sächsischer Minister in den erblichen Grafenstand mit der Maßgabe, daß der Grafentitel auf den jedesmaligen ältesten männlichen Nachkommen der Familie übergehen hat. Er ehrte damit nicht nur den Sproß eines alten sächsischen (thüringischen) Adelsgeschlechtes, das dem Lande viele erprobte Hofwürdenträger, Beamte und Offiziere geschenkt hat, sondern auch einen Mann, der unter drei Königen (den verewigten Königen Albert und Georg und dem regierenden Monarchen) ein treuer Diener des Staates gewesen ist. Geboren am 14. Juli 1836 zu Friesen in Sachsen als Sohn des Königlich Sächsischen Kammerherrn und Oberhofmundschenks Karl v. Metzsch, Herrn auf Reichenbach, Friesen, Brunn und Reuth, hat Graf v. Metzsch-Reichenbach in der Jugend die üblichen Abschnitte der Beamtenlaufbahn schnell durchschritten, um in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — als Amtshauptmann von Oschatz und später von Dresden-Neustadt — zuerst in verantwortungsvoller Stellung hervorzutreten. Infolge seiner hervorragenden Begabung auf staatswissenschaftlichem Gebiete wurde Herr v. Metzsch im Jahre 1890 zum Bevollmächtigten beim Bundesrate ernannt und bereits ein Jahr später als Nachfolger des Ministers v. Nostitz-Wallwitz an die Spitze des Königlich Sächsischen Ministeriums des Innern berufen. Seine Ernennung zum gleichzeitigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten erfolgte dann ein Jahr später.

Es ist das Wirken eines Staatsmannes von höchster Pflichterfüllung und Verantwortlichkeit und von reifster Weisheit und reichster, vielseitigster Erfahrung, das in dem Leben Georg v. Metzsch' ausgebreitet liegt. Dieses Leben war auf seiner Höhe ein Leben von starker Bewegung, denn in die Amtszeit des Herrn v. Metzsch fielen in Sachsen Ereignisse von großer innerpolitischer Bedeutung, z. B. die Schaffung eines neuen Wahlrechts. Nicht immer und überall — vor allem nicht bei der Schaffung eben dieses Wahlrechts, dessen Vollendung übrigens erst seinem Nachfolger im Amte beschieden war — fand Herr v. Metzsch das Verständnis, das seine uneigennützige, selbstlose, nur von dem Wunsche, dem Vaterlande mit seinen besten, reichsten Kräften zu dienen, erfüllte Arbeit verdient hätte; aber das mußten, als er im Jahre 1906 aus seinem Amte schied, ihm auch seine politischen Widersacher zugestehen, daß er seine staatsmännische Begabung, seine reiche politische Erfahrung immer für das Wohl des Landes eingesetzt und diesem in einer Zeit bedeutsamer innerpolitischer Umwälzungen große Dienste geleistet hatte.

Sein König erkannte den hohen Wert dieser Dienste durch außergewöhnliche Auszeichnungen an: er beließ ihm bei seinem Scheiden aus dem Amte Titel und Rang als Staatsminister und übertrug ihm die Leitung des Ministeriums des Königlichen Hauses. Den höchsten Orden, den Sachsens Monarchen zu vergeben haben, den Hausorden der Rautenkrone, hatte Herr v. Metzsch schon im Jahre 1898, noch unter der Regierung weiland des Königs Albert von Sachsen, erhalten; die jetzt erfolgte Erhebung des greisen Staatsmannes in den Grafenstand bedeutet die dankbare Erinnerung seines Königs an Dienste, die für Sachsen von höchster Bedeutung geworden sind.



Unsere Fürsten im Felde X: Adolf Fürst zu Schaumburg-Lippe.
(Hofphot. E. Stüting & Sohn, Bonn.)

Vom Seekriege 1915.

Von Hugo Waldeyer.

Wer zu einer gerechten Würdigung der Seekriegführung und der Leistungen unserer Flotte gelangen will, mag sich als Laie vor übereilten Schlüssen hüten. Es liegt in der Natur der heutigen Kriegsmittel, daß auf prunkende Äußerlichkeiten Verzicht geleistet wird. Die Tage sind vorüber, an denen buntbemalte Schiffe, mit lustigen Wimpeln behangen, unter der Kraft schwellender Segel zu Kampf und Streit ins Weite zogen. In unserer ernsten Zeit ist alles auf Leistung gestellt! Mit den Fortschritten wissenschaftlichen Geistes, der unsere Lebensformen mehr und mehr durchdringt, mußte der Stamm verdorren, an dem einfältige Schönheitsphantasien auch im Kriegshandwerk ihr Blütendasein fristeten.

Man muß sich derartige Wandlungen klarmachen, um aus dem Fehlen von solchen Äußerlichkeiten nicht etwa den falschen Schluß auf Mangel an Leistung und Tatendrang zu ziehen.

Unsere Flotte hat ihr Feld auf dem Wasser. In Treue hält sie dort Wacht, in Sommer und Winter, Sturm und Sonnenschein, in Entsagung und heißem Verlangen nach Kampf. Sie ist unseren Blicken entrückt. Selbstlos tut sie ihre Pflicht!

Die Herzen, die hinter dem gepanzerten Leib der Schiffe schlagen, sind wacker, tatendurstig und kühn. Ein Feiertag wär's, wenn der Feind sich nahte. Alles ist bereit, jeder Nerv kennt seine Funktion!

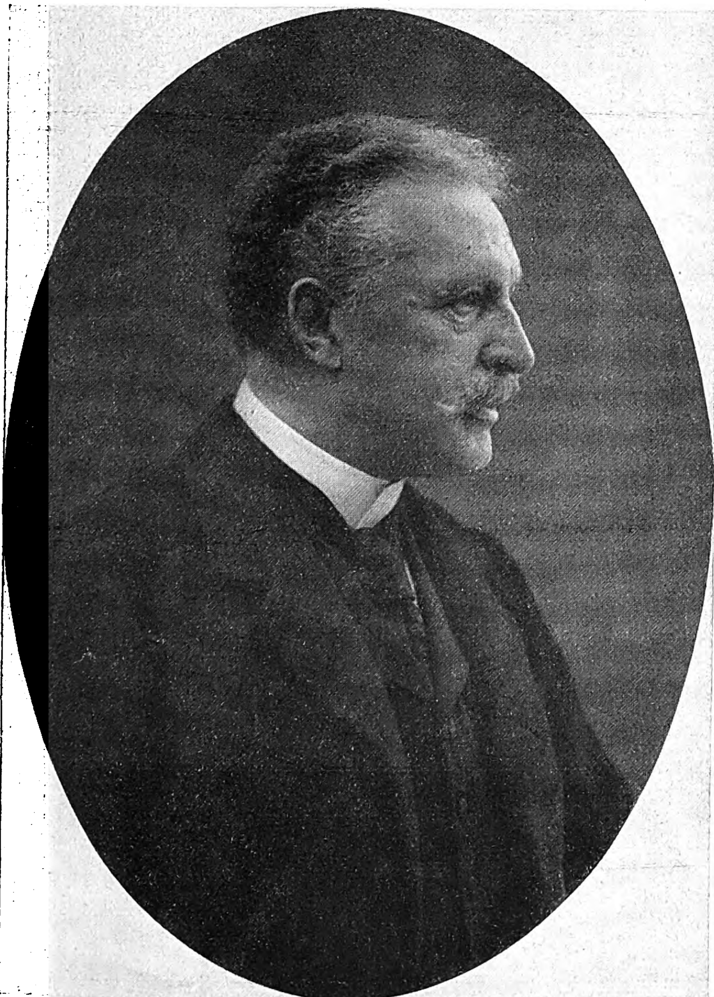
Und wenn die Stunde einst kommen sollte, in der das Angriffssignal flattert, die Sturmfahne hochrennt am Mast, dann werden Kräfte frei, die um Ruhm- und Ehrgewinn nicht zu sorgen brauchen. Wie Jung-Siegfried den Notung schwang, so wird auch des Deutschen Reiches junge Marine den Feind zu treffen wissen. Des sind wir gewiß!

Aber der Feind hält sich fern, er scheut den großen Wurf, der die Entscheidung bringt.

Englands mächtige Flotte wagt es nicht, das deutsche Nordmeer zu berennen. Sie meidet sorglich feindliches Küstengebiet. Und wenn wir das gleiche tun, im eigenen Fahrwasser den Kampf erwarten, nicht vorstoßen in britische Gewässer, dann brüstet sich das selbstgefällige Albion mit seiner Seeherrschaft und zeiht uns gar der Feigheit!

Laßt uns die geographischen Rollen tauschen: England herrsche in deutschem Gebiet mit seiner überlegenen Flotte — Deutschland mit seiner Minderzahl an Schiffen sei Herr der britischen Inseln!

In diesem Falle gewänne die englische Seegeltung ein ganz anderes Bild. Sie wäre von vornherein erheblich eingeschränkt. Ob Englands Flotten dann zum großen Wurf vor der Themse oder dem Firth of Forth erscheinen und das Risiko des Kampfes fernab von den heimischen Kraftquellen auf sich nehmen würden? Man mag es im Abwägen taktischer und strategischer Werte nicht ohne Grund bezweifeln und erkennt hieraus, daß nicht in Englands Flottenstärke, sondern in der Schlüssellage seines Reiches in



Staatsminister a. D. Georg Graf v. Metzsch-Reichenbach,

Minister des Königlichen Hauses in Sachsen, wurde am 1. Februar aus Anlaß seiner 25jährigen Tätigkeit als Königlich Sächsischer Minister vom König von Sachsen in den erblichen Grafenstand erhoben. (Hofphot. Otto Mayer, Dresden.)

Kriegschronik.

(Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

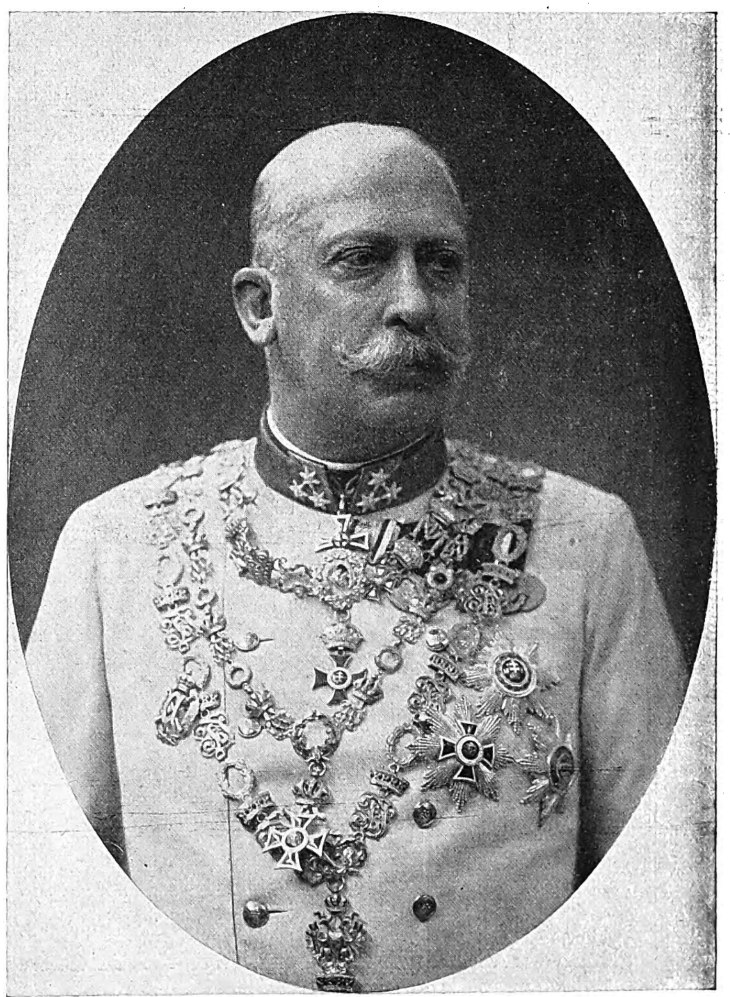
25. Januar 1916. (Fortsetzung.)

Deutsche Flugzeuggeschwader griffen die militärischen Anlagen von Nancy und den dortigen Flughafen sowie die Fabriken von Baccarat an.

An der Tiroler Front beschoß die feindliche Artillerie die Ortschaften Creto (Judikarien) und Caldonazzo (Suganatal).

Die Entwaffnung des montenegrinischen Heeres geht nach wie vor gut vonstatten. Überall, wo die k. u. k. Truppen hinkommen, liefern die montenegrinischen Bataillone unter dem Kommando ihrer Offiziere ohne Zögern ihre Waffen ab. In Skutari wurden 12 Geschütze, 500 Gewehre und 2 Maschinengewehre erbeutet.

An der Irakfront dauern die Stellungskämpfe bei Kut el Amara an. Englische Streitkräfte, die aus der Richtung Iman Alygarbi kamen, griffen am 21. Januar unter dem Schutze von Flußkanonenbooten die türkischen Stellungen bei Menlahie, etwa 35 km östlich Kut el Amara, auf beiden Ufern des Tigris an. Die Schlacht dauerte sechs Stunden. Alle Angriffe des Feindes wurden durch Gegenangriffe zurückgeworfen. Der Feind wurde einige Kilometer nach Osten zurückgetrieben. Auf dem Schlachtfelde wurden ungefähr 3000 tote Engländer gezählt. Gefangene erklärten, daß die Engländer außer diesen Verlusten vorher schon ähnliche erlitten hätten.



General der Infanterie Franz Freiherr v. Schönaich,

ehemaliger österreichischer Landesverteidigungsminister und von 1906 bis 1911 Reichskriegsminister, seit 10. August 1914 Präsident des k. u. k. österreichischen Militär-Witwen- und -Waisenfonds, † am 28. Januar. (Hofphot. Carl Pietzner, Wien.)

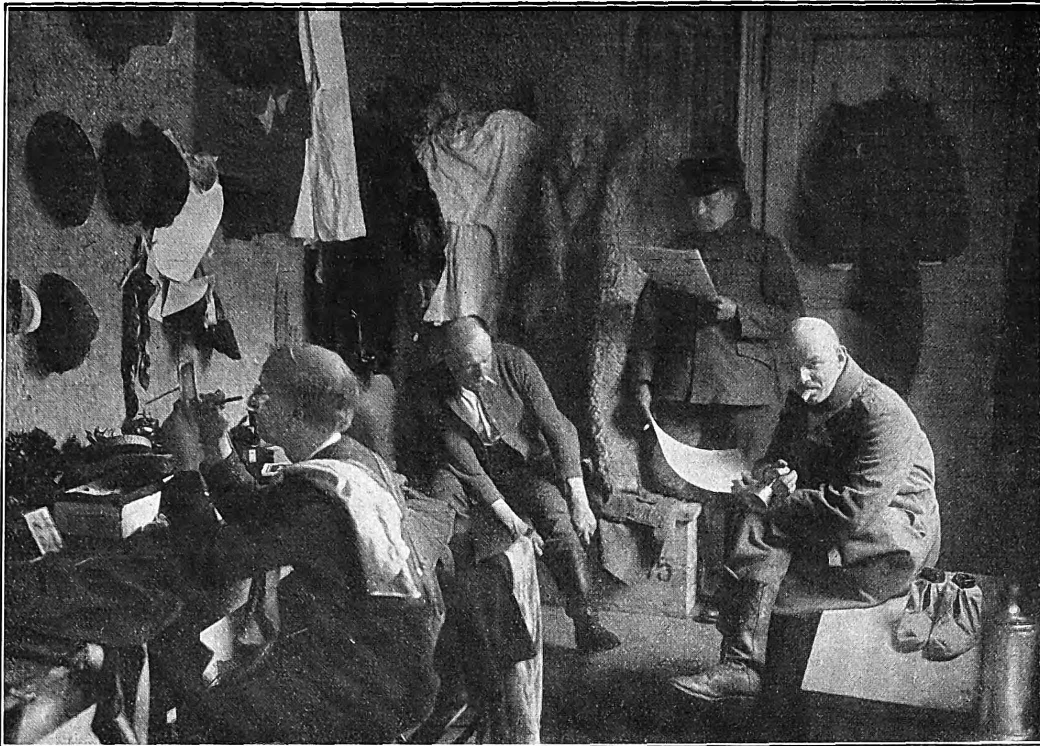


Vom westlichen Kriegsschauplatz: Batterie in guter Deckung. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.

erster Linie seine Seemachtstellung begründet ist. Die Schlüssellage ist es, die England die Macht gibt, als ein selbstsüchtiger Wächter an den Toren des Weltmarkts Deutschlands Seeinteressen den Weg zu verbauen. Dank dieser Lage ist es England geglückt, nach langem Bemühen und unter Verletzung der Rechte Neutraler, Herr unserer Kriegsmacht in außerheimischen Gewässern zu werden.

Daß dies Beginnen glücken würde, war eine Frage der Zeit! Daß die Zeit, ehe es glückte, sich über Erwarten dehnte, war ein Beweis, daß an Bord von Kriegsschiffen schneidige Führung und Tüchtigkeit nicht Erbpacht britischen Dünkels sind! —

In den nachfolgenden Zeilen soll nun eine kurze Übersicht über die Seekriegsereignisse des letztvergangenen Kalenderjahres gegeben werden. Wenn der Bericht in der Form erstattet wird, daß die Abhandlung schiffsklassenweise erfolgt, so geschieht dies, um einen richtigen Maßstab für die Leistungen zu finden, welche zu erwarten waren.



Theatermitglieder in der Garderobe kurz vor der Vorstellung.

Linienschiffe.

Das Linienschiff verkörpert die höchstgesteigerte Kraft in Angriffs- und Abwehrwaffen. Bestückung und Panzer sind bei ihm am stärksten. Es ficht im Verbande, in einer Geschwader- oder Flottenformation.

Solche Verbände sind die Träger der Kampfentscheidung in der großen Schlacht, bei der das Letzte gewagt wird. Denn wenn auf See die gepanzerte Wucht einer Flotte sich in den Angriff geworfen hat, dann gibt es ein Ringen auf Tod und Leben, ein Zerschmettern des Feindes bis zur Vernichtung. Die Bedeutung des Materials ist im Seekriege höher als am Lande. Menschen lassen sich ersetzen, Schiffe nicht!

Und das ist letzten Endes der Grund, warum England die Schlachtentscheidung auf dem Wasser nicht wagt. Es kennt die Schlagkraft der deutschen Flotte, es weiß, daß es hohen Einsatz gilt, wenn das Ringen beginnt. Und diesen Einsatz scheut es. Denn er könnte so groß werden, daß Englands zahlenmäßige Vormachtstellung zur See selbst im Siege erschüttert oder gar beseitigt würde.

Es ist im Deutschen Reichstage mehr als einmal betont worden, daß die Stärke unserer Flotte so hoch bemessen sein soll, daß es jedem, auch dem stärksten Gegner als ein Wagnis scheinen muß, den Angriff an unsere Küste zu tragen. Dies ist der sogenannte Risikogedanke, der für den Ausbau unserer Flotte bestimmend gewesen ist. Die Ereignisse lehren es: er hat sich voll bewährt.

Die Linienschiffsverbände der Hochseeflotte sind die starke, stets kampfbereite Wehr an der Meeresküste. Sie decken den Rücken des Deutschen Reiches gegen überraschenden Angriff von See her, und ihre Machtmittel haben eine Bedeutung, die über die engeren Grenzen der deutschen Bucht der Nordsee hinausstrahlt.

Die Linienschiffswacht betont des Deutschen Reiches ungebrochene Stärke dort, wo keine Heeresmassen stehen!

Es ist für die Mannschaft an Bord ein schwerer, entsagungsvoller Dienst. Er fordert stete Bereitschaft! Jede Stunde kann der Feind ja kommen. Die Schiffe sind ausgeräumt, um die Brandgefahr im Gefecht zu verringern. Nur Kampfbedarf ist an Bord. Das Leben läuft anders als im Frieden.

So warten die Linienschiffe seit langen Monaten „auf ihren Tag!“ Da die englische Flotte nicht kommt, so hat sich auch auf See eine Art Stellungskrieg entwickelt. Im verflossenen Jahre sind Linienschiffsverbände überhaupt nur einmal in eine größere Aktion getreten. Im Februar begann das englisch-französische Geschwader vor den Dardanellen die Beschießung der Küstenwerke, die bis tief in den März hinein fortgesetzt wurde. Wir wissen, wie gründlich Englands Seemannsstolz sich hierbei verrechnet hat. Die Beschießung wurde mit unerhörter Heftigkeit und rücksichtslosem Einsatz der Schiffe an verschiedenen Tagen durchgeführt. Sie hat es nicht vermocht, das Tor am Hellespont zu sprengen. Das französische Linienschiff „Bouvet“ und die englischen Schiffe „Irresistible“ und „Ocean“ sanken. Mehrere andere Schiffe litten stark, am schwersten der Franzose „Gaulois“, der auf Strand gesetzt werden mußte.

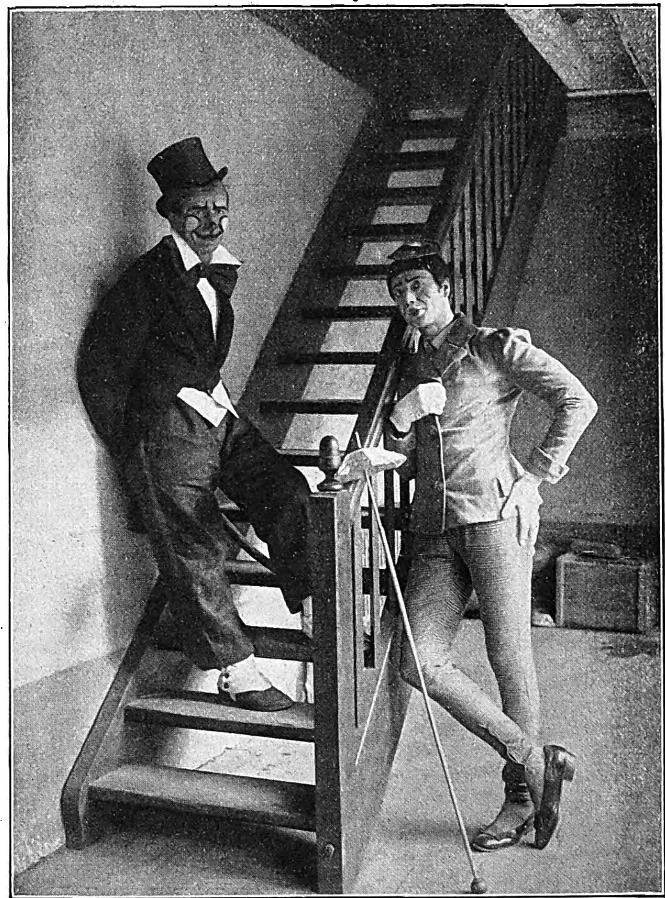
Wir erkennen hieraus, allgemein gesprochen, daß Küstenwerke schwimmenden Streitkräften überlegen sind. Der feste Stand der Geschütze gewährt ein sichereres Zielen. Wenn wir uns in die Erinnerung zurückrufen, daß in den schweren Tagen an den Dardanellen auch deutsches Seemannsblut geflossen ist, dann mag es uns ein Hinweis sein, daß unsere Marine auf dem Posten ist, wo immer der Feind von See her kommt.

Panzerkreuzer.

Das bei weitem schwerste Gefecht des reinen Seekrieges hat bisher zwischen Panzerkreuzern stattgefunden. Der Panzerkreuzer verbindet hohe Kampfkraft mit den hervorstechenden Kreuzereigenschaften: Geschwindigkeit und Dampfstrecke. Er soll in der Seeschlacht fechten, soll leichten Streitkräften bei der Aufklärung ein Rückhalt sein und selber gewaltsame Erkundungsvorstöße nicht scheuen.

In der Nacht vom 23. zum 24. Januar waren die Panzerkreuzer „Seydlitz“, „Moltke“, „Derfflinger“ und „Blücher“ mit einer Gruppe von Kleinen Kreuzern und einer Anzahl von Torpedobooten bis zur Doggerbank vorgestoßen. Dort traf man den Feind. Die ersten Schüsse tauschte bei Hellwerden der Kleine Kreuzer „Kolberg“ aus. An dem typischen, scharf abgemessenen Abstand von acht Rauchsäulen am Horizont erkannte man die Anwesenheit eines feindlichen Linienschiffsverbandes. Weiter westlich kam mit äußerster Fahrt ein Schlachtkreuzergeschwader heran, die stärksten Schiffe ihrer Art in der englischen Flotte: „Lion“, „Tiger“, „Princeß Royal“, „New Zealand“ und die etwas ältere „Indomitable“. Dazu sieben Kleine Kreuzer und sechsundzwanzig Torpedobootzerstörer.

Vizeadmiral Beatty führte die englische Streitmacht, ein Mann, der schon vor dem Kriege seinen Namen hatte. Mit 39 Jahren bereits hatte er den Rang eines Konteradmirals erreicht. Und stürmisch wie seine Laufbahn, war sein Angriff auf unsere Schiffe. Ein tapferer Feind!



Während einer Pause.

Mit 25 Seemeilen Fahrt preschte sein mächtiges Geschwader heran, zerwühlte das Wasser, zerpeitschte die See. Und am Himmel lag eine drohende Wand, zusammengeballt aus schweren Schornsteinwolken.

Die Übermacht der Engländer war groß. Der deutsche Führer war bestrebt, den Schauplatz des Kampfes der deutschen Küste zu nähern, um einen Kräfteausgleich zu erzielen.

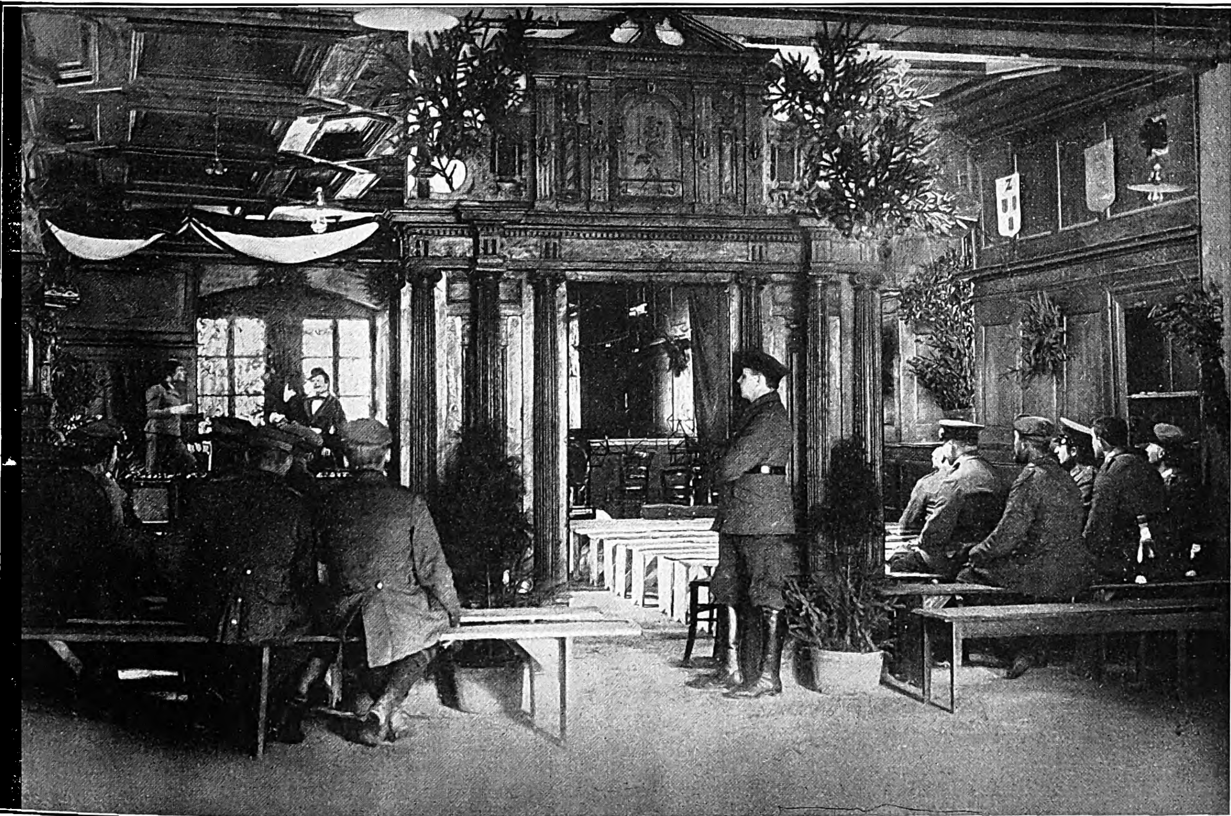
Auf einer Gefechtsentfernung, die die Lehren des Russisch-Japanischen Krieges weit hinter sich ließ, begann das Titanenwerk schwerster Schiffsartillerie. Zwischen 18 und 14 km wurde während des dreistündigen Kampfes gefeuert.

Die große Entfernung machte aus dem Flachbahnschuß der langrohrigen Schiffskanonen Steilbahntreffer wie aus Haubitzen. Einem solchen Treffer fiel unser schwächstes Schiff, der vor der Dreadnought-Zeit gebaute „Blücher“, zum Opfer. Seine Maschinenanlage wurde zertrümmert. Er focht bis zum letzten. Drei englische Zerstörer brachte er zur Strecke, wie ein weidwunder Keiler umstellt, dann brach seine Kraft. Sein von Artilleriegeschossen und von Torpedos zerfetzter Leib sank in die Tiefe. Nur wenig mehr als 200 Mann konnten gerettet werden.

Die englische Linie hatte inzwischen unter der Wucht unserer sich als überlegen erweisenden Artillerie schwer gelitten. „Indomitable“ und „New Zealand“ hielten die Geschwindigkeit nicht. „Tiger“ verließ, schwer beschädigt, in Feuer und Rauch gehüllt, seinen Posten, so daß „Princeß Royal“ als Nummer 2 aufrücken mußte, und „Lion“, das Flaggschiff, verlor hintereinander einen Mast, einen Schornstein, krängte stark nach Steuerbord und schor schließlich ebenfalls aus, so daß Admiral Beatty gezwungen war, seine Flagge auf der „Princeß Royal“ zu setzen.

Das war der Zeitpunkt, zu dem unser Torpedoboot „V 5“ zum Doppelschuß auf den „Tiger“ kam, dessen Wirkung das mächtigste der englischen Schiffe in die Tiefe riß.

Gegen ein Uhr brach der Kampf ab. Auf unserer Seite hatte nur „Seydlitz“ einen Volltreffer erhalten.



Bei der Probe. (Ein Rathaussaal ist zum Theaterraum umgewandelt.)

Ein Kraftwagen-Wandertheater an der Westfront.

Um unseren tapferen Truppen in dem Stellungskrieg eine angenehme Abwechslung zu bieten, ist ein Kraftwagen-Wandertheater gebildet worden, zu dem Berufsschauspieler und sonstige Bühnenkünstler, die als Soldaten im Felde stehen, abkommandiert wurden.

Einem Torpedobootangriff von uns wichen die Engländer aus, indem sie sich den hohen Seegang zunutze machten, der dem Vorstürmen unserer Boote hinderlich war. Wegen der Anwesenheit des Linienschiffsgeschwaders verbot es sich, den Engländern bei ihrem Rückzug zu folgen, bei dem „Lion" von der „Indomitable" geschleppt werden mußte.

Am 24. Januar ist es ein unentschiedener Kampf gewesen. Wer aber nach Tonnenverlust und Beschädigung von Schiffen und ferner nach Trefferleistung und Wirkung der Artillerie die Entscheidung abwägen will, muß uns den Erfolg zusprechen. —

Am 25. Oktober hatten wir den Verlust des älteren Panzerkreuzers „Prinz Adalbert" zu beklagen. Er fiel in der Ostsee einem englischen Unterseeboot zum Opfer. Die Menschenverluste waren leider schwer.

Kleine Kreuzer.

Das Tätigkeitsfeld der Kleinen Kreuzer liegt im Sicherungs- und Aufklärungsdienst, außerdem in der Auslandsvertretung. Ihre Kampfkraft ist gering. Die Geschwindigkeit ist ihre Waffe.

Im Auslandsdienst sind verlorengegangen „Dresden" und „Königsberg". Von beiden hatten wir Kunde. Im bis zum letzten. Dann wurde das Schiff gesprengt, den Rest der heldenmütigen Besatzung stellte der schwer verwundete Kommandant, Fregattenkapitän Looff, der Landverteidigung unseres ostafrikanischen Schutzgebiets zur Verfügung.

Am 8. November erlag S. M. S. „Undine" in Ausübung des Sicherungsdienstes der Ostseeschiffahrt dem Angriff eines feindlichen Unterseebootes. Die Menschenverluste beschränkten sich auf wenige Köpfe.

Das gleiche Schicksal ereilte im Dezember S. M. S. „Bremen".

Im Schwarzen Meer vernichtete im Juni der Kleine Kreuzer „Midilli" (früher „Breslau") einen russischen Torpedobootzerstörer.

Torpedoboote.

Das Torpedoboot, der kleine, schwarze Kämpe, ist „Lützows wilde, verwegene Jagd auf See". Im Schatten der Nacht oder auch am Tage, wenn der Geschützkampf Bresche gelegt hat, soll das Torpedoboot wirken. Ohne Selbstüberschätzung darf die deutsche Marine den Ruhm für sich beanspruchen, in der Entwicklung der Torpedobootwaffe bahnbrechend gewesen zu sein. Der Stellungskrieg der Flotten läßt die „schwarzen Gesellen" nicht zu Worte kommen, der Tag, an dem in der Deutschen Bucht der Nordsee der Flottenkampf entbrennt, wird zum Ehrentag unserer „wilden, verwegenen Jagd auf See"!



Während der dritten Isonzoschlacht: Generaloberst Erzherzog Eugen beobachtet mit den Herren vom Generalstab das italienische Bombardement der Stadt Görz von einem Artilleriebeobachtungsstand aus.

Nach dem Leben gezeichnet von dem nach dem italienischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Adolf G. Döring.

Im Gefolge des Erzherzogs sind: Feldzeugmeister W. Wurm, Generalstabschef Oberst Graf, Artilleriechef Oberst Pohl, Rittmeister Graf Thun, Rittmeister Baron v. Pawel-Rammingen.

Kreuzerkrieg und im Kampfe mit leichteren feindlichen Streitkräften haben sie sich voll bewährt.

Die „Dresden" war nach der Schlacht bei den Falklandsinseln dem Feinde entschlüpft. Über ein Vierteljahr gelang es dem schnellen Schiff, sich allen Verfolgern zu entziehen. Schließlich verlangten aber Kessel und Maschinen gebieterisch eine gründliche Instandsetzung. In der Cumberland-Bucht auf den Juan-Fernandez-Inseln nahe Valparaiso wurde hiermit begonnen.

Drei englische Schiffe kamen herbei, verletzten hochmütig die chilenische Neutralität und begannen den Kampf gegen den bewegungslosen Feind.

Der deutsche Kommandant sprengte angesichts der aussichtslosen Lage sein Schiff. Die Besatzung ist seitdem in Chile interniert.

Die „Königsberg" hatte mit Erfolg an der ostafrikanischen Küste gewirkt. Wir wissen aus dem Jahre 1914 von mancher tapferen Tat. Seit dem 30. Oktober lag das Schiff, von englischer Übermacht abgedrängt, in der Mündung des Rufidji-Flusses. Die Ausfahrt wurde ihm durch versenkte Dampfer verwehrt. Mehrmals griffen die Engländer an. Jedesmal holten sie sich blutige Köpfe. Erst am 11. Juli 1915 glückte ihnen die Vernichtung mit Hilfe zweier flachgehender, gepanzerter und schwerbestückter Monitore, die aus der Heimat herbeigeholt waren. In tapferster Gegenwehr verteidigte sich der Kleine Kreuzer

Unablässig sind die Boote in der Nordsee auf ihrem Posten. Es ist ein aufreibender, schwerer Dienst. Nur einmal ist im Jahre 1915 das Suchen nach dem Feinde von Erfolg gekrönt gewesen. Im Nachtangriff hat am 17. August ein deutscher Torpedobootverband einen neuen englischen Kreuzer und einen Torpedobootzerstörer beim Horns-Riff-Feuerschiff zur Strecke gebracht.

In der Nacht vom 13. zum 14. Mai gelang einem türkischen Torpedoboot unter Führung des deutschen Kapitänleutnants Firle ein noch größerer Wurf. Es schlich sich unter dem Schutze des Ufers wie auf Raubtierpfoten durch die enge Bewachungslinie britischer Zerstörer hindurch, griff keck, wie David den Riesen, das englische Linienschiff „Goliath" an und brachte es zum Sinken. Das fünfte schwere Opfer der Entente in dem Abenteuerunternehmen vorm Hellespont.

Unterseeboote.

Das Lob unserer U-Waffe zu singen, ist schwer, denn keine noch so hoch greifende Anerkennung vermag den tatsächlichen Leistungen und Entbehrungen gerecht zu werden, die der U-Bootsdienst mit sich bringt. Er verlangt mehr, als Menschenverstand vor dem Kriege noch hätte fassen können. Die U-Bootswaffe ist im Kriege weit über sich selbst hinausgewachsen; sie ist vom Küstendienst auf die Hochsee hinausgegangen. Das Vaterland schuldet ihren Jüngern tiefen, unauslöschlichen Dank.

Abgesehen von den Millionenwerten an Vermögen und Hunderttausendwerten an Schiffsraum, deren Verlust unsere Feinde zu beklagen haben, übt die Tätigkeit der U-Bootswaffe einen dauernden, quälenden Druck auf das Wirtschaftsleben unserer Gegner aus. Inwieweit durch Vernichtung von Kriegstransporten die operativen Handlungen beim Feinde gestört worden sind, wird kaum jemals im vollen Umfange offenkundig werden. Als Tatsache kann es jedenfalls jetzt schon ausgesprochen werden, daß bei den Operationen der Engländer und Franzosen auf Gallipoli und von Saloniki aus die U-Boote einen außerordentlich hemmenden Einfluß ausgeübt haben.

An Kriegsschiffen haben die deutschen U-Boote im Jahre 1915 versenkt: die englischen Linienschiffe „Formidable", „Triumph", „Majestic" und den russischen Minenleger „Jenissei". Schwer beschädigt wurden außerdem durch U-Bootsangriffe ein englischer Panzerkreuzer der „Invincible"-Klasse und der englische Panzerkreuzer „Roxburgh".

Wenn dereinst die Geschichte moderner Seekriegführung geschrieben wird, dann darf Deutschland mit Fug und Recht beanspruchen, daß ihm die führende Rolle im U-Bootskrieg zugesprochen wird. Den ersten großen Erfolg hat ein deutsches U-Boot errungen: Vernichtung der englischen Panzerkreuzer „Hogue", „Cressy" und „Aboukir" durch Kapitänleutnant Weddigen im September 1914; die erste große Überseefahrt, von Wilhelmshaven nach Konstantinopel, eine Strecke von 4000 Seemeilen, hat ebenfalls ein deutsches Boot unter Führung des Kapitänleutnants Hersing vollendet. Beides sind Taten, die als Marksteine in der Seekriegsgeschichte aller Zeiten stehen bleiben werden!

Vom Weißen bis zum Schwarzen Meer, rings um Europa herum, reicht unsere U-Bootswaffe! An Afrikas und Asiens Toren hat sie gepocht! England, wo bleibt deine Seeherrschaft?!

Luftwaffen.

„Unter Wasser" und „durch die Luft" wird Englands Seeherrschaft gebrochen. Auch in der Luft sind wir die Meister. Anderthalb Jahre währt der Krieg. Wer hätte je von Taten feindlicher Luftschiffe gehört? Im Flugzeugdienst sind auch unsere Gegner tüchtig, aber im Luftschiffbau versagen sie.

Unsere Marineluftschiffe sind in den letzten zwölf Monaten häufig ungebetene Gäste über dem unantastbaren englischen Boden gewesen. Die Erfolge werden systematisch verkleinert. Wir wissen, sie waren groß, in materieller und



Aus der vierten Isonzoschlacht: Straßenkampf in der Podgora Anfang November 1915.

Nach einer Zeichnung des auf den italienischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Adolf G. Döring.

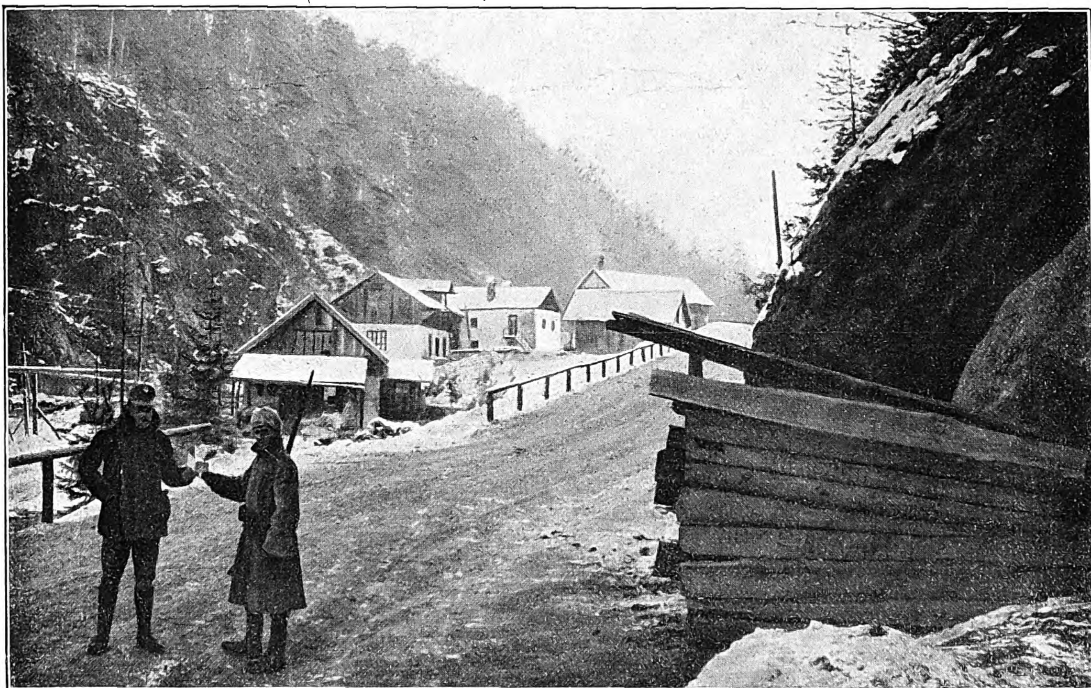


Offiziersunterstand in den Dolomiten.

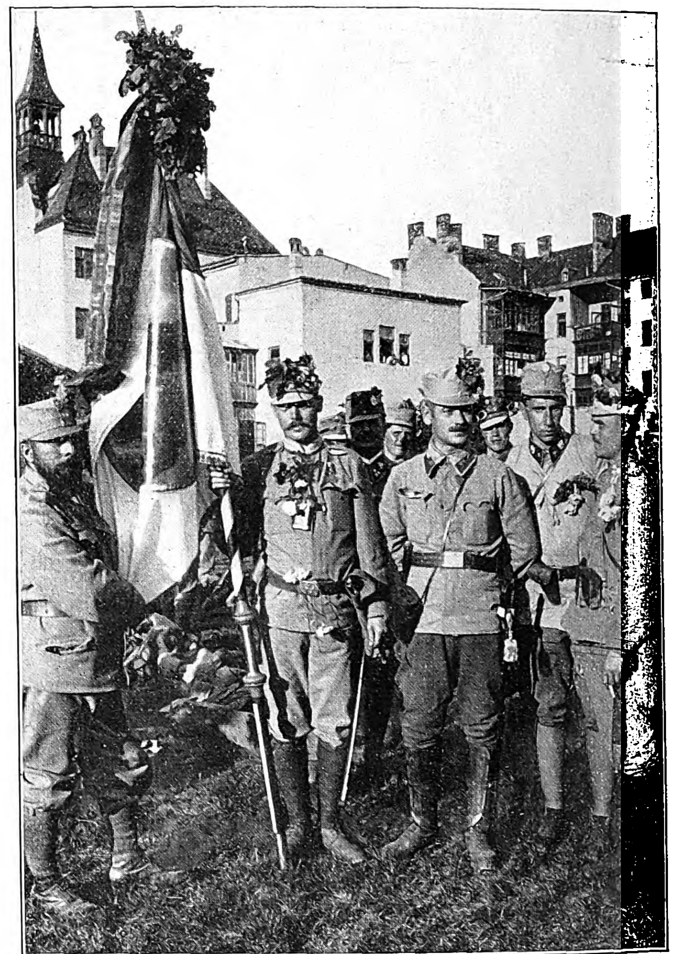


Vor dem Abmarsch der Standschützen an die Front.

Marinepersonal besetzt worden waren. — „Prinz Eitel Friedrich" und „Kronprinz Wilhelm" haben bis März und April in wirksamster Weise im Großen und Atlantischen Ozean Handelskrieg geführt. Ihre Gesamtbeute an Schiffen betrug 83700 Brutto-Registertonnen mit einem Gesamtladungswert von über 40 Millionen ℳ! Beide Schiffe suchten dringender Instandsetzungsarbeiten wegen den Hafen von



Paßkontrolle im Kriegsgebiet.



Standschützen vor dem Abmarsch.

moralischer Beziehung. Die Luftschiffe sind Englands Gottesgeißel geworden. Ihre Streiche haben das Märchen von der „Isolation", die einstmals sogar als „splendid" gepriesen wurde, Lügen gestraft.

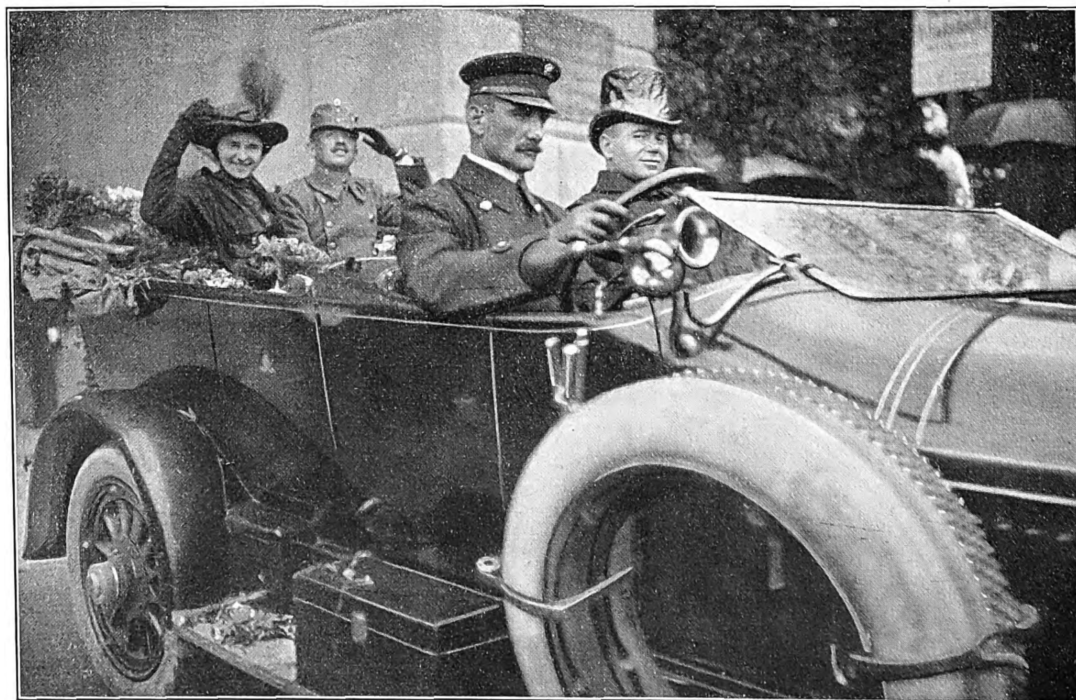
Unter den Ereignissen des Luftkrieges sind besonders interessant die Kämpfe mit den Unterseebooten. Es ist sowohl den Zeppelinen wie den Flugzeugen zu verschiedenen Malen gelungen, als Sieger, nach Vernichtung des Feindes, aus solchem Zusammentreffen hervorzugehen.

Der Vollständigkeit halber sei festgestellt, daß die Marineluftwaffe auch gegen Rußland ficht.

Der Kampf in der Luft ist neu, zum erstenmal in diesem Kriege erprobt. Er gleicht darin dem U-Bootskampf. An Leistungswerten persönlicher Art stehen beide einander gleich. Man darf der Marineluftwaffe dies Lob nicht vorenthalten.

Sonstiges.

Besondere Erwähnung verdienen noch die Taten der Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich", „Kronprinz Wilhelm" und „Meteor", Handelsschiffe, die für Kriegsschiffsdienste ausgerüstet und mit



Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph mit seiner Gemahlin Erzherzogin Zita in Innsbruck.

Der Krieg mit Italien: Vom Kriegsschauplatz in Tirol.

Nach Aufnahmen von Richard Müller, Innsbruck.

Newport-News auf und sind dort interniert worden.

Der „Meteor" hat unter Führung des Korvettenkapitäns v. Knorr eine besonders schneidige Tat vollbracht. Anfangs August stieß er bis an die englische Küste vor und legte dort Minen. Auf der Heimfahrt brachte er den englischen Hilfskreuzer „The Ramsey" zum Sinken. Von der Besatzung rettete er 40 Mann.

Als vier englische Kreuzer das deutsche Schiff in weitem Umkreis umstellen, so daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken ist, läßt der Kommandant es verschwinden: er sprengt es. Und während die englischen Kreuzer sich die Augen aussuchen nach dem verschwundenen „Meteor", kehrt dessen Besatzung auf einem neutralen Fahrzeug, das vor der Sprengung herangerufen war, wohlbehalten heim!

Hiermit sei unsere kurze Betrachtung über die Seekriegsereignisse des Jahres 1915 abgeschlossen. — Möge dem deutschen Volk auch weiterhin der „Geist" erhalten bleiben, der der „Meteor"-Besatzung auch in schwierigster Lage eigen war — der Geist der Unverzagtheit! Wer wagt, gewinnt!

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(Schluß.)

Der Oberleutnant Ulrich Mittentzwey hatte gar keinen Sinn dafür, daß dem Hauptmann plötzlich alles düster-bedenkliche Wesen so entflohen war; denn er hielt ein längliches blaßblaues Briefchen in der Hand, das ihm den Feldpostillon zum Angestellten einer himmlischen Posthalterei verklärte.

Er verzog sich ins Einsame und öffnete Valeskas Brief. „Liebster" stand darin und „Einziger" und noch viele andere innige Liebkosungen von Seele zu Seele. Und es war beschrieben, wie bange ihr wäre, und wie sie für nichts mehr Sinn hätte als für den Krieg und für die Nachrichten von ihm. Die Stadt wäre so ziemlich ins Gleichgewicht gekommen, aber ihr Herz noch nicht, und sie müßte sich zu jeder Stunde fragen, wie es ihm wohl ergehe. Er möchte doch sein Leben nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen und daran denken, daß das ihre an sein Wohlergehen und seine glückliche Heimkehr geschlossen wäre. Viele, viele unausgesprochene Zärtlichkeit war um all das gewunden, und am Schluß stand das Versprechen des Ausharrens und der Treue bis in den Tod.

Ulrich Mittentzwey las den Brief gleich fünfmal hintereinander und nach einer kleinen Pause wieder fünfmal, und dann kannte er ihn auswendig. Am Abend, vor dem Aufbruch, mußte der getreue Bursche mit dem schönen Namen Trahbandt die beste Flasche Rotwein auspacken, die für einen besonders festlichen Anlaß aufbewahrt war. Und jeder der Offiziere seiner Kompagnie bekam ein Glas voll.

„Stoßen Sie mit mir an auf die Heimat!" sagte Mittentzwey.

Sie stießen an, und die Heimat hatte für Ulrich ein feines und stolzes Gesicht, das Gesicht Valeskas.

— —

„Man wird langsam zum Amphibium," sagte der Leutnant Middelhoff.

Es wurde wirklich immer ärger, und das Marschieren hörte gar nicht mehr auf. Den widerstandsfähigsten Lachern ging der Auftrieb aus, es schien, als drückten die Tornister die unverwüstlichste Laune in den Sumpf.

Die Feldküchen, Gepäckwagen und Proviantkarren kamen auf diesen Wegen nicht mehr mit und blieben hinten in den Sümpfen.

Bei Tagesanbruch nach einem zehnstündigen Marsch sahen sie die Türme von Tannenberg. Plötzlich kam der Befehl, in Gefechtsstellung einzurücken. Ein Auto knatterte vorüber, in dem ein Generalstabsoffizier saß. „Die Geschäfte gehen gut!" rief er dem Hauptmann im Vorbeisausen zu. Die Kompagnie warf Schützengräben aus, Truppenbewegungen fanden statt, und zu aller Welt Erstaunen sah man sich beim Ausschwärmen links und rechts an die anderen Bataillone des Regiments angeschlossen.

Der Hauptmann versammelte seine Offiziere um sich, sah jedem von ihnen in das Gesicht, dunkler Glanz der Augen strömte aus, der Wallensteinbart am Kinn zitterte ein wenig.

„Meine Herren," sagte er, „wir stehen vor einer großen Entscheidung. Ich erwarte, daß Sie Ihre Pflicht tun werden."

— —

Zwei Stunden später kamen die Russen.

Reiter brachen aus dem Wald, kleine Wolken von Pferden und Menschen trabten ziemlich sorglos auf der Straße fort, gegen Tannenberg.

Mittenzwey lag auf einer kleinen Anhöhe hinter dem Schützengraben. Über seinem Kopf raschelte dürres Gras, das mit einem Zweig in den Boden gespießt war. Er sah durch das Fernglas, wie die Kosakenpatrouillen abgefangen wurden, ganz lautlos, mit Seilen und Lanzen. Es war, als wachse hinter jeder von ihnen eine ungeheuere Faust aus dem Boden und zerquetsche sie zu einem Klumpen.

Dann trabten viele Reiter hervor, wie Erbsenschütteln klang der Hufschlag, und fein bimmelten manchmal Metalltöne von Waffen dazwischen.

Plötzlich bekam der Wald weit in der Ferne eine brummige Baßstimme. Es war ein Kanonenschuß irgendwo zwischen Moor und Dickicht, ganz hinten, woher die Reiter gekommen waren.

— —

Und da stand auch schon das pfeifende Schwirren einer Granate über Mittentzweys Kopf. Vorne in der Reitermasse zuckten und spritzten Leiber von Menschen und Pferden.

Jetzt erst hörte man den Gruß: „Ei guten Tag, Mordbrennerlein!"

Eine zweite Granate furchte und fegte in den Schwarm.

Und auch hinten aus den Wäldern lösten sich die runden, weichen Knalle. Sie schienen Schalltrichter in die Luft zu drehen, kleine Wirbelströme von Gasen, die in ganzen Reihen hintereinander auftraten.

Die Kosaken schienen unschlüssig, ob sie sich wieder in den Wald wenden oder den Durchbruch versuchen sollten. Aber da sagte etwas von einem Hügel herab: „Ko—sak—sak—sak—sak—sak—sak . . ." Und ein zweiter Plapperer fiel ein: „Ko—sak—sak—sak—sak—sak—sak . . .!" Und nun eine ganze Schar: „Ko—sak—sak—sak—sak—sak—sak . . .!"

Da neigten sie sich vor dem Gruß kopfüber bis zur Erde, die Rößlein brachen in die Knie, wälzten sich, wie von giftigen Bremsen gestochen.

„Mordbrennerlein!" sagte das ungeschlachte Granatenmaul hinter dem Berge.

Da warf die Todesangst das übriggebliebene Leben aus dem Knäuel von Zucken, Beißen, Bäumen und Schäumen und jagte es waldeinwärts.

— —

Inzwischen war der Wald immer böser geworden. Er brummte nicht mehr nur an einer Stelle, sondern rundum. Man mochte meinen, der ganze Himmel habe dort, wo er auf der Erde sitzt, einen Kranz von Löchern bekommen, und durch jedes blase ein Donnerwetter.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sich am Waldrand wieder etwas rührte.

Braune Uniformen kamen im Sprung von Stamm zu Stamm und warfen sich dann in dünner Kette vorwärts; aus den Schützengräben pfiff es scharf in sie hinein; sie wurden weggebissen, lagen wie Kleiderbündel im Gras. Neue Ketten sprangen aus dem Wald, und wieder stürzten sie im Feuer. Jetzt quollen sie in ganzen Massen stürmend vor, da mischten sich auch die Geschütze hinein, rissen, wühlten, stampften in Fleisch und Knochen. Mit den Steinen und der Ackererde stiegen Springsäulen von menschlichen Gliedern hoch.

Es war ein leichtes Zielen in diesen Knäuel.

Die Maschinengewehre fuhren rasend die Front der Stürmenden ab.

Jetzt kam der ganze Waldrand unter Feuer, die Bäume splitterten und krachten, und jedes Stück deutschen Holzes wurde ein neues spitzes und mörderisches Geschoß.

Ein solcher Angriff sei ein Wahnsinn, meinte der Hauptmann, und wenn sie den Durchbruch hier so ungestüm erzwingen wollten, so müßten sie von hinten wohl hart gefaßt sein.

Gegen Abend brachten sie Geschütze in Stellung und begannen die deutschen Reihen mit Schrapnells abzutasten und zu bestreuen.

Das dauerte aber nicht lange, denn bei den deutschen Kanonen waren Karten, auf denen jeder trockene Fleck zwischen Sumpf und See, auf dem man Geschütze auffahren konnte, genau verzeichnet war, und so wurden sie bald zum Schweigen gebracht.

— —

Dann trat Ruhe ein.

Die Mannschaften schliefen im Stehen über den Gewehrläufen ein. Es vergingen ihnen vor Hunger und Müdigkeit die Sinne, und mit der Stirne dem Feind zugewandt, vergaßen sie Gefecht und Gefahr im Zusammenbruch der Kräfte. Und es störte sie gar nicht, daß der masurische Wald sein Gebrüll immer lauter erhob, als sei jeder Stamm mit Dynamit gefüllt und berste in einem Feuer des Hasses.

Vom Waldrand knallte es bisweilen herüber, das zeigte an, daß der Feind wach lag und das Zwischengelände bestrich. Man konnte nicht einmal zu dem kleinen Tümpel Brackwassers hin, der vor den Gräben lag, um sich einen Mundvoll zu holen.

Gegen Mitternacht sah man im Sternenlicht eine große, plumpe Gestalt vor den deutschen Reihen. Ein leiser Anruf riß den Schlaf der Ermattung entzwei. Hundert Gewehrläufe hoben sich, hundert Augen suchten das Ziel. Aber ehe noch ein Schuß gefallen war, stieß ein Scheinwerfer grellblankes Licht auf die Gestalt, und die Anspannung der Sinne löste sich in ein leises Lachen. Man erkannte eine schwarz und weiß gefleckte Kuh, die herrenlos, aus ihrem Stall vertrieben, durch die Nacht strich. Der Lichtanprall erschreckte sie, und mit erhobenem Schweif jagte sie dem Wald zu. Man hörte ihr Brüllen nahe der Stellung der Russen.

— —

Die Geschütze hatten die ganze Nacht durch gesprochen, am Morgen erhoben sie ihre Stimme noch lauter. Es war ein unaufhörliches Bersten und Krachen in Luft und Erde.

Auch der Waldrand war wieder unter Feuer genommen worden.

Ein Befehl kam von Mund zu Mund, sich zum Angriff fertigzumachen. Leise schoben sie die Bajonette auf die Gewehre.

Dann das Aufspringen in ein wüstes Knallen hinein.

Und über die Wiese hin, durch den Tümpel, auf den russischen Graben zu. Man wurde durch eine Zone von Feuer gerissen, wunderte sich ein wenig, daß man noch stand, den Säbel schwenkte und schrie. Dann schlug man in ein Gewirr von Gewehrläufen, Gesichtern und Händen hinein. Man sah emporgeworfene Arme, Rücken, rutschte irgendwo in feuchte Erde, kletterte wieder hinaus, rannte weiter, zwischen Stämmen, hinter denen es knallte.

Fortgeworfene Gewehre, Mäntel, Tornister, Leichen, Verwundete, die die Hände hoben. Immer mehr Entmutigte, ganze Klumpen von Russen, die sich umzingeln ließen. Wenn es irgendwo Widerstand gab, dann wurde man ganz blind vor Wut, dachte nicht an Deckung, fuhr nur brüllend drauflos. Der Wald war voll Russen, aber sie schienen mit Verwirrung und Entsetzen geschlagen.

Auf der Straße sah man Wagenburgen, festgefahrene Fuhrwerke, deren Lenker einander mit den Peitschenstielen schlugen; sie waren einer in den andern verkrallt, würgten einander, pflanzten einander die Fäuste ins Gesicht. Die Gäule bissen und feuerten um sich. Unter und hinter den Wagen lagen Soldaten im Anschlag, schossen verzweifelt.

Der Nahkampf ging immer tiefer in den Wald.

Stöße von Flüchtenden warfen Reihen von Kämpfenden über den Haufen. Die Offiziere arbeiteten mit Knute und Revolver in den Rücken ihrer Mannschaften. Mittentzwey sah, wie ein langer, schwarzbehaarter Mensch ein blutjunges Bürschlein, das ihn mit der Peitsche zum Vorgehen zwingen wollte, plötzlich unterlief, hochhob und wie eine junge Katze



Von der unter dem Protektorat des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Joseph anläßlich des Geburtsfestes des Deutschen Kaisers österreichischer Eisenbahnbeamten veranstalteten Huldigungsfeier: Der Vorstand des Wiener Männergesangvereins, Hof- und Gerich nach dem Leben gez

In der Hofloge von links nach rechts: Erzherzogin Marie-Valerie; Erzherzog Franz Salvator; Erzherzogin Zita; Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph; Erzherzogin Hedwig der deutschen Botschaft; deutscher Botschafter v. Tschirschky und Bögendorff; Prinz Heinrich Reuß j. L. XXXIX., Attaché der deutschen Botschaft; Frau v. Tschirschky; Prinzessin zu Schönberg; sächsischer Gesandter Graf Rudolf Rex; bayrischer Gesandter Baron Heinrich Tucher v. Simmelsdorf; k. k. Minister des Inne

gegen einen Baumstamm schleuderte. Darauf wandte sich der Riese und sank mit erhobenen Armen in die Knie, und man sah in ein Gesicht, in dem nicht einmal die Angst alle Gutmütigkeit hatte wegätzen können.

— —

Der ganze Wald wimmelte von Russen einer vielfachen Übermacht gegenüber den deutschen Truppen. Aber sie waren von einem solchen Schrecken ergriffen, daß sie keinen ernsten Widerstand zu leisten vermochten.

Kosaken sprengten plötzlich von irgendwo mitten in die Infanterie, sie hatten die Lanzen weggeworfen, standen in den Bügeln, hielten sich an den Mähnen. Ein Gaul schleppte seinen aus dem Sattel gefallenen Reiter an einer Leine hinterher, der Körper sprang von einer Wurzel zur andern, mit verwunderlichen Hopsern, aus dem Kopf war wohl schon längst diese unkenntliche Fleischmasse geworden, die man da springen sah.

Der Oberleutnant Mittentzwey hatte seinen Hauptmann zurücklassen müssen, ein Schuß ins Bein hatte Wieland hingeworfen. Jetzt reckte sich der Oberleutnant noch höher: „Die Kompagnie hört auf mein Kommando!" Aber darum war er nicht im geringsten wichtiger als vorher, keinerlei Heldenwahn umduftete ihn, es war ein durchaus sachliches Bemühen, den Feind zu vernichten, angespornt durch eine persönliche Wut gegen die wimmelnden Horden, die deutschen Boden verwüstet hatten.

Er war schon weit in den Wald vorgedrungen. Dort zwischen Stämmen wob sich das Blinkerlicht eines Sees. Seine Leute gingen gedeckt von Baum zu Baum, er sah die Kette nach beiden Seiten, sah sie an andere gleiche Glieder angeschlossen, hatte die Vorstellung eines ungeheueren Ringes, eines muskulösen Ringes, der sich langsam zusammenzog.

— —

Ein furchtbares Geschrei und Gerassel fegte die Straße entlang.

Russische Batterien kamen in wildester Flucht, fuhren auf die Wagenburg auf. Mit einem Krachen stießen die schweren Geschütze in die Karren, Splitter hoben sich heraus, Teile von Wagen schoben sich übereinander. Ein losgerissenes Pferd jagte daher, eine abgebrochene Deichsel im Bauch. Bei jedem Satz spritzte das Blut aus der zerfetzten Flanke.

Mittentzwey dachte, es wäre sachgemäß, die Verwirrung zu vergrößern, und er ließ zwei Züge seiner Kompagnie das Feuer auf den Knäuel richten.

Die Fahrer der Geschütze hieben auf die Pferde ein, ein paar hatten die Gäule von den Strängen geschnitten und rasten in das eigene Fußvolk. Wütend sprangen die Soldaten den Pferden an die Kruppe, faßten die nachschleifenden Seile, rissen die Reiter herab und stießen sie mit den schweren Schuhen.

Plötzlich schoß eine Wand von Feuer hoch, ein Schlag warf Mittentzwey fast zu Boden. Er sah eine schwarze Tulpe aus dem Gewühl der Wagen zwischen den Buchen stehen, Vernichtung dröhnte durch die Welt. Eine Granate mußte einen Munitionswagen getroffen haben. Neben Ulrich fiel etwas ins Moos, es war eine Menschenhand, etwas über dem Gelenk abgetrennt, mit Fetzen von verbranntem Fleisch daran.

Langsam öffneten sich die Finger der abgerissenen Hand und zogen sich wieder zu einer Kralle zusammen.

Die Hälfte der Karren war zersplittert und umgestürzt, ein undurchdringlicher Knäuel wälzte sich auf der Straße.

Da brach weit hinten ein Geschütz aus der Reihe. Ein Durchkommen nach vorn war unmöglich. Jetzt schienen sich die Deutschen auf die Wagenburg eingeschossen zu haben. Noch eine Granate schlug ein, jeden Augenblick konnte wieder so ein verfluchter Pulverkarren hochgehen. Die Fahrer brüllten und peitschten auf die Tiere los, das Geschütz sprang auf und nieder, ein Kanonier flog im Bogen vom Sitz, krachte mit dem Schädel gegen einen Baumstamm, das folgende Geschütz zermalmte seine Beine.

Überall zog es sich feldgrau hinter den Bäumen zusammen, eine Mauer von Feuer, der Wald hemmte alle Bewegungen, so war nur der Weg nach links frei, wo der See lag und wartete.

— —

Es kam so, daß die Vordersten den Boden weicher werden fühlten, aber sie meinten, es sei wohl nur ein Sumpfstreifen, durch den man Pferd und Geschütz hindurchtreiben könne, wie es in den letzten Tagen einigemal gegangen war.

Als sie merkten, daß sich das Geschütz einsenkte und festsaß, war es zu spät.

Hinten drängten andere Geschütze nach, Kameraden zu Pferd und zu Fuß. Sie fuhren blind auf sie hinauf, keiner verstand das Winken und das Brüllen: „Zurück!" Die Welt war mit Maschinengewehren gespickt, ein stählerner Besen des Entsetzens räumte den Wald. Sie rissen die Rosse los, peitschten ihnen die Haut in Fetzen vom Leib. Aus den Löchern, die in den Moorboden getreten waren, quoll braunes Wasser. Es quatschte an Lafetten, Achsen, Pferdebäuchen, ein schrecklicher Geruch von Fäulnis und Verwesung breitete sich über den durch Tausende von Beinen und Leibern aufgewühlten Sumpf.

Wie eine Hammelherde, Rücken an Rücken, warfen sie sich in den Morast. Hinten wußte niemand, was vorging.

Die Schritt für Schritt in den Sumpf Getriebenen wandten sich gegen die Kameraden. Sie setzten sich zur Wehr, hieben, schon versinkend, mit dem Seitengewehr um sich, faßten mit den Nägeln in Augen und Lippen der Bedränger. Sie schäumten, irre Laute ausstoßend, teilten Faustschläge aus. Während sie der Sumpf schon unentrinnbar gefaßt hatte, kämpften sie noch mit Zähnen und Krallen den Kampf von Tieren um ihr Leben.

Aber die Masse war eine Walze, die den einzelnen erdrückte und in den Sumpf stampfte. Über die versinkenden Leiber kletterten andere weg, sie schwangen sich den Erstickenden auf die Schultern, drückten die heulenden Mäuler in den Schlamm. Immer tiefer und dünner wurde der Morast, zwischen Schilf schwappte das braungrüne Seewasser. Köpfe mit verquollenen Augen, denen der Mund schon geschlossen war, ragten aus dem Schilf wie untertauchende Seegespenster. Die aufgereckten Hände faßten noch nach den Kameraden, die um sie herum mit der Umklammerung der masurischen Erde rangen.

Hunderte füllten schon die Schlammgräber, aber die Walze drängte weiter, trieb ihnen Tausende nach und stampfte sie in den Grund. Unersättlich schluckte und schluckte der Sumpf und der See. Wie ein Schwamm Wasser aufnimmt, so sog dieser Boden die Leiber der Feinde ein.

— —

„Entsetzlich", sagte der kleine Leutnant von Middelhoff. Er war ganz grün im Gesicht. Soweit man sehen konnte, war alles fürchterlichster Kampf und Krampf der Vernichtung. Das Entsetzen schien alles wie ein Trichter in sich hineinzuziehen, den meisten war das Hirn wie ausgenommen. Die Möglichkeit einer Ergebung kam ihnen nicht in den Sinn. Wie Schafe in den brennenden Stall drängen, so drängte der Feind vor etwas Unerklärlichem, dem Schrecken dieser Wälder, in den Sumpf.

„Das Schwert des Herrn ist über ihnen", sagte Mittentzwey mit starren Augen.

— —

Dann, ganz zuletzt, kam eine Kugel geflogen . . .

Eine halbe Kompagnie des russischen Garderegiments hatte sich ermannt. Sie hatte sich am Rande des Sumpfes festgesetzt und feuerte hinter den Bäumen vor.

Mittentzwey führte seine Leute zum Angriff, ganz ohne Deckung stürmte er gegen den Feind. Plötzlich tippte etwas an seine Brust, er sah verwundert an sich herunter, weil sein Lauf durch ein Halt unterbrochen war, und weil seine Beine so schwach wurden.

Er sah den kleinen Reserveleutnant Bärnfuß vorspringen: „Die Kompagnie hört auf mein Kommando."

Er hat Geistesgegenwart, der Reservemensch, dachte Mittentzwey.

Dann schwangen die Bäume rundum. Der ganze Wald war eine Wand, und manchmal fuhr der See vorbei, als eine lange, blitzende, mit dunklen Punkten besetzte Silberklinge.

Schwarzes Rauschen dauerte lange an.

Dann klopfte ein Schmerz sehr hart an den Rest des Bewußtseins. Das war das Gesicht des Trahbandt, das über ihm war. O du Himmelhund, wollte Mittentzwey sagen, wie er ihn oft in der derben Soldatensprache angeredet hatte. Er sah aber, der Bursche hantierte mit weißen Binden, die sich irgendwo immer von neuem mit Blut befleckten. Der Rock war Mittentzwey aufgerissen, aber es wollte mit dem Atem doch nicht recht gehen. Was da rasselte, dieses mühsame und schmerzhafte Arbeiten, das kam wohl aus seiner eigenen Brust.

Jetzt fielen Schatten, ein ganzer Block von Schatten lag über ihm. Mittentzwey sah gesenkte, struppige Köpfe, braungrüne Röcke, sie gingen in einem endlosen Zug vorüber.

„Gefangene?" fragte er leise.

Trahbandt nickte und riß ein neues Päckchen Binden auf. „Hunderttausende . . . Herr Oberleutnant . . ." dann, als sei es zu schwer zu sprechen: „Hunderttausende stecken in den Sümpfen!"

„Na, na!"

„Bei Gott, Herr Oberleutnant!"

Wem galt das angestrengte Nachdenken, das Trahbandt auf dem Gesicht des Sterbenden zu lesen glaubte? Blutleere, steife Finger tappten auf der Innenseite des Rockes. So mochte es wohl der Brief sein, den Trahbandt immer in den Händen seines Herrn gesehen hatte.

Er zog ihn hervor und drückte ihn in die suchenden Finger.

Ein Lächeln flog tief aus dem innigsten Urgefühl des Seins auf dieses ins Stille gewandte Gesicht. Das war Valeskas Brief, das letzte und entscheidende Wort ihrer Liebe. Was stand da? Daß ihr Leben an seines geschlossen war, und so war es gewiß, daß sie einander begegnen mußten, in Sternengärten, auf Milchstraßenweiten, wo nichts davon abhing, ob man einen Haupttreffer gemacht hatte oder nicht.

Leise rückte der Sterbende den Kopf, und Trahbandt, in dessen plumpe Seele diese Stunde die Zärtlichkeit und das Verständnis einer Mutter gezaubert hatte, bettete das Haupt auf seinem Arm.

Jetzt sah Mittentzwey wieder den See und den Sumpf; von goldenem Abendlicht war alles durchsickert. Und es war seltsam, daß alle diese wilden Bewegungen dort drüben, dieser Kampf Tausender von Menschen mit dem Tod, ganz lautlos vor sich gingen wie eine Vorführung im Kinotheater.

Aber jetzt kam auch Musik hinzu. Musik . . . Valeska spielte eine Ballade von Chopin. Mittentzwey stand mit einem großen Blumenstrauß vor dem Konzertpodium, und Valeska verneigte sich lächelnd, das Beifallklatschen der Zuhörer schwoll plötzlich wie Meeresbrandung herein . . .

— —

Die ganze Nacht über schluckten und schlürften die Seen und Moräste.

Wie Geheul von gemarterten Tieren, wie eine Wolke von Qual und Verdammnis stand das Schreien der Versinkenden im dunkeln Wald.

Noch immer rangen Verzweifelte, noch immer wehrte sich das Leben gegen den Tod. Aber mit Gurgeln, Schnaufen, Blasen und Schmatzen schluckte der grundlose Schlammboden.

Die Wachen an den Seen verstopften die Ohren mit Moos, sie warfen sich zu Boden und preßten die Hände an den Kopf. Das Geschrei drang durch alles hindurch, rüttelte allen Haß aus den Herzen, eine Flut von Erbarmen stieg aus dem tiefsten Innern:

Was trieb euch gegen uns, daß ihr so sterben müßt?

Aber sterben müßt ihr, da ihr Deutschland nicht leben lassen wollt.

Langsam und erbarmungslos verschlangen die masurischen Sümpfe das ungeheure Heer.

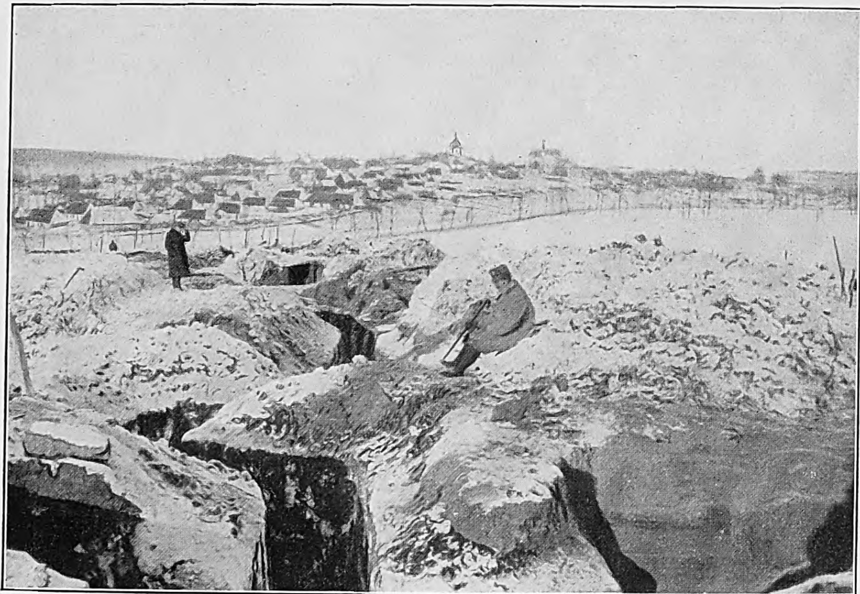
Ende.

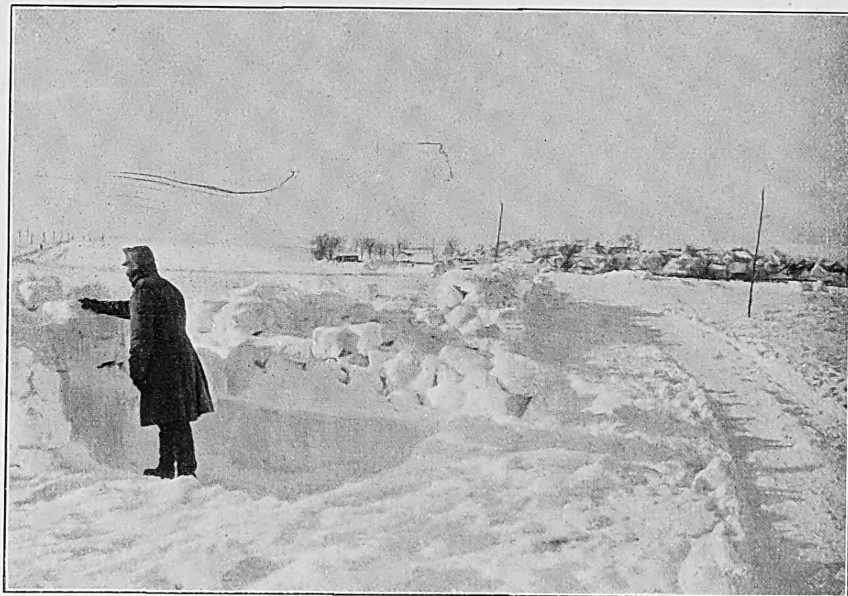










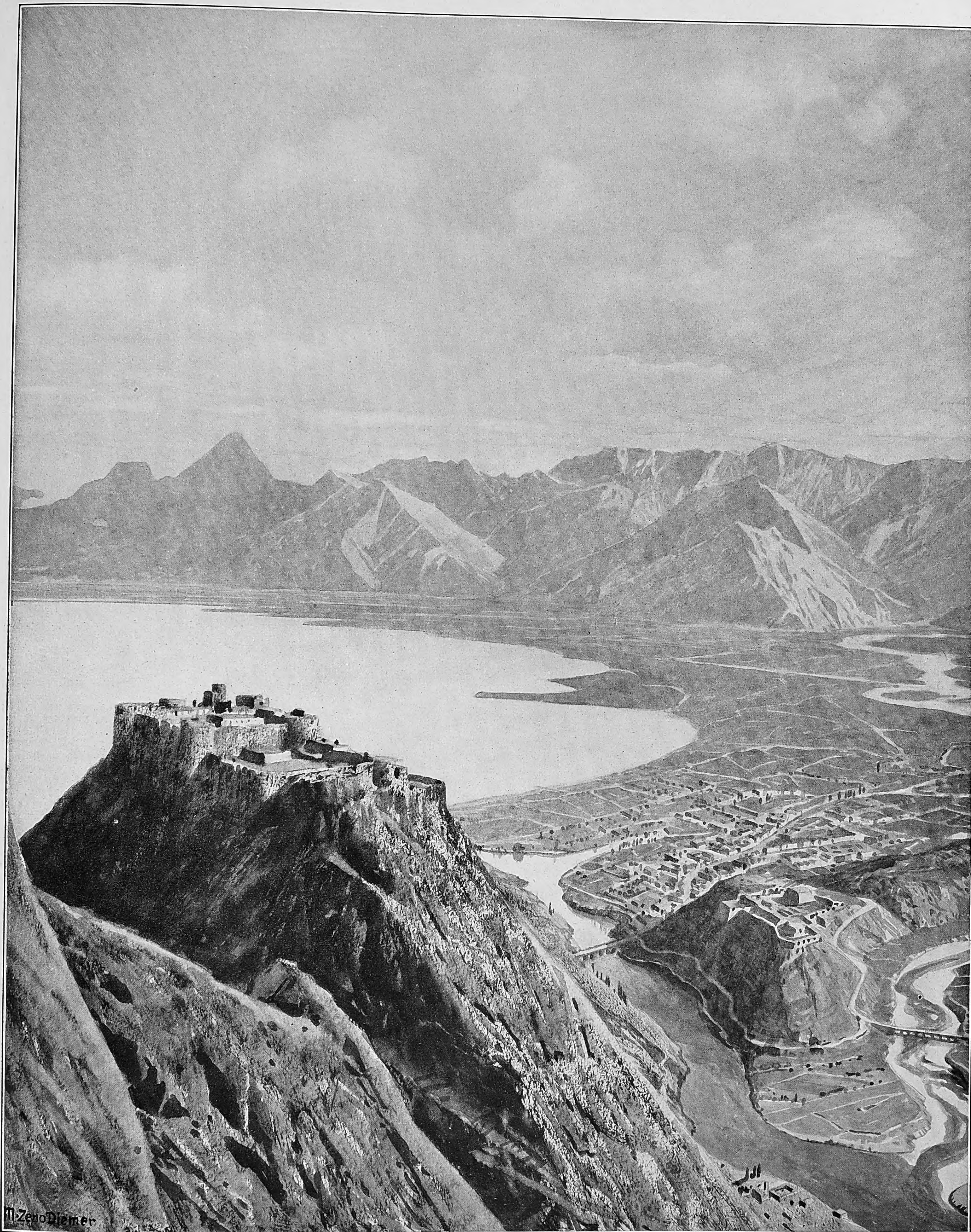






Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten auf dem Kriegsschauplatz in Wolhynien.

1. Lebensmittelzuführung zur Front mittels Schlitten. 2. Auf Vorposten. 3. Wegräumung des Schnees an der Front. 4. Unmittelbar vor dem Abfeuern eines schweren Geschützes. 5. Verlassener russischer Schützengraben. 6. Eine von österreichisch-ungarischen Truppen erstürmte, aus Schneewürfeln gebaute russische Befestigung. 7. Instandsetzen vom Schneesturm beschädigter Drahthindernisse durch Honveds. 8. Vorrückende Artillerie in hohem Schnee.



Zu dem österreichisch-ungarischen Vordringen in Albanien: Blick auf die am 23. Januar von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzte nordalbanische Stadt Skutari. Nach einer Zeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

Links der Berg Tarabosch mit der alten Türkenfestung, rechts unten die Stadt mit dem Fort am Zusammenfluß der beiden Flüsse Bojana und Drin. Links im Hintergrunde ein Teil des Skutari-Sees.

eine dem Staatsinteresse dienende Regelung der Nationalitätenfrage, alle diese Bedingungen eines politisch starken Österreich-Ungarns werden durch die Fortdauer des politischen Bündnisses mit dem Deutschen Reiche, ergänzt durch ein Wirtschaftsbündnis, zweifellos in viel höherem Maße erfüllt werden als im gegenteiligen Falle.

Dazu kommt, daß der Krieg eine Reihe wichtiger und schwieriger politischer Fragen aufgeworfen hat, wie die Regelung der polnischen Frage und der südslawischen Frage. Auch diese Probleme, zunächst politischer Natur, sind aber, was hier nicht näher ausgeführt werden kann, abermals wieder wirtschaftlich orientiert und können, ebenso wie die beiden Zentralmächte vereint auf militärischem Gebiete im Osten und Süden vorgegangen sind, auch nur durch das volle politisch-wirtschaftliche Einvernehmen der beiden Mächte im Interesse einer jeden derselben befriedigend gelöst werden. Angesichts dieser schwerwiegenden Gründe der Außen- und Innenpolitik wird und muß es gelingen, das Wirtschaftsbündnis auch vom rein volkswirtschaftlichen Standpunkte zu ermöglichen und durchzuführen.

Zugunsten des Wirtschaftsbündnisses sprechen aber neben politischen auch zahlreiche wirtschaftliche Gründe, weit mehr als etwa gegen das Wirtschaftsbündnis angeführt werden können, vor allem handelspolitische Gründe. Die Zentralmächte und ihre Verbündeten werden, wenn sie künftighin nach außen gemeinsam auftreten, eine ungleich größere handelspolitische Werbe- und Anziehungskraft bilden, als wenn sie einzeln vorgehen würden. Sie werden auch etwaigen wirtschaftlichen Bündnisplänen innerhalb der Staaten der Entente leichter begegnen können und ein erträgliches Verhältnis zu dem einen oder dem anderen Vierverbandsstaate viel leichter und mit viel weniger Zugeständnissen schaffen können. Sie werden aber auch angesichts der Bestrebungen Englands, für sich und seine Verbündeten schon jetzt den Handelskrieg nach dem Kriege vorzubereiten, schon jetzt möglichst viele industrielle Rohstoffe zu sichern, durch vereintes Auftreten weit günstigere Erfolge erzielen können, als wenn sie einzeln vorgehen wollten. Dabei braucht das Wirtschaftsbündnis durchaus keine aggressive Tendenz oder übertriebene imperialistische Tendenzen zu haben; schon die entschlossene Absicht, sich gegen handelspolitische Feindschaft zu wehren, gegen sie gerüstet zu sein, wird den entsprechenden Erfolg haben. Schon deshalb, weil die Staaten des Vierverbandes auch nach dem Kriege wichtige Erzeugnisse von den Zentralmächten werden kaufen müssen, andererseits aber, vielleicht noch in viel höherem Maße, eigene Erzeugnisse (man denke nur an die Überschüsse der Bodenproduktion in Rußland) an die Mittelmächte werden liefern müssen.

Demgegenüber ist der oft gehörte Einwand, daß das Wirtschaftsbündnis der Zentralmächte ihre handelspolitische Selbständigkeit oder auch ihre handelspolitischen Sonderinteressen schmälern oder treffen würde, nicht stichhaltig, selbst dann nicht, wenn die Mittelmächte und ihre Verbündeten sich verpflichten werden, bei Abschlüssen von Handelsverträgen gemeinsam vorzugehen. Auch in solchen Fällen werden die Interessen der einen oder der anderen Mittelmacht gewiß immer gebührend berücksichtigt werden können, es wird ja so manche Handelsverträge geben, bei denen ausschließlich oder hauptsächlich nur die eine oder die andere Mittelmacht überhaupt wirtschaftlich interessiert ist; in solchen Fällen wird die grundsätzliche handelspolitische Bindung nach außen kein Hindernis zur Durchsetzung der betreffenden Sonderinteressen bilden.



Ukrainerinnen beim Waschen der Wäsche. Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.

Eine Grundlage der gemeinsamen Handelspolitik nach außen wäre, daß die beiderseitigen Zolltarife einander möglichst angenähert und daß auch ein möglichst einheitliches Zolltarifschema vereinbart würde. Ferner müßte eine Vereinbaruug darüber getroffen werden, unter welchen Voraussetzungen dritte Staaten in das Wirtschaftsbündnis aufgenommen werden können.

Am häufigsten und gewiß mit Vorbedacht wurde bisher die Frage erörtert, wie der wirtschaftliche Verkehr der beiden Zentralmächte untereinander geregelt werden soll. Hier prallen die Interessengegensätze aufeinander, verhüllt und unverhüllt. Hier wird sich auch erweisen müssen, ob die großen politischen und allgemein wirtschaftlichen Vorteile des Bündnisses genügend klar erkannt werden, und ob es den leitenden Staatsmännern, den Regierungen gelingt, über Einzelinteressen hinaus das allgemeine Interesse zur Geltung zu bringen. Es ist ja klar, daß die Schutzzollbedürfnisse eines jeden einzelnen Produktionszweiges nicht einmal in einem gewöhnlichen Handelsvertrage voll berücksichtigt werden können. Es ist aber auch aus der handelspolitischen Geschichte zu erweisen, daß Zollvereinbarungen in den Handelsverträgen von der tatsächlichen wirtschaftlichen Entwicklung vielfach Lügen gestraft wurden, und es muß vor allem anderen schließlich klar sein, daß die Handelsbeziehungen, wie sie sich zwischen den beiden Mittelmächten und zwischen jeder einzelnen von ihnen und den jetzigen feindlichen oder neutralen Staaten bis zum Kriege handelsstatistisch nachweisen lassen, durchaus nicht in denselben Beträgen, weder in der Einfuhr noch in der Ausfuhr, nach dem Kriege wiederzukehren brauchen. Man weiß heute nicht, in welchem Ausmaße und auf welche Dauer z. B. die überseeischen Handelsbeziehungen des Deutschen Reiches geschmälert sind oder zurückgehen werden, man kann aber z. B. vermuten, daß die namhaften Wiederherstellungsarbeiten im Inlande selbst die meisten Produktionszweige der kriegführenden Staaten auf lange Zeit hinaus so sehr beschäftigen werden, namentlich wenn man die verminderte Zahl der Produzenten in Betracht zieht, daß eine wesentliche Steigerung der Ausfuhr, also der Versorgung der auswärtigen Märkte mit inländischen Waren, nur in geringem Ausmaße möglich sein wird. Man darf vielleicht auch daran erinnern, daß schon vor dem Kriege in wichtigen Industriezweigen zwei- oder mehrstaatliche Kartelle, Syndikate u. dergl. bestanden, und daß solche Verbandswirtschaften auch nach dem Kriege, zunächst innerhalb der Mittelmächte und vielleicht einiger anderer Staaten, errichtet werden könnten, wodurch das Interesse der betreffenden Produktionszweige am Zollschutz, an der Höhe des Zolles begreiflicherweise sehr gering würde. Ja man wird auch annehmen können, daß zur Deckung der großen, lange Zeit hindurch zu tragenden Lasten des Krieges außergewöhnliche Vorkehrungen finanzieller Natur notwendig sein werden, daß so manche ertragnisreiche Produktionszweige in die eine oder andere Form des Monopols werden umgewandelt werden, und daß solche Monopole gewiß auch im gegenseitigen Einverständnis der beiden Mittelmächte eingeführt werden können. Man wird es auch als durchaus wirtschaftlich finden dürfen, daß die seinerzeitige wirtschaftliche, finanzielle und technische Erschließung neuer und unentwickelter Gebiete, namentlich im Südosten Europas und in Asien, ebenfalls im Einverständnis der beteiligten Kreise und der Staaten Mitteleuropas erfolge. Schließlich aber wird es auch auf wichtige Abmachungen auf verkehrspolitischem Gebiete ankommen, führt ja der Weg Deutschlands nach der Levante und dem Orient über Österreich-Ungarn, und ist es ja gerade handels- und außenpolitisch von großer Bedeutung, daß dieser Überlandweg Berlin oder Hamburg nach Konstantinopel oder Bagdad völlig und dauernd unabhängig von jedem Eingriff Englands beschritten werden kann. Es liegt daher auch im Interesse der Mittelmächte, daß der Verkehr auf diesen Handelsstraßen, auf diesen Eisenbahnen und auf dem zu vervollständigenden Wasserstraßennetze nur einverständlich geregelt werde. Das Wirtschaftsbündnis wird aber auch die Annäherung und möglichste Angleichung der wirtschaftspolitischen Gesetzgebung zur Folge haben müssen, um auch auf diesem Gebiete möglichst übereinstimmende Interessen herbeizuführen.



Verhör eines Huzulen-Ehepaars. Nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.

Aus der Bukowina.



Aus den Tagen der Offensive gegen Serbien: Deutsche Truppen am Lagerfeuer in Leskovatz. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.

Ostpreußen im Wiederaufbau.

Von Baudirektor Reich, Königsberg.

Mit sechs Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph Kühlewindt.

Mit dem Russeneinfall im August 1914 zog die Kriegsfurie in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit in das schöne Ostpreußenland. Felder und Fluren zerstampfend, sengend und mordend wälzte sich die russische Flut bis dicht vor die Tore Königsbergs. Etwa 400000 Einwohner brachten sich durch rechtzeitige Flucht in das Innere des Reiches in Sicherheit. Deutsche Feldherrnkunst und der unbeugsame Mut unseres tapferen Heeres setzten dem barbarischen Treiben der feindlichen Kriegshorden sehr bald ein Ziel. Die verhältnismäßig kurze Zeit hat jedoch genügt, rund 34000 Gebäude zu zerstören und namenloses Elend in unserer Grenzprovinz zu verbreiten.

Wenn die geflüchteten Ostpreußen auch überall im Reiche eine außerordentlich liebevolle, freundliche Aufnahme fanden, zog sie die Sehnsucht nach ihrer heimatlichen Scholle doch sehr bald wieder zur altgewohnten Stätte ihrer Wirksamkeit zurück. Gleich nach dem Weichen der Russen setzte die Rückwanderung ein, und heute sind fast alle wieder in die Heimat zurückgekehrt.



Arbeiterhaus I nach dem Wiederaufbau.

Viele fanden, tief erschüttert, nur die Trümmer ihrer ganzen Habe vor, anderen waren zwar Teile ihres Besitzes erhalten geblieben, aber sie befanden sich in einem unbeschreiblichen Zustande wilder, mutwilliger Zerstörung. Unsägliche Schwierigkeiten galt es zu überwinden, um neues Leben aus den Ruinen zu erwecken. Wo sollte besonders der Landwirt beginnen, dem weder Gebäude noch Arbeitskräfte, weder Vieh und Pferde noch Wirtschaftsgeräte zur Verfügung standen? Alles war zerstört, geraubt oder geplündert. Die erfreulich schnellen Entschließungen der Staatsregierung und des Parlamentes machten jedoch sehr bald Mittel flüssig, die zur eiligen Beschaffung des notdürftigsten Hausrates, der dringendsten Inventarbeschaffung für die Wirtschaft verwendet werden konnten. Ein Nachbar half nach besten Kräften dem anderen, behördliche und schnell geschaffene gemeinnützige private Organisationen leisteten in edler Hilfsbereitschaft Großes. Und so ist es in erstaunlich kurzer Zeit gelungen, alle landwirtschaftlichen Betriebe des Invasionsgebietes wieder aufzurichten und in Tätigkeit zu setzen.

Mit Beginn des Frühjahres 1915, vereinzelt auch schon im vorangegangenen Herbst, wurde vielerorts mit dem endgültigen Wiederaufbau begonnen. Zahlreiche Architekten und Bauausführende strömten aus dem Reiche herbei, um an dem großen Kulturwerk des Wiederaufbaues teilzunehmen. Wenn so zahlreiche Gebäude mit gewisser Überstürzung in kurzer Zeit wieder errichtet werden sollen, dann besteht die Gefahr, daß Minderwertiges unterläuft, daß bei dem begreiflichen Voranstellen der wirtschaftlich-praktischen Forderungen der Kriegsgeschädigten die äußere Gestaltung der Baulichkeiten vernachlässigt wird. Um das zu verhindern, um Ostpreußen nach dem Wunsche des Kaisers schöner erblühen zu lassen, als es vorher war, wurde die segensreiche Organisation der staatlichen Bauberatung geschaffen, die beim Wiederaufbau um so berechtigter ist, als der Staat — später wahrscheinlich das Reich — durch die geschenkweise Hergabe eines großen Teils der Baukosten den Wiederaufbau überhaupt erst ermöglicht. Unter der Leitung eines Hauptbauberatungsamtes in Königsberg wurden in den einzelnen Kreisen des Invasionsgebietes staatliche Bauberatungsämter eingerichtet, deren Leitung in Händen baukünstlerisch besonders geschulter Bezirksarchitekten liegt. Hier wird jeder Bauende fachmännisch beraten und außerdem alle Bauentwürfe vor der Erteilung der Bauerlaubnis vom baukünstlerischen Standpunkte aus geprüft und verbessert. So wird es ermöglicht, daß bei praktischer Anordnung und gediegener, wenn auch schlichter Bauausführung ein harmonisches, heimatliches Gesamtbild aus Schutt und Asche erwächst. Eine staatlicherseits geschaffene kaufmännisch geleitete Einkaufsgesellschaft mit dem Sitze in Königsberg besorgt den Großeinkauf der Baumaterialien und trifft sonstige, den Wiederaufbau erleichternde Vorbereitungen. Viele Zweige der Bauindustrie haben sich zu Interessengruppen und Genossenschaften vereinigt, um für die großen Anforderungen des endgültigen Wiederaufbaues wohl gerüstet zu sein.



Russische Hilfskräfte auf Gut Neu-Waldeck. Im Vordergrund die bei dem Russeneinfall zurückgebliebenen beiden Frauen.

Schon jetzt ist ein kleiner Teil der zerstörten Gebäude endgültig wieder aufgebaut. Es ist sogar gelungen — und das zeigt von der Zähigkeit unserer Ostpreußen — ein völlig zerstört gewesenes größeres Gut vollständig fertig und endgültig wieder aufzubauen. Die beigefügten Bilder zeigen die Ruinen, die der Rittergutsbesitzer Homp in Neu-Waldeck, Kreis Preußisch-Eylau, bei seiner Rückkehr von der Flucht vorfand, und in den Gegenbildern sind dieselben Gebäude nach dem nunmehr beendigten Wiederaufbau wiedergegeben. Am 25. August 1914 waren große Scharen ostpreußischer Flüchtlinge durch das Gut Neu-Waldeck gezogen und veranlaßten auch diesen Besitzer, der immer näher rückenden Russenflut auszuweichen. Das Notwendigste für sich und seine Leute wurde auf die Gutswagen geladen, das Vieh wurde von der Weide geholt und die heimatliche Stätte einem unbestimmten Schicksal überlassen. Nur zwei ältere Arbeiterfrauen, die nicht zur Flucht zu bewegen waren, blieben allein zurück. Sie wurden von den am folgenden Tag einrückenden Russen sogleich für die Bereitung ihrer Mahlzeiten herangezogen. Nur zwei Tage währte allerdings der Aufenthalt der ungebetenen Gäste. Sie mußten eiligst den Rückzug antreten, fanden aber noch Zeit, vorher sämtliche Gutsgebäude, zehn an der Zahl, in Brand zu stecken und fast vollständig zu vernichten. Wenige Tage darauf kehrte der Besitzer mit seinen Leuten nach Neu-Waldeck von der Flucht zurück. Der erste Anblick seines zerstörten Gutshofes war niederschmetternd. Jedoch die Sorge um die Unterbringung seiner Leute ließ ihm wenig Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen. Eine Besichtigung der Ruinen der Wohnhäuser ergab, daß die massiv überwölbten Keller bis zum Eintritt der kälteren Jahreszeit leidliche Unterkunftsmöglichkeiten boten. Gern fügten sich die Leute in das Unvermeidliche, froh, wieder daheim und der Gefahr entgangen zu sein. Der Besitzer begab sich gleich darauf nach Königsberg, um dem Bauamt der Landwirtschaftskammer die sofortige Inangriffnahme des Wiederaufbaues seiner Gebäude zu übertragen. Er war der erste kriegsgeschädigte Landwirt, der hier vorsprach. Mit allen verfügbaren Kräften konnte ihm jede nur mögliche Förderung seines Entschlusses zuteil werden. Nach den erforderlichen technischen Erhebungen an Ort und Stelle wurden zunächst die Arbeiterhäuser in Angriff genommen, um Winterquartiere für die Instleute zu schaffen, was auch rechtzeitig gelang. Der Winter wurde zur Projektierung der nächstjährigen Bauten und zur Herbeischaffung der erforderlichen Baustoffe eifrigst ausgenutzt, so daß unter Mithilfe der inzwischen zur Verfügung gestellten russischen Gefangenen im zeitigen Frühjahr mit der Fortsetzung der Bauarbeiten begonnen werden konnte. Es galt zunächst, zur Bergung der Ernte die erforderlichen Scheunen zu errichten und alsdann die Ställe und das Gutshaus in Angriff zu nehmen. Dank der schnellen finanziellen Unterstützung des Staates, der die erforderlichen Baugelder aus Vorentschädigungsfonds zum größten Teil zur Verfügung stellte, ist es mit Anspannung aller Kräfte gelungen, bis zum Herbst 1915 sämtliche Gutsgebäude und auch das Gutswohnhaus endgültig und fertig wieder aufzubauen.

Krieg und Materialismus.

Von Dr. H. Wohlbold.

Es ist nicht möglich, das Wesen des Krieges richtig zu verstehen, wenn wir an der Oberfläche seiner Erscheinung bleiben. Äußerlich, so wie er ist, genommen, muß er zunächst dem denkenden Menschen durchaus absurd erscheinen; seine Berechtigung oder seine Notwendigkeit leuchtet uns nicht ein, solange wir den alltäglichen Maßstab an ihn anlegen wollen. Begriffen werden kann er nur von großen Gesichtspunkten aus, die ihn in die allgemeine Weltentwicklung hineinstellen. Er tritt auf als eine Katastrophe, die dieser Entwicklung eine neue Richtung geben soll, und als Notwendigkeit ist er innerhalb der Entwicklung naturgesetzlich bedingt. Irgendeinen neuen Impuls muß er geben, der weiterhin in der Menschheit wirken und sie kräftig fördern soll. Ausdrücklich sagen wir, in der Menschheit. Um ein einzelnes Volk handelt es sich jedenfalls dabei nur insofern, als dieses dadurch, daß seine Kriegserfolge es an die Spitze stellen, weiterhin die Führung in der Menschheitsentwicklung übernehmen wird.

Daß die Menschheit sich entwickelt und dadurch höhergeführt wird, fortschreitet, das wird heute kaum bestritten, auch nicht, daß dies sich naturgesetzlich vollzieht. Die Fassung des Begriffes „Naturgesetz", womit also die Gesamtheit der wirkenden Kräfte zu bezeichnen ist, wird allerdings viel umstritten. In weiten Kreisen herrscht immer noch die Ansicht vor, daß es sich um bewußtlos und ziellos im Menschen arbeitende Faktoren handelt, die durch den sogenannten „Zufall" ganz bestimmte Resultate erzielen. Die auf diese Weise höher und höher, von der Amöbe zum Kulturträger entwickelte Menschheit erhält durch diese Auffassung verzweifelte Ähnlichkeit mit Münchhausen, der sich am eigenen Zopf aus dem Sumpfe zieht. Wenn wir einmal schon von einer Höherentwicklung sprechen, so liegt es wohl viel näher, diese als bewußt und gewollt aufzufassen, anzunehmen, daß geistige, äußerlich unerkennbare Kräfte an der Arbeit sind. Die Menschen handeln nach den ihrem Unterbewußtsein eingeprägten Impulsen, die freilich nicht als solche dem Menschen zum Bewußtsein kommen. Das ist gut, denn er würde sie nicht verstehen und sie auch kaum für genügend wichtig halten. Deshalb redet er sich Gründe ein, die ihm näher liegen, die in Wirklichkeit aber nur die äußere Erscheinung von viel tiefer liegenden, geistigen Kräften sind.

Was hier zunächst als Theorie gesagt wurde, läßt sich in bezug auf den gegenwärtigen Krieg leicht in die Praxis übersetzen. Der Krieg wird eigentlich, darüber ist man sich ja klar, zwischen Deutschland und England geführt. Er ist von England aus den schäbigsten Gründen, die es gibt, nämlich von Geschäfts wegen, vom Zaun gebrochen worden.

Das Geschäft an sich, der Handel, ist natürlich nichts Verwerfliches. Das Volk braucht das Geschäft wie der einzelne zur Erhaltung seiner materiellen Existenz. Im Wesen des Geschäftes liegt es auch, daß es zur Erreichung materieller Zwecke die passendsten Mittel sucht. Für das Geschäft sind diese gut und notwendig. Sie hören aber auf, das zu sein, sobald sie von ihrer eigentlichen Sphäre losgelöst und zum allgemeinen Lebensgrundsatz erhoben werden. Der Mensch, dessen Überzeugung käuflich ist, gilt deshalb mit Recht als verächtlich, weil er das höhere seelische und geistige Element, das in ihm lebt, unter das Materielle herunterdrückt, es von diesem bestimmen läßt, statt umgekehrt zu verfahren.

Was das Individuum im kleinen tut, das geschieht durch die Weltanschauung, die wir als spezifisch englisch bezeichnen können, im großen. Der materielle Vorteil wird nicht deshalb gesucht, weil auf der Basis des Volkswohlstandes die Gesamtheit sich geistig besser entwickeln kann, es werden vielmehr alle geistigen Kräfte herabgezogen, durchaus dem Materiellen untergeordnet. Das eben ist es, was wir als „Materialismus" bezeichnen.

Es ist durchaus falsch, wenn man, wie es vielfach geschieht, die Naturwissenschaft für den Materialismus verantwortlich macht. Allgemein wird behauptet, sie habe diese Denkweise in die Menschheit gebracht. Genau das Gegenteil ist richtig.

Wenn wir alle die naturwissenschaftlichen Entdeckungen etwa der letzten fünfzig Jahre ins Auge fassen, so finden wir zunächst keinen Grund, weshalb sie gerade mechanistisch-materialistisch, wie es geschah, gedeutet werden müßten. Gerade die Erkenntnis, daß eine Tendenz zur Höherentwicklung, zur Vervollkommnung in der ganzen Natur waltet, hätte es näher gelegt, nun auf geistige Kräfte, die hinter den Dingen stehen, zu schließen. Daß dies nicht geschah, das liegt nur daran, daß auch die Naturforschung sich dem allgemeinen Geist der Zeit nicht entziehen konnte, auch sie wurde von der materialistischen Denkweise mitgerissen. Die Menschheit hatte eben den Zusammenhang mit dem Geist, der hinter der Erscheinung wirkt, verloren. Nur die Materie ist für ihr Denken das „Wirkliche“.

Wir erfassen damit die Wurzel dessen, woran die Menschheit der Gegenwart krankt. Den Kulturvölkern eines frühen Altertums war das Geistige durchaus Realität; wir finden dies sehr scharf ausgeprägt im alten Indien, für dessen Völker alle Materie nur Maja, nur Illusion war. Mehr und mehr ging dieser Zusammenhang mit dem Geist verloren, heutzutage ist der Faden, der dorthin führt, völlig durchschnitten. Der Geist erscheint dem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts als die eigentliche Maja. Er glaubt nur noch an die alleinseligmachende Materie, teilweise überhaupt nur noch an das, was man essen und trinken kann. Am schärfsten ist das ausgeprägt in England. Wir können geradezu sagen, England ist der Führer der Menschheit zur Entgeistigung der Welt. Es spielt ganz die Rolle dessen, der dem senilen Marasmus verfallen ist. Der Einzelmensch ist so lange jung, als er produktiv, d. h. geistigen Einflüssen zugänglich ist. Es kommt die Zeit, in der er nur noch vegetiert, nur noch Körper ist. Das ist auch bei dem englischen Volk der Fall. England produziert nichts mehr, es mästet sich nur noch. Nicht „zufällig“ leistet das Land gar nichts mehr auf irgendeinem geistigen Gebiet — Literatur, Kunst, Musik, Wissenschaft jeder Art wird dort nicht gemacht, keine großen technischen Erfindungen kommen von jenseits des Kanals.

In Deutschland sehen wir das Gegenteil. Gewiß gibt es auch hier recht viel „Engländerei“, vor dem Krieg hat man „smartness“, zu deutsch Windbeutelei, auch bei uns recht sehr angestrebt. Auch das Bierphilistertum ist nichts weniger als ideal. Aber der im Wirtshaus verödende Akademiker und Nichtakademiker ist doch nicht der Typus des Deutschen und wird es wohl in Zukunft noch weniger sein. Die Hauptsache ist, daß uns die geistigen Quellen noch energisch fließen, Künste und Wissenschaften stagnieren nicht. Wir werden nicht von der Materie beherrscht, wir beherrschen sie. Wir wissen auch — das ist sehr wesentlich — sehr gut, was Recht und Unrecht ist. Der Engländer weiß es wirklich nicht, weil er zu den Impulsen, die ihm das sagen könnten, den Zugang verloren hat. Er lebt nicht mehr, er vegetiert nur. — Es ist gewiß falsch, wenn man Kunstwerke herabsetzen will, weil sie aus dem feindlichen Ausland stammen. Aber es ist mitunter lehrreich, sie in bezug auf den Volkscharakter anzusehen. Wie wir als Typus des Deutschen, wie er sein soll, von Goethe, der die deutsche Volksseele am tiefsten erfaßte, Faust hingestellt erhielten, so können wir Hamlet geradezu als Repräsentanten der englischen Volksseele auffassen. Nicht des Krämers natürlich. Der Krämer ist nur die letzte, widerliche Entartungsform. Aber er ist der Mensch, dem der Zusammenhang mit einer geistigen Welt verschüttet ist. Wer sich gegen diesen Gedanken zunächst sträubt, der möge den großen Zauderer Hamlet durchdenken. „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage“ — man halte dagegen die Faustworte: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“

Nur angedeutet kann das werden, angedeutet mit dem Hinweis darauf, wie der den Boden unter den Füßen verliert, dem die geistige Welt verschlossen ist, der von ihr aus keine Impulse mehr aufzunehmen vermag, Impulse, die eben der Menschheit gegeben werden müssen, und die sie zu verarbeiten hat, um weiterzukommen. Ein Volk, das nicht, wie Lienhard sagt, fähig ist, der Menschheit Führer zu sein „zum Binnenland des Unsichtbaren“, kann auch die Weltherrschaft nicht in den Händen halten. Es kämen merkwürdige Dinge dabei zutage. Das ist der tiefe Grund, warum Old Englands Schicksalsstunde schlug. Seine Befangenheit im Materiellen hat es blind in sein Verderben getrieben.

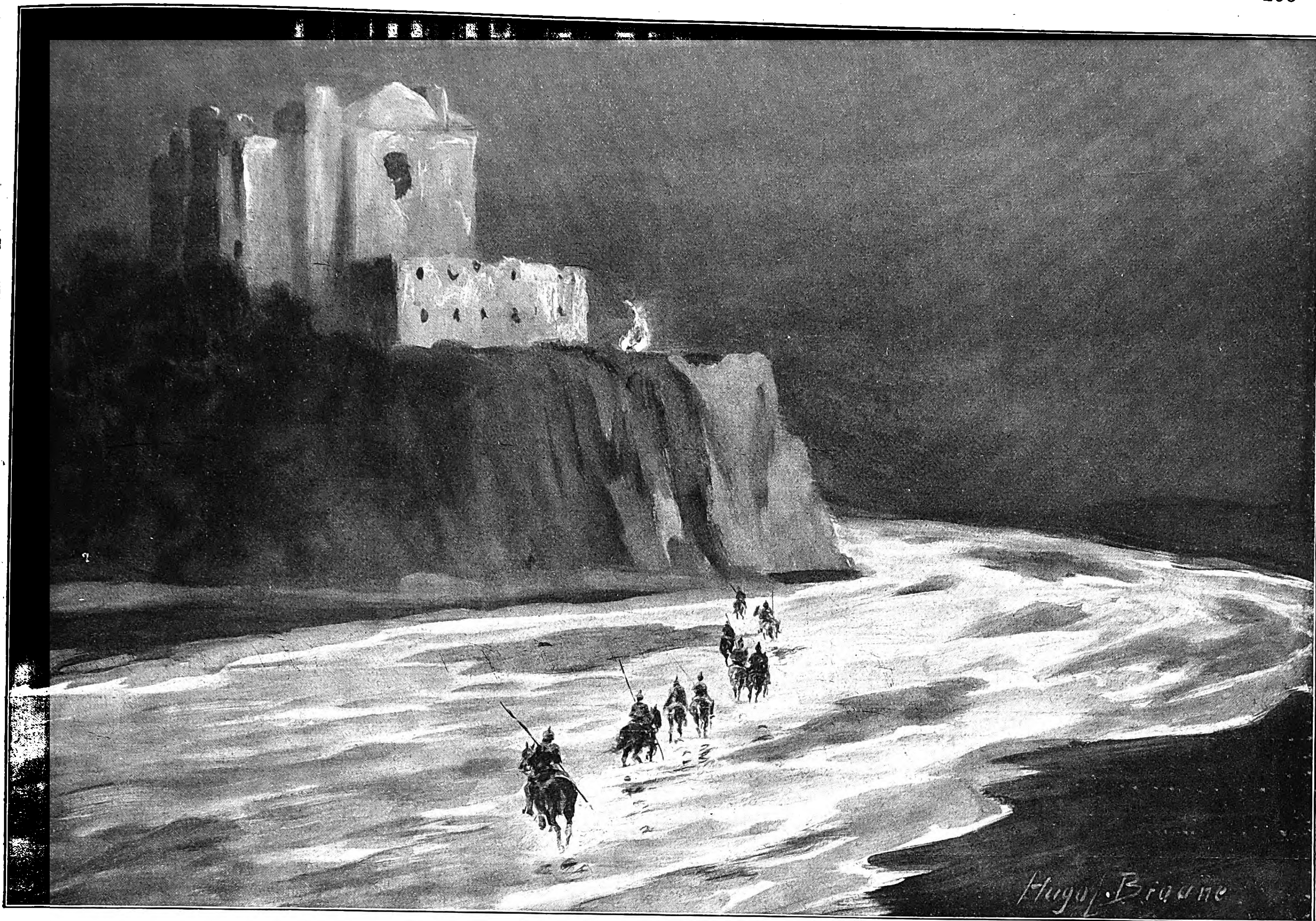


Aus dem besetzten Russisch-Polen: Polnisches Bauernhaus mit Ziehbrunnen.

Der Brief des Kriegsteilnehmers als Testament.

Von Oberlandesgerichtsrat A. Freymuth.

Nach § 2231 des Deutschen „Bürgerlichen Gesetzbuchs“ kann ein Testament errichtet werden „durch eine von dem Erblasser unter Angabe des Ortes und Tages eigenhändig geschriebene und unterschriebene Erklärung“. Diese



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Eine Patrouille, den San bei den Ruinen von Zagorcz durchquerend.
Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach der Natur gezeichnet von dem Kriegsmaler Hugo L. Braune.



Kardinal-Erzbischof Dr. Felix v. Hartmann (Köln),
wurde an Kaisers Geburtstag in das Preußische Herrenhaus berufen.

Diese Entscheidungen sind von großer Be-
deutung, da im jetzigen Kriege ähnliche Fälle
wie die beiden höchstrichterlich entschiedenen
sicher schon oft vorgekommen sind und noch oft
vorkommen werden.
Die vom Reichsgericht und vom Kammer-
gericht ausgesprochenen Grundsätze ermöglichen
es, den von Kriegsteilnehmern letztwillig aus-
gesprochenen Anordnungen Rechtswirksamkeit
zu schaffen, auch wenn nur ein formloser Brief vor-
liegt. Allerdings hat die Sache auch ihre Beden-
ken. Namentlich ist folgendes zu beachten. Wenn
ein vertraulicher Brief ein Testament darstellt,
so muß der Empfänger ihn auch als solches be-
handeln. Er muß besonders kraft Vorschrift des
Gesetzes („Bürgerl. Gesetzb.“ § 2259) den Brief
nach dem Tode des Erblassers dem Nachlaß-
gericht abliefern. Eine Vernichtung des Briefes
könnte unter Umständen als Urkunden-Unter-
drückung strafbar sein. Auch muß jeder Kriegs-
teilnehmer sich klarmachen, daß ein Brief, den
er vielleicht gar nicht ernsthaft als letztwillige
Verfügung gemeint hat, doch nachher von den
Gerichten so ausgelegt werden könnte. Auf diese
Bedenken hat Professor Endemann in der „Deut-
schen Juristenzeitung“ 1916 S. 32 ff., unter leb-
hafter Bekämpfung des Reichsgerichts, hinge-
wiesen.

Der preußische Justizminister hat die Ent-
scheidungen des Reichsgerichts und des Kammer-
gerichts im preußischen „Justizministerialblatt“
abdrucken lassen. Das bedeutet nicht eine Anwei-
sung an die Gerichte, sich in ähnlichen Fällen an
die vom Reichsgericht und vom Kammergericht
ausgesprochene Rechtsansicht zu halten. Eine
solche Einwirkung auf die Rechtsprechung steht
dem Justizminister nicht zu und wird von ihm
nicht beansprucht. Dagegen kann man aus dem Ab-
druck im „Justizministerialblatt“ wohl schließen,
daß der Justizminister die in den Entscheidungen
ausgesprochenen Grundsätze nicht nur für bedeu-
tungsvoll, sondern auch für richtig erachtet.



Fürstbischof Dr. Adolf Bertram (Breslau),
wurde an Kaisers Geburtstag in das Preußische Herrenhaus berufen.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Für Lungenkranke. Im Sanatorium für Lungenkranke von Dr. Nöhring in Neu-Coswig (Sachsen) wird bereits seit dem Jahre 1911 eine Behandlungsweise der Lungenkrankheiten durchgeführt, die zu glänzenden Erfolgen von anscheinend dauernden Heilungen führt. Das Verfahren ist ein völlig neues. Auf einer bisher unbekannten Grundlage aufgeführt, verwertet es die Widerstandskraft des gesunden Körpers. Dr. Nöhring steht auf dem Standpunkt, daß der gesunde Körper Widerstandskräfte bergen muß, die die Schwankungen im Verlauf der Krankheit bedingen und die auch bei der am meisten gebräuchlichen hygienisch-diätetischen Kur zu nicht seltenen Heilungen von selbst führen. Dr. Nöhring glaubt diesen, in letzter Linie doch irgendwie chemisch wirkenden Stoff aus dem gesunden Körper zu sondern und hat durch zahlreiche Versuche an Tieren die Wirkung auf die Tuberkulose festgestellt, ehe er zur Behandlung am Menschen im Jahre 1911 geschritten ist. Ein sehr großer Vorteil des Verfahrens ist die Möglichkeit, die Behandlung auch bei fieberhaften Fällen durchzuführen. Rechtzeitig dazugetan verspricht die Behandlung sicheren Erfolg. Eine Veröffentlichung darüber ist in der Klinisch-therapeutischen Wochenschrift XXII Nr. 9/10 erschienen.

Die Motorpflüge der Hansa-Lloyd-Werke. Die hier beigegebene Abbildung eines Motorpfluges stellt den leichten Hansa-



Der leichte Hansa-Lloyd-Motorpflug.

Lloyd-Motorpflug dar. Die Zugmaschine ist nach den Patenten von Brey gebaut, die sich bei den bekannten Zugmaschinen des Fürstlich Stolbergschen Hüttenamtes Ilsenburg so vorzüglich bewährt haben. Die Hansa-Lloyd Werke Aktiengesellschaft in Bremen hat schon vor Ausbruch des Krieges die Ausnutzungsrechte der Brey'schen Patente für einen großen Teil Deutschlands und des Auslandes erworben. Die Erfahrungen dieses Unternehmens als Spezialwerk für den Lastwagenbau kommen in hohem Maße der Ausführung der Hansa-Lloyd-Zugmaschinen zugute. Außerordentliche Leistungsfähigkeit bei leichter Bauart und vielseitige Verwendbarkeit sind die Vorzüge des neuen Motorpflugs. Der abgebildete Hansa-Lloyd-Motorpflug ist für einen dreischarigen Anhängepflug gebaut; er leistet bei üblichem Tiefgang und bei gewöhnlichen Bodenverhältnissen 1 bis 1,25 Morgen in der Stunde. Die nächst größeren Typen für sechs- und neunscharige Anhängepflüge leisten entsprechend mehr. Das patentierte Greifersystem der Hinterräder ermöglicht selbst bei durchweichtem oder lockerem Boden ein zuverlässiges Arbeiten. Über die Verwendbarkeit der Hansa-Lloyd-Zugmaschine sei noch bemerkt, daß man sie nicht nur zum pflügen, schälen und grubbern, sondern auch zum ziehen von Mähmaschinen, zum Antrieb von Dreschmaschinen und sonstigen feststehenden Apparaten verwenden kann. Besonders wertvolle Dienste kann diese Zugmaschine dann noch durch das Schleppen schwerer Lasten, sei es auf dem Felde oder auf der Landstraße, leisten. Die vorstehenden kurzen Angaben zeigen zur Genüge den großen Wert des Hansa-Lloyd-Motorpflugs für die Landwirtschaft.

Bester Ersatz für Gillette-Klingen sind die viel billigeren Original-Record-Klingen, die von der Firma Dettinger & Hahn in Berlin L Z 35, Potsdamerstraße 112 zu beziehen sind. Vgl. die bezügl. Anzeige auf Seite 168 der vorliegenden Nummer.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich=Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

Nr. 3790. Kriegsnummer 81. Preis 1 Mark.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3790. 146. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 ℳ, frei ins Haus 9 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 17. Februar 1916.

EMSER Pastillen

mit und ohne Menthol

Gegen Husten, Heiserkeit, Verschleimung

Man achte auf den Aufdruck „Königl. Ems" und weise Nachahmungen zurück.

Viele 100 000 schon ins Feld gegangen

Kriegspackung, sehr geeignet zum Beipacken als: „Liebesgabe"

Glas-Stereoskope und Laternbilder aus aller Herren Ländern. / Aktuell: ALBANIEN

Alois Beer, Klagenfurt, K. u. K. Hof-Photograph.

Harmoniums bes. ohne Notenkenntnis 4 stimm. spielbare. Jllustr. Katalog frei. Aloys Maier, Hofl., Fulda.

Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.

Soennecken-Federn

Deutsche Arbeit
Deutscher Stahl

Bonna-Feder — Bonna-Feder — Vorzügl. Bürofeder 1 Gros M 2.—

Eilfedern in 8 Breiten — Sœnnecken — Zum Schreiben ohne Druckanwendg. 1 Gros M 3.—

Kugelspitz-Feder Nr 516 — Sœnnecken — Gleiten leicht 1 Gros M 2.75

Feder Nr 075 — SOENNECKEN 075 — 1 Gros M 1.35

Vorzügliche Qualität • • • Überall erhältlich

Berlin • F. Soennecken Schreibfedern-Fabrik Bonn • Leipzig

Winter in Dresden

Alle Museen und Theater geöffnet
Zahlreiche Sinfonie- u. Künstler-Konzerte

Auskünfte durch den Fremdenverein, Hauptbahnhof

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.

Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Hotel Bellevue Dresden

weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz, umgebaut und zeitgemäß erneuert. Großer Garten und Terrassen.

Natürliches **Wiesbadener Kochbrunnen Quellsalz**

Sofortige Linderung **Lungenleiden** Husten Heiserkeit Auswurf. Tausende verdanken dies. Naturschatze von Weltruf jährl. ihr. Genesung. im persönl. tägl. Gebrauch unzähl. Famil. u. Aerzte. Unübertroff. b. Magen-, Darm-, Verdauungsstörung: Unentbehrl. b. Keuchhust., Nasen-, Rachenkatarr. Folg. v. Influenza. In Apoth. à 2.50 M., direkt 3 Fl. 7.- M. postfrei. Kurschrift. begeisterte ärztliche Heilberichte von Brunnen-Contor. Wiesbaden S. (amtl. Kontrolle d. Stadt Wiesbaden).

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Oeffentliche Handelslehranstalt

der Dresdner Kaufmannschaft, Ostra-Allee 9.

Zu Ostern d. J., am 1. Mai, beginnt ein neues Schuljahr. **Höhere Handelsschule. A. Einjähriger Fachkurs** für junge Leute mit der Reife für Obersekunda höherer Schulen und junge Mädchen, die eine höhere Töchterschule mit Erfolg durchschritten haben. — Unterricht in allen Handelsfächern, sowie in den neueren Sprachen. — B. **Dreijähriger Kurs.** Die Zöglinge erlangen mit dem Reifezeugnis die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Der Unterzeichnete erteilt nähere Auskunft und nimmt Anmeldungen entgegen.

Dresden, im Februar 1916.

Hofrat Prof. Dr. Paul Rachel, Direktor.

Sanatorium Elsterberg für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige, Lungen- und Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke

Neu-Coswig i. Sa. Nur I. Kl. Heizbare Liegehallen. Glänzende Erfolge d. eig. Beh.-Methode.

Salzbrunner Kronen Quelle

Zu Hauskuren

Gicht, Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, Griess- und Stein-Beschwerden, Zucker.

Broschüren gratis.

Ueberall käuflich

Dr. Warda · Villa Emilia

Heilanstalt für Nervenkranke

Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Togal

Bei rheumatischen und Nervenschmerzen

leisten Togal-Tabletten vorzügliche Dienste. Ärztlich glänzend begutachtet. In Apotheken zu M. 1.40 u. M. 3.50. Allein. Fabrikant.: Kontor Pharmacia, München.

Alt werden und jung bleiben!

Hiermit wird die eigenartige verjüngende Wirkung des neuen Nassovia-Präparates „Aivosan" treffend bezeichnet. Auf rein wissenschaftlicher Grundlage beruhend, bewirkt es – vollkommen unschädlich – durch innere Sekretion eine erhöhte geistige und körperliche Leistung und jugendliche Frische. Ärztlich glänzend beurteilt. Preis 3 Mark.

Der Erfolg war verblüffend schreibt Generalarzt Dr. S. Drucksachen umsonst durch

Chemische Fabrik „Nassovia", Wiesbaden Z.

Technikum Hildburghausen

Höh. Maschb. und Elektrot.-Schule, Werkm.-Schule.

Staatsaufsicht. Dir. Prof. Zizmann.

Türpuffer

gegen das Zuschlagen von Zimmertüren,

tausendfach empfohlen, in 3 Größen bronziert, weiß u. vernickelt, durch C. Hülsmann, Freiburg i. B. 2.



Soeben erschienen:

Das Positive Bild

Schleussner Photohilfsbuch II. Teil

Preis M. 1.—.

Dr. C. Schleussner
Aktiengesellschaft
Frankfurt a. Main 97.

Zweigwerk für photographische Papiere
Berlin-Friedenau, Bennigsenstrasse 23/24

Königliche Technische Hochschule Danzig.

Die Einschreibungen für das Sommerhalbjahr 1916 finden in der Zeit vom 1. März bis 30. April 1916 statt. Beginn der Vorlesungen gegen den 25. April 1916. Das Programm 1914/15 gilt auch für das Sommersemester 1916. Notwendige Programmänderungen werden am Anschlagbrett der Hochschule bekannt gegeben. Der Rektor.

Ingenieur-Akademie Wismar a. d. Ostsee

f. Maschin.-, Elektr.-Ing., Bauingenieurw. u. Architekt. Spezial-Kurse für Eisenbetonbau. Schiffsmaschin.-, Automobil- u. Luftschiff-Mot.

Königreich Sachsen

TECHNIKUM MITTWEIDA

Direktor: Professor Holzt
Höheres technisches Institut f. Elektro- u. Maschinentechnik

Sonderabteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister. Elektrotechnische und Masch.-Laboratorien, Lehrfabrikwerkstätten. Älteste und besuchteste Anstalt. Programm usw. versendet gratis das Sekretariat.

Echte billige Briefmarken!

100 As., Afr., Austr Mk. 2.—
500 verschied. nur Mk. 3.—
1000 verschied. nur Mk. 11.—
2000 verschied. nur Mk. 40.—

Max Herbst, Markenhaus, Hamburg Z.

Große Illustr. Preisliste gratis u. franko.

BRIEFMARKEN
KATALOG FREI
PHILIPP KOSACK & Co.
BERLIN C. 2.

Deutsche Fachschule

Rosswein i. S. Gegr. 1894.

Eisenkonstruktion-, Bau- Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie und Praxis. Studienplan frei.

Briefmarken

Zeitung Probenummer kostenfrei
25 Kriegsmarken Mk. 3.50.
40 der Zentralmächte " 5.50.
Ankauf von Sammlungen.

M. Kurt Maier Berlin 9 W. 8. Friedrichstr. 187.

Abitur., Prim., Fähnr., Einjähr.

Dr. Schraders Mil.-Vorbild.-Anstalt

Magdeburg.

Efeu

in kunstgetto-chener Ausführung. Bezug d. Juweliere. *Mk. 19.—*

W. Preuner, Stuttgart.

Fabrik der Trauringe: „Du bist min, ich bin Din", „Mit Wylle Degn Eygen".

Mk. 38.—

SILBER-WAREN-FABRIK ARN. KÜNNE ALTENA i. W.

Bestecke, Festgaben, Silber u. versilbert. Katalog und Auswahl frei.

Manoli **m** **Die führende Zigarette**

---

vom

Isonzo

ein Brief:

Der Krieg hält mich hier auf 2000 Meter Höhe bei 18 Grad Kälte und unausgesetztem italienischen Schnellfeuer fest. Bei diesen, Körper und Nerven aufreibenden Mühsalen will ich als Kraftspender Kola-DALLMANN gebrauchen, wovon ich unterhalb meiner Feuerstellung eine leere Dose aufgefunden.

Mit treudeutschem Brudergruss

V . . . . ., Oberleutnant

Es existieren Kola-Präparate, die keine Spur Kola enthalten
Man fordere deshalb energisch Kola-DALLMANN (Dallkolat)

KOLA



DALLMANN

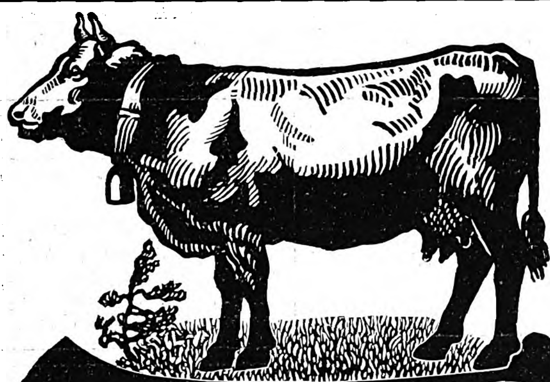
Schachtel Mark 1,— in Apotheken u. Drogenhdlg.

Dr. Hoffbauer's ges. gesch.

Yohimbin-Tabletten

Anregend! **Kräftigend!**

mit 0,006 gr. Gehalt an reinem salzsauren Yohimbin.
Literatur versendet gratis **Elefanten-Apotheke, Berlin L, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).**
Originalpackung 10 Stück M. 2,25, 25 St. 4.–, 50 St. 7.50, 100 St. 13.50, 200 St. 25.–.



Für Feinschmecker:

Lobeck's

DEUTSCHE MILCH-SCHOKOLADE

MARKE DREIRING № 283

„Favorit"

der beste und praktischste

Universaltisch

für Gesunde u. Kranke

Preis Mk. 29.–

Alleinige Fabrikanten
Vereinigte Fabriken
C. MAQUET G. m. b. H.
HEIDELBERG.
Zu haben in allen einschlägigen Geschäften

Musterlager: BERLIN, Johannisstr. 20-21

Rein

Rein's Durchschreibe-Bücher.

Eduard Rein, Chemnitz.

Rein's Farbpapier.

„Eroscin"

das neue ideale

Nerventonicum

gegen allgem. Neurasthenie, vorzeitige Schwäche.
50 Tabl. 5.– 100 T. 9.– 250 T. 15.– M.
Glänzend begutachtet und bewährt.
Dr. E. Komoll
Berlin-Halensee.

Land- und Gartensiedelungen

Herausgegeben von Willy Lange. Mit Verwertung der Erfolge des Preisausschreibens von Aug. Thyssen jr., Rüdersdorf-Berlin. Eingeleitet von Dr. H. Thiel, Wirkl. Geheimer Rat u. Ministerialdirektor im Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Berlin. Buchschmuck von Paul Engelhardt. Mit 213 in den Text gedruckten Abbildungen und 16 Seiten farbiger Tafeln. Lexikonoktav. In Rohleinen gebunden 10 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Pfaff-Nähmaschinen

Unübertroffen für Familiengebrauch, Handwerker und Fabriken.

Neueste Verbesserungen.

Unbedingte Zuverlässigkeit.

Größte Dauerhaftigkeit.



Niederlagen in allen größeren Plätzen

G. M. PFAFF, KAISERSLAUTERN

Nähmaschinen-Fabrik
Gegründet 1862

DEUTSCHLAND

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatliebe

Amtliche Zeitschrift des Bundes Deutscher Verkehrs-Vereine

Mitbegründet durch den Internationalen Hotelbesitzer-Verein e. V. in Köln, ging am 1. Januar 1916 in den Verlag von J. J. Weber in Leipzig über.

Der Bund Deutscher Verkehrs-Vereine, dessen Eigentum die Zeitschrift ist, zeichnet als Herausgeber. Die vorzüglich geleitete und vornehm ausgestattete Zeitschrift, die künftig noch einen erweiterten Inhalt aufweisen wird, indem sie die allgemeine deutsche Kulturarbeit stärker betonen und auch Beiträge wissenschaftlicher und unterhaltender Art bringen wird, erscheint im neuen Verlag aller 14 Tage Donnerstags, also jährlich 26 mal, statt bisher 16 mal. Der Bezugspreis beträgt jährlich Mk. 8.–, vierteljährlich Mk. 2.–. Preis der Einzelnummer 35 Pfg.
Die Mitglieder des Bundes Deutscher Verkehrs-Vereine erhalten die Zeitschrift für Mk. 6.– jährlich, Mk. 1.50 vierteljährlich.

Preußischer Militarismus und deutsche Kultur.

Von Professor Dr. Theodor Bitterauf, München.

Uns kann es nur recht sein, daß das Märlein vom preußischen Militarismus noch immer nicht verstummen will; können doch alle ernsthaften Erörterungen darüber für uns nur in zwiefachem Sinn ein günstiges Ergebnis haben: Wenn England in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zwölfmal so viele Kriege als der preußische Militärstaat führte, wie soll dann dieser die Bedrohung des europäischen Friedens bedeuten, die unsere Gegner in ihm sehen wollen? Aber auch als innere Angelegenheit der Nation betrachtet, lastet unsere Rüstung auf unserem Volke viel weniger schwer als die anderer Großmächte; trafen doch vor unserer letzten Wehrvorlage bei uns von den Ausgaben für die Landesverteidigung durchschnittlich nur 19,16 ℳ auf den Kopf der Bevölkerung, während die gleiche Quote für England sich auf 32,14 ℳ, für Frankreich auf 26,56 ℳ belief.

Der Historiker, der aufgefordert ist, seine Meinung über dieses Thema zu äußern, darf wohl darauf hinweisen, daß in früheren Zeiten die Lasten in Preußen drückender waren. Wenn der Vater des großen Königs sein Heer im Laufe seiner Regierung von 38000 Mann auf 83000 erhöhte, so nahm sein Staat im Jahre 1740 als Militärmacht den vierten Rang ein, unmittelbar hinter Frankreich, Rußland und Österreich, während er nach seiner Bevölkerung mit seinen $2^1/_2$ Millionen Einwohnern erst an zwölfter Stelle stand; von 7 Millionen Talern der gesamten Staatseinkünfte wurden 5 Millionen für die Wehrmacht verwendet. Am Ende der Regierung Friedrichs des Großen verzehrte die Armee, die um mehr als 100000 Mann vermehrt worden war, noch immer zwei Drittel der Staatseinnahmen. Die Anfänge zu dieser Entwicklung hatte der Große Kurfürst gelegt, rund zweihundert Jahre, nachdem in Frankreich der erste Schritt zur Einführung eines stehenden Heeres getan worden war; damit, daß ihm im Jahre 1653 von den brandenburgischen Ständen der Sexennat für seine kleine Armee bewilligt wurde, ist er der Schöpfer des brandenburgisch-preußischen Heeres geworden.

Aber der Militarismus des neunzehnten Jahrhunderts ist etwas ganz anderes als der des siebzehnten und achtzehnten, weil das Volk in Waffen nun erst bis in die tiefsten Tiefen der Nation hinabreichte. Die allgemeine Wehrpflicht, zunächst für Preußen allein, war die größte Errungenschaft der Befreiungskriege. Über der Modernisierung des Wehrgesetzes von 1814 kam es in den Anfängen Wilhelms I. zum Konflikt, der zum Eintritt Bismarcks in das Ministerium und zu der bis dahin größten Zeit in unserer Geschichte führte. Als es sich im Jahre 1913 wieder darum handelte, die Stärke der Armee in Einklang zu bringen mit der Volkszahl, war der Fortschritt unverkennbar, indem die bürgerlichen Parteien die größte Wehrvorlage, die die Welt gesehen hat, einmütig bewilligten; schon damals durften wir uns rühmen, unserer Väter nicht unwert zu sein.

Erst mit der Erweiterung der Basis des Militarismus im neunzehnten Jahrhundert ist das Band zwischen ihm und unserer Gesamtgesittung untrennbar geworden. Wohl gab es eine Zeit in unserer Geschichte, da der preußische Staat und die deutsche Kultur verschiedene Dinge waren; verschieden freilich niemals im Sinne von einander wesensfremden Gestalten, sondern als zwei Erscheinungsformen ein und derselben Sache, nämlich des deutschen Geistes, der doch nur einer sein kann. Es ist nicht so, wie man sich's früher vorstellte, als ob die preußischen Fürsten seit Generationen zielbewußt die Geschicke der ganzen Nation nach ihrem Plane geformt hätten; aber die Hohenzollern sind für uns auch kein fremdes Geschlecht, wie etwa die Mongolenherrschaft in Rußland; sie fügen sich alle ein in den Rahmen der ganzen Entwicklung. Es ist, daß ich so sage, eine prästabilierte Harmonie, die uns schon seit Jahrhunderten verbindet.

In die Erscheinung trat diese Verbindung zum erstenmal in der Königin Luise; die hehre Frau, die Napoleon als Amazone im Feldlager verunglimpfte, galt den Deutschen der Befreiungskriege als ihr Schutzengel. Unlösbar für immer wurde die Verschmelzung erst durch die Vermählung des ganz im Preußentume verankerten Königs Wilhelm I. mit der Prinzessin Auguste, die sich selbst als die Tochter Weimars bezeichnete. Auch Kaiser Friedrich wurzelt bei all seinem Liberalismus in dem preußischen Heimatboden. Unser jetziger Kaiser hat sich fünfundzwanzig Jahre lang als ein Schirmherr deutscher Kultur erwiesen; der Krieg zeigt aber dem Auslande, daß er in den neudeutschen Verhältnissen den preußischen Militarismus nicht verlernt hat.

Diese geschlossene Einheit zwischen Staat und Kultur war aber im siebzehnten Jahrhundert schon deshalb undenkbar, weil unter den Nachwirkungen der religiösen Kämpfe unsere Gesamtgesittung der einheitlichen Züge noch entbehrte. Wenn W. H. Riehl einmal sagt, die Bayern seien direkt vom siebzehnten Jahrhundert ins neunzehnte hinübergegangen, ohne etwas vom achtzehnten bemerkt zu haben, so liegt darin doch das Eingeständnis, daß die geistige Führung im Jahrhundert Friedrichs des Großen in wesentlichen Teilen dem protestantischen Norden zugefallen war. Während der Große Kurfürst seine Künstler aus dem ihm glaubensverwandten Holland bezog, neigte der katholische Süden in künstlerischer Beziehung unter dem Einfluß der Gegenreformation ganz zu Italien. In der Berliner Architektur des achtzehnten Jahrhunderts begegnet uns die Nachahmung derselben fremden Vorbilder wie anderwärts auf deutschem Boden; aber sie verdankt dem ungleich größeren Maß der geleisteten geistigen Arbeit, der inneren Bewältigung fremder Einflüsse eine viel stärkere Eigenart als die an sich gewiß höher stehenden Schöpfungen des Barock und Rokoko im Süden, die ebensogut auf fremdem Boden erwachsen sein könnten. Parallel der politischen Entwicklung sind noch in der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts die direkten Einwirkungen der Schule von Fontainebleau in München viel reiner zutage getreten als in Berlin, wo sie durch das niederländische Prisma gebrochen sind. Vollends ein Meister wie Menzel, der seine Laufbahn als Illustrator der Werke Friedrichs des Großen begann, ist nur auf dem Boden des preußischen Militarismus denkbar. Er legt uns mit Bedauern die Frage nahe, was wohl aus der deutschen Kunst geworden wäre, wenn sie unbeirrt durch fremde Einflüsse ihre eigenen Wege hätte gehen können.

Die Brücke zur deutschen Kultur hat der preußische Staat aber doch schon im siebzehnten Jahrhundert geschlagen. Im Feldlager, in seinem Hauptquartier Wiborg, hat der Schöpfer des preußischen Militarismus durch ein Edikt im Jahre 1659 den Grund gelegt zur Berliner Bibliothek, die heute die größte in Deutschland ist, die sich durch ihre liberale Bücherversendung jetzt als ein Nutrimentum spiritus weit über Preußens Grenzen hinaus erweist. Die Beziehungen des größten deutschen Gelehrten der Zeit, Leibniz, zum Berliner Hofe vermittelte die Kurfürstin Sophie Charlotte, und aus seinem Plane zur Gründung einer deutschen Akademie ist die Berliner Akademie der Wissenschaften hervorgegangen, die von Anfang an auf einer breiteren Grundlage ruhte als die Schwesteranstalten in Paris und London. Auch für die nächsttüchtigen Männer im Reiche der Wissenschaft, Pufendorf, Thomasius, Christian Wolff, fand der Staat Beschäftigung. Die Universität Halle, gegründet 1694, stellt nach Paulsen durch die glückliche Vereinigung von Lehre und Forschung die erste moderne Hochschule dar; die Flucht Gottscheds vor den preußischen Werbern nach Leipzig leitete allerdings noch einmal einen Umschwung zugunsten der sächsischen Universität ein. Jedermann kennt aus Goethes Munde die Bereicherung, die die deutsche Literatur durch die Taten des Siebenjährigen Krieges erfuhr.

Im neuen Jahrhundert ist aus dem Entschluß Friedrich Wilhelms III., durch geistige Kräfte zu ersetzen, was der Staat an physischen verloren hatte, die Berliner Universität hervorgegangen, die unter den deutschen Schwestern bis heute die erste Stelle behauptet. Freilich die französische Uniformierung liegt deutschem Wesen so ferne, daß das preußische Kultusministerium selbst in neuester Zeit mit dem Ausbau der Akademie in Münster und der Neugründung der Frankfurter Universität den Weg der Dezentralisation mit Erfolg beschreiten konnte; auch unterschied sich die Berliner Anstalt von Anfang an von der reicher ausgestatteten napoleonischen Staatsuniversität mit ihrem Gewissenszwang durch die freieste Entfaltung geistiger Kräfte. Darum konnten an ihr Preußentum und nationale Gesinnung, Militarismus und Kultur, Verstandesmäßigkeit und moralische Bildung sich in ähnlicher Weise durchdringen wie bei der gleichzeitigen Organisation des Militärbildungswesens. — Scharnhorsts Grundsätze über die Bildung von Offizieren im allgemeinen und ihre höhere Ausbildung im besonderen haben heute



Oberst Prinz Oskar von Preußen, der an der Ostfront durch Granatsplitter am Kopf und an einem Unterschenkel leicht verwundet worden ist. Im Felde nach dem Leben gezeichnet von Kurd Albrecht.

Prinz Oskar von Preußen wurde bei Kriegsausbruch zum Oberstleutnant befördert und übernahm das Kommando des Grenadier-Regiments König Wilhelm I. Nr. 7. Vor kurzem zum Obersten ernannt, hatte er zuletzt die Führung einer Brigade.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Waldunterstand in den Vogesen. Nach einer Skizze für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem zur Westfront zugelassenen Kriegsmaler Paul Hey.

noch Geltung im Bereich der ganzen deutschen Armee; durch sie ist der Militarismus erst eine Wissenschaft, ein Spiegel der Kultur geworden. Gelänge es unseren Feinden wirklich, die deutsche Kultur zu vernichten, so daß in zwei Jahrtausenden nur spärliche Überreste von ihr der Nachwelt bekannt wären, wie wir sie etwa heute von Ägypten besitzen, so würde die Geschichte der preußischen Kriegsakademie, ein vor wenigen Jahren erschienener Band von mäßigem Umfange, wenn er zufällig erhalten bliebe, auch in fernen Zeiten den Forscher in den Stand setzen, sich aus ihm ein vollständiges und zutreffendes Bild der geistigen und sozialen Hauptströmungen des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland zu rekonstruieren. Denn die Führer unserer Soldaten sind auch geistige Führer unseres Volkes, die auf den verschiedensten Gebieten der Kultur zu dienen vermögen. Der Maler v. Uhde, der Philosoph v. Hartmann, der Ethiker v. Egidy, der Historiker Yorck v. Wartenburg, der Dichter Liliencron, die Techniker v. Parseval und Graf Zeppelin: sie alle sind früher Offiziere gewesen; der alte Feldmarschall v. Häseler fand den rettenden Gedanken für den Ausbau unseres Fortbildungsschulwesens.

Schon im Jahre 1835 prägte Viktor Cousin für den Hohenzollernstaat das Wort vom klassischen Land der Schulen und Kasernen und bezeichnete damit, ohne es zu wollen, einen der ersten Ruhmestitel der preußischen Monarchie. In England kam bis 1832 kein Staatsmann auf den Gedanken, den Volksschulunterricht als eine öffentliche Einrichtung zu organisieren; die obligatorische Schulpflicht besteht dort erst seit 1870. Reichlich zehn Jahre später sind durch Jules Ferry die entsprechenden Gesetze in Frankreich unter Dach und Fach gebracht worden. Wiewohl dort schon der Nationalkonvent im Jahre 1793 den Schulzwang und die Unentgeltlichkeit des Unterrichts beschlossen hatte, ist bis zur dritten Republik keine der verschiedenen französischen Regierungen in der Lage gewesen, diese Gesetze zu verwirklichen. In Preußen dagegen hat schon Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1716 die allgemeine Schulpflicht verkündet, die von Friedrich dem Großen im Jahre 1763 noch näher umschrieben wurde. Die Zahl der Analphabeten in unserer Armee und in den Heeren der Gegner zeigt deutlicher als alles andere, daß wir den Vorsprung im Volksschulwesen bis heute behauptet haben. Für Frauenbildung hat kein Staat größere Aufwendungen gemacht als Preußen. Die Arbeit, die über den Elementarunterricht hinaus für das ganze Bildungswesen von der Differenzierung der Bildungswege in den Mittelschulen bis zu den Technischen Hochschulen und den höchsten Organisationen der Wissenschaft, den Forschungsinstituten, geleistet wurde, macht sich jetzt bezahlt; denn sie verbürgt uns den Sieg.

So trug schon die alte Monarchie in Preußen zunächst für die Belehrung der Untertanen über ihre Pflichten Sorge, während man in England und Frankreich mit den Rechten der Bürger begann, ohne ernstlich an ihre Aufklärung zu denken. Und doch haben diese preußischen Herrscher in ihren Staaten eine der wesentlichen Grundlagen unserer Kultur, die Gewissensfreiheit, in einem Umfang sichergestellt, wie sie auch von den vielgerühmten Menschenrechten nicht besser formuliert werden konnte. Diese Denkfreiheit ist kein Erzeugnis der Reformation; auch der Augsburger Religionsfriede hat sie nicht den einzelnen Bürgern, sondern nur den lutherischen und katholischen Reichsständen gewährt. Ebendarum war es ein unerhörter Vorgang, wenn schon der Großvater des Großen Kurfürsten, Johann Sigismund, bei seinem Übertritt zum Kalvinismus (1613) gegenüber seinen lutherischen Untertanen in Brandenburg von dem ihm reichsrechtlich zustehenden Ius reformandi keinen Gebrauch machte, in Ostpreußen aber und in den Ländern der jülich-klevischen Erbfolge den katholischen Untertanen völlig gleiche Rechte mit den evangelischen verlieh. Die Gleichstellung der Reformierten mit Lutheranern und Katholiken im Reich setzte erst der Große Kurfürst im Westfälischen Frieden durch; er übte vorbildliche Toleranz gegen die französischen Glaubensbrüder nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, wie Friedrich I. gegen die aus Sachsen vertriebenen Pietisten, Friedrich Wilhelm I. gegen die Salzburger Lutheraner.

Friedrich der Große verkündete Religionsfreiheit ganz im heutigen Sinne schon im ersten Jahre seiner Regierung, und er übte sie während seines ganzen Lebens praktisch; wenn seine Soldaten auf den schlesischen Schlachtfeldern das Trutzlied der Reformation anstimmten, so lag darin die Erkenntnis, daß seine Siege die protestantische Gewissensfreiheit für Norddeutschland erst endgültig sichergestellt hatten. Diese Grundsätze sind dann nach einem kurzen Rückfall Friedrich Wilhelms II. ins Muckertum für das neunzehnte Jahrhundert maßgebend geblieben; auch die Kulturkampfgesetzgebung enthielt keine Bedrohung für die Selbständigkeit der katholischen Kirche. Auf diesem Gebiete ist Preußens Stellungnahme vorbildlich, nicht nur gegenüber anderen deutschen Ländern, wie Österreich und Bayern, sondern auch nach dem Maßstabe der allgemeinen europäischen Verhältnisse. In Frankreich wurde das Edikt von Nantes, das sich inhaltlich mit der Staatspraxis Johann Sigismunds im ganzen deckte, durch Ludwig XIV. wieder aufgehoben, und es hat in der Revolution Ströme von Blut gekostet, bis der frühere Zustand wieder erreicht war. England vollends ist ein einseitiger Konfessionsstaat geblieben bis in das erste Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, und die Beseitigung der Rechtlosigkeit der Katholiken im bürgerlichen und politischen Leben ist nur der Opposition der Iren zu danken.



Leutnant zur See Hans Berg,

im bürgerlichen Leben Kapitän eines 4000-t-Handelsdampfers in Apenrade, der vielgenannte Führer des von einem deutschen Kriegsschiff im Atlantischen Ozean gekaperten und von ihm nach Nordamerika gebrachten englischen Passagierdampfers „Appam".

Damit wurde bereits eine Seite des preußischen Staates berührt, die gewiß ebenso wichtig ist wie seine militärische Unüberwindlichkeit: seine geistige Struktur, seine Elastizität, seine kulturelle Anpassungs- und Aufnahmefähigkeit. Sie ist der Grund, warum weder die Französische Revolution noch das Napoleonische Kaiserreich, weder die Revolution von 1848 noch spätere Ereignisse ihn je haben vernichten können. Bei Jena wurde doch nur die alte Form zertrümmert. Schon nach der Schlacht bei Leipzig stand, wie Gneisenau triumphierte, der alte Staat wieder aufrecht, und Friedrich Wilhelm III. konnte die Führung in den Befreiungskriegen behaupten. Die Souveränitätsrechte der preußischen Krone sind aber auch in der Revolution von 1848/49 ebenso entschieden gewahrt worden wie in den Jahren des Konfliktes unter Wilhelm I. Von einem vollständigen Sieg der liberalen Idee konnte in Berlin auch während des „tollen" Jahres gar keine Rede sein. Es wurde nur ein Kompromiß geschlossen, daß sich aber, was immer man an ihm aussetzen mag, später als ausreichend erwies, so daß Preußen, als es an die Spitze des geeinigten Deutschlands trat, sich von seiten der übrigen deutschen Staaten mit einem Minimum von Konzessionen begnügen konnte. Auch hat Bismarck die militärische Einigung von 1866 zeitlebens für wichtiger betrachtet als die Verträge von Versailles.

Dagegen wollen Ausländer, wie noch kurz vor Kriegsausbruch der Franzose Legendre, in dem heutigen Preußen nur eine perverse Karikatur englischer und französischer Vorbilder erkennen, weil sie für Staatsindividualitäten keinen Sinn haben. Auch intra muros haben namentlich die Kreise, die in den englischen und französischen Verfassungseinrichtungen das Heil erblicken, die Frage der deutschen Zukunft dahin gestellt, welches von den beiden Elementen den Sieg erringen wird, der preußische Militär- und Beamtenstaat oder die Nachbildungen westeuropäischer Verhältnisse; aber der geschichtliche Verlauf der Ereignisse vollzieht sich nirgends so einfach, wie der konstruierende Verstand des Menschen die Dinge scheidet. Zweimal, im Schmalkaldischen und im Dreißigjährigen Kriege, sind die Heere des katholischen Kaisers ausgezogen, die letzten Burgen der Protestanten im Norden zu brechen. Der Sieg Gustav Adolfs bei Breitenfeld hat ihnen für immer den Weg verlegt; aber wenn schon nach Jahresfrist der Glaubensheld bei Lützen tausend unerfüllte Hoffnungen der Evangelischen in sein frühes Grab nahm, so haben seither die Konfessionen gelernt, sich zu vertragen, und heute lautet die Losung nicht mehr: „Hie katholisch, hie protestantisch!", sondern der Gegensatz betrifft die Orthodoxie beider Lager und die freier Denkenden. Eine ähnliche Lösung ist vielleicht einmal dem politischen Gegensatz beschieden, der doch nur ein solcher der Form ist. Nun lehrt aber alle Geschichte, auch die große Zeit, in der wir leben, daß es nicht sowohl auf die Form ankommt als auf den Geist, der sie belebt. Heute zum erstenmal in ihrer Geschichte ist die ganze Nation wirklich einig, der Norden und der Süden, die Fürsten und die Völker, die Regierungen und die Parlamente, die Presse und die Parteien, einig gerade darin, daß der preußische Militarismus allein uns die Mittel gibt, wollen wir wirklich im Leben wie im Liede Deutschland über alles in der Welt stellen. Auch Bayern gehört heute zum preußischen Militarismus; als bayrischer Staatsangehöriger hat es der Verfasser mit Genugtuung empfunden, wie das bayrische Volk zum erstenmal im Laufe seiner neueren Geschichte sofort bei Kriegsausbruch den richtigen Anschluß als etwas durchaus Selbstverständliches hingenommen hat, während noch im Jahre 1870 ohne die patriotische Haltung Ludwigs II. über unsere Stellungnahme Zweifel hätten entstehen können.

Die preußische Verwaltungsorganisation enthält auch zu viel des Wertvollen, als daß wir ihrer entraten könnten. Auf allen Gebieten unseres wirtschaftlichen, sozialen, finanziellen Lebens gehen die großen Linien vom Reiche über die Etappen des neunzehnten Jahrhunderts, 1808, 1818, 1834, 1866, 1870, zurück auf den großen König und seinen Vater, den größten Organisator unter den preußischen Herrschern. Wir brauchen heute noch ein starkes Königtum, das über den Klassen steht und von keinem Adel des Geldes oder der Geburt abhängig ist. Wir brauchen die ausgleichende soziale Gerechtigkeit, die schon in der alten Monarchie gleich fern von der Utopie des höchsten Glückes des einzelnen wie von der Doktrin des größtmöglichen Wohlbefindens der größtmöglichen Massen die Rechte der Individuen aus den Pflichten aller ableitete. Wir sehen noch heute mit dem großen Könige die vornehmste Aufgabe des Erziehers darin, Staatsbürger, nicht Weltbürger zu erziehen!

Wo es auch immer zu organisieren gilt, nie wird man sich vergeblich an den preußischen Staat wenden. Das hat die ganze Welt faktisch anerkannt, indem sie bei der Organisation des Weltpostvereins sich aufs engste an die Vorschläge des preußischen Generalpostmeisters v. Stephan anschloß. Militarismus bedeutet im Grunde gar nichts anderes als Organisation. Und darum steht er auch in keinem Widerspruch mit unserer Kultur, die eines Regulators bedarf. Wir wollen, anders als die Generation eines Friedrich Schiller, den Staat nicht mehr entbehren; wir wollen ihn nicht hinter den anderen Seiten unserer Kultur, als da sind Wirtschaft, Recht, Religion, Kunst, Wissenschaft, einherhinken oder bloß als ein notwendiges Übel gelten lassen; wir geben uns auch nicht zufrieden, wenn er als gleichwertiger Faktor neben den anderen anerkannt wird. Denn wir wissen, unser Kulturstaat, der, solange die Menschen Menschen sind, auch Militärstaat sein muß, ist der Stamm des mächtigen Baumes, dessen Schäden alle Zweige und Blüten verdorren ließen.



Kaisers-Geburtstagsfeier in Brüssel am 27. Januar: Generalgouverneur Freiherr v. Bissing im Gespräch mit deutschen Veteranen von 1870/71.

(Phot. Samson, Brüssel.)

Ein vielumkämpfter Strom. / Von Georg von der Gabelentz.

Mit 7 Abbildungen nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Willy Specht.

Die Nacht, die sonst mit ihren Schleiern den Schlaf der Erde deckt und mit ihrer Stille die Träume der Menschheit schirmt, ist heute mit dumpfem Brausen erfüllt. Man könnte glauben, irgendwo brande in der Ferne ein Meer, und der Sturm greife seine Akkorde auf einer Riesenharfe. Zuweilen schlägt schärferer Donner durch das nächtliche Lärmen, wie Paukendröhnen, und irgendwo huscht der Blitzschein eines gelbweißen Lichtes über den Horizont.

Auf den Straßen, den Wegen, querfeldein über Felder und Wiesen, selbst durch das Gewirr des Waldes schiebt und wälzt sich unaufhaltsam das deutsche Heer nach Westen zu, gegen den Erbfeind, gegen Frankreich.

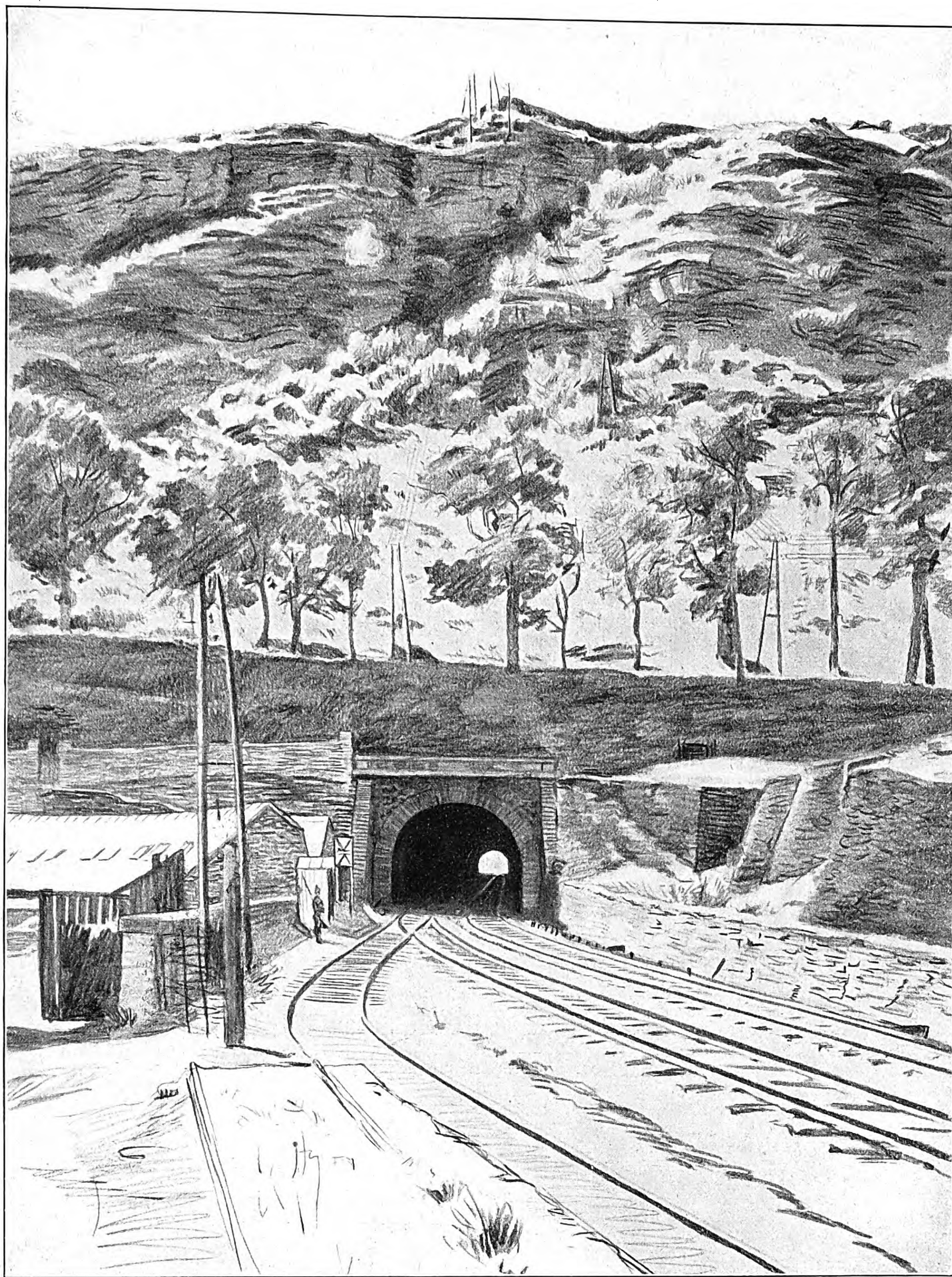
Die Mosel mit ihren Rebengärten liegt dahinten, nun gilt es, das Tal der Maas zu gewinnen, zu überschreiten. Und im Dunkel der Nacht, im Grauen aufdämmernden Morgens, im heißen Sonnenschein des Mittags wird an den Ufern des Flusses gerungen. Von den erbitterten Kämpfen röten sich die graugrünen Wellen und hasten gen Norden, als wollten sie dem grausamen Schauspiel entfliehen.

Die Maas wurde fast überall, wo unsere Truppen an ihre Ufer stießen, hartnäckig verteidigt. Ihre Hänge und Städte bildeten ja den ersten großen Absperrungsdamm gegen das Schreckgespenst der Franzosen, die deutsche Invasion. Wie haben die Herren drüben unser Einbrechen gefürchtet, in Zeitungen und Schriften wurde es angekündigt, besprochen, beschrieben, und doch haben sie den einzig vernünftigen Weg, uns in Ruhe zu lassen, nicht beschritten, sondern den Waffengang gewagt. Man hielt in Paris die Maaslinie für ganz unüberwindlich, das französische Heer für unbesieglich. Eitelkeit und Einbildung haben unsere Nachbarn arg verblendet.

Auf französischem Gebiet war der Fluß längst durch den Ausbau von Toul und Verdun mit der verbindenden Stein- und Eisenkette zahlreicher moderner Forts zu einem schweren Hindernis geschaffen worden, an der belgischen Grenze drohte das Sperrfort Givet, und in Belgien selbst hatten französische Generale die Anlage neuzeitlicher Werke bei Namur und Lüttich überwacht. Der Ausbau der Maaslinie hat den Franzosen Milliarden von Franks gekostet, ihre Verteidigung von ihnen Ströme von Blut gefordert. Wo unsere und die österreichischen schweren Mörser und Haubitzen ihr Wort mitsprechen konnten, wurden die stärksten Betoneindeckungen, Steinmauern oder Panzer zu Trümmern geschossen.

Begleiten wir die Kolonnen, die in jenen Septembertagen dem Flusse zuströmen. Fruchtbare Wiesen säumen meist das Wasser ein, und wo der Krieg noch nicht seine Greuel und Schrecken entfesselte, weiden an den Ufern die gefleckten Rinder der französischen Bauern, und wird ab und zu noch ein Erntewagen mit Eile heimgebracht. Aber die Leute sehen alle erschrocken, finster, verängstigt aus, keiner ist sicher, daß er sein Getreide dreschen wird, daß er noch einmal den Pflug durchs Feld führen kann, daß er sein Vieh im Stall, das Dach auf dem Hause behalten wird. Denn der Wind trägt bald von hier, bald von da Kampfgetöse und Geschützdonner mit sich.

Welch großer Umgestalter einer Gegend ist doch der Krieg! Und welch ein eindrucksvoller Maler! Die Flußläufe der Maas und der Aisne können manch trauriges Lied davon singen.



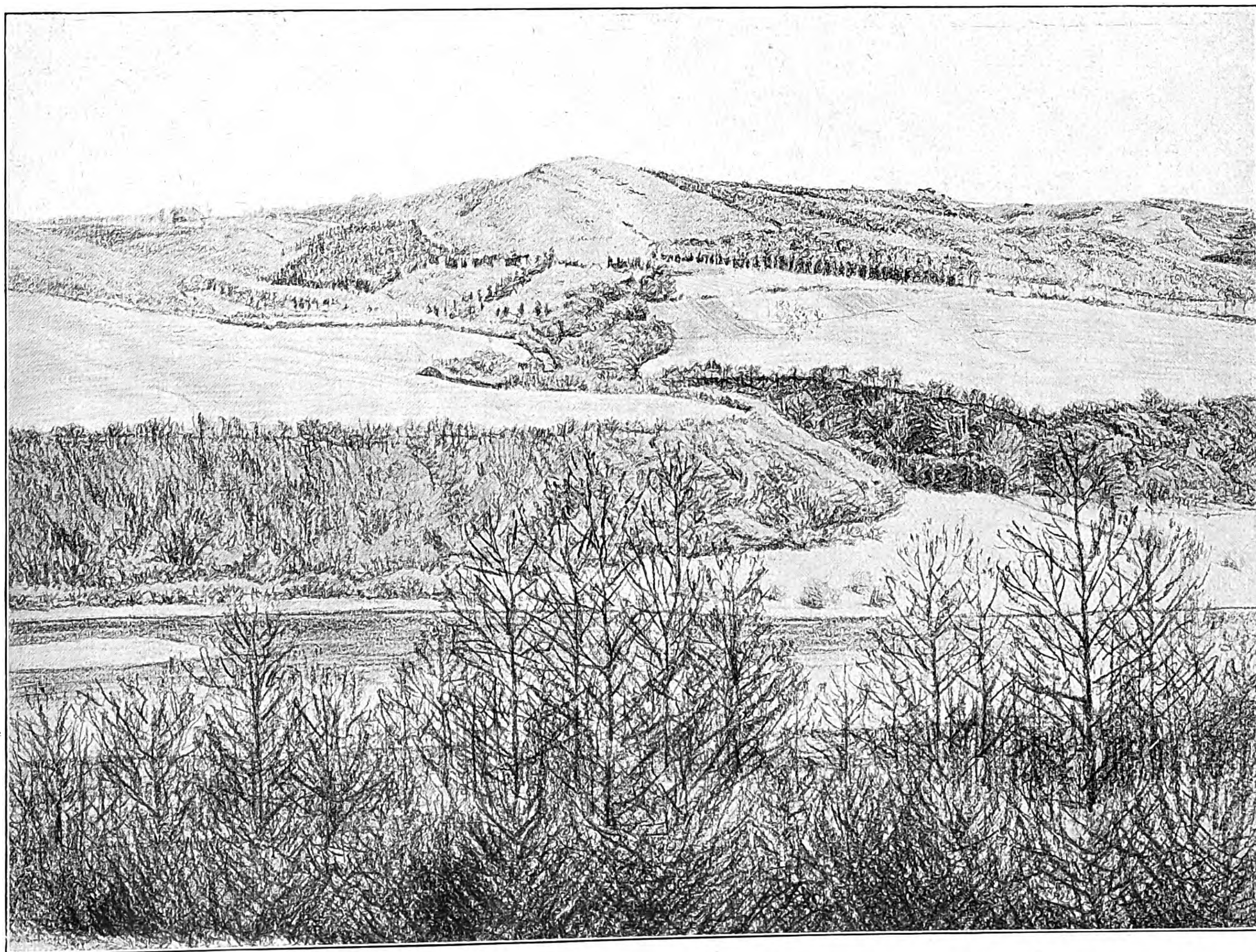
Blick auf den Tunnel von Fumay. Auf der Höhe über dem Tunnel Aufstellungspunkt der französischen Maschinengewehre und Feldartillerie während des Gefechts.

Eine Gegend, die vielfach an die Saalelandschaften unseres lieblichen Thüringen erinnert, hat nun unter den stampfenden Tritten von Dämonen zu leiden. An den Ufern stauen sich die deutschen Heersäulen. Kaum eine Brücke ist von den Franzosen benutzbar gelassen worden. Da ragen Pfeiler, und an ihnen hängen die eisernen Gerüste der Fahrbahn ins Wasser herab, andere Pfeiler sind in sich zusammengestürzt, und die Flut umspült und umrauscht sie wie kleine Felseninseln. Da gibt es heiße Arbeit. Die Pioniere müssen heran, schwere graue Wagen mit allerlei Gerät, Pontons rasseln herbei, und während die Geschütze mit dem heißen Zorn ihrer Granaten den Feind von den Ufern drüben zurückzuscheuchen suchen, geht drunten auf den Wiesen oder auch an schmalem Steilhang ein emsiges Sägen, Hämmern, Bauen los. Holz liefern die Wälder in Menge, aber auch mancher schöne Alleebaum fällt den Eisenzähnen der Säge zum Opfer und muß es sich gefallen lassen, daß deutsche Fäuste ihn als Stützpfeiler in den Grund der Maas rammen.

Während aber an einer Stelle eine Holzbrücke Meter für Meter sich gegen das feindliche Ufer vorschiebt oder Kähne, Flöße, Pontons das Wasser durchfurchen, bricht an einer andern die einstige Steinbrücke aus friedlichen Zeiten unter Staub- und Dampfwolken in sich zusammen, denn die Franzosen zerstören, was sie in der Eile zerstören können. Und doch vermag nichts unsere tapferen Truppen dauernd aufzuhalten.

Unsere Gegner suchten das Zerstörungswerk auch fortzusetzen, nachdem wir das Land besetzt hatten. Sie ließen nämlich Offiziere und Mannschaften durch Flugzeuge hinter unsere Front führen und von ihnen Anschläge gegen Brücken und Kunstbauten ausführen oder Spionage treiben. An bestimmten, vorher verabredeten Stellen, meist einsamen Waldlichtungen, landete der Flieger, setzte seinen mit Sprengmitteln versehenen Fahrgast ab und flog dann eilig wieder davon, um nach einigen Tagen den Spießgesellen von neuem aufzunehmen und in Sicherheit zu bringen. Die Wachsamkeit unserer Leute verhinderte freilich in fast allen Fällen die Tätigkeit der Spione, viele wurden gefangen, und die Leute, die ihnen Unterschlupf gewährt oder Vorschub geleistet hatten, wurden nach den Kriegsgesetzen mit dem Tode bestraft. Unsere braven Landstürmer, denen die Bewachung der Brücken und Tunnels anvertraut war, hatten keinen leichten Dienst, und das Vaterland kann ihnen für ihr pflichttreues Durchhalten nicht dankbar genug sein.

Die Wellen des Flusses könnten viel erzählen. Bald eilen sie an reichen Dörfern, fruchtbaren Wiesengründen und jenen fast undurchdringlichen Laubwäldern vorüber, die den Franktireurs so sicheren Unterschlupf boten, bald aber wandern sie auch unter Stätten der Verwüstung hin. Rauchgeschwärzte Mauern starren ins Wasser, wo sich einst Landhäuser in Fluten spiegelten, Spaziergänger der schönen Gegend erfreuten, Angler ihren Sport trieben. Jetzt sind die Ufer durchfurcht von den schweren



Landschaft an der Maas.

Wunden, die ihnen die Granaten schlugen, und oft geht herüber und hinüber vom rechten zum linken Ufer das Singen der Geschosse wie eine höllische Symphonie, und die blitzenden Sterne der krepierenden Granaten und Schrapnells blinken aus den nächtlichen Fluten zurück, in denen sonst die friedlichen Himmelssterne sich badeten.

Mit ehrfürchtigem Schauer folgt der Mensch den Spuren, auf denen Dämon Krieg über jenes Flußtal dahintobte. Es will zuweilen scheinen, als habe er sich gerade die lieblichsten und reichsten Gegenden ausgesucht, um ihnen die Spuren seiner Tatzen einzugraben. Oder sind sie nur hier am deutlichsten zu sehen und am schwersten zu heilen?

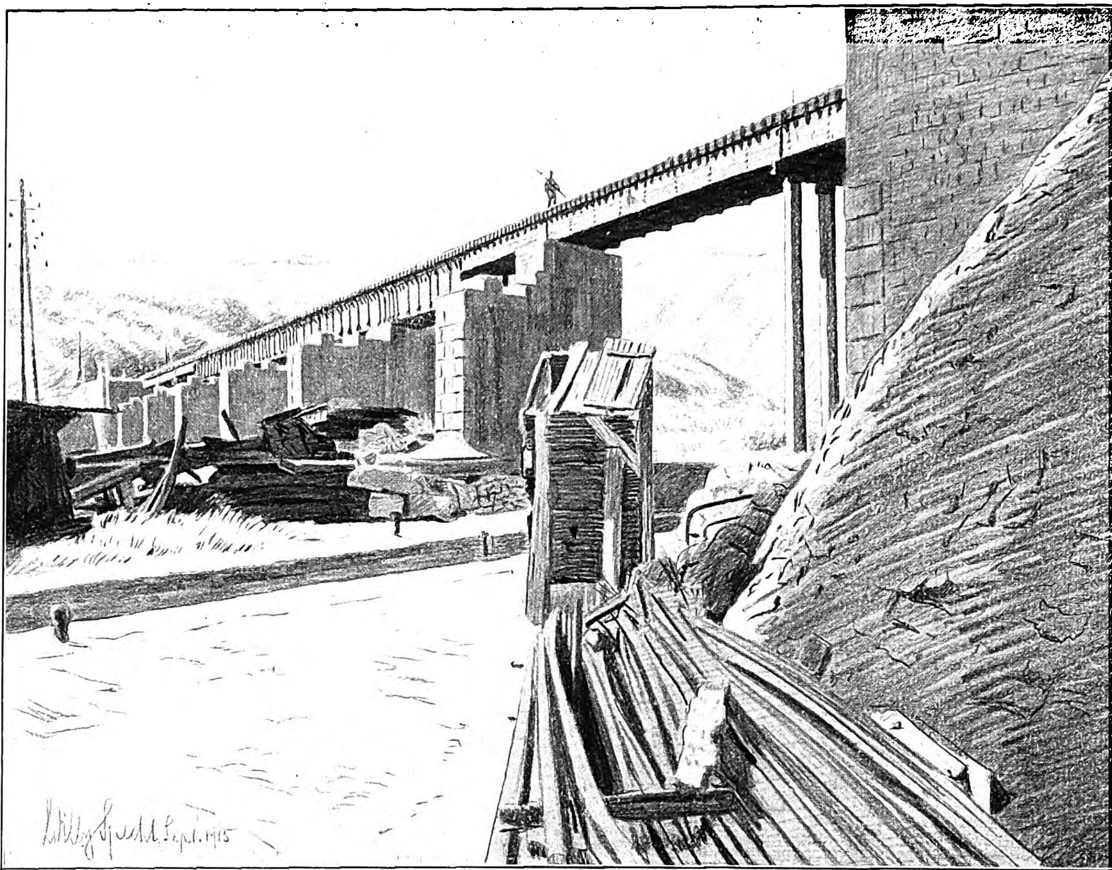
Hügel, auf denen der Wind durch die Kronen hundertjähriger Buchen und Eichen geht, fallen mit Steilhängen und Felstreppen zum Flußtal ab, Wiesengründe säumen die Ufer und schmiegen sich zwischen Bergkuppen ein, und die Dächer und Türme von Städten und Dörfern besehen sich im rauschenden Wasser. Und wie oft ist auf diesem uralten Kampfgebiet zwischen Deutschtum und Welschtum bebauter Acker wieder verwüstet, reifende Saat niedergetreten, wie oft sind blühende Höfe verbrannt worden! Hundertmal haben hier die Kirchenglocken, statt zu Gebet und Messe zu rufen, vor Tod und Verwüstung gewarnt. Noch jetzt vor wenigen Monden.

Dinant, wo die sächsische Armee den Fluß überschritt, kann von solchen erbitterten Kämpfen berichten. Augenzeugen schildern den Übergang über die Maas durch die tapferen deutschen Truppen als einen der bösesten Tage des Feldzuges.

Der Fluß strömt hier zwischen steilen Ufern in ziemlich engem Tal. Bis in die Nacht hatte der Kampf getobt. Dann waren die Belgier und Franzosen auf das linke Ufer zurückgegangen. Es galt, ihnen auf den Fersen zu bleiben.

Steil fallen die felsigen Ufer zum Fluß ab, und sie lagen obendrein im Bereich der feindlichen Geschütze und Gewehre. Ein Hagel von Geschossen prasselte und pfiff herüber. Die Ufer standen im grellen Schein der Flammen, die aus Dinant emporsprühten und einen Funkenregen über die Gegend warfen. Dazu war das ganze Tal erfüllt mit Rauchschwaden krepierender Granaten, dem Qualm und Funkenregen brennender Häuser, dem betäubenden Lärm des Kampfes. Man sei in das einst so liebliche und stille Maastal hinabgestiegen wie in einen von Dante beschriebenen Höllenkreis, so schildert ein Teilnehmer die Stimmung jenes nächtlichen Übergangs.

Wenn auch nicht ganz so schlimm wie in Dinant, so ging es doch auch an andern Stellen des Maastals bös genug zu, wenn es das feindliche Gestade zu erzwingen galt, und die Franzosen und Belgier stützten ihre Verteidigung nicht nur auf den Fluß selbst, vor allem die ihn beherrschenden Hügel, Engpässe und Bahnabschnitte waren beliebte Stellen, an denen der Widerstand besondere Stütze fand. So hatten sie z. B. bei dem Städtchen Fumay, das auf drei Seiten im Bogen von der Maas umströmt wird, über steil abstürzenden Felshängen Feldgeschütze und Maschinengewehre aufgestellt, die das enge Tal und die dort in einen Tunnel mündende Bahn von Charleville nach Namur beherrschten.



Brücke St. Joseph bei Fumay.



Durch feindliches Flugzeug abgesetzter französischer Pionier, der beauftragt war, eine in der Nähe befindliche Eisenbahnbrücke zu sprengen, und der vom deutschen Landsturm gefangengenommen wurde.

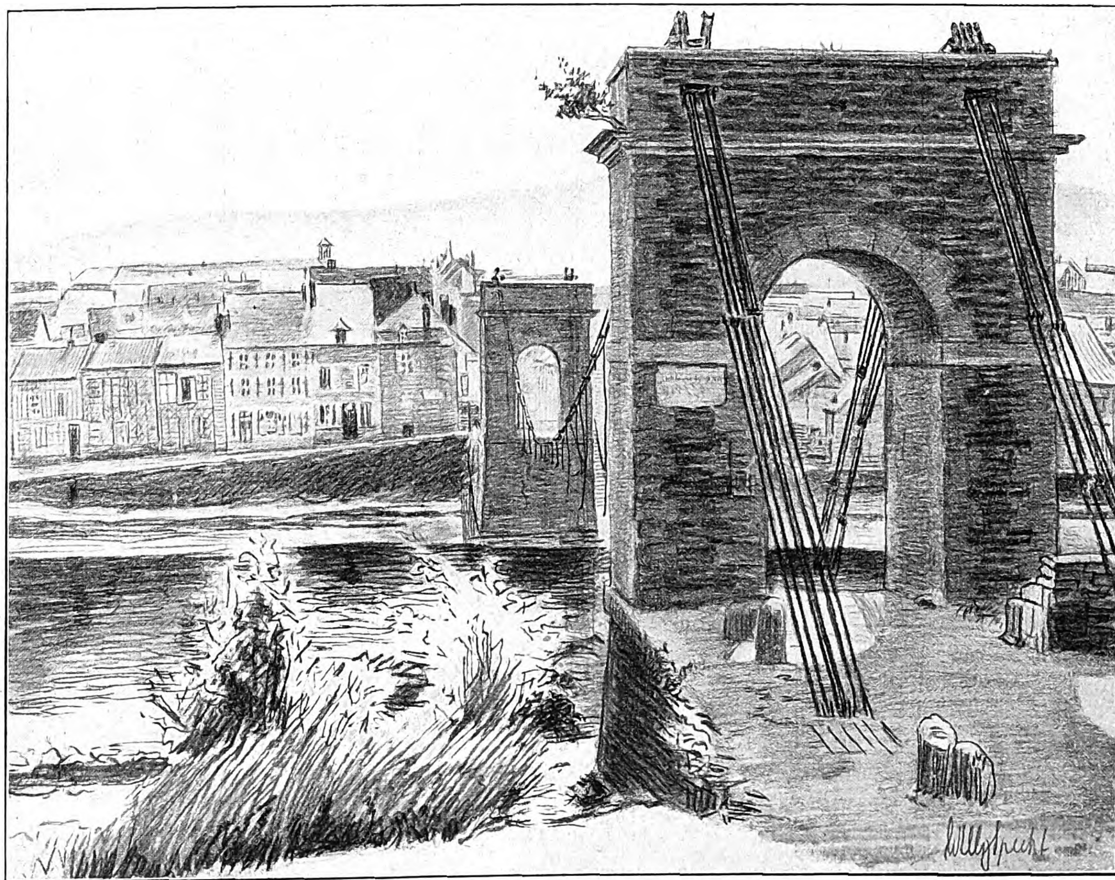
Zur Zeit ist die ganze Maas, von Verdun abwärts bis zur holländischen Grenze, in deutschen Händen, und von den am Flusse liegenden Festungen trotzt allein noch Verdun. Aber auch diese Stadt wird fallen, wenn man sie zu erobern für notwendig hält. Schon liegen unsere Truppen in weitem Halbkreis dicht vor der Kette der französischen Forts.

Ist die Natur nicht von schier unerschöpflicher Kraft, wenn es gilt, Zerstörtes wieder aufzubauen, Wunden zu heilen, neues Leben über dem vernichteten zu schaffen? Und wo sie nicht genügt, da hilft Menschenhand. Fährt man heute die Maas entlang, steigt man an ihren Ufern hinauf, so stößt man an allen Ecken und Enden auf frisch pulsierendes Leben. Wohl gemahnen die Ruinen verbrannter Häuser an die Herrschaft des Schlachtengottes, wohl erinnern die kleinen Hügel der Soldatengräber und ihre Kreuze an Helden, die dort für das Vaterland den Tod fanden, aber schon werden sie allmählich ihrer trostlosen Stimmung entkleidet.

Tausend geschäftige Hände der Deutschen und Einheimischen sind dabei, in den Ortschaften planmäßig den Schutt der Zerstörung zu beseitigen. Mauern, die den Einsturz drohten, wurden vollends niedergelegt, ihre Steine mußten wo anders Löcher von Granaten ausstopfen, Dächer wurden hier abgetragen und ihre Ziegel an andrer Stelle benutzt, um unseren Leuten den Regen von ihren Quartieren abzuhalten. Neue blanke Fensterscheiben ersetzen in den als Unterkunft benutzten Häusern die zersprungenen, in den Gärten bauen unsere Leute friedlich mit Franzosen und Belgiern Früchte und Gemüse. Die Straßen und Eisenbahnen sind fahrbar gemacht, die Granatlöcher, die den Verkehr behinderten, ausgefüllt. Über den Gräbern selbst wachsen Blumen und gaukeln Schmetterlinge, wie über den Beeten friedlicher Gärtchen.

Auch die französische und belgische Bevölkerung des Maastales genießt den Frieden, den ihr unsere vorwärts drängenden Heere geschaffen haben. Sie fürchten nur eins, daß die Franzosen und Engländer mit ihren farbigen Bestien von neuem die Verheerungen des Krieges über sie bringen könnten. Unterdessen weiden Herden auf den Wiesen und wogt das Getreide im Sommer auf den Feldern. Wenn man das nutzbringende Treiben unserer Leute und der angesessenen Bauern sieht, muß man lächeln über die Hoffnungen unserer Feinde, uns durch Mangel und Hunger zur Aufgabe des Krieges zu zwingen. Wir haben Frankreichs und Belgiens reichste Landstrecken zur Verfügung.

Ob die Franzosen, Engländer und ihre schwarzen und weißen Bundesgenossen aus allen Weltteilen es sich wohl haben träumen lassen, daß die Herren des schönen Maastals einmal die von ihnen so frevelhaft herausgeforderten deutschen Barbaren sein würden? Vielleicht hätten sie sich nicht so töricht in den Krieg hineintreiben lassen. Jetzt hört die Welle der Maas deutsche Worte und deutsche Kommandos, auf ihren Brücken wandern deutsche Landsturmmänner mit dem Gewehr im Arm, von den alten Wällen und Bastionen von Mézières oder Sedan, auf den Befestigungen von Givet, Namur, Lüttich, Charlemont, und wie wohl alle die kleinen Forts heißen mögen, weht die deutsche Reichsfahne unter dem Schutz deutscher Soldaten. Sie erinnert Franzosen und Belgier an die verlorene Macht und an die alte Wahrheit des Dichterworts: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“



Von den Franzosen zerstörte Zugbrücke bei Revin.



Unsere Marine im Weltkrieg: In der Zentrale eines U-Bootes während der Fahrt unter Wasser. Nach einem an Bord des



Unterseebootes entstandenen Temperagemälde des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Die deutsche Landwirtschaft im Jahre 1915. / Vom Geh. Hofrate Prof. Dr. Kircher, Leipzig.

Jedem Bewohner des Deutschen Reiches ist seit Ausbruch des Krieges in immer steigendem Maße die Bedeutung klar geworden, die der heimischen Landwirtschaft für die Versorgung von Volk und Heer mit den unentbehrlichen Nahrungsmitteln zukommt, weil unserem Vaterlande seit August 1914 die Zufuhr dieser und anderer Stoffe aus dem Auslande entweder ganz oder zum großen Teile abgeschnitten ist. Wenn sich diese Verhältnisse auch neuerdings günstiger gestaltet haben, wenn jetzt nicht unbeträchtliche Mengen von Brotgetreide und Futtermitteln aus dem Südosten Europas zu uns gelangen, so bleibt das einzig sichere „in der Erscheinungen Flucht" doch immer die Erzeugung im eigenen Lande.

Will man die Frage zutreffend beantworten, ob von der deutschen Landwirtschaft ihre Pflicht erfüllt worden ist, die Erzeugung innerhalb des Möglichen zu steigern, so hat man sich zunächst zu vergegenwärtigen, daß der Erfolg des Gewerbes der Bodenbebauer in höchstem Maße auch von Umständen beeinflußt wird, die weder der einzelne Mensch noch die Gesamtheit der Menschen in der Hand hat, das ist das Wetter. Alle Sorgfalt und Tüchtigkeit und Arbeit des Landwirtes haben keine entsprechende Wirkung, wenn nicht der Himmel durch günstiges Wetter seinen Segen gibt. Und im Jahre 1915 hat es für viele Gebiete unseres Vaterlandes an einem reichen Maße dieses Segens gefehlt, weil in den Monaten Mai und Juni die Regenmenge viel zu gering und infolgedessen das Wachstum sehr vieler Früchte stark vermindert war. Welch hoher Grad der Trockenheit in den genannten Monaten geherrscht hat, ergibt sich z. B. aus den Aufzeichnungen, die auf dem Versuchsfelde des Landwirtschaftlichen Institutes der Universität Leipzig gemacht worden sind. Die Regenmengen, die in den Monaten Mai und Juni im Durchschnitte der zehn Jahre 1905 bis 1914 und im Jahre 1915 gefallen sind, waren folgende:

	Mai	Juni	Zusammen
1905/14	59,0	65,3	124,3 mm
1915	17,3	30,1	47,4 „

Die geringe Niederschlagsmenge 1915 ist dadurch noch verschärft worden, daß es vom 19. Mai bis zum 26. Juni, demnach im Laufe von fünfeinhalb Wochen, nur 1 mm geregnet hat, ein Betrag, der auf das Wachstum der Früchte gar keinen Einfluß ausübt. Dabei ist zu bedenken, daß der Mai und der Juni die Hauptwachstumsmonate sind, und daß die alte Regel, der Mai müsse „kühl und naß" sein, wenn die Ernte befriedigen soll, auch heute noch ihre volle Gültigkeit hat.

Unter dem Regenmangel des Vorsommers 1915 haben besonders die Futtergewächse, so der Klee, dann das Sommergetreide, vor allem der wasserbedürftige Hafer, aber auch die Rüben gelitten, während dies für das Wintergetreide und die Kartoffeln wegen anderer Wachstumsbedingungen bei diesen Früchten weniger zutrifft. Der durch die Trockenheit hervorgerufene Mangel an Futter hat die Milchergiebigkeit der Kühe ungünstig beeinflußt, und die gegenwärtige Knappheit an Milch und an Butter ist zum Teil auf diese Verhältnisse zurückzuführen.



Feldmarschalleutnant Ignaz Trollmann, der Erstürmer des Lowcen

Von einer wirklichen Mißernte im ganzen Deutschen Reiche und für alle Früchte kann man jedoch nicht sprechen, weder im Jahre 1915 noch überhaupt. Dazu sind die klimatischen und die Bodenverhältnisse in unserem Vaterlande sowie die Ansprüche der einzelnen Kulturgewächse an das Wetter, man kann sagen glücklicherweise, zu verschieden. Es kann sich immer nur um einzelne, allerdings mehr oder weniger umfangreiche Gebiete und um eine größere oder geringere Zahl der Früchte handeln. Eine Tatsache steht aber fest, die nämlich, daß die beiden wichtigsten Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, das Brotgetreide und die Kartoffeln, wenn auch nicht in reichlicher, so doch bei sorgsamem Haushalten in ausreichender Menge gewachsen sind und, was ebenfalls sehr wichtig ist, zu keineswegs hohen Preisen zur Verfügung stehen. Im allgemeinen ist der Umfang der Erzeugung in der heimischen Landwirtschaft trotz der durch den Krieg geschaffenen, noch näher darzulegenden Schwierigkeiten nicht vermindert worden, soweit nicht die Naturgewalten, das heißt das Wetter, Grenzen gezogen haben. Zahlenmäßig können freilich die im Jahre 1915 geernteten Mengen der verschiedenen Früchte, demnach auch des Brotgetreides und der Kartoffeln, nicht angegeben werden, weil darüber nichts Sicheres bekannt geworden ist.

In vollem Umfange ist auch vor dem Kriege der Bedarf der heimischen Bevölkerung an Brotgetreide nicht gedeckt worden. Das ergibt sich aus den Ein- und Ausfuhrzahlen z. B. in den Jahren 1912 und 1913. Wenn man Roggen und Weizen nicht getrennt betrachtet — in Kriegszeiten ersetzen sich diese beiden Körnerfrüchte gegenseitig — und wenn man das Mehl sowie die Grütze usw. auf Getreide umrechnet, so ist die Mehreinfuhr 1912 1,2, 1913 aber nur 0,15 Mill. Tonnen gewesen. Bei günstigem Ausfalle der Ernte, und 1913 war das in hohem Maße der Fall gewesen, ist demnach der Bedarf des deutschen Volkes an Brotgetreide durch die Inlandserzeugung fast vollständig gedeckt gewesen.

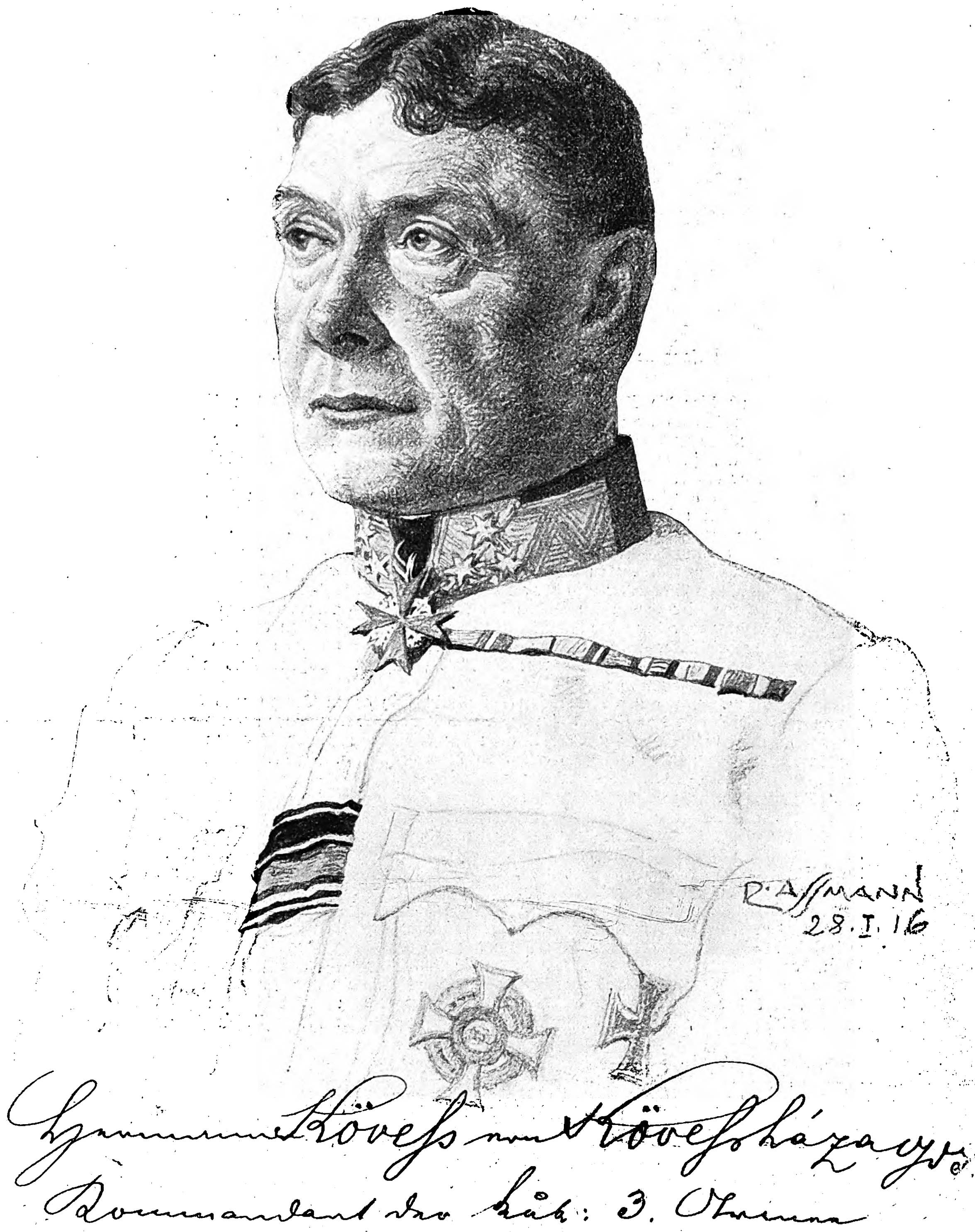
Für die erfreuliche Tatsache, daß die Erzeugungskraft der deutschen Landwirtschaft beständig wächst, und daß sie sich auch im Kriegsjahre 1915 so vortrefflich bewährt hat, sind neben der praktischen Tüchtigkeit und dem Fleiße des deutschen Landwirtes vor allem zwei Ursachen maßgebend, das ist die allgemeine und bis in die Kreise der kleinen Landwirte wirkende ausgezeichnete Fachschulbildung und ferner die Ausbreitung des zwar nicht nur, aber doch besonders für diese Kreise wichtigen genossenschaftlichen Zusammenschlusses. In keinem Lande der Welt, abgesehen vielleicht von der amerikanischen Union, ist für das landwirtschaftliche Unterrichtswesen in solchem Umfange und so gründlich gesorgt wie im Deutschen Reiche; jeder Landwirt, der größte wie der kleinste, hat in den Schulen der verschiedenen Stufen, daher auch auf den Universitäten

Blick auf den von den österreichisch-ungarischen Truppen am 10. Januar nach dreitägigen schweren Kämpfen erstürmten Lowcen, die 1759 m hohe wichtige montenegrinische Bergfeste. Nach einer Zeichnung des zum Balkan-Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.

Zur Niederwerfung Montenegros durch unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen.

und Hochschulen, die Möglichkeit, sich wissenschaftliche Kenntnisse innerhalb derjenigen Grenzen anzueignen, deren er für seine Verhältnisse bedarf. Wer die Fortschritte unserer Landwirtschaft in den letzten fünfzig Jahren verfolgt hat, wer sieht, wie das Verständnis für die bei der landwirtschaftlichen Erzeugung stattfindenden Vorgänge sowie für den Zusammenhang der Erscheinungen auch bei den Leitern der kleinen Betriebe gewachsen ist, der erkennt den großen Fortschritt in dieser Beziehung, und der Erfolg dieser Tatsache hat sich gerade im Kriegsjahre glänzend herausgestellt.

Daß die genossenschaftliche Vereinigung, die dem kleinen Landwirte die Teilnahme an den Vorzügen des Großbetriebes ermöglicht, ein Rückgrat der Landwirtschaft ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Zahl der landwirtschaftlichen Genossenschaften im Deutschen Reiche am 1. Januar 1915 sehr groß gewesen ist, nämlich 28488, und daß sogar im Kriegsjahre eine Zunahme stattgefunden hat, indem ihre Zahl am 1. Januar 1916 28652, demnach um 164 größer gewesen ist als ein Jahr vorher.



Von Belgrad bis Cettinje I: General der Infanterie Hermann Kövess v. Kövesshága, der ruhmreiche Führer der österreichisch-ungarischen Balkanarmee, der soeben vom Deutschen Kaiser mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet worden ist.

Im Felde nach dem Leben gezeichnet von dem Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann. Mit dem eigenhändig unterschriebenen Porträt des verdienten Heerführers eröffnen wir die neue Bilderserie „Von Belgrad bis Cettinje", die eine Reihe der bedeutendsten Ereignisse des ganzen Balkanfeldzugs, den Richard Aßmann als unser Sonderzeichner von Anfang an mitgemacht hat, vor Augen führen wird.

Wenn man von den Leistungen der deutschen Landwirtschaft im jetzigen Kriege spricht, darf man die Arbeit der Frau in den kleinen, aber auch in den großen Betrieben nicht vergessen. Häufig verrichtet die Frau die Arbeit des Mannes, und zwar gilt das sowohl von der Leitung des Betriebes als auch von der Leistung der schweren körperlichen Arbeit. Ohne die Tüchtigkeit auch der Landwirtsfrauen hätte im Kriege das Maß der landwirtschaftlichen Erzeugung nicht auf der gewünschten und so notwendigen Höhe erhalten werden können.

Eine wesentliche Stütze für die in der Hauptsache geregelte Fortführung des landwirtschaftlichen Betriebes sind die gegenüber den Friedenszeiten teilweise erhöhten Preise, die für viele der von der Landwirtschaft hervorgebrachten Gegenstände entweder von den Behörden festgesetzt worden sind, oder die sich im freien Verkehre herausgebildet haben. Das gilt vor allem für das Getreide und die Milch sowie für die meisten Arten des Mastviehes. Wer aber deshalb der Ansicht sein würde, daß sich die Landwirtschaft nun in sehr günstiger Lage befände, der würde im Irrtum sein. Denn sie hat, gerade auch infolge des Krieges, mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dies sind namentlich die folgenden.

Durch die Beschlagnahme der Mehrzahl der in der Landwirtschaft hervorgebrachten und teilweise von ihr auch wieder verwendeten Erzeugnisse ist dem Landwirte die freie Verfügung über diese Gegenstände entzogen und dadurch der Betrieb in vielen Fällen sehr erschwert; es braucht nur an die Kartoffeln erinnert zu werden, die vielfach für den Betrieb selbst notwendig sind.

Ferner hat sich der Mangel an menschlichen Arbeitskräften, an denen es schon in Friedenszeiten vielfach fehlte, im Kriege noch erheblich verstärkt, weil sowohl fast alle jüngeren als auch die im besten Alter stehenden Männer im Heere Dienst tun, und weil daher jetzt dasselbe Maß der Arbeit von älteren Männern, Frauen und Kindern verrichtet werden muß. Die Verwendung von Kriegsgefangenen, die in einzelnen Fällen, besonders im Großbetriebe, nicht geringen Wert hat, ist für die sehr große Zahl der Kleinbetriebe nicht von erheblicher Bedeutung.

Weiter ist die Zahl und die Beschaffenheit der tierischen Arbeitskräfte erheblich vermindert. Denn die wirklich brauchbaren Pferde haben sämtlich an das Heer abgegeben werden müssen, die zurückgebliebenen und die etwa neu eingestellten Tiere sind meistens trotz ihres hohen Preises nur wenig leistungsfähig. Die Möglichkeit, daß man an Stelle der Pferde Ochsen verwenden kann, bietet insofern nicht viel Vorteil, als der Preis auch dieser Arbeitstiere im letzten Jahre stark gestiegen ist. Für Ochsen, die früher 500 bis 600 ℳ kosteten, wurden 1915 1200 ℳ und mehr bezahlt. Heute ist ihr Preis noch höher.

Die Schwierigkeiten in der regelrechten Aufrechterhaltung des landwirtschaftlichen Betriebes werden noch erhöht durch die hohen Preise für die Bedarfsgegenstände der Landwirtschaft, so für die künstlichen Dünge-, besonders aber für die käuflichen Futtermittet. Um für jene Gruppe nur einige Beispiele anzuführen, so kostete vor dem Kriege 1 kg Stickstoff im chilenischen Salpeter und im schwefelsauren Ammoniak durchschnittlich 1,50 ℳ; jetzt ist nach der neuesten Verordnung des Bundesrates der Preis für den Stickstoff im Ammoniak-Superphosphat — chilenischen Salpeter gibt es nicht mehr — auf 2,10 ℳ festgesetzt worden, und ähnlich liegen die Verhältnisse bei allen übrigen, namentlich bei den den Stickstoff, aber auch zum Teil bei den einen andern Stoff, z. B. die Phosphorsäure, enthaltenden Düngemitteln. Am wenigsten sind die Preise für das Kali gestiegen, das nur in Deutschland, aber sonst nirgends in der Welt im großen, d. h. bergmännisch, gewonnen wird, und dessen Preis für 1 kg im sogenannten Hartsalz bisher 10 Pf. war, jetzt aber $11^1/_2$ Pf. ist. Man erkennt hieraus wieder die hervorragende Wichtigkeit, die der Erzeugung der notwendigen Bedarfsgegenstände im eigenen Lande zukommt.

Noch mehr verschärft sind diese Verhältnisse bei den käuflichen, den sogenannten Kraftfuttermitteln. Der Mais, dessen Preis im Frieden 15 ℳ für 1 dz war, kostete im Jahre 1915 im freien Verkehre 70 bis 100 ℳ, und wenn auch der jetzt aus Rumänien bezogene Mais für 50 ℳ abgegeben wird, so ist auch dieser Preis immer noch mehr als dreimal so hoch wie im Frieden. Die besonders für das Rind verwendeten Kraftfuttermittel, die Rückstände der Ölgewinnung aus ausländischen, den Erd-, den Palm-, den Kokos- usw. -samen, haben infolge der äußerst verminderten Zufuhr eine sehr bedeutende Preissteigerung erfahren, wodurch der Preis auch fast aller übrigen Futterstoffe erhöht worden ist. Während z. B. 1 dz Erdnußkuchen früher 16 bis 17 ℳ kostete, bezahlt man dafür heute 50 ℳ und mehr.

Dabei hat man sich zu vergegenwärtigen, daß Kraftfuttermittel für die tierische Erzeugung, mag es sich um Fleisch und Fett, wie beim Mastvieh, oder um Milch, wie bei den Kühen, handeln, wegen ihres hohen Eiweißgehaltes eine notwendige Ergänzung des den Nutztieren gereichten, im heimischen Betriebe erzeugten und meistens eiweißärmeren Futters, des Heues und des Strohes, der Wurzelfrüchte und der Rückstände der landwirtschaftlichen Gewerbe, namentlich der Zuckergewinnung, bilden. Es ist z. B. nicht möglich, wachsende Schweine nur mit den zwar sehr stärkereichen, aber eiweißarmen Kartoffeln zu mästen oder von den Milchkühen entsprechende Mengen von Milch ohne die Beigabe eiweißreicher Futterstoffe zu erhalten. Deshalb ist es auch mit Freuden zu begrüßen, daß die Versuche von Erfolg begleitet zu sein scheinen, die die Gewinnung von Hefe, einem im trocknen Zustande reichlich 50 Prozent Eiweiß enthaltenden und als Futter geeigneten Stoffe, zum Gegenstand haben.

Um so mehr beweist es aber die Tüchtigkeit und den Fleiß unserer Landwirtschaft, daß sie trotz des Mangels gerade an den eiweißreichen Futterstoffen die tierische Erzeugung wenigstens in dem jetzigen Umfange aufrechterhalten hat. Möglich ist dies auch nur dadurch geworden, daß man sowohl den Nährwert aller vorhandenen Futterstoffe durch entsprechende Behandlung erhöht als auch alle Erzeugnisse heranzieht, die für diesen Zweck irgendwie verwendbar sind, so die Eicheln, die Bucheckern und die Roßkastanien, ferner die Samen verschiedener Unkräuter, wie des Hederichs, des Wegerichs, des Knöterichs, der Melde, dann Unkräuter in grünem oder getrocknetem Zustande, wie die Ackerwinde, die Schafgarbe, die Brennessel. Auch das sonst als Futter nicht mehr beachtete Kartoffelkraut wird, besonders nach entsprechender Zubereitung, jetzt vielfach wieder für diesen Zweck benutzt. Das Friedenthalsche Strohmehl hat sich, nebenbei bemerkt, als Futter nicht bewährt, weil das mit großen Kosten verbundene pulverfeine Mahlen des Strohes, wie vorauszusehen war, seine Verdaulichkeit nicht erhöht.

Noch vor eine sehr wichtige Aufgabe sieht sich die deutsche Landwirtschaft im gegenwärtigen Jahre gestellt, das ist die Erzeugung genügender Mengen von Zucker. Während im Frieden das Deutsche Reich rund 1,1 Mill. t Zucker, das heißt etwa die Hälfte der heimischen Jahreserzeugung, ausführte, und während uns im Herbste 1914 noch recht große Mengen dieses Stoffes zur Verfügung standen, sind die Vorräte heute sehr stark zusammengeschmolzen. Das hat seinen Grund sowohl in der sehr umfangreichen und notwendigen Verwendung des Zuckers bei der Ernährung des Menschen, besonders als Ersatz des Fettes, ebenso auch als Beigabe zum Futter der Nutztiere, als auch in der durch den Mangel an menschlichen Arbeitskräften im Jahre 1915 erfolgten etwa 30 Proz. betragenden Einschränkung der mit Zuckerrüben bebauten Ackerfläche. Der Zucker wird knapp werden, wenn nicht die mit Rüben bebaute Fläche wieder auf die frühere Höhe gebracht wird. Die dafür zu ergreifenden Mittel können hier nicht erörtert, auf ihre Bedeutung sollte aber hingewiesen werden.

Aus allen vorstehenden Darlegungen ergibt sich, daß die deutsche Landwirtschaft sich auch im Kriegsjahre 1915 erfolgreich bemüht hat, ihre gegenüber dem Vaterlande in der Erzeugung der notwendigen Nahrungsmittel bestehende Pflicht zu erfüllen. Sie wird dieser Aufgabe, soviel an ihr liegt, und wenn ihre Arbeit vom Wetter nur einigermaßen begünstigt wird, zweifellos auch im Jahre 1916 gerecht werden.

leichte Gefährte auch den knietiefen Schmutz der Balkanstraßen überwinden, gewaltige Wagenparks und improvisierte Magazine, auf der verschneiten Paßhöhe durchmarschierende Nachschübe und Etappentruppen: alte Bauern, die Hacke und Pflug mit Säbel und Flinte vertauscht haben, in dicke Mäntel gehüllt, finstere, unheimliche Gestalten, die uns mißtrauisch anblicken. Und dann kam der Abstieg in einen weiten, besonnten Talkessel, von einem gewaltigen Bergrund mit edelgeformten Linien und fernen Schneehäuptern bis 3000 m Höhe eingefaßt, von einer südlichen Klarheit der Luft, die jeden Baum, jedes weiße Haus, jede schlanke Nadel der Minarette weithin erkennen läßt. Hier wie überall steht Neuestes und Uraltes unvermittelt durcheinander. Ein paar gelbe Häuser in levantinischer Bauart, ja sogar einige sezessionistische Wiener Bauten, daneben alte Moscheen mit reizenden Bandmustern auf den Minaretten, ein verfallener Türkenturm, ein kleines türkisches Bad mit heißen Quellen, zerbrochene altchristliche Sarkophage als Tränken, und in den engen Gassen eine buntscheckige Bergbevölkerung, deren kindliche Neugier die sehr energischen bulgarischen Gendarmen von uns abwehrten. In einer verklärten südlichen Abendstimmung verließen wir das malerische Bergnest.

Kriegschronik.

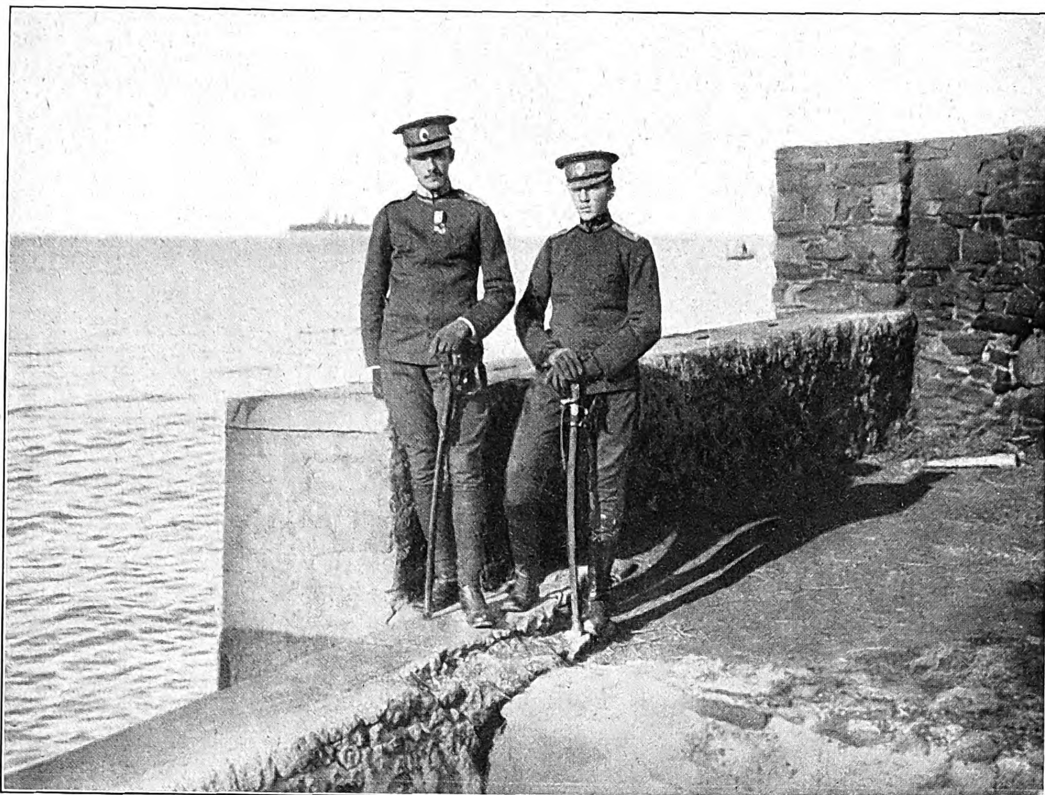
26. Januar 1916.

Die Franzosen versuchten durch eine große Zahl von Gegenangriffen die ihnen entrissenen Gräben östlich von Neuville zurückzugewinnen. Sie wurden jedesmal, mehrfach nach Handgemenge, abgewiesen.

Französische Sprengungen in den Argonnen verschütteten auf einer kleinen Strecke unseren Graben, bei Höhe 285 (nordöstlich von La Chalade) besetzten wir den Sprengtrichter, nachdem wir einen Angriff des Feindes zum Scheitern gebracht hatten.

Marineflugzeuge griffen militärische Anlagen des Feindes bei La Panne, unsere Heeresflugzeuge die Bahnanlagen von Loo (südwestlich von Dixmude) und von Béthune an.

Am Görzer Brückenkopf nahmen die österreichisch-ungarischen Truppen in den Kämpfen bei Oslavija einen Teil der dortigen feindlichen Stellung in Besitz und machten 1197 Gefangene, darunter 45 Offiziere. 2 Maschinengewehre wurden erbeutet.



Kronprinz Boris und Prinz Kyrill von Bulgarien im Felde.

Die Angriffe und Annäherungsversuche der Italiener gegen die Podgora, den Monte San Michele und die k. u. k. Stellung westlich von Monfalcone wurden abgewiesen.

Die Vereinbarungen über die Waffenstreckung des montenegrinischen Heeres wurden gestern von dem Bevollmächtigten der montenegrinischen Regierung unterzeichnet. Die Entwaffnung geht ohne Schwierigkeiten vor sich und wurde auch auf die Bezirke von Kolašin und Andrijevice ausgedehnt.

27. Januar 1916.

In Verbindung mit einer Beschießung unserer Stellungen im Dünengelände durch die feindliche Landartillerie belegten feindliche Monitore die Gegend von Westende mit ergebnislosem Feuer.

Beiderseits der Straße Vimy-Neuville stürmten unsere Truppen nach vorangegangener Sprengung die französische Stellung in einer Ausdehnung von 500 bis 600 m, machten 1 Offizier, 52 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 1 Maschinengewehr und 3 Minenwerfer. Die Stadt Lens lag unter starkem feindlichen Feuer.

Bei Oslavija brachte das österreichisch-ungarische Geschützfeuer noch 50 italienische Überläufer ein.

In allen Teilen Montenegros herrscht, ebenso wie im Raume von Skutari, völlige Ruhe. Der größte Teil der montenegrinischen Truppen ist entwaffnet. Die Bevölkerung verhält sich durchaus entgegenkommend.

28. Januar 1916.

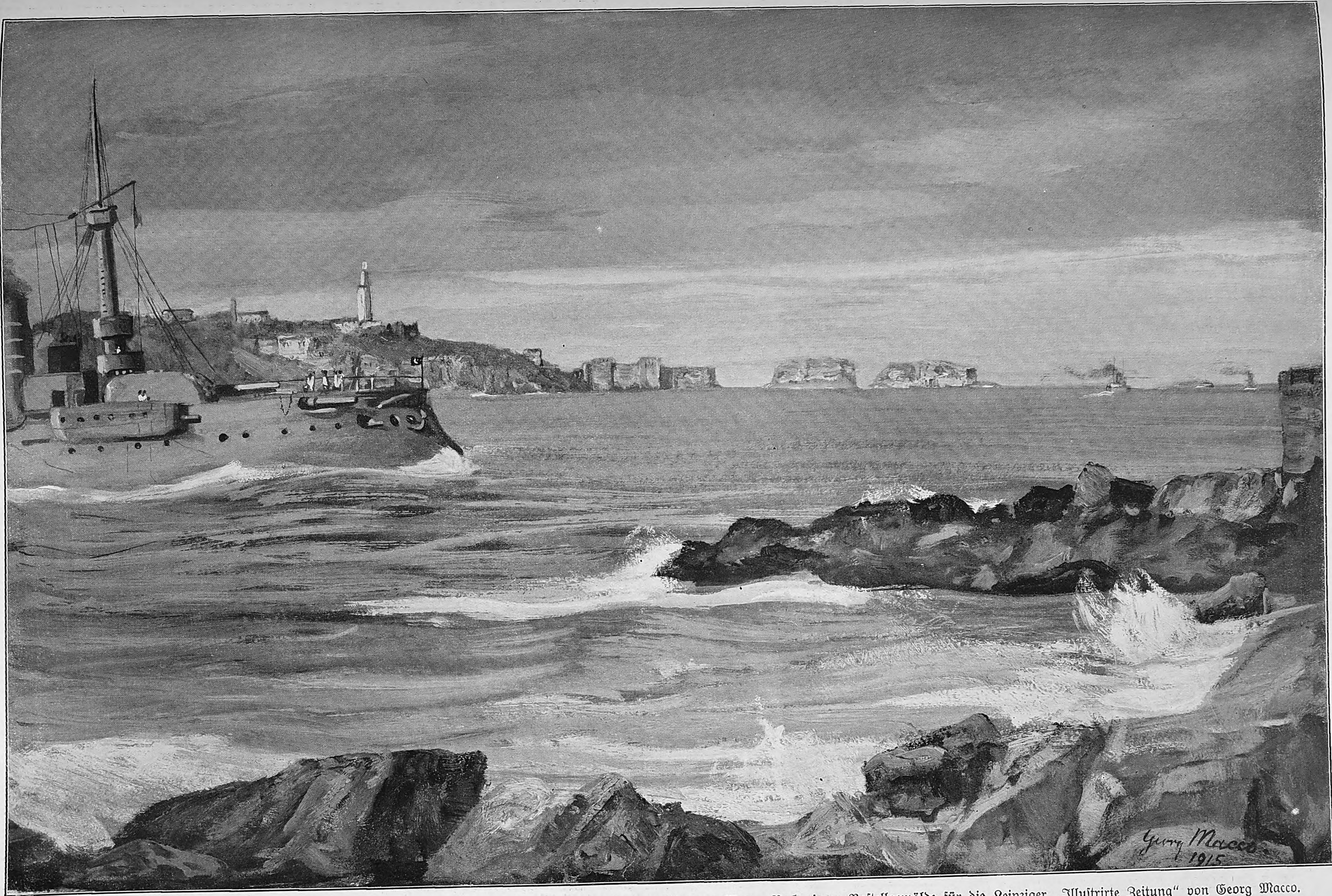
In dem Frontabschnitt von Neuville wurden Handgranatenangriffe der Franzosen unter großen Verlusten für sie abgeschlagen. Einer unserer Sprengtrichter ist in der Hand des Feindes geblieben. Die Beute vom 26. Januar hat sich um 4 Maschinengewehre und 2 Schleudermaschinen erhöht.

Bei Höhe 285, nordöstlich von La Chalade, besetzten unsere Truppen nach Kampf einen vom Feinde gesprengten Trichter.

Im englischen Unterhause sind über die Ergebnisse der Luftgefechte Angaben gemacht worden, die am besten mit der folgenden Zusammenstellung unserer und der feindlichen Verluste an Flugzeugen beantwortet werden. Seit dem 1. Oktober 1915 sind an deutschen Flugzeugen an der Westfront verlorengegangen: im Luftkampf 7, durch Abschuß von der Erde 8, vermißt 1, im ganzen 16. Unsere westlichen Gegner verloren in dieser Zeit: im Luftkampf 41, durch Abschuß von der Erde 11, durch unfreiwillige Landung innerhalb unserer Linien 11, im ganzen 63. Es handelt sich hierbei nur um die von uns mit Sicherheit festzustellenden Zahlen.

Der Marktplatz in Tirana, der am 9. Februar von unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen besetzten albanischen Stadt.

Vom Balkankriegsschauplatz.



Unsere türkischen Bundesgenossen auf der Wacht gegen Rußland: Am Ausgang des Bosporus in das Schwarze Meer. Nach einem Pastellgemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Georg Macco.

Das Mädchen mit den Schwänen.

Ein Kriegserlebnis aus Masuren. Von **Ernst v. Wolzogen.**

An einem grimmigen Novembertage des Weltkriegjahres 1914 um die Mittagsstunde war es, als dem Schulzen des armseligen Dorfes Schlagedotten, irgendwo an den Masurischen Seen, der Befehl zuging, er hätte dafür zu haften, daß binnen vierundzwanzig Stunden sämtliche Einwohner ihre Wohnstätten verlassen hätten, da das Dorf zu jeder Stunde in den Schußbereich der russischen Artillerie gelangen könnte.

Dem harten, schwerfälligen Manne rannen zwei dicke Tränen über die zerfurchten Wangen in den Stoppelbart. Seine zahlreiche Familie war um ihn versammelt, als der Meldereiter den Befehl überbrachte, und so hatte er nicht erst nötig, ihn durch den Dorfbüttel ausschellen und am schwarzen Brett anschlagen zu lassen. Seine Kinder, seine Leute hatten in weniger als zehn Minuten die Schreckensbotschaft verbreitet, und in jedem Hause, in jeder Hütte Schlagedottens wurde das letzte Mittagsmahl durch reichliche Tränen versalzen.

Freilich waren die Leute darauf gefaßt gewesen, daß der Ausweisungsbefehl kommen mußte, denn der Kanonendonner, der ihnen nun schon wochenlang tagtäglich und allnächtlich von weither in die Ohren klang, war in den letzten Tagen merklich näher gekommen, und in der letzten Nacht hatten sie am anderen Ufer des Sees auch schon deutlich Flintengeknatter hören können. Lange Züge von Flüchtlingen aus den Ortschaften, die der russischen Grenze näher lagen, waren ebenfalls seit Wochen auf der Landstraße, die eine Viertelstunde Weges seitab von Schlagedotten zwischen den Seen hindurchführte, vorbeigezogen. Leiterwagen, vollgepackt mit Betten und dem notwendigsten Hausrat, Weiber, Kinder, alte Leute in dumpf verzweifeltem Schweigen darin hockend, Vieh hinten angebunden und zwischen den Wagen hergetrieben, alles durcheinander, Pferde, Kühe, Schafe, Schweine, Geflügel. Und was sich unterwegs verlor oder nicht Schritt halten konnte, das irrte auf den verschneiten Feldern umher und fand sich, vor Hunger kläglich brüllend, blökend, meckernd, in den verlassenen oder auch bewohnten Gehöften ein.

Nun war also auch an Schlagedotten die Reihe gekommen, und es hieß, die kurze Frist nach Möglichkeit ausnutzen, in aller Eile die notwendigsten Habseligkeiten aufpacken und, was sich von dem Erntesegen des reichen Herbstes nicht mitschleppen ließ, vergraben, in fest verrammelten Kellern verstecken oder zum mindesten im Freien zu Feimen aufstapeln, wo es immerhin noch sicherer war als in den Scheunen, wenn die Brandgranaten geflogen kamen.

Und sie kamen geflogen. Schon am Abend dieses Tages. Am frühen Nachmittag nämlich war auf der Landstraße ein Regiment südwärts marschiert, und die russischen Flieger mußten seinen Anmarsch bemerkt haben. Vermutlich, um die Truppen beim Eingraben zu stören, hatte die feindliche Artillerie bei Einbruch der Dunkelheit ein paar Schrapnells und Granaten tastend hinübergeworfen. Die erste dieser Granaten war weit über das Ziel hinausgeflogen, hatte das Dach des wohlhabenden Bauern Starsinski ein großes Stück weggerissen und war im Hofe aufgeschlagen und krepiert. Starsinskis Schäferhund hatte dabei sein Leben lassen müssen. Alle späteren Geschosse von drüben schlugen weit vor dem Dorfe ein; aber der große Schrecken war nun einmal da, kaum daß die Kinder in dieser Nacht Schlaf fanden; alle Erwachsenen schafften in fieberhafter Eile, die Weiber weinten, jammerten und beteten, und die wenigen Männer fluchten und schrien, weil sie ihnen überall im Wege waren und in ihrer kopflosen Angst das gänzlich Unnütze herbeischleppten und das Notwendige liegenließen.

Mit Tagesanbruch begann der Auszug, und als um elf Uhr vormittags eine Landwehrkompagnie Quartier machen kam, fand sie alle Häuser geräumt bis auf eins. Das war eine elende Hütte, dicht am See; sie schien halb versunken in den moorigen Untergrund, das Gebälk verbogen unter der ungleich verteilten Last und die Lehmwände zwischen dem Fachwerk vielfach geborsten, hie und da ganz herausgefallen. Der Schulze, der sich als Letzter dem Zuge der flüchtenden Schlagedottener angeschlossen hatte, war dem Hauptmann der einrückenden Landwehrkompagnie noch unterwegs begegnet. „Herr Hauptmann," hatte er ihn angeredet, „bei Gott, ich habe getan, was in meiner Macht stand; aber was soll man machen, wenn doch die Leute gar so dammelig sind? Das ist der Häusler Suberski — arme Leute im letzten Hause am See. Ich habe mich erbarmt über das arme Volk und habe ihm die Aufsicht über die Schwäne im See zugeteilt, daß ihm das sollte noch ein paar Dittchen eintragen. Der Mann ist ja so weit verständig; aber den haben sie fortgeholt zum Landsturm. Nu ist doch bloß der Großvater und die Frauensleute noch zu Hause und die Marjell — da müssen der Herr Hauptmann schon selber zusehen, was Sie ausrichten, ich habe die Gesellschaft nicht fortgekriegt."

Nachdem der Hauptmann seine Kompagnie untergebracht hatte, ließ er sich den Großvater Suberski kommen; doch der verstand kaum ein Wort Deutsch, es war nicht mit ihm zu reden. Mit der Großmutter noch weniger, die verstand gar kein Deutsch und war außerdem fast taub. Die Schwiegertochter war die einzige von der Familie, mit der sich verhandeln ließ.

Der Hauptmann legte dem kränklichen, blassen Weibe die Hand auf die Schulter und redete ihr mit milder Eindringlichkeit zu: „Was muß ich von Euch hören, Frau! Ihr wollt nicht fort? Ja, das hilft nun nichts: Ihr müßt fort, so gut wie die andern. Nehmt doch mal Vernunft an. Es geschieht doch zu Eurem Besten — der Schaden wird Euch ja doch ersetzt. Oder wollt Ihr lieber von den Russen totgeschossen werden? Ihr seid ja Eures Lebens keine Stunde mehr sicher. Also nun man fix, vorwärts! Meine Leute werden Euch helfen."

Mit angstweiten Augen und offenem Munde hatte das verhärmte Weib den Worten des Hauptmanns gelauscht; nun strich es sich das wirre Haar unter das wollene Kopftuch zurück und trat, tief knicksend, ganz nahe an ihn heran. Zaghaft streichelte ihre rauhe, knochige Hand seinen Ärmel, und dann sagte sie, indem sie sich zu einem Lächeln zu zwingen suchte: „Nu ja, ja — wir wissen ja, wir müssen fort; da gibt's nichts weiter. Wir wollen ja auch, gnädiger Herr Offizier. Es ist ja auch bloß von wegen die Marjell."

„Was für eine Marjell?"

„Nu, was meine Tochter ist. Stasinka schreibt sie sich; wir sagen Stasinka dazu, getauft ist sie Anastasia. Sie ist ja wohl nicht ganz . . . Ich weiß nicht recht, was ich sagen soll. Das Kopfchen ist ja wohl nicht ganz richtig, gnädiger Herr Offizier. Was die Marjell ist, die will ja nicht fort. Sie hört ja nicht und hört ja nicht. Was soll man machen? Erbarmen Sie sich! Man kann doch nicht fortziehen und lassen sein Kind allein unter all die Masse Soldaten."

„Ja, eben darum", lachte der Hauptmann. „Also ich will Euch was sagen, Frau. Habt Ihr aufgepackt? Gut. Dann setzt Euch man oben drauf auf Euren Wagen, und die Stasinka heben wir zu guter Letzt dazu. Da wird ihr kein Sträuben helfen. Wo steckt die denn, die Stasinka?"

„Im Schwanstall, gnädiger Herr."

„Was, im Schweinestall?"

„Aber nein! Im Schwanstall, sage ich. Was mein Mann ist, der hat doch die Schwäne im See zu versorgen, und nu haben wir doch der Marjell zwei junge Schwäne zum Aufziehen gegeben, und seit der Zeit ist die Stasinka wie verrückt mit dem Viehzeug. Seit der See gefroren ist, hat sie doch ihre Schwäne im Stall, und da stickt sie den ganzen Tag dabei und erzählt sich mit ihnen, gerade, als ob es Menschen wären. Und nun hat sie sich eingeschlossen in den kalten Stall mit die beiden jungen Schwäne und geht nicht raus und sagt, sie will lieber sterben, als daß sie von die Schwäne fortgeht. Erbarmen Sie sich, Herr Offizier! Was soll man tun!?"

Der Hauptmann drehte seinen Schnauzbart und wußte nicht, was er sagen sollte. Er winkte den Feldwebel heran und befahl ihm kurz, die Sache mit möglichster Schonung zu erledigen.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann", versetzte der stramme Soldat, indem er grinsend seine gesunden Zähne zeigte. „Ich will dem verrückten Frauenzimmer schon Beene machen. Schweinebraten haben wir ja nun hierzulande mehr wie reichlich genossen — wir können ja mal zur Abwechslung probieren, wie Schwanebraten schmeckt."

„Das lassen Sie gefälligst bleiben!" verwies der Hauptmann ihn stirnrunzelnd. „Sie dürfen nicht vergessen, daß wir hier doch nicht in Feindesland sind. Das Mädchen ist offenbar nicht ganz normal. Also schonen Sie ihre Empfindlichkeit. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann", sagte der Feldwebel und machte seinem Ärger über die empfangene Zurechtweisung dadurch Luft, daß er die Frau Suberski ziemlich unsanft beim Handgelenk nahm und ohne weiteres zur Türe hinausbugsierte.

Er ließ sich von ihr den Weg nach dem schiefen Häusel am See zeigen und winkte unterwegs zwei Landwehrmänner heran: „Wittkowski und Kaczmarek, kommt mal mit! Ihr könnt doch polnisch, ihr Oberschlesinger?"

Gehorsam rafften sich die Gerufenen auf, die ihre Tornister eben abgeschnallt und sich auf ein paar Baumstämme, die vor einer verlassenen Hofreite lagen, niedergesetzt hatten, und trotteten schwerfällig hinter dem Feldwebel und der Suberska her.

Alle drei Männer mußten sich bücken, so niedrig war die Türe der elenden Hütte, und in dem engen Vorraum, aus dem eine Holzstiege zum Speicher hinaufführte, war es so finster, daß sie die Löcher im Estrich nicht sehen konnten. Der Feldwebel kam darüber beinahe zu Fall und fluchte nicht wenig über die polnische Wirtschaft. Dann stieß die Suberska eine Türe auf und rief auf masurisch hinein, die Stasinka solle herauskommen.

Aber es kam niemand. Da gingen die drei Männer hinein und sahen sich suchend in dem niederen Stübchen um. Es war nichts mehr von Möbeln darin als eine wacklige, rot angestrichene Kommode und die Lagerstatt, für die der Name Bett eine lächerlich anmaßende Bezeichnung gewesen wäre: vier rohe Bretter fest an die Wand und untereinander vernagelt, darin ein klaffender Strohsack und, unordentlich darübergehäuft, schmutziges, zerrissenes Bettzeug und Lumpen von alten Frauenkleidern. Was aber am meisten an dem Zimmer auffiel, das war die Tapezierung der Wände mit Bildern aus illustrierten Blättern. Bis nahe unter die Decke, deren Kalkbewurf arg geborsten, verräuchert und mit Spinnweben behaftet war, reichten die wahllos nebeneinandergeklebten Bildchen, und sonderbarerweise hatte der „Simplicissimus" weitaus am reichlichsten dazu beisteuern

müssen. Die Sonne schien durch die vorhanglosen Fensterchen herein, so daß die Eintretenden zunächst gar nicht gewahr wurden, welch eine grimmige Kälte in dem wunderlich ärmlichen Stübchen herrschte. Das eiserne Öfchen mit dem langen Abzugrohr war zwar noch vorhanden, sah aber nicht danach aus, als ob es noch zum Feuern tauglich wäre.

„Was sollen wir denn hier? Das Frauenzimmer ist doch nicht da! In die Kammode kann sie sich doch nicht verkrochen haben", schimpfte der Feldwebel. „Vorwärts los, Haussuchung! Ich werde am Eingange stehenbleiben, daß sie nicht raus kann. Wittkowski, durchsuchen Sie die Stube links. Was habt Ihr sonst noch für Räumlichkeiten, Mutter?"

„Die Küche und den Boden. Sonst keine, Herr", versetzte das vergrämte Weib.

„Kaczmarek, in die Küche!" kommandierte der Feldwebel.

Die Soldaten kehrten alsbald unverrichteterdinge wieder zurück. Das Mädchen war unten nicht zu finden. Während Kaczmarek hinausgeschickt wurde, um noch einmal in den Schwanenstall und in den elenden Schuppen im Hof hineinzuschauen, stieg Frau Suberski die Bodentreppe hinauf. Die beiden lauschenden Männer in dem dunklen Vorraum hörten den schlürfenden Schritt der Frau auf der oberen Diele und dann das Klappen einer lockeren Holztüre. Gleich darauf ertönten, gleichzeitig aus zwei Kehlen, durchdringende, schrille Schreie.

Der Feldwebel stutzte: „Das sind doch keine Weiber nicht!?"

„Sind sich Ganse," sagte der Wasserpolack grinsend, „grußmächtige Gänse."

Er hatte noch nicht ausgeredet, als die großmächtigen Gänse sich zum Speichereingang hinausdrängten und, gellende Klarinettentöne ausstoßend, über die Stiege hinunterflatterten. Ihre gewaltigen Schwingen schlugen im Vorbeistreifen dem Feldwebel den Helm vom Kopf, während Wittkwoski durch rasches Ducken dem Schlage auswich. Die geängstigten Tiere hüpften zu Boden und watschelten, so schnell sie konnten, durch die offene Haustüre hinaus.

Jetzt wurde auf dem Speicher die Stimme der Suberska laut: „Herr Feldwebel, was mach' ich? Hier ist die Marjell, aber sie will ja nicht mit!"

„Los, ruff! Machen Sie ihr Beine", grobte der Feldwebel den Landwehrmann an, während er im finstern nach seinem Helm herumtappte. Wittkowski kletterte die gebrechliche Hühnersteige vorsichtig hinauf und schrie das widerspenstige Mädchen auf polnisch an. Inzwischen kam auch Kaczmarek wieder herbei und blieb neugierig horchend am Fuße der Treppe stehen. Auf dem Speicher rumorte es schürfend, dumpf polternd herum, die Mutter weinte und jammerte; von dem Mädchen hörte man keinen Laut.

Endlich wurde sie oben am Speichereingang sichtbar, die Stasinka. Der Landwehrmann hielt sie fest um die Oberarme gepackt und schob sie gewaltsam vor sich her. Sie schrie nicht; aber sie sträubte sich aus Leibeskräften.

„So ist's recht!" rief der Feldwebel hinauf. „Man bloß nicht lange Komplimente gemacht! Geben Sie ihr doch'n Tritt, daß sie ihren Schwänen nachfliegt, das blödsinnige Frauenzimmer. Wir werden's schon uffangen."

„Herr Feldwebel," mischte sich Kaczmarek bescheiden ein, „ist sich doch nicht Stück Vieh, was man Tritt gibt." Und er trat an den Fuß der Treppe, winkte zum Gruße mit der Hand hinauf und redete polnisch auf das Mädchen ein. Seine Stimme klang warm, begütigend.

Da erweichten sich die von der wütenden Kraftanstrengung hartgespannten, groben Züge in dem breiten, unschönen Gesicht, und aus tränenlosen, hellblauen Augen blickte das verängstigte Geschöpf auf den Soldaten herunter, der so gut zu ihm sprach. Es schien sein Polnisch zu verstehen und ließ sich, nur noch schwach widerstrebend, von Wittkowski die Treppe hinunterschieben. Unten angekommen, ergriff Kaczmarek das Mädchen bei der Hand, und so gelang es ohne weitere Schwierigkeiten, es zum Hause hinauszubringen. Die Mutter wollte noch dies und jenes mitnehmen; aber der Feldwebel trieb zur Eile: die Granaten könnten jeden Augenblick wieder geflogen kommen, und er hätte die Verantwortung dafür übernommen, daß die letzten Einwohner unversehrt ihre Wohnstätten verließen.

Am Ausgang des Dorfes hielt als letztes noch das elende Wägelchen, auf dem die Suberskis ihr bißchen Habe geborgen hatten. Ein abgetriebener alter Klepper mit zerschundenem Fell stand in der Deichsel mit krummen Knien und ließ seinen Kopf dösend herunterhängen. Oben auf einem Haufen Betten hockte der Großvater, ebenso stumpf in sein Schicksal ergeben wie sein Gaul. Die ältere Tochter hatte noch ein paar herrenlose Hühner erjagt, die sie an den Flügeln herbeigeschleppt brachte, und die Mutter Suberski folgte den Soldaten, in deren Mitte die Stasinka ging, und ermunterte sie durch Scheltworte zu rascherem Ausschreiten.

Wie sie aber beim Wagen angelangt waren, machte das Mädchen noch einen Versuch, sich loszureißen. Vergeblich. Vier derbe Fäuste hielten sie fest an den Armen gepackt. Sie stemmte sich aus Leibeskräften und warf ihren Körper hin und her, bald den einen, bald den anderen der beiden Wasserpolacken gegen die Schulter rammend. Der Feldwebel kommandierte: „Nu man kein Theater gemacht! Angepackt, ihr beiden: eins, zwei drei — hoppla!"

Die beiden Polen faßten sich gegenseitig bei der Hand, schoben so ihre Arme unter die Knie der Stasinka und packten sie mit den freien Händen unter den Achseln; mit einem Schwung beförderten sie sie über die Rückwand des niedrigen Wägelchens hinüber. Sie fiel mit einem Schrei vornüber in die Betten hinein. Die Männer lachten und halfen der Mutter nachklettern, indem sie sie ermahnten, das Mädchen festzuhalten, damit sie unterwegs nicht wieder durchginge. Die ältere Tochter grinste schadenfroh, verstaute ihre Hühner zu den anderen in einen großen Korb, und dann weckte sie den schlummernden Gaul durch einen ganz unvermuteten Peitschenschlag. Erschrocken fuhr der alte Braune auf und zog an.

In diesem Augenblick rauschte es über den Köpfen der Leute daher, daß sie alle nach oben blickten. Ihre gellenden Klarinettentöne ausstoßend, kamen Stasinkas beide Schwäne vom See hergeflogen und begannen über dem langsam davonholpernden Wagen zu kreisen. Da richtete sich das Mädchen auf die Knie auf, reckte ihre Arme in die Luft wie eine Sonnenanbeterin und stieß einen wilden Schrei aus, einen sonderbaren, langgezogenen Gellschrei, den sie sich als Lockruf für ihre Lieblinge angewöhnt haben mochte.

Die drei Soldaten sahen einander verlegen lächelnd an. Selbst der Feldwebel fühlte sich beinahe gerührt durch das merkwürdige Schauspiel. „So was ist mir aber noch nicht vorgekommen", sagte er, zu den beiden Polen gewendet. „Ich glaube gar, die Schwäne ziehen der Hexe nach. Na, um so besser, dann hat sie ja ihren Willen."

Kaczmarek aber setzte sich plötzlich in Laufschritt und holte in ein paar Sprüngen den Wagen ein. Er hielt sich an der Linstenstütze und redete zu der Stasinka hinauf: „Du, Mädel, sei nur ohne Sorge; wenn deine Schwäne wiederkommen, ich werde mich um sie annehmen, solange wir in eurem Dorfe sind, und wenn wir fortkommen, trage ich es einem Kameraden von der Ablösung auf. Behüt' dich Gott! Laß dir's gut gehen in der Fremde, Mädel."

Da wendete die Stasinka ihm ihr Gesicht voll zu. Die hellblauen Augen standen ihr voll Tränen, und so starrte sie in höchster Verwunderung dem Landwehrmann in das gutmütige, breite Gesicht. Dann reckte sie ihre Hände, soweit sie konnte, über den Wagenrand und fuhr ihm streichelnd mit den Fingerspitzen über die Wange: „Du bist gut zu mir", sagte sie leise: „Dank' dir recht schön." Und dann zog sie in drolliger Verlegenheit den Arm zurück und deckte ihn über ihre Augen.

Kaczmarek ließ los, winkte ihr noch ein Lebewohl zu, und dann machte er kehrt und trollte sich zu seinen Kameraden zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dem Mittagessen waren der Kompagnie, bis auf die Posten und Patrouillen, ein paar Stunden Ruhe gegönnt, denn erst mit Einbruch der Dunkelheit war daran zu denken, mit dem Ausheben eines Schützengrabens vor dem Dorfe zu beginnen. Die müden Soldaten hatten in den leeren Häusern Quartier bezogen, reichlich Stroh zusammengeschleppt und in die Öfen hineingestopft, was sie irgend Brennbares erwischen konnten. Bald lagen sie alle in warmen Stuben in tiefem Schlafe und stärkten sich so für die schwere Nachtarbeit.

Die beiden Polen waren zusammen in ein Quartier gekommen, in ein Haus, daß der elenden Hütte der Suberskis gegenüber auf der anderen Seite der Dorfstraße lag. Wittkowski sägte schon lange an einem dicken Ast; aber Kaczmarek konnte keinen Schlaf finden; nicht, weil die Kameraden so gewaltig schnarchten, sondern weil ihm die Stasinka nicht aus dem Kopfe wollte. So leid tat ihm das arme Ding, und das breite Gesicht mit den slawischen Backenknochen, dem großen Munde und der flachen Nase sah er immer vor sich. Er konnte das Gesicht nicht häßlich finden, seit die wasserblauen Augen durch den Tränenschleier ihn so dankbar angeblickt hatten. Es war doch ein Mädchen, rund und weich und warm, und er war seit fast vier Monaten auf dem östlichen Kriegsschauplatz, fern von seiner Heimat, und hatte so etwas lange nicht in seinen Armen gehabt. Und wie er die Kameraden alle so fest schlafen sah, erhob er sich und stahl sich auf den Zehen hinaus. Er ging hinüber in die Fischerhütte und quartierte sich auf eigene Faust in dem Stübchen mit der Bildertapete ein. Torf fand er in der Küche; damit heizte er das elende Öfchen, bis es schier glühte, und dann brachte er das jämmerliche Bett einigermaßen in Ordnung, streckte sich lang darauf aus und deckte sich seinen dicken Mantel über. Da fand er endlich Schlaf. Als er erwachte, war es bereits stockfinster. Erschrocken raffte er sich auf, zog seinen Mantel an und trat ins Freie. Er hatte keine Ahnung, wie spät es sein mochte. Die Kompagnie konnte ja schon abgerückt sein zum Schanzen, und wenn man ihn beim Appell vermißt hatte, wurde er womöglich gar bestraft. Er fand die Dorfstraße menschenleer; da ging er in sein Quartier zurück und sah Wittkowski und zwei andere Kameraden noch behaglich auf dem Stroh ausgestreckt. Er hatte Glück gehabt. Die Kompagnie sollte in Schichten abwechselnd am Schützengraben arbeiten, und er war unter denen, die erst um zehn Uhr abends an die Reihe kamen. Jetzt war es acht; er hatte also noch zwei Stunden vor sich und konnte in aller Ruhe sein Abendbrot verzehren und noch mehrere Pfeifen rauchen. Die Kameraden fragten neugierig, wo er denn gesteckt habe; aber er verriet es ihnen nicht, um sich nicht ihrem Gespött auszusetzen. Er habe vor ihrem wüsten Geschnarche nicht schlafen können, log er ihnen vor, und sei lieber draußen herumgebummelt.

Während sie alle Kaffee tranken und ihr Kommißbrot mit Blockwurst dazu kauten, begann Wittkowski von dem Schwanenmädchen zu erzählen, denn die Kameraden konnten nicht genug von dem seltsamen Abenteuer hören. Derbe Witze flogen hin und her, und dann behauptete einer von den Soldaten, er habe die Schwäne gesehen, als er beim Abrücken der ersten Arbeitsschicht mit draußen auf der Straße gewesen sei. Hoch oben aus der Luft seien sie kreisend im Gleitflug heruntergekommen und hätten sich schreiend auf dem Dache der Jammerbaracke drüben niedergelassen. In der Dunkelheit hätten die Riesenvögel ganz grau ausgesehen, ordentlich unheimlich sei es ihnen allen zumute geworden, denn es sei ihnen ja erst gar nicht bewußt gewesen, daß sie es mit Schwänen zu tun gehabt hätten. Und dann hätten sich die Tiere vom Dache hinunter in das Höfchen geschwungen und wären suchend darin hin und her gewatschelt. Er hätte sich herangemacht, um sie aus der Nähe zu sehen, da seien sie mit ausgebreiteten Flügeln zischend auf ihn los und hätten wild um sich geschlagen, so daß er sich schleunigst davongemacht habe, denn er habe sagen hören,

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Die Flieger Oberleutnant v. Detten und Oberleutnant König vor einem Aufstieg über die russischen Linien.
Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach der Natur gezeichnet von dem im Osten zugelassenen Kriegsmaler Hugo L. Braune.

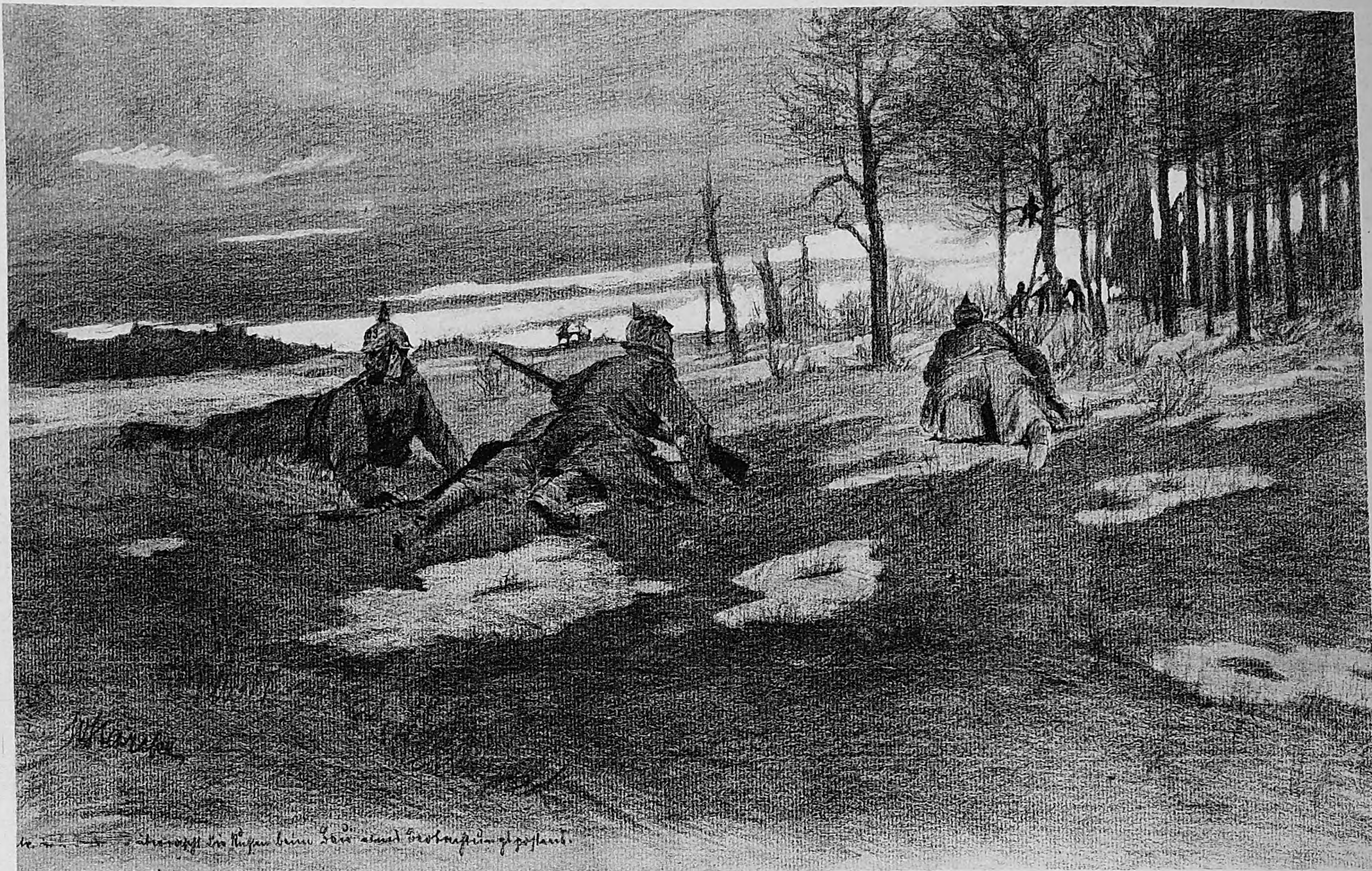


Leichte Munitionskolonne. Im Vordergrunde einer der gefürchteten Minenwerfer.
Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach der Natur gezeichnet von dem im Osten zugelassenen Kriegsmaler Hugo L. Braune.



Eine Straße im Judenviertel zu Wilna.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Kurd Albrecht.



Eine Patrouille überrascht die Russen beim Bau eines Beobachtungspostens.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Landsturmmann W. Starcke.

Winterunterkunftsstätten einer Reservekompagnie vor Smorgon.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Landsturmmann W. Starcke.

solche Schwäne könnten mit ihren Flügeln einem Menschen leicht den Armknochen kaputt schlagen.

Kaczmarek lauschte aufmerksam der Erzählung, und wie just niemand seiner achtete, verließ er die warme Stube und schlich sich hinüber zur Fischerhütte. Wirklich fand er die Schwäne noch vor. In einer Ecke zwischen der Umfassungsmauer und dem Holzschuppen hockten sie eng aneindergedrückt, und als er ihnen nahe kam, streckten sie die Hälse lang aus und zischten ihn mit aufgesperrten Schnäbeln an. Er fürchtete sich nicht, sondern redete ihnen mit leiser Stimme begütigend zu. Er grüßte sie von der Stasinka und sagte, er habe versprochen, für sie zu sorgen. Sein Polnisch mochte ihnen vertraut ins Ohr klingen, die Tiere schmiegten ihre Hälse auf ihren Rücken und stellten ihr feindliches Zischen ein. Mit Hilfe seiner elektrischen Taschenlampe fand Kaczmarek alsbald den Schwanenstall mit der Gattertüre, öffnete sie weit und lockte seine Schutzbefohlenen, wie man Gänse lockt; aber darauf gingen sie nicht ein. So machte er sich davon, auf die Suche nach etwas Eßbarem. In einem großen Bauernhause traf er ein paar Kameraden, die sich Kartoffeln in der Asche geröstet hatten. Sie gaben ihm bereitwillig von ihrem Überfluß ab, und als er mit seiner Beute zurückkehrte in die Suberskische Behausung, fand er die Schwäne im Stalle. Er brach ihnen die noch warmen Kartoffeln auseinander und warf sie ihnen vor. Gierig stürzten sich die hungrigen Tiere darauf. Er sah ihnen lächelnd zu, bis sie alles vertilgt hatten, und dann schloß er das Gattertor. Befriedigt gesellte er sich wieder zu seinen Kameraden und streckte sich noch eine Stunde aufs Stroh, bis er zur Arbeit hinausmußte.

Aus tausend blinkenden Augen sah der wolkenlose Nachthimmel zu, wie sich die emsigen Menschlein in die Erde eingruben, um dem Feinde Trutz zu bieten, wenn er irgendwo in der Finsternis der mondlosen Nacht lauerte. Das leise Schürfen und dumpfe Pochen der Spaten und Pickel war das einzige Geräusch, das die Todesruhe der eisigen Winternacht belebte. Auch die Anordnungen der Vorgesetzten wurden flüsternd gegeben, und nur zuweilen sprang ein heller Klang auf, wenn die Spitze eines Pickels wider einen Stein stieß. Dann hielten jedesmal die Arbeitenden instinktiv inne und lauschten einige Sekunden lang in die Nacht hinaus.

Den Kaczmarek wollte es bei solcher Gelegenheit bedünken, als hörte er aus der Ferne, vom Vorgelände her, das gleiche leise Schürfen und gelegentliche helle Klirren. War es ein Echo, war es eine Ohrentäuschung — oder gruben sich da vorne auf dem nächsten Hügelrücken die Russen gleichfalls ein?

Da klang es plötzlich hell durch die Nacht: päng, päng, päng! dreimal kurz hintereinander. Die sämtlichen Landwehrleute hielten mit ihrer Arbeit inne und reckten sich lauschend auf.

„Was geht's euch an!" schalt leise der Leutnant: „Eine von unseren Patrouillen hat mit den Russen Fühlung bekommen. Nun werden wir ja bald hören, was es gibt. Nur fleißig zugeschanzt, daß wir bis Tagesanbruch fertig werden. Kaczmarek, was stehen Sie denn und träumen?"

Eine Viertelstunde später kehrte eine Patrouille zurück und berichtete, daß sie etwa einen Kilometer weit vor der Stellung auf eine Windmühle gestoßen wäre; wie sie sich da nahe herangemacht hätte, um sie zu untersuchen, hätte sie Feuer bekommen. Sie hätte es jedoch nicht erwidert, sondern sich eilig auf einem anderen Wege zurückbegeben.

„Gut," sagte der Leutnant, „schlaft euch aus. Wir melden das nach hinten; da hat morgen früh unsere Artillerie ein Ziel. — Kaczmarek, Sie träumen ja mit offenen Augen. Warten Sie, ich werde Sie schon munter halten: Sie gehen mit der nächsten Patrouille nach der Windmühle, verstanden? Unteroffizier Plaschke, Sie haben ja Schneid! Ich gebe Ihnen sechs Mann mit; schauen Sie zu, daß Sie sich unbemerkt heranschleichen und die Gesellschaft da drin überrumpeln können. Ein paar Gefangene wären uns jetzt sehr wichtig; und erinnern Sie mich daran, daß der Kaczmarek mitgeht. Von zwölf bis zwei können Sie noch schlafen, dann los in Gottes Namen!"

— —

Als um zwölf Uhr die Ablösung erfolgt war, kehrte Kaczmarek mit den anderen Kameraden in sein Quartier zurück. Er konnte keinen Schlaf finden. Diesmal war es weder das Schnarchen der Landwehrleute noch das Bild des Schwanenmädchens, das ihn wach hielt. Die Erwartung des gefährlichen Abenteuers peitschte ihm die Nerven auf. Wohl hatte er schon zahlreiche Gefechte mitgemacht und war auch schon oft Patrouille gegangen; nie aber doch, wie heute, einer ganz bestimmten, bekannten Gefahr entgegen. Er war ein derber Kerl, dem es an Mut und Wagelust ebensowenig gebrach wie an Kraft und Selbstvertrauen. Was ihn jetzt bis zum Verzagen aufregte, das war der Gedanke, daß er vielleicht den Todesgang antreten mußte, bevor er dem seltsamen Geschöpfe, das ihm so wohlig warm gemacht hatte, sein Versprechen voll erfüllen konnte. Was wurde aus den Schwänen, wenn er nicht für sie sorgte? Es war ihm zumute wie einem, der im Augenblicke höchster Gefahr daran denkt, daß er kein Testament gemacht hat und sein Teuerstes unversorgt zurückläßt.

An die anderthalb Stunden quälte er sich so schlummerlos auf seinem Stroh dahin, hilflos preisgegeben dem harten Wogenprall bitterer Ängste und schäumenden Lebensdranges. Er erhob sich von seinem Lager, schlich sich hinaus in die eisige Nacht und hinüber zur Hütte. Er wollte sich erst überzeugen, ob die Schwäne in ihrem Stall auch schliefen.

„Diawu, was ist das?" entfuhr es ihm, und er bekreuzte sich unwillkürlich. Das Gatter stand auf, und der Stall war leer! Und er wußte doch bestimmt, daß er den Stift durch die Löcher der Eisenklammern gesteckt hatte. Er hastete zur Haustüre und drückte auf die Klinke. Sie gab nicht nach. Verschlossen von innen?

Er stand und lauschte unschlüssig; sein Herz pochte ungestüm. Hatten ihm die Kameraden einen Streich gespielt, oder war etwa wirklich das tolle Mädel heimgekehrt durch die finstre Nacht? Er entschloß sich endlich, leise ans Fenster zu klopfen. Nichts regte sich drin. Er klopfte stärker — er flüsterte zärtlich: „Stasinka, bist du drin? — Mach mir auf, du!"

Immer noch regte sich nichts. Da leuchtete er mit seiner Laterne zum unverhangenen Fenster hinein, und er sah im Hintergrunde des Stübchens, auf Stasinkas ärmlichem Bette, ein weißes Gewühl sich erheben: die Schwäne! Wahrhaftig, die Schwäne! Von dem plötzlichen Lichtschein erschreckt, fuhren sie aus ihrem Schlummer empor, reckten die Hälse und breiteten, wie zur Abwehr oder zur Flucht, ihre gewaltigen Schwingen aus. Und unter diesen Schwingen wurde das blasse Gesicht ihrer Herrin sichtbar. Zwei angstweite Augen starrten nach dem Fenster. Kaczmarek steckte die Taschenlampe ein und trommelte rücksichtlos gegen die Scheiben. Er dachte nicht daran, daß das Geräusch vielleicht einen Wachposten aufmerksam machen, Kameraden, die sich zur Ablösung richteten, herbeilocken könnte. Er dachte gar nichts. Sein Blut schoß ihm heiß ins Hirn, und er wußte nur eins: da drin ist die Stasinka, lebendig, weich und warm — und du sollst in den Tod, armer junger Kerl. Reiße sie an dich!

Da klirrte das Fensterlein, und ein Flügel tat sich auf. Er griff in die Dunkelheit hinein und erhaschte einen bloßen Arm. Das Mädchen schrie leise auf. Da drückte er den Arm an seine heiße, bärtige Wange und flüsterte ihr zu: „Hab' doch keine Angst, du! Ich bin's doch. Kaczmarek Joseph schreib' ich mich. Ich bin es, der dir versprochen hat, deine Tiere zu versorgen. Laß mich doch rein, Mädel. Es ist doch so elend kalt hier draußen."

In seiner Aufregung verstand er ihre fremde Mundart nicht; aber ihre Stimme klang nicht bös und abwehrend, nur angstvoll und traurig.

„Versteh dich nicht," klagte er ungeduldig, „sag's doch noch einmal. Willst du mich nicht zu dir lassen? Ich mein's doch gut mit dir. Wir müssen doch alles bereden, wie wir's anstellen, daß du hierbleiben kannst, ohne daß sie es merken und dich wieder mit Gewalt fortschleppen. Ich muß jetzt gleich Patrouille gehen; die Russen haben schon geschossen, sie werden mich auch schießen; ich komme vielleicht nicht wieder, und dann habe ich dich nicht gedrückt und geküßt. Armes Mädel, du, dann hast niemand, der dich beschützt. Mach auf, mach auf! Laß mich herein."

Da beugte sich die Stasinka ein wenig zum Fenster hinaus und sprach so deutlich wie sie irgend konnte; „Ich kann dich doch nicht hereinlassen. Die Schwäne leiden's nicht. Ich gehe nicht fort von den Schwänen, und wer mir nahe kommt, den schlagen sie tot, die Schwäne."

Mit der Rechten hielt Kaczmarek des Mädchens Arm umklammert, mit der Linken griff er nach ihrer Schulter und schüttelte sie zornbebend. Seine Stimme war heiser vor Aufregung: „Zum Teufel, die Schwäne! Ich will nicht Patrouille gehen und totgeschossen werden! Ich will dich erst haben, Mädel! Wenn ich soll denken, ich bin bald tot, und ein anderer soll dich haben, dann werde ich wütig! Ich habe doch so heißes Blut, mir ist doch alles eins. Ich fürchte mich doch vor dem Teufel nicht, wenn ich wütig bin!"

Das Mädchen stöhnte vor Schmerz unter seinem harten Griff: „Ich kann doch nicht, ich kann doch nicht!" jammerte sie leise: „Sie leiden's nicht, meine Schwäne. Stärker sind sie wie wilde Hunde! Weiße Wölfe sind sie, meine Geliebten!"

In diesem Augenblick wurde es auf der Straße lebendig. Schwere Soldatenschritte klangen durch die Nacht, und auch im Hause gegenüber, Kaczmareks Quartier, ward die Haustüre aufgetan, und ein Lichtschein drang in die Nacht hinaus: die Ablösung trat an. Da riß Kaczmarek das Mädchen an sich und drückte seinen Kopf gegen ihre volle Brust. Einen kurzen Augenblick nur spürte er ihr warmes Leben, dann stieß sie ihn zurück und schloß das Fenster. Und er taumelte wie trunken, das Dunkel suchend, nach dem Hause gegenüber und machte sich zu seinem gefährlichen Nachtgang zurecht.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

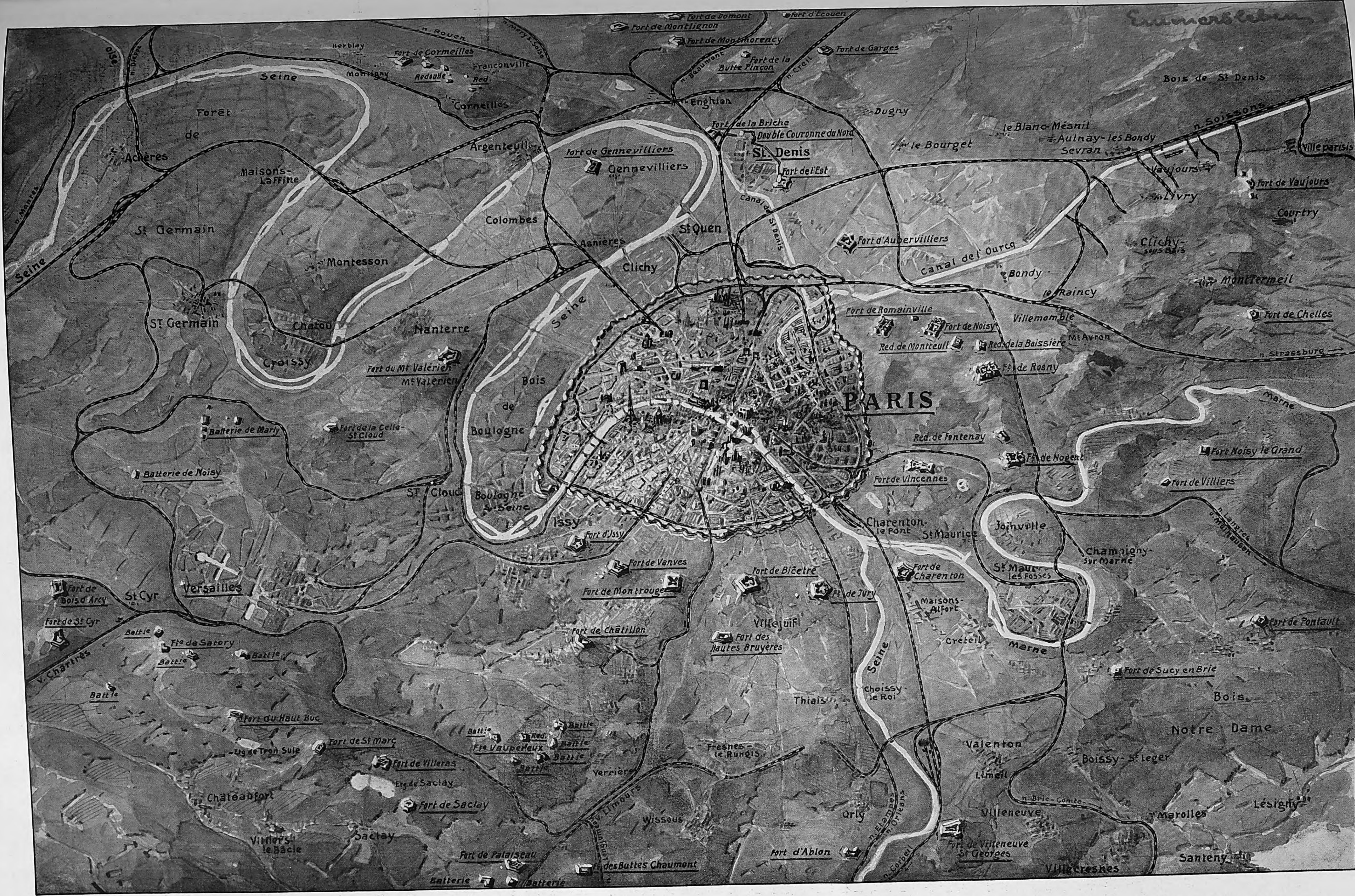
Die dritte Kompagnie. Von Wilhelm Lennemann.

Sie lagen drei Tage im blutigen Kampf
In Eisenhagel und glühendem Dampf;
Granatendurchwühlt der Unterstand,
Schützte kein Loch sie vor Stahl und Brand.
Und sie bebten und fluchten. Dann räumten sie
Die Gräben der dritten Kompagnie.

Doch sie schworen, die Fäuste zusammengekrallt,
Einen heiligen Schwur, den die Rache geballt:
Haß wider Haß und Blut wider Blut,
Falle, was fällt in der flammenden Glut;
Wir stürmen wieder und zwingen sie,
Die Gräben der dritten Kompagnie.

Dann kam ihr Tag. Wie durch Bruch und Rohr
Gleich wütenden Keilern stürmten sie vor.
Ein Sprung, ein Würgen Mann wider Mann,
„Du oder ich!" Und der Keiler gewann
Und hielt, wie ihn auch das Feuer umspie,
Die Gräben der dritten Kompagnie.

Und dann zerrannen Haß und Wut
Wie Wellen in verebbender Flut.
Sie haben kein lautes Wörtlein gewagt,
Nur stumm gesucht und bang gefragt.
Und ehrt ihr die Helden, vergeßt auch nie
Die Toten der dritten Kompagnie!



Zum Angriff deutscher Luftschiffe auf Paris: Das Befestigungsgebiet der französischen Hauptstadt. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Walter Emmersleben.

Die Entwicklung des Gedankens einer allgemeinen Frauendienstpflicht.

Von Dr. Ernst Reichel, Zwickau.

Es kommt uns, je länger der Krieg tobt, je weitere Länder er in seinen furchtbaren Bannkreis zieht, immer mehr zum Bewußtsein, daß der deutsche Sieg nicht allein errungen wird durch die stärksten Bataillone und durch die besten Waffen, sondern durch die gewaltige wirtschaftliche Arbeit der Daheimgebliebenen. Das ist ihr stiller Kampfplatz; und die größte Zahl der Streiter hier sind Frauen und Mädchen, die opferwillig und voller Begeisterung in die Lücken traten, als die männlichen Kräfte ins Feld rückten. Aber der gute Wille allein kann nicht ersetzen, was ihnen in langen Friedensjahren an einer entsprechenden Ausbildung vorenthalten wurde. Kein Wunder, daß man jetzt im Hinblick auf die militärische Mobilmachung, auf ihren glatten Verlauf und die sichere Durchführung aller militärischen Maßnahmen auch für die weiblichen Glieder entsprechende Einrichtungen fordert. Und die alte Frage nach einer weiblichen Dienstpflicht taucht mit frischer Kraft überall wieder auf. Die großen Frauenvereinigungen, die in der Zeit der schwersten Not die festesten und einzigen Stützen der Organisation weiblicher Kriegsarbeit waren, gehen von neuem ans Werk. Das Jahr 1915 brachte die Kriegstagung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, wo Helene Lange die Frage der „Dienstpflicht der Frau" erörterte. Auf der Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Leipzig nahm Margarete Treuge zu dieser Frage Stellung, und auf dem Süddeutschen Frauentage äußerte sich Dr. Gertrud Bäumer dazu. Daneben befaßte sich noch manche andere Vereinigung mit dieser Angelegenheit, z. B. der Deutsche Fröbelverband auf seiner siebzehnten Hauptversammlung in Mannheim, verschiedene Ortsgruppen des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, der Deutsche Verband akademischer Frauenvereine, der Deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen, der Verband für Frauenstimmrecht am 8. und 9. November 1915 in Dresden u. a. m. Wir sehen eifriges Streben überall, den weiblichen Gliedern unseres Volkes nicht nur für die Friedenszeit, sondern vor allem auch für die Zeit des Krieges eine entsprechende Ausbildung und dadurch einen bestimmten Platz im großen Betriebe unseres Staatslebens zuzuweisen, damit sie nicht blutenden Herzens beiseite stehen müssen, wenn des Vaterlandes Not helfender, aber geschulter Kräfte bedarf. Was jetzt in eiserner Zeit allen offenbar geworden ist, das hat schon in Friedenszeiten jedem, der es sehen wollte, seine Dringlichkeit bewiesen: wir brauchen eine bessere Weiterbildung unserer Mädchen, eine Ergänzung unserer bisherigen Mädchenerziehung, und diese soll uns die weibliche Dienstpflicht gewährleisten.



Der „Merseburger Rabe", das zum Zwecke des Roten Kreuzes und der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen fertig benagelte vaterländische Wahrzeichen der Stadt Merseburg.

An der Spitze dieser ganzen Bewegung steht Therese Cabarrus-Fontenay, die in der Zeit der Französischen Revolution (1794) Frauendienst als unbedingte Notwendigkeit forderte in öffentlichen Kranken- und Armenhäusern. In Deutschland wird diese Forderung genau hundert Jahre später durch die Einrichtungen des Evangelischen Diakonievereins, durch die Bestrebungen von Professor DDr. Zimmer bis zu einem gewissen Grade verwirklicht. Während hier im Interesse einer besseren Krankenpflege die Dienste der Frau gefordert werden, hält Frau Henriette Goldschmidt in Leipzig Anfang der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts allgemeinen Frauendienst notwendig für das Wohl des heranwachsenden Geschlechts durch Arbeit im Kindergarten. Denselben Gedanken vertritt Freiin v. Bülow, die aber neben den Volksgärten noch andere Veranstaltungen zum öffentlichen Wohl in Betracht zieht. Im Jahre 1820 hat Pastor Klönne einen zweijährigen Dienst der Frau in der kirchlichen Gemeindepflege gefordert.

Alle diese Forderungen haben in erster Linie die Glieder des Volkes im Auge, denen gedient werden soll: die Kranken und die heranwachsenden vorschulpflichtigen Kinder; anders stellt sich der Münchner Arzt Dr. Hans Schmidkunz zu dieser Frage. Er fordert die Dienstpflicht der Frauen im Interesse derer, die dienen. Vom Standpunkt des Gesundheitslehrers schreibt er 1894: „Wir werden — mit einem Geld, das bald zehnfach wieder hereinkommt — hygienische Kasernen bauen. Dort legt die junge Soldatin unter entsprechender Leitung ihr Dienstjahr ab, das die ihr näher als dem Mann liegende hygienische Kunst zu einem bleibenden Besitz für das ganze Leben macht und ihr zugleich die ihr ferner als dem Manne liegende Strammheit und Zucht einprägt, deren Mangel heute zu den schwersten Leiden einer Frau gehört."

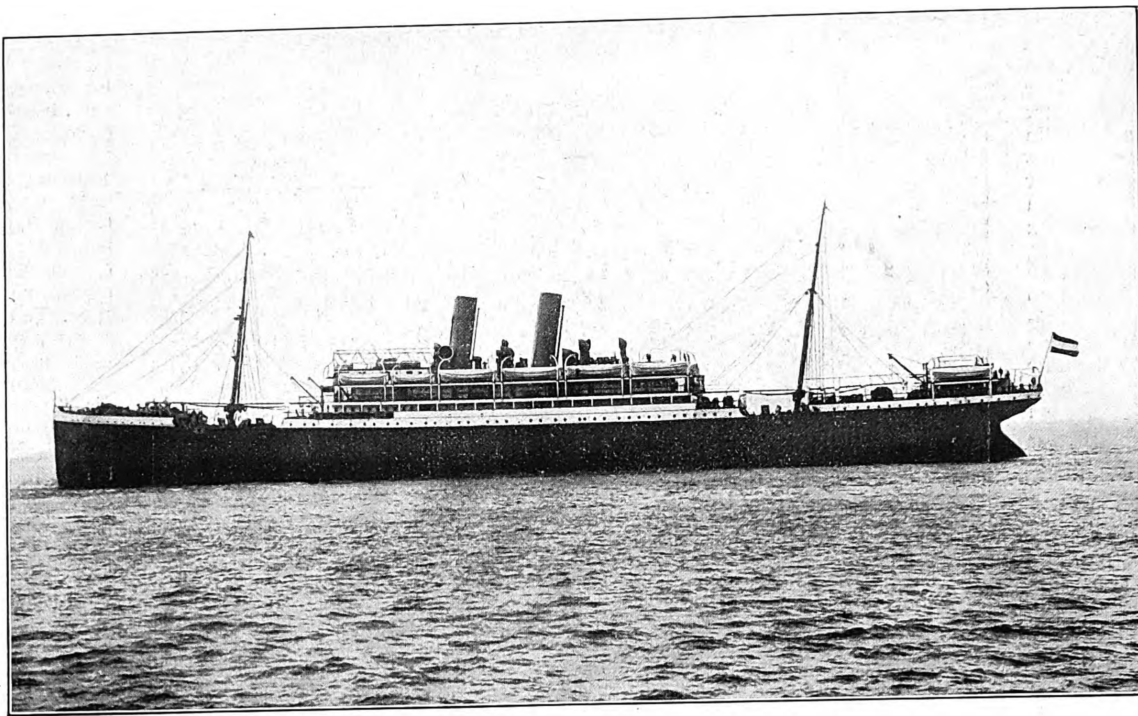
Je weiter wir über die Jahrhundertwende vordringen, um so zahlreicher werden die Stimmen, die einen allgemeinen Frauendienst fordern. Während man aber vorher nur diesen oder jenen Gesichtspunkt allein in den Vordergrund stellte, wird jetzt der Inhalt einer weiblichen Dienstpflicht immer größer. Das hängt zusammen mit der zunehmenden Betätigung der Frau auf allen Lebensgebieten, mit der stärker werdenden Einsicht in ihre Bedeutung für die Zukunft eines Volkes und mit der Erkenntnis von der Unzulänglichkeit weiblicher Erziehung und Bildung für ihren Beruf als Hausfrau und Mutter und für das Gemeinwohl.

Im großen und ganzen kann man in der Zeit vor Ausbruch des Krieges zunächst zwei Strömungen unterscheiden: die eine — hauptsächlich sich anschließend an das Rote Kreuz

und seinen Bestrebungen nahestehende Kreise — will alle Mädchen vertraut machen mit der Krankenpflege, besonders unter Hinweis auf die Notwendigkeit einer solchen Ausbildung im Kriegsfalle als Verwundetenpflege, damit eine genügende Zahl von Helferinnen vorhanden ist für die dritte Zone, für das Heimatsgebiet; die andere — ausgehend von Erziehern, Volkswirtschaftlern, sozial denkenden Menschen aller Kreise, getragen vor allem auch durch die Frauenbewegung in mancherlei Bestrebungen und in ihrem Grundgedanken nach anderer Seite hin auch gefördert durch städtische und staatliche Körperschaften — wendet sich gegen eine einseitige Ausbildung als Krankenpflegerin und fordert eine Vorbereitung aller Mädchen für ihren Hausfrauen- und Mutterberuf. Diese letztere Richtung scheint mir hervorgegangen zu sein aus den schon viel älteren Bestrebungen, eine hauswirtschaftliche Bildung der die Volksschule besuchenden Mädchen im letzten Jahre ihrer Schulpflicht anzubahnen. Da aber die Jugend der Mädchen gegen diesen Plan vielfach ausschlaggebend ins Feld geführt wurde, verlangte man hauswirtschaftliche Schulung aller Mädchen, soweit nicht anderweit für Ersatz durch die Eltern gesorgt werden konnte, in der Mädchenfortbildungsschule hauswirtschaftlicher Art. Die lebhaften Bestrebungen nach gesetzlicher Regelung der Mädchenfortbildungsschule in verschiedenen deutschen Bundesstaaten, z. B. im Königreich Sachsen, in Sachsen-Gotha, in Hessen-Darmstadt, Elsaß-Lothringen, Oldenburg, Reuß ä. L., wollten den Gedanken hauswirtschaftlicher Ausbildung der heranwachsenden Mädchen in die Wirklichkeit umsetzen. Mancherlei Gründe, die oft mit der Mädchenfortbildungsschule nichts oder nur wenig zu tun hatten, verhinderten diesen Fortschritt vor dem Kriege. Jetzt, in dieser Zeit bitterster Not, sah man, daß „die Hausfrau im allgemeinen an gemeinwirtschaftliches Denken nicht gewöhnt ist. Sie sieht ihre Aufgabe darin, für ihr Haus zu sorgen, ihre Speisekammer zu füllen, ihre Familie mit möglichst wenig Geld möglichst gut satt zu machen“ (Dr. Gertrud Bäumer). Da wurde es allen klar vor Augen gestellt, daß der Einzelhaushalt durch Tausende von Fäden mit dem großen Haushalt der Gesamtheit verknüpft ist. Erst die Summe aller gutgeführten Einzelhaushalte verbürgt die rechte Durchführung unseres Volkshaushaltes zum Wohle aller seiner Glieder. Aber wie sollte das möglich sein, wenn schon in ruhigen Friedenstagen die Klagen über mangelnde hauswirtschaftliche Bildung unserer Mädchen an allen Orten immer lauter und dringlicher wurden! Hier klaffte eine Lücke in unserer Rüstung. Hier rächte sich eine Unterlassungssünde aus langen Friedensjahren. Die Frau muß ihren Einzelhaushalt schon in Friedenszeiten so führen können, wie es unsere Nahrungsmittel, unsere gesamten Lebensbedingungen erfordern, um in Kriegszeiten allen Forderungen gerecht werden zu können, um sich mit ihrem Haushalte einzuordnen in die Haushaltführung der Gesamtheit. Kein Wunder, daß nun viele Stimmen im Hinblick auf unsere militärischen Vorbereitungen im Frieden eine hauswirtschaftliche Ausbildungspflicht aller Mädchen forderten. So treffen diese beiden Bewegungen zusammen: das Streben nach einer gesetzlich eingeführten hauswirtschaftlichen Mädchenfortbildungsschule und das Verlangen, zu allen Zeiten eine rechte Haushaltführung des einzelnen in und mit dem Volkshaushalt sicherzustellen.

Von den Anhängern der Frauenbewegung, die bei ihrer Tätigkeit manchen Blick in soziales Elend tun, wird mit allem Nachdruck noch eine dritte Art einer Dienstpflicht der Frauen gefordert: die soziale Dienstpflicht. Sie soll, abgesehen von der Befriedigung, die jede soziale Tätigkeit dem Ausübenden für sein ganzes Leben bereitet, nicht geschaffen werden zum Vorteil der Dienenden, sondern zum allgemeinen Wohle derer, die notwendig die Dienste helfender Mitmenschen brauchen. Aber wegen ihrer Eigenart und auch wegen der äußeren Bedingungen kommt diese Art eines Frauendienstes nicht für alle, sondern nur für einzelne Mädchen in Betracht, die sich besonders dazu eignen.

Überblicken wir so die Entwicklung des Gedankens einer allgemeinen Dienstpflicht bis in die Gegenwart, so ergibt sich, daß sich sein Inhalt unter dem Einflusse der Zeit, unter dem Druck der Verhältnisse und in Verbindung mit anderen Bestrebungen auf dem Gebiete weiblichen Erziehungs- und Bildungswesens erweitert hat. Von der einseitigen Forderung nach Ausbildung nur für ein besonderes Aufgabengebiet weiblicher Tüchtigkeit hat uns die Entwicklung hingeführt zur umfassenden Ausbildung der Mädchen als künftige Hausfrauen und Mütter; von der Betonung einer Seite weiblicher Eigenart zur Hervorkehrung der gesamten natürlichen Grundlagen ihres Wesens, ohne daß dabei die tatsächlichen Verhältnisse außer acht gelassen werden, im Gegenteil, in voller Übereinstimmung mit ihnen. So dürfen wir hoffen, daß der Gedanke einer allgemeinen Frauendienstpflicht einer Verwirklichung zugeführt wird, die der weiblichen Eigenart, den wirklichen Verhältnissen und der geschichtlichen Entwicklung entspricht.



Der zurückerbeutete Norddeutsche Lloyd-Dampfer „König Albert“.

Das Schiff wurde seinerzeit von den Engländern beschlagnahmt, dann den Italienern überlassen und ist nun vor dem albanischen Hafen San Giovanni di Medua von einem österreichisch-ungarischen Unterseeboot aufgebracht worden.

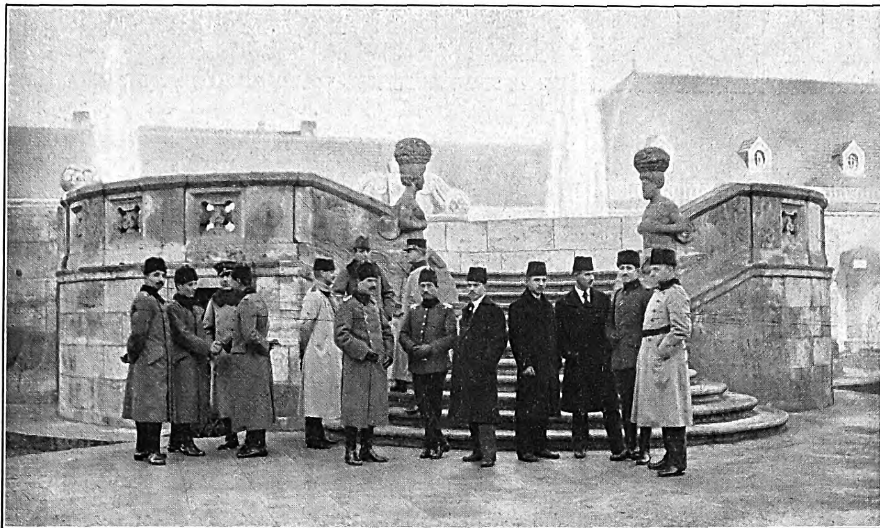
Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Die Handels-Hochschule Mannheim versendet soeben das Vorlesungs-Verzeichnis für das Sommer-Semester 1916; es ist das vierte Kriegssemester. Das Verzeichnis enthält neben den regelmäßig wiederkehrenden einführenden und grundlegenden wie weiterführenden Vorlesungen zeitgemäße Ankündigungen in einem vollzugsreifen Kriegsplane und einem Übersichtsplane für den Fall des Friedens. Wieder ist in reichem Maße Gelegenheit zu allgemeiner und Berufsausbildung gegeben für Kaufleute sowohl wie für zukünftige Lehrer an Handelsschulen. Auch kriegsbeschädigte Offiziere können sich einschreiben lassen. Druckschriften und Auskünfte kostenlos durch die Hochschule.

Erkrankte deutsche Kriegsgefangene in Davos. Die ausgangs Januar in Davos eingetroffenen ersten erholungsbedürftigen deutschen Krieger aus französischen Gefangenenlagern, vier Offiziere, 96 Unteroffiziere und Soldaten, fühlen sich in diesem sonnigen Gebirgskurorte anscheinend recht wohl. Der Empfang von seiten der überwiegend deutschen und schweizerischen Gäste, wie besonders auch der einheimischen Bevölkerung war ein überaus herzlicher; die Unterkunft in großen, neuzeitlichen Gasthäusern ist aufs beste geordnet. Die Überwiesenen bewegen sich, einzig unter ärztlicher Aufsicht, völlig frei im Kurorte; bereits erscheinen die ungewohnten Feldgrauen allenthalben im bunten Getriebe des Davoser Winterlebens. Die Erlaubnis, ihre Angehörigen zu sich kommen zu lassen und mit ihnen ebenso ungezwungen zu verkehren, wird weiter dazu beitragen, ihnen den heilkräftigen Aufenthalt im schweizerischen Hochgebirge angenehm zu gestalten. Hoffentlich folgen den ersten Gefangenen bald weitere; es dürfte kaum je ein Liebeswerk eine so dankenswerte Aufgabe so verheißungsvoll angefaßt haben.

Die Not der Kinder im zweiten Kriegsjahr. Die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin hat kurz nach Kriegsbeginn die deutschen Frauen und Mütter aufgerufen, durch den Krieg in Not geratene Kinder während der Kriegszeit unentgeltlich in ihr Haus aufzunehmen. Die Bitte fand Gehör. Eine große Zahl von Familien erklärte sich hierzu bereit. Interessant war hierbei die Zusammensetzung der Stände: der Kleinbauer und Handwerker waren ebenso wie der Akademiker und Großgrundbesitzer vertreten. Die anfänglich gehegte Hoffnung, mit der Zahl der Familien, die sich zur Aufnahme der Kinder bereit erklärt hatten, auszukommen, hat sich längst als trügerisch erwiesen. Täglich steht die Zentrale vor der Notwendigkeit, ein Kind für eine Zeit außerhalb seines eigenen Hauses unterzubringen; denn selbst bei voller Inanspruchnahme der von Reich, Staat und Kommune gewährten Unterstützungen kann doch nicht verhindert werden, daß viele Kinder unterernährt werden, dringend erholungsbedürftig und dadurch sittlich weniger widerstandsfähig geworden sind. Bei vielen Kindern erscheint sogar die sofortige Verpflanzung in gesündere und geordnete Lebensverhältnisse als Lebensvoraussetzung. Deutsche Mütter und deutsche Frauen! Ihr habt in diesem Kriege Eurer mütterlichen und menschlichen Liebe den tiefsten Sinn zu geben gewußt. Deshalb wenden wir uns noch einmal an Euch mit der Bitte, mit dem Reichtum Eurer Liebe auch die Kinder umfassen zu wollen, die jetzt in der schweren Kriegszeit an ihrem inneren und äußeren Menschen sonst Schaden leiden müssen. Erklärt Euch bereit, während der Dauer der Kriegszeit ein solches Kind bei Euch aufzunehmen, und ihm die Wohltat eines behüteten und von Liebe getragenen Hauses zu gewähren. Auch zu Euch wird der Dank für Euer Tun vom Kinde selbst strömen. Meldungen wolle man richten an die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge E. V., Abteilung Adoption- und Pflegewesen, Berlin N. 24, Monbijouplatz 3.



Türkische und österreichisch-ungarische Offiziere des Deutschen Genesungsheims für Angehörige der Armee und Marine verbündeter Staaten, die zur Kur in Bad-Nauheim weilen, an den heilkräftigen Nauheimer Sprudeln.

Leipziger Frühjahrs-Mustermesse 1916 (6. bis 11. März). Die Leipziger Mustermessen haben während der Kriegszeit in der bisherigen Weise stattgefunden und durch ihren zahlreichen Besuch aus Aussteller- und Einkäuferkreisen nicht nur ihre Daseinsberechtigung, sondern auch ihre geschäftliche Notwendigkeit voll erwiesen. Es wird daher jeder Ein- und Verkäufer aus uns befreundeten Ländern die bevorstehende Frühjahrsmesse in der gewohnten Weise besuchen, und zwar aus Gründen geschäftlicher Natur, wie auch aus nationalen Rücksichten. Ist ihm doch hier die beste Gelegenheit geboten, seinen geschäftlichen Vorteil wahrzunehmen, indem er sich durch die Messe einen umfassenden Überblick über die gesamte Marktlage und dadurch einen wichtigen und wertvollen Anhalt für seine geschäftlichen Maßnahmen verschafft. Angesichts der Bemühungen unserer Feinde, uns auf wirtschaftlichem Gebiete zu schädigen, ist es notwendig, immer wieder vor aller Welt die tatsächlich unerschütterliche Kraft und Stärke des Deutschen Wirtschaftslebens darzutun. Alle beteiligten Kreise sind bemüht, den Besuch der bevorstehenden Messe zu erleichtern und vorteilhaft zu gestalten. Wer davon noch keine Kenntnis hat, wolle sich ungesäumt an den Meß-Ausschuß der Handelskammer in Leipzig wenden.

Dresden. Wer die schöne Elbestadt mit ihren prächtigen öffentlichen Gebäuden, blumenreichen Parkanlagen und Gärten, Theatern und Kunstschätzen besucht, wird auch seine Aufmerksamkeit der herrlichen Umgebung widmen, die ihresgleichen sucht. Um den Elbtalkessel, in dem Dresden liegt, gruppieren sich allmählich ansteigende Höhen. Alle diese Höhenzüge sind von unendlichem Reiz; sie bilden einen grünen Rahmen zur Stadt; sind doch Laub- und Nadelwälder neben Obstplantagen und Gärten ihr schönster Schmuck; Villen und Schlößchen ragen aus dem Grün hervor und verleihen der Landschaft einen idyllischen Charakter. Auskünfte bereitwilligst durch den Fremdenverein in Dresden-A., Hauptbahnhof.

Bad Salzbrunn, malerisch im Waldenburger Gebirge gelegen, erfreut sich in diesem Winter trotz dem Kriege eines ganz besonders regen Verkehrs. Außer den 175 Offizieren und Mannschaften des Vereinslazaretts weilen eine ganze Anzahl Privatkurgäste, wie auch Angehörige der Reichsversicherungsanstalt und der Landesversicherungsanstalten jetzt zur Kur hier. Da die wichtigsten Kureinrichtungen Bad Salzbrunns auch während dieses Winters geöffnet sind, bietet sich allen denen Gelegenheit zur Vornahme einer Brunnen- und Badekur, die im Sommer infolge zu großer Inanspruchnahme wegen des Krieges nicht abkömmlich waren. Neben Katarrhen der Luftwege und der Verdauungsorgane werden durch die hiesige Kur auch Blasen- und Nierenleiden, Gicht, Zuckerkrankheit sowie die Folgezustände nach Influenza günstig beeinflußt. Namentlich bei Blasen- und Nierenleiden hat Bad Salzbrunn mit seinen Quellen ausgezeichnete Erfolge gezeitigt. Einer immer steigenden Beliebtheit erfreuen sich die vorzüglichen natürlichen kohlensauren Mineralbäder, auf die bei dieser Gelegenheit besonders hingewiesen sei. Zum Besten der Insassen des Vereinslazaretts wurden in letzter Zeit mehrfach Konzerte unter Mitwirkung namhafter Künstler veranstaltet.

Die österreichische Stahlfirma Gebrüder Böhler hat dem K. u. K. Kriegsministerium eine Million fünfeinhalbprozentiger österreichischer Kriegsanleihe zur Heilung von Wunden, die der Krieg geschlagen hat, überwiesen. Diese Summe soll zu einer Böhlerstiftung verwendet werden.

Kariöse oder wurzelkranke Zähne verursachen wie jeder weiß Zahnschmerzen, die zu krankhafter Nervenreizung beitragen können. Eine regelmäßige Zahn- und Mundpflege kann daher nicht genug empfohlen werden. Man verwende hierzu nur erstklassige Präparate wie es Kalodont-Zahn-Creme und Kalodont-Mundwasser sind; sie haben sich seit 28 Jahren bestens bewährt.

Togal. Mit diesem Präparat konnten nach zahlreichen ärztlichen Berichten recht beachtenswerte Erfolge bei Rheumatismus, Ischias und Hexenschuß erzielt werden. Es wirkte stets schnell und rief keine unangenehmen Nebenerscheinungen hervor, was nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Kriegschronik.

29. Januar 1916.

Nordwestlich des Gehöfts La Folie (nordöstlich von Neuville) stürmten unsere Truppen die feindlichen Gräben in 1500 m Ausdehnung, brachten 237 Gefangene, darunter 1 Offizier, und 9 Maschinengewehre ein.

Vor der kürzlich genommenen Stellung bei Neuville brachen wiederholte französische Angriffe zusammen, jedoch gelang es dem Feinde, einen zweiten Sprengtrichter zu besetzen. Im Westteil von St.-Laurent (bei Arras) wurde den Franzosen eine Häusergruppe im Sturm entrissen.

Südlich der Somme eroberten wir das Dorf Frise und etwa 1000 m der südlich anschließenden Stellung. Die Franzosen ließen unverwundet 12 Offiziere, 927 Mann sowie 13 Maschinengewehre und 4 Minenwerfer in unserer Hand.

Weiter südlich bei Lihons drang eine Erkundungsabteilung bis in die zweite feindliche Linie vor, machte einige Gefangene und kehrte ohne Verluste in ihre Stellung zurück.

Auf der Combres-Höhe richtete eine französische Sprengung nur geringen Schaden an unserem vordersten Graben an. Unter beträchtlichen Verlusten mußte sich der Feind nach einem Versuch, den Trichter zu besetzen, zurückziehen.

Der Luftangriff auf Freiburg in der Nacht zum 28. Januar hat nur geringen Schaden verursacht. Ein Soldat und zwei Zivilisten sind verletzt.

Die Brückenschanze nordwestlich von Usciesko am Dnjestr wurde heute früh heftig angegriffen. Die tapfere Besatzung schlug den Feind zurück. Das Vorfeld ist mit russischen Leichen bedeckt.

Die österreichisch-ungarischen Truppen haben Alessio und den Adriahafen San Giovanni di Medua besetzt. Es wurden viel Vorräte erbeutet. In Montenegro ist die Lage unverändert ruhig. Aus verschiedenen Orten des Landes kommt die Meldung, daß die Bevölkerung den einrückenden k. u. k. Truppen einen feierlichen Empfang bereitet hat. An Waffen wurden bis jetzt, die Lowcenbeute mit eingerechnet, auf den Hauptsammelstellen eingebracht: 314 Geschütze, 50000 Gewehre, 50 Maschinengewehre. Die Zählung ist noch nicht abgeschlossen.

Ein deutsches Unterseeboot hat am 18. Januar den englischen armierten Transportdampfer „Marere" im Mittelmeer und am 23. Januar einen englischen Truppentransportdampfer im Golf von Saloniki vernichtet.

Am 17. Januar 10 Uhr vormittags hielt ein Unterseeboot 150 Seemeilen östlich von Malta einen Dampfer an, der die holländische Flagge führte und am Bug den Namen „Melanie" trug. Der Dampfer stoppte, machte Signal: „Habe Halt gemacht" und schickte ein Boot. Als sich darauf das Unterseeboot zur Prüfung der Schiffspapiere dem Dampfer näherte, eröffnete dieser unter holländischer Flagge aus mehreren Geschützen und Maschinengewehren ein lebhaftes Feuer und versuchte das Unterseeboot zu rammen. Diesem gelang es nur durch schnelles Tauchen, sich dem völkerrechtswidrigen Angriff zu entziehen.

Das englische Handelsministerium gibt bekannt, daß vom 4. August 1914 bis 31. Oktober 1915 510 englische Schiffe vom Feinde versenkt wurden, nämlich 274 Dampfer mit insgesamt 524648 Tonnengehalt, 227 Fischerfahrzeuge mit 14104 t und 19 Segelschiffe mit 15542 t.

Das Fort Karaburun, das die Einfahrt in den Salonikier Hafen beherrscht, wurde gestern von je einem englischen, französischen, italienischen und russischen Detachement besetzt, die von den Kreuzern „Piemonte" und „Askold" gelandet wurden.

30. Januar 1916.

An und südlich der Straße Vimy-Neuville dauerten die Kämpfe um den Besitz der von uns genommenen Stellung an. Ein französischer Angriff wurde abgeschlagen.

Die südlich der Somme eroberte Stellung hat eine Ausdehnung von 3500 m und eine Tiefe von 1000 m. Im ganzen sind dort 17 Offiziere, 1270 Mann, darunter einige Engländer, in unsere Hand gefallen.

Die Russen wiederholten gestern tagsüber ihre Angriffe gegen die Brückenschanze nordwestlich von Usciesko. Alle Versuche, sich ihrer zu bemächtigen, scheiterten an der Tapferkeit der Verteidiger.

In Montenegro ist Ruhe. In San Giovanni di Medua wurden 2 Geschütze, sehr viel Artilleriemunition und beträchtliche Vorräte an Kaffee und Brotfrucht erbeutet. — Über einen in der Nacht zum Sonntag erfolgten Zeppelinangriff auf Paris meldet die „Agence Havas": Der Zeppelin warf während seines Fluges über Paris mehrere Bomben, denen ziemlich viele Personen zum Opfer fielen. An einem Punkte wurden 15 Personen getötet, an einem anderen ein Mann und drei Frauen. An einer anderen Stelle zerstörte eine Bombe ein Haus, auch dort fielen ihr mehrere Personen zum Opfer. Wieder an anderen Stellen verursachten die Bomben Materialschaden oder riefen nur einfache Aushöhlungen hervor, ohne Personen zu verletzen. Dichter Nebel bedeckte die Stadt bis zu einer Höhe von 700 bis 800 m, schwächte die Wirkung der Scheinwerfer und behinderte das Feuer der Abwehrkanonen. Mehrere Flugzeuge machten Jagd auf den Zeppelin, der in großer Höhe flog, und schossen auf ihn in dem Augenblick, wo er sich entfernte.

31. Januar 1916.

Unsere neuen Gräben in der Gegend von Neuville wurden gegen französische Wiedereroberungsversuche behauptet.

Die Zahl der nordwestlich des Gehöfts La Folie gemachten Gefangenen erhöht sich auf 318 Mann, die Beute auf 11 Maschinengewehre.

Gegen die am 28. Januar südlich der Somme von schlesischen Truppen genommene Stellung richteten die Franzosen mehrfache Feuerüberfälle.

In Erwiderung des Bombenabwurfes französischer Luftschiffe auf die offene, außerhalb des Operationsgebietes liegende Stadt Freiburg haben unsere Luftschiffe in den beiden letzten Nächten die Festung Paris mit anscheinend befriedigendem Erfolge angegriffen.

Russische Angriffsversuche gegen den Kirchhof von Wisman (an der Aa westlich von Riga) scheiterten in unserem Infanterie- und Artilleriefeuer.

1. Februar 1916.

In der Nacht zum 31. Januar versuchten kleine englische Abteilungen einen Handstreich gegen unsere Stellungen westlich von Messines (Flandern). Sie wurden sämtlich zurückgeworfen, nachdem es ihnen an einer Stelle vorübergehend gelungen war, in unseren Graben einzudringen.

Bei Fricourt (östlich von Albert) hinderten wir durch Feuer den Feind an der Besetzung eines von ihm gesprengten Trichters. Nördlich davon drangen deutsche Patrouillen bis in die englische Stellung vor und kehrten mit einigen Gefangenen ohne eigene Verluste zurück.

Südlich der Somme verloren die Franzosen im Handgranatenkampf noch weiteren Boden.

Eins unserer Luftschiffe griff Schiffe und Depots der Entente im Hafen von Saloniki mit beobachtetem guten Erfolge an.

Die Lage in Montenegro und im Gebiet von Skutari ist unverändert ruhig. Die Haltung der Bevölkerung läßt nichts zu wünschen übrig.

Eines unserer Marineluftgeschwader hat in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar Dock-, Hafen- und Fabrikanlagen in und bei Liverpool und Birkenhead, Eisenwerke und Hochöfen von Manchester, Fabriken und Hochöfen von Nottingham und Sheffield sowie große Industrieanlagen am Humber und bei Great Yarmouth ausgiebig mit Spreng- und Brandbomben belegt. Überall wurde starke Wirkung durch mächtige Explosionen und heftige Brände beobachtet. Am Humber wurde außerdem eine Batterie zum Schweigen gebracht. Die Luftschiffe wurden von allen Plätzen aus stark beschossen, aber nicht getroffen. Sämtliche Luftschiffe sind trotz der starken Gegenwirkung wohlbehalten zurückgekehrt.

2. Februar 1916.

Die feindliche Artillerie entwickelte in einzelnen Abschnitten der Champagne und östlich von St. Dié (in den Vogesen) große Lebhaftigkeit. Die Stadt Lens wurde abermals vom Gegner beschossen. Ein französisches Großflugzeug stürzte, von unserem Abwehrfeuer gefaßt, südwestlich von Chauny ab. Die Insassen sind verwundet gefangengenommen.

Eine stärkere russische Abteilung wurde von deutschen Streifkommandos an der Wiesieluchа, südlich von Kuchocka Wola (zwischen Stochod und Styr) angegriffen und aufgerieben.

Unsere Flieger beobachteten in den Hafenanlagen von Saloniki große Brände, die offenbar von unserem Luftschiffangriff herrühren.

Vor der Brückenschanze nordwestlich von Usciesko wurden die Russen durch Minenangriffe zum Verlassen ihrer vordersten Gräben gezwungen.



Zu den schweren Kämpfen unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten mit den Russen: Hochstand an der beßarabischen Grenze.

Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers k. u. k. Hauptmanns Ludwig Heßhaimer.

Nummer 3791. 146. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3791. 146. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M, frei ins Haus 9 M 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. **24. Februar 1916.**

Das Ernährungsproblem im zweiten Kriegsjahr.

Von Professor Dr. Paul Eltzbacher, zur Zeit Rektor der Handels-Hochschule Berlin.

I. Die Lage.

Das Problem der Volksernährung scheint sich im zweiten Kriegsjahr vollkommen geändert zu haben. Nicht mehr darum scheint es sich zu handeln, ob wir mit unseren Nahrungsmitteln auskommen können, sondern darum, daß die vorhandenen Nahrungsmittel möglichst gleichmäßig unter die Bevölkerung verteilt werden, vor allem aber, daß die Preise möglichst billig sind.

Bei Beginn des Krieges waren wir mit unserer Ernährung ganz auf uns selbst gestellt. Wir mußten uns auf eine isolierte Volkswirtschaft einrichten, wie in dem von mir herausgegebenen Buche „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan“ eingehend dargestellt ist. Unmittelbare Zufuhren über See waren uns so gut wie abgeschnitten. Aber auch aus den an uns angrenzenden neutralen Ländern konnten wir nicht mit irgendwelcher Sicherheit auf Zufuhren rechnen. Die Schweiz, die Niederlande und die skandinavischen Staaten waren selbst auf fremde Zufuhren angewiesen, und dadurch war es für unsere Gegner ein leichtes, sie durch Ausübung eines wirtschaftlichen Druckes an unserer Versorgung zu hindern. Rumänien aber, das uns trotz einer minder guten Ernte recht wohl hätte etwas abgeben können, rechnete stark mit dem Siege unserer Gegner und sperrte uns deshalb die Zufuhr.

Wie anders scheint die Lage heute! Durch die Erfolge unserer Waffen ist der Ring zerbrochen, den man um uns geschlossen hatte. Wir haben freie Verbindung mit Bulgarien, mit der Türkei und mit Persien. Rumänien zählt nicht mehr auf unsere Niederlage. Zug auf Zug mit Weizen, mit Mais, mit Hülsenfrüchten rollt vom Balkan der deutschen Grenze zu. So sieht es fast aus, als seien alle Sorgen um unsere Ernährung verschwunden, und als handle es sich nur noch darum, die vorhandenen Nahrungsmittel möglichst gut auf die verschiedenen Gegenden zu verteilen und der Bevölkerung zu möglichst billigen Preisen zur Verfügung zu stellen.

Freilich, bei genauerem Zusehen stehen die Dinge doch wesentlich anders. Die Lage im ersten Kriegsjahr war nicht so schlecht, wie sie auf den ersten Blick scheinen konnte, und die Lage im zweiten Kriegsjahr ist nicht so gut, wie sie dem oberflächlichen Betrachter erscheint.

Im ersten Kriegsjahr waren wir allerdings abgeschlossen und mit unserer Ernährung ganz auf uns selbst gestellt. Es fehlte uns etwa ein Viertel unseres gewöhnlichen Nahrungsverbrauches. Von den zu unserer Ernährung unentbehrlichen Eiweißstoffen fehlte uns sogar ein Drittel unseres gewöhnlichen Verbrauches. Aber glücklicherweise war unser Bedarf weit geringer als unser Verbrauch. Wir hatten im Frieden als ein wohlhabendes Volk weit mehr als das Notwendige verbraucht. Unseren Bedarf aber vermochte unsere Landwirtschaft trotz der gewaltigen Zunahme unserer Bevölkerung (seit 1865 war sie von 40 auf 70 Millionen angewachsen) immer noch zu decken. Die Ernte von 1914 war eine leidliche Mittelernte. Aus der vorangegangenen Zeit hatten wir noch mancherlei Vorräte. Während des ersten Kriegsjahres kam trotz der Absperrung doch noch allerlei aus neutralen und erfreulicherweise auch aus feindlichen Ländern herein.

So wären wir geradezu vortrefflich ausgekommen und hätten gewaltige Reserven übrigbehalten, z. B. in Gestalt unseres überschüssigen Zuckers, eines geradezu idealen Dauernahrungsmittels, wenn wir uns unverzüglich entschlossen hätten, fortan an Nahrungsmitteln nicht mehr zu verbrauchen, als wir bedurften. Freilich, eine schwierige Umschaltung! Sie gelang erst nach über einem halben Jahre, während dessen wir ruhig weiter gelebt und gegessen hatten wie im tiefsten Frieden. Unsere Nahrungsreserven waren in diesem halben Jahre fast vollständig erschöpft, und nur dem eisernen Zugreifen der verbündeten Regierungen, die vor keinem noch so weitgehenden Zwangsmittel zurückscheuten, ist es zu danken, daß wir trotzdem ausgekommen sind. Wir verdanken es der stärkeren Ausmahlung des Getreides, dem Kartoffelzusatz zum Brot, den Brotkarten und — den Schweineschlachtungen.

Auch den Schweineschlachtungen! Männer, die man für sachverständig halten sollte, haben darüber geklagt, daß von Dezember 1914 bis April 1915 acht Millionen unreife Schweine geschlachtet worden seien, und Betrachtungen darüber angestellt, wie schön es wäre, wenn wir jetzt den Speck dieser Schweine hätten. Sie haben nur leider die Frage unbeantwortet gelassen, mit was man denn diese Schweine hätte füttern und diesen Speck hätte erzielen sollen! Wenn überflüssige Futtermittel dagewesen wären, so müßten wir sie doch jetzt noch haben! Wo sind sie denn hingekommen? Ja, der eine oder der andere wird vielleicht sagen: die verfaulten Kartoffeln! Wir haben keine Anhaltspunkte dafür, wieviel Kartoffeln im Sommer 1914 über das gewöhnliche Maß hinaus verfault sind. Auch die Kritiker des „Schweinemordens“ haben uns keine solche gegeben. Geheimrat Appel hat in einem Vortrag in der Generalversammlung des Verbandes deutscher Kartoffelinteressenten am 25. Januar behauptet, daß es sich um „viele Tausende von Zentnern“ gehandelt habe. Aber nehmen wir auch an, es seien eine Million Zentner Kartoffeln infolge mangelhafter Lagerung in den Städten verfault, was hätten sie den acht Millionen Schweinen, wenn wir einmal diese Zahl als richtig annehmen wollen, geholfen? Auf jedes Schwein wären 12 Pfund Kartoffeln gekommen! Also: der jetzige Fettmangel beruht nicht darauf, daß wir unseren Schweinebestand unnötig vermindert haben, sondern darauf, daß wir ihn vermindern mußten, weil uns die ausländischen Futtermittel fehlten, die russische Gerste, der amerikanische Mais, auf denen ein großer Teil unserer Schweinehaltung aufgebaut war. Er ist eine unvermeidliche Folge des Krieges, und auf sein Bevorstehen ist lange vor den großen Schweineschlachtungen hingewiesen worden. Bereits im Dezember 1914 habe ich zusammen mit einigen Freunden den Aufklärungsfeldzug begonnen, in welchem wir die Bevölkerung der Großstädte darauf hinwiesen, der Fleisch- und Fettverbrauch müsse eingeschränkt werden. Man muß es den verbündeten Regierungen und ganz besonders dem preußischen Ministerium des Innern Dank wissen, daß sie damals eine, zunächst bei den Landwirten und im weiteren Verlauf notwendig auch bei den städtischen Verbrauchern äußerst unpopuläre Maßregel fest und rücksichtslos durchgeführt haben, weil diese Maßregel notwendig war, wenn wir mit unserer Volksernährung durchhalten wollten. Die unreif geschlachteten acht Millionen Schweine hätten, wenn sie am Leben geblieben wären, außer den verfaulten Kartoffeln sehr bald auch einen großen Teil der Stoffe weggefressen, die für die menschliche Ernährung unbedingt notwendig waren. Ein paar Monate später aber hätte man sie dann, weil jetzt gar nichts mehr da war, dennoch unreif schlachten müssen, aber ihr Fleisch und Fett hätte uns bei dem Mangel an anderen Nahrungsmitteln nicht mehr gerettet, der Krieg wäre aus wirtschaftlichen Gründen verloren gewesen.

So zeigt uns der Rückblick auf das erste Kriegsjahr folgendes Bild. Zunächst lagen die Verhältnisse für unsere Ernährung sehr günstig, viel günstiger, als wir hoffen durften. Sodann wurden sie durch mangelnde Anpassung schlecht. Schließlich haben wir durch das Verdienst der verbündeten Regierungen und unserer Bevölkerung, die sich musterhaft den obrigkeitlichen Anordnungen unterworfen hat, doch noch durchgehalten.

Wie liegen nun die Verhältnisse in diesem zweiten Kriegsjahre?

Etwas haben wir jetzt allerdings gegenüber dem ersten Kriegsjahre voraus: die Einfuhr aus Rumänien und Bulgarien. Man hat Berechnungen darüber aufgestellt, wieviel uns diese Länder von ihrem Überfluß an Getreide und Hülsenfrüchten abgeben können. Aber leider genügt es nicht, daß wir Getreide kaufen, es muß auch zu uns hergeschafft werden. Die beste Art der Beförderung, die Verschiffung zur See, kommt nicht in Betracht, die Donauschiffahrt ist nicht besonders leistungsfähig, und man muß überdies damit rechnen, daß sie durch Eis ein paar Monate zum Stillstand gelangt. Mit der Bahn aber können selbst bei äußerster Anstrengung nur verhältnismäßig geringe Mengen Getreide befördert werden. Die Schätzungen dessen, was mit den vorhandenen Beförderungsmitteln bis zur neuen Ernte vom Balkan zu uns gelangen kann, sind verschieden; es wird wahrscheinlich nicht viel mehr als eine halbe Million Tonnen sein. Was bedeutet das nun für uns? Dies kann man nur ermessen, wenn man den Ertrag unserer eigenen Ernte heranzieht.

Infolge der Dürre, infolge der mangelhaften Düngung, wie sie besonders auch auf dem Mangel an Chilesalpeter beruhte, endlich infolge des feindlichen Einbruchs in Ostpreußen und im Elsaß, mußte man von vornherein für 1915 mit einer minder guten Ernte rechnen. Die Befürchtungen sind leider in Erfüllung gegangen.

Die Mindernte an Getreide, namentlich an Hafer, gegenüber dem vorigen Jahre beträgt mehrere Millionen Tonnen. Bei den Hülsenfrüchten haben wir vielleicht keinen erheblichen Minderertrag, die Ernte ist allerdings kaum mittel, aber dafür sind infolge der guten Preise wahrscheinlich größere Flächen mit Hülsenfrüchten bebaut worden. An Zuckerrüben haben wir schwerlich mehr als drei Fünftel des vorjährigen Ertrages erzielt, teils durch die Verringerung der Anbaufläche, wie sie wegen des Mangels an Stickstoffdünger empfohlen wurde, teils wegen der Sparsamkeit, mit der man auch bei den angebauten Zuckerrüben den Stickstoff verwenden mußte. Infolgedessen fehlen uns etwa dreiviertel Millionen Tonnen Zucker.

Besonders gut ist glücklicherweise die Kartoffelernte ausgefallen. Am 25. Januar führte in der Generalversammlung des Verbandes deutscher Kartoffelinteressenten der Geschäftsführer des Verbandes aus, es stehe fest, daß gegenüber 1914 ein Mehrertrag von acht Millionen Tonnen erzielt worden sei. Aber um diese erfreuliche Tatsache recht einzuschätzen, muß man daran denken, daß die Kartoffeln von 1915 sich wegen des feuchten Wetters nicht so gut halten werden wie die vorjährigen. Man muß weiter erwägen, daß auch gute Kartoffeln infolge ihres hohen Wassergehaltes nur etwa ein Drittel des Nährwertes der gleichen Menge Getreide und sogar nur ein Fünftel des Nährwertes der gleichen Menge Zucker haben. Daher bedeutet der Mehrertrag an Kartoffeln nicht so viel, wie er zunächst zu bedeuten scheint: die eine Hälfte wird durch unseren Minderertrag an Zucker, die andere schon durch einen Teil unseres Minderertrages an Getreide ausgeglichen.

Gut ist auch die Gemüseernte und besonders die Obsternte ausgefallen, aber dies ist leider von untergeordneter Bedeutung. Denn Gemüse und Obst sind zwar gesund und wohlschmeckend, aber sie haben doch nur einen geringen Nährwert, und außerdem handelt es sich im Verhältnis zu den anderen Nahrungsmitteln nur um kleine Mengen. Von dem Nahrungsverbrauch des deutschen Volkes entfielen bei Ausbruch des Krieges 50 Proz. auf Getreide, Hülsenfrüchte und Kartoffeln, dagegen nur 3 Proz. auf Gemüse und sogar nur 1 Proz. auf Obst. Eine gute Gemüse- und Obsternte ist daher nichts so Wichtiges, wie sie auf den ersten Blick scheinen mag.

Daß bei der Dürre der Futterertrag nicht gut gewesen sein kann, ist klar. Zuntz hat in einem Vortrag den Minderertrag an Stroh und an Zuckerrüben gewonnenem Futter auf etwa 30 Proz., den Minderertrag an Kleeheu, Wiesenheu und Grünfutter trotz der guten Ernte in einzelnen Gegenden Deutschlands auf 10 Proz. geschätzt.

Noch etwas anderes verschlechtert unsere Lage im Vergleich mit dem ersten Kriegsjahr: daß unsere Vorräte sich verringert haben. Was für gewaltige Mengen an Nahrungsmitteln die Lager unserer Groß- und Kleinhändler bei Ausbruch des Krieges enthielten, das haben wir erst während des Krieges recht erkannt, als noch nach langer Zeit gewisse überseeische Waren kein Ende nehmen wollten. Getreide, Hülsenfrüchte, Zucker, Fett und vieles andere waren bei Ausbruch des Krieges in Menge vorhanden. Wir hatten große Bestände an ausgemästetem, schlachtreifem Vieh. Wir hatten so viel Kraftfuttermittel, daß wir unsere Milcherzeugung zunächst beinahe unvermindert erhalten konnten. Dadurch, daß wir im ersten halben Jahre des Krieges unseren bisherigen Verbrauch im wesentlichen beibehalten und uns der ernsten Lage nicht angepaßt haben, sind diese Vorräte zusammengeschmolzen. In das zweite Kriegsjahr sind wir mit bescheideneren Vorräten hineingegangen. Hierher gehören vor allem die 700000 t Brotgetreide, die gegen Ende des ersten Kriegsjahres durch die strengen staatlichen Maßnahmen eingespart worden sind.

Also aus zwei Gründen hat sich das Ernährungsproblem im zweiten Kriegsjahr sehr viel ernster gestaltet als im ersten: weil die Ernte nicht so gut ausgefallen ist wie 1914, und weil wir nicht mehr die großen Vorräte haben wie 1914. Gegenüber dem Ausfall, der auf diesen beiden ungünstigen Tatsachen beruht, spielen die Zufuhren aus Rumänien und Bulgarien leider nur eine unbedeutende Rolle. Sie vermögen nur einen Bruchteil des Fehlbetrages zu decken.

Es ist notwendig, daß die ganze Bevölkerung diese Lage so klar wie möglich erkennt. Nur dann sind wir imstande, auch im zweiten Kriegsjahr den Aushungerungsplan unserer Feinde zunichte zu machen. Das können wir trotz der schwierigen Lage. Haben wir doch dem ersten Kriegsjahr gegenüber den einen ungeheuren Vorteil, daß wir die notwendigen Einrichtungen zum wirtschaftlichen Durchhalten nicht erst nach und nach mühsam aussinnen und ins Werk setzen müssen, sondern daß wir das zweite Kriegsjahr mit ihnen beginnen konnten.

II. Die Aufgabe.

Im zweiten Kriegsjahr treten wir an vergrößerte Schwierigkeiten auch mit einer weit größeren Fähigkeit heran, sie zu überwinden. Wir besitzen jetzt die ganzen Erfahrungen des ersten Kriegsjahres und haben von Anfang an die Einrichtungen zur Sicherung unserer Volksernährung, die im ersten Kriegsjahr erst geschaffen werden mußten. Unsere Aufgabe ist es jetzt, von jenen Erfahrungen Gebrauch zu machen und diese Einrichtungen immer vollkommener zu gestalten. Hierbei müssen der Staat und der einzelne zusammenwirken. Die staatlichen Einrichtungen sind in mancher Hinsicht auszubauen und von Mängeln zu befreien. Der einzelne aber muß sich ihnen unterordnen und von der ihm verbliebenen Freiheit einen vernünftigen Gebrauch machen.

Es gilt, die Kanäle zu verstopfen, durch die Nährwerte abfließen können. Vor allem muß jede Vergeudung unterbleiben. Im vorigen Jahre wurden mancherlei Merkblätter verbreitet: „Haltet das Brot heilig“, „spart mit der Butter“ und so fort. In den meisten großen Städten ist das heute nicht mehr nötig. Den Großstädtern ist heute der Brotkorb hoch genug gehängt.

Anders ist es in den kleinen Städten und auf dem Lande. Die Schwierigkeiten der Landwirtschaft sind ja groß: Mangel an Düngemitteln, Mangel an Futtermitteln, Mangel an Zugtieren, Mangel an Arbeitskräften, und vielleicht an der Spitze des Betriebes eine Frau! Aber an Nahrungsmitteln leiden die Landwirte und die vielen Leute in den kleinen Städten, die nebenher etwas Landwirtschaft treiben, keinen Mangel, sie melken ihre Kuh, sie schlachten ihr Schwein, sie machen Butter, und in ihren Mieten häufen sich die Kartoffeln. Das kann sie über unsere schwierige Lage hinwegtäuschen und sie zur Vergeudung von Nährwerten verführen. Die Lage unserer Volksernährung ist aber so ernst, daß auch auf dem Lande keine solche Vergeudung stattfinden darf. Unsere ländliche Bevölkerung muß sich wenigstens annähernd die Beschränkungen freiwillig auferlegen, zu denen die städtische Bevölkerung gezwungen ist.

Aber es gibt noch einen anderen Kanal, durch den Nährwerte abfließen können, weit größere als durch übermäßiges Essen, das ist die Viehhaltung. Eine große Berliner Zeitung schrieb kürzlich, es sei ja ganz gleich, ob wir die Kartoffeln selbst äßen oder in Gestalt von Speck; bei ihrer Verfütterung an die Schweine gingen sie ja nicht verloren, sondern erführen bloß eine Umwandlung. Aber das ist ein, freilich weitverbreiteter, Irrtum.

Wie jeder Mensch, so muß auch das Tier eine ganze Menge Nahrung zu sich nehmen, nur um am Leben zu bleiben und nicht an Gewicht zu verlieren. Erst was es darüber hinaus genießt, bewirkt einen Gewichtszuwachs. Man hat durch genaue Versuche festgestellt, daß von den Nahrungsmitteln, die ein Schwein zu sich nimmt, noch nicht ganz die Hälfte in Gestalt von Fleisch und Fett wiederkehrt, von den Eiweißstoffen nicht einmal ein volles Viertel. Noch viel ungünstiger ist die Verwertung beim Schlachtrind, bei ihm wird von den verfütterten Nährwerten nur etwa ein Siebentel, von den Eiweißstoffen nur ein Fünftel zu Fleisch und Fett. Trotzdem findet bei der Rinderhaltung kein Nährwertverlust statt, denn das Rind nährt sich im großen ganzen von Stoffen, die der Mensch nicht essen kann; auf dem Umwege über das Rind können wir Heu, Stroh, Schlempe und ähnliche Dinge zu unserer Ernährung verwerten. Ganz anders ist es beim Schwein. Gewiß werden die Schweine zum Teil mit Abfällen, kleinen Kartoffeln und anderen Dingen gefüttert, die nicht unmittelbar für den Menschen verwertbar sind. Aber sie erhalten doch auch viele für den Menschen brauchbare Nahrungsmittel, besonders Magermilch, Getreide und Kartoffeln. Mit diesen Stoffen aber kann man mehr als doppelt so viel Menschen ernähren als mit dem aus ihnen erzeugten Fleisch und Speck. Natürlich soll die Schweinehaltung nicht ganz aufgegeben werden. Der Mensch ist keine chemische Retorte. Auch in ernster Zeit läßt es sich nicht vermeiden, auf unseren Geschmack und unsere Eßgewohnheiten Rücksicht zu nehmen. Aber niemals soll man den großen Nährwertverlust aus den Augen verlieren, der mit der Erzeugung von Schweinefleisch aus menschlichen Nahrungsmitteln verbunden ist.

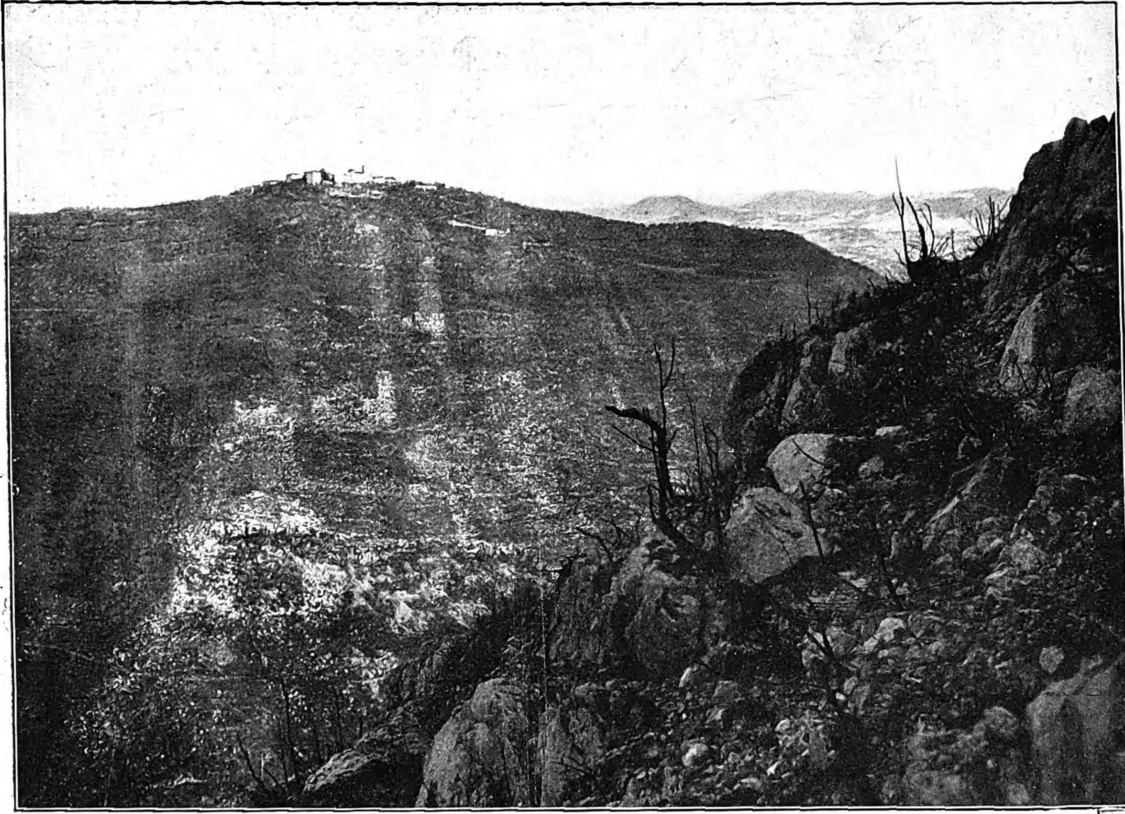
Leider wurde bis jetzt die übermäßige Erzeugung von Schweinefleisch durch zwei ganz verschiedene Tatsachen gefördert. Die Landwirte fanden es bei den niedrigen Kartoffelhöchstpreisen vorteilhaft, Kartoffeln in Speck zu verwandeln, und verfütterten zur Ergänzung auch Getreide. Die städtischen Arbeiter wünschten weiter ihr gewohntes und als Herrenkost betrachtetes Schweinefleisch zu haben, ohne zu ahnen, daß noch die Sieger von 1866 mit der Hälfte des heutigen Fleischgenusses ausgekommen sind. Infolgedessen fühlte sich im Reichstag weder die Rechte noch die Linke veranlaßt, für eine vernünftige Beschränkung unseres Schweinebestandes, wie sie durch den Mangel an ausländischen Futtermitteln notwendig geworden ist, einzutreten. Demgegenüber muß immer wieder hervorgehoben werden, daß die Verwandlung menschlicher Nahrungsmittel in Schweinefleisch und Speck ein großer Luxus ist, den wir uns in diesem zweiten Kriegsjahr nur in beschränktem Maße leisten dürfen.

Auch bei der Erzeugung von Butter findet ein Verlust von Nährwerten statt. Wenn man die Milch unmittelbar verzehrt oder zu Fettkäse verarbeitet, so kommen die in ihr enthaltenen Nährwerte dem Menschen fast unvermindert zugute. Macht man dagegen Butter, so wird ein kostbarer Teil der Milch, das in ihr enthaltene Eiweiß, mit der Magermilch an die Schweine verfüttert, und von diesem Eiweiß bekommt der Mensch in Gestalt von Schweinefleisch nur ein Viertel zurück. Ein Pfund Butter kostet uns etwa 13 Liter Vollmilch, je nach dem Fettgehalt der Milch kann es weniger, aber auch mehr sein. Deshalb ist es bei Milchmangel besser, die Buttererzeugung zu vermindern als den Verkauf von Milch und die Erzeugung von Käse. Deshalb ist auch der gegenwärtige Buttermangel ein geringeres Übel als ein Mangel an Milch es sein würde. Die städtische Bevölkerung weiß auch hier nicht, was für sie gut ist. Sie muß sich entschließen, Käsebrot und Wurstbrot ohne Butter zu essen und beim Kochen mit den Fetten zu sparen. Beides ist gewiß unangenehm. Aber weit schlimmer für unsere Volksernährung als der gegenwärtige Buttermangel wäre



K. u. k. Linienschiffsleutnant Demeter Konjović,

der heldenmütige Führer des österreichischen Flugzeuggeschwaders, das am 2. Februar den Luftangriff auf den von den Italienern besetzten Hafen von Valona in Albanien ausführte. (Vgl. das Bild auf der Titelseite der vorliegenden Nummer.)



Von der Isonzofront: Blick auf den Monte Santo.

Der Krieg mit Italien.

der Milch- und Käsemangel, der eintreten müßte, wenn unsere Landwirtschaft ungeachtet des durch den Futtermangel verminderten Milchertrages es versuchen wollte, die bisherige Buttermenge weiterzuliefern. Unsere Landwirte sollen sich darüber klar sein: nicht Butter liefern ist ein vaterländisches Werk, sondern Milch und Käse liefern.

Also es gilt, keine Nahrungsmittel zu vergeuden, weder durch übermäßigen Verbrauch, noch durch übermäßige Schweinehaltung oder Buttererzeugung. Aber vielleicht wichtiger noch ist etwas anderes: daß unsere Landwirtschaft ihre Produktion möglichst steigert, daß sie in dieser Zeit das erzeugt, was den allergrößten Ertrag liefert, nicht an Geld, sondern — was manchmal ganz etwas anderes ist — an Nährwerten. Deshalb hat der preußische Landwirtschaftsminister den Landwirten mit Recht geraten, jetzt, wo wir in Deutschland künstlichen Stickstoff auch für die Bedürfnisse unserer Landwirtschaft erzeugen, die Anbaufläche für Zuckerrüben wieder zu vergrößern. Denn keine Pflanze liefert auf gleichem Raume entfernt so große Nährwerte wie die Zuckerrübe: sie liefert fast fünfmal so viel wie der Roggen und reichlich doppelt so viel wie die Kartoffel. Der Landwirt ist freilich nicht gewohnt, mit Nährwerten, sondern mit Geldwerten zu rechnen, und deshalb ist es wünschenswert, daß er einen recht guten Preis für seine Zuckerrüben bekommt und damit einen Antrieb zum Anbau dieser heute für uns so wichtigen Pflanze.

Aus dem gleichen Grunde, weil es gilt, möglichst große Nährwerte zu erzeugen, sollen die Landwirte sich nicht zu unnötigen Schlachtungen von Milchkühen verleiten lassen. Seit einiger Zeit hat der Auftrieb von Kühen zu den Schlachthöfen stark zugenommen. Zum Teil beruht dies gewiß auf Futtermangel, zum Teil aber auch auf den hohen Rindfleischpreisen, die diese Verwertung der Kühe als besonders vorteilhaft erscheinen lassen. Diese Schlachtung der Kühe ist sehr bedenklich. Das, was eine Kuh frißt, wird in Gestalt von Milch fast doppelt so gut verwertet wie in Gestalt von Fleisch. Von den Nährwerten, die sie zu sich nimmt, kehren in Gestalt von Fleisch nur 14 Prozent wieder, in Gestalt von Milch 23 Prozent, und ähnlich liegt es mit den von ihr verzehrten Eiweißstoffen. Deshalb ist es dringend geboten, die Milcherzeugung so weit aufrechtzuerhalten, wie es mit den vorhandenen Futtermitteln irgend möglich ist. Die Regierungen können dies unterstützen: wenn sie dafür sorgen, daß der Landwirt für seine Milch einen besseren Preis bekommt und zugleich für Rindfleisch einen Höchstpreis einführen, so fällt für den Landwirt die Versuchung weg, seine Milchkühe zur Schlachtbank zu liefern.

Damit ist die Aufgabe, die wir auf dem Gebiete der Volksernährung im zweiten Kriegsjahre haben, wenigstens in großen Zügen bestimmt. Es kommt darauf an, noch strenger als im ersten Kriegsjahr an dem Streben festzuhalten, daß erstens möglichst große Nährwerte erzeugt, und daß zweitens möglichst wenig Nährwerte vergeudet werden.

Man hat gesagt, das Ernährungsproblem sei im zweiten Kriegsjahr nicht mehr ein Problem des Auskommens, sondern ein Problem der richtigen Verteilung und Preisbildung. Aber das ist nicht richtig. Örtliche Stockungen in der Nahrungsmittelversorgung sind schlimm, und es ist unangenehm, wenn man in Berlin unter Umständen eine Woche lang keine Kartoffeln bekommen kann. Auch übermäßige Preise sind vom Übel, bei denen einzelnen große Gewinne zufließen, während die Masse der Bevölkerung darbt. Es ist notwendig, dergleichen Übelstände zu bekämpfen. Aber ungleich wichtiger ist es doch, daß wir überhaupt mit unseren Nahrungsmitteln auskommen, und sehr verderblich ist es deshalb, wenn man dem ständigen Ruf nach billigen Preisen Zugeständnisse macht, die dieses alleroberste Ziel gefährden. Es ist deshalb gut, daß jetzt die Höchstpreise für Kartoffeln erhöht worden sind, denn die bisherigen Kartoffelpreise waren ein fortgesetzter Anreiz zur Verfütterung. Bei jeder Festsetzung von Höchstpreisen muß man daran denken, daß es die Hauptsache ist, unsere Produktion zu den äußersten Anstrengungen anzuspornen, und daß gute Preise das wirksamste Mittel zu diesem Zwecke sind. So sicher stehen wir nicht da im zweiten Kriegsjahr, daß wir bereits an das Angenehme denken können, an Butter und Speck und billige Preise, sondern wir müssen mindestens ebensosehr wie im ersten Kriegsjahr an das Notwendige denken: daß wir bis zur neuen Ernte zu leben haben.

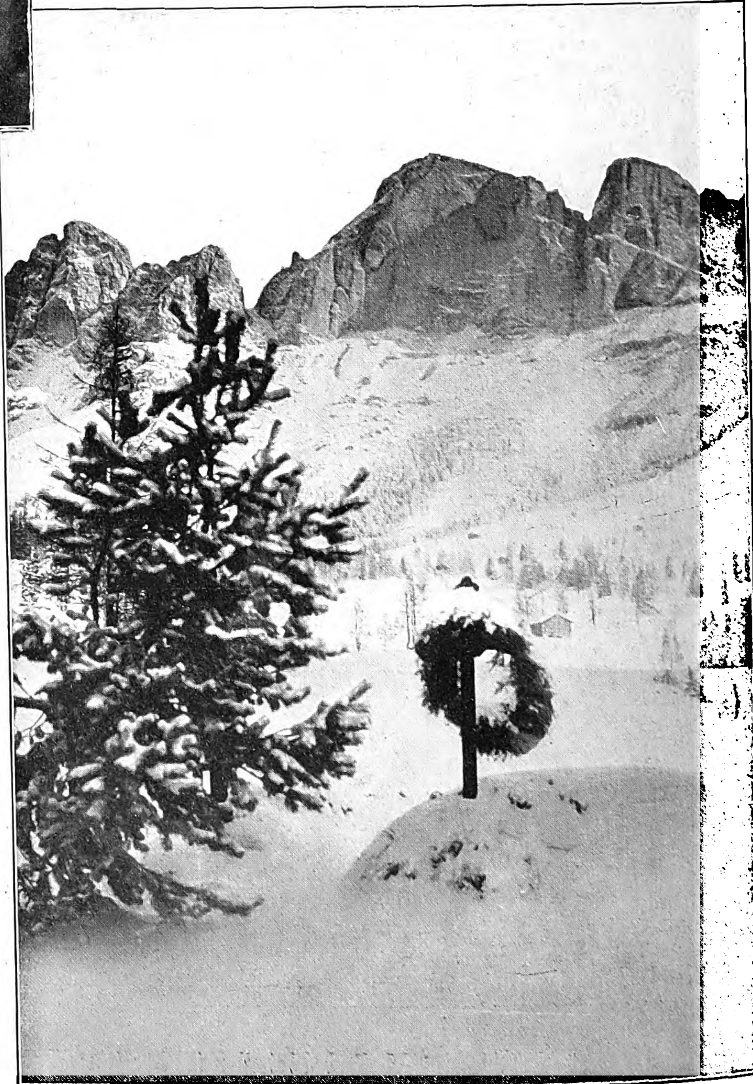
Diese Aufgabe ist heute in allererster Linie eine Aufgabe unserer Landwirtschaft. Wenn etwas dem ganzen deutschen Volke in diesem Kriege klar geworden ist, so ist es die Bedeutung unserer Landwirtschaft, wie für unser sittliches, so auch für unser körperliches Dasein. Unsere Landwirte müssen nicht nur für die Erzeugung möglichst großer Nährwerte und für deren Erhaltung sorgen, sondern auch dafür, daß möglichst viel an Nahrungsmitteln in die Städte hineinkommt. Sie müssen alles liefern, was sie irgend können, wenn dort nicht Unterernährung eintreten und damit die Zukunft des deutschen Volkes in Gefahr geraten soll, und wenn nicht mit dem Hunger die Kriegsmüdigkeit einkehren soll, wie sie unsere Feinde sich wünschen.

Damit ist unserer Landwirtschaft eine große Verantwortung auferlegt. Jeder, der die Lage überblickt, hat die Verpflichtung, nicht etwa beruhigend zu wirken, sondern allen Beteiligten den Ernst der Lage vor Augen zu führen. Sind wir uns seiner bewußt und spannen wir alle Kräfte an, so werden wir ohne jeden Zweifel auch im zweiten Kriegsjahr durchhalten. Das dritte Kriegsjahr, wenn es dazu kommen sollte, wird dann leichter sein. Wir werden 1916 wieder besser düngen können, denn der inländische Stickstoff bietet uns fortan für den ausländischen vollen Ersatz, wir werden hoffentlich auch nicht wieder eine solche Dürre erleben wie im vorigen Jahre, und kein Feind wird hoffentlich nochmals große Strecken deutschen Bodens verwüsten. Auf dem Gebiet der Volksernährung arbeitet fortan die Zeit nicht gegen uns, sondern für uns.

Der Kampf am Isonzo. Von Walter Oertel.

Italien hatte den Krieg erklärt: nach monatelangem Zögern und Verhandeln hatte die italienische Regierung die Maske fallen lassen und war auf die Seite der Ententemächte getreten. Die Lage war äußerst kritisch. Mit der italienischen Armee betrat das Heer einer Großmacht den Kampfplatz, das jahrelang im besten Einvernehmen mit den Mittelmächten gestanden hatte und deren Einrichtungen und Operationsgrundsätze auf das genaueste kannte, dessen Führer monatelang Gelegenheit hatten, dem gewaltigen Völkerringen zuzuschauen, aus den in ihm gesammelten Erfahrungen zu lernen und dementsprechend das eigene Heerwesen zu verbessern und zu vervollkommnen. Es kam ferner noch dazu, daß die gesamte italienische Armee mit starker Artillerie vollkommen schlagfertig dastand und mit dem Augenblick der Kriegserklärung in Bewegung gesetzt werden konnte.

Die Lage war sehr kritisch. An der italienischen Grenze standen bei Ausbruch des Krieges nur schwache Grenzschutztruppen,



Ein Heldengrab in der Dolomiten-Einsamkeit.

verstärkt durch Finanzwachen, wenige Landsturmbataillone als Rückhalt dahinter. Griffen die Italiener sofort ernstlich an, so bestand die große Gefahr, daß man weite Gebietsteile würde räumen müssen, um erst mehr rückwärts, gestützt auf inzwischen eingetroffene Verstärkungen, den Kampf aufzunehmen. Dabei war gerade die große Offensive im Osten im Gange, unter gewaltigen Schlägen wurden die Russen aus Galizien und Polen hinausgefegt; sollte man diese abbrechen oder einschränken, um dem neuen Feinde zu begegnen, und damit den Erfolg dieser so großzügig angelegten und geschickt durchgeführten Operation in Frage stellen?

Aber die Italiener zögerten. Es war, als wenn eine Lähmung sie befallen hätte. Während ihre Vortruppen, Bersaglieri und Alpini, bereits am Krn und Mrzli Vrh umherkletterten und sich dort mit den Grenzschutztruppen herumschlugen, zögerte Cadorna immer noch, seine Massen in Fluß zu bringen. Inzwischen aber wurde, was an Truppen irgend entbehrlich war, von der österreichisch-ungarischen Heeresleitung an die italienische Grenze geworfen. Truppenzug auf Truppenzug rollte heran, das Bahnnetz wurde bis zu seiner Höchstbelastung ausgenutzt, und so standen bereits wenige Tage später österreichisch-ungarische Korps versammelt, um dem Angriff der Italiener zu begegnen. Und noch immer zögerte Cadorna. Da entschloß sich die Armeeführung, einfach selbst zum Angriff überzugehen, die italienischen Vortruppen zu werfen und als Verteidigungsfront eine Linie zu erreichen zu suchen, die sich im wesentlichen an den Flußlauf des Isonzo anlehnt und diesen als nicht zu unterschätzendes Hindernis vor der Front hat.

Die Österreicher und Ungarn griffen an. Unter hitzigen Gefechten gelang es dem rechten Flügel, die Bersaglieri und Alpini vom Mrzli Vrh und vom Krn herunterzuwerfen und diese beiden mächtigen Felshöhen hochalpinen Charakters in die eigne Hand zu bringen. Mit der Eroberung dieser beiden Berge, vor denen sich die grünlichen Fluten des Isonzo dahinwälzen, war dem rechten Flügel nicht nur eine beherrschende Position gesichert, sondern auch eine natürliche starke Flankierungsanlage für den Tolmeiner Brückenkopf gewonnen, den man nun mit allen Mitteln auszubauen suchte.



Der Verschönerungsrat bei der dritten Kompagnie. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Leutnants d. R. Gerhard Löbenberg.

Die weiter südlich auf dem Lomplateau versammelten Truppen folgten dem Beispiele des rechten Flügels. Sie brachen auf Plava vor, und es gelang ihnen auch hier, bis zum Isonzo durchzustoßen und durch Besetzung von Plava sowie vor allem des Monte Sabotino die bisher schwer gefährdete Position des Görzer Brückenkopfes zu sichern. Im Süden aber wurde das Plateau von Doberdó erreicht, und der Monte San Michele, der Monte dei Sei Busi und der Monte Cosich sind Namen, die wohl jedem im Gedächtnis bleiben werden, der jemals die Isonzofront kennengelernt hat.

In raschem Anlaufe war es den österreichisch-ungarischen Truppen so gelungen, sich einer Linie zu bemächtigen, die man nach Lage der Dinge kaum geglaubt hatte noch erreichen zu können; nun handelte es sich aber auch darum, diese gewonnene Stellung zu behaupten. Vorbereitet war hier fast nichts, nur der Tolmeiner Brückenkopf und die Podgora bei Görz waren etwas befestigt, aber weder auf dem Krn noch auf dem Plateau von Doberdó waren Befestigungsanlagen vorhanden. Wie sollten solche geschaffen werden? Das Eingraben in dem Felsboden des Krn, in dem Karstgestein des Plateaus von Doberdó erfordert monatelange angespannte Arbeit unter Zuhilfenahme aller technischen Hilfsmittel, es mangelte an Holz für die Unterstände und Unterkünfte, kurz, nichts war da, und dabei mußte man täglich den Angriff der Italiener erwarten. Aber die Stellung mußte gehalten werden, und so half man sich damit, daß man aus den großen Felsstücken, mit denen die Karstplateaus übersät sind, Steinwälle baute, um so wenigstens eine Art von Stellung zu bekommen.

Die Italiener kamen. Eine gewaltige Artilleriemasse leitete den Kampf ein und überschüttete die ganze Kampffront mit einem Hagel von Geschossen aller Kaliber vom Krn bis zum Monte Cosich herunter, als wenn die ganze dort liegende österreichisch-ungarische Armee durch diese unaufhörlich

Zubereitung des Essens bei den Landecker Standschützen. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Leutnants d. R. Gerhard Löbenberg.

Hinter der Front auf dem italienischen Kriegsschauplatz.

heransausenden Stahlmassen wie in einem großen Mörser zerstampft werden sollte. Die österreichisch-ungarischen Stellungen waren in Rauch und Staub gehüllt. Unter dem furchtbaren Einschlag der schweren Geschosse brachen die lose aufgeschichteten Steinwälle zusammen, ihre Verteidiger unter sich begrabend, Steinsplitter flogen umher, die Verluste vergrößernd, das Hindernis wurde in alle Winde gefegt. — Von der Heftigkeit des italienischen Artilleriefeuers bekommt man dann einen Begriff, wenn man hört, daß ein Grabenstück von 300 m Breite in vier Stunden mit nicht weniger als 1900 Granaten belegt wurde.

Die Italiener setzten zum Sturme an. Gegen den rechten Flügel führte Cadorna das aus Piemontesen zusammengesetzte ganz ausgezeichnete Korps Genua. Aber wenn auch durch das Trommelfeuer greulich zugerichtet, die tapferen Ungarn ergaben sich nicht. Ein rasendes Schnellfeuer zerriß die vorstürmenden Italiener, die Maschinengewehre feuerten mit Höchstgeschwindigkeit. Reihenweise sanken die Italiener zusammen. Als der dort kommandierende italienische Armeeführer General Briusati das Erlahmen des Angriffes sah, warf er die bisher gesparten Bersaglieri- und Alpiniformationen ins Gefecht, denen als zweites Treffen die Garde folgte. Abermals verwandelten sich die zerschossenen Steinwälle in einen feuerspeienden Berg, die österreichisch-ungarische Artillerie, die sich bisher vergeblich abgemüht hatte, durch ihr Feuer die italienischen Batterien auf sich zu ziehen, wirkte kräftig mit, auch dieser Angriff scheiterte unter Riesenverlusten der Italiener. Da setzte Briusati zum letzten Gewaltstoß an. Die Brigaden Ancona und Belluno mußten vor. Unter dem fürchterlichsten Feuer drangen sie, untermischt mit Piemontesen, Garde und Alpini, bis in die österreichisch-ungarischen Gräben. Ein Nahkampf von beispielloser Erbitterung folgte. Mit Kolben und Bajonett, mit dem Messer, oftmals mit einem riesigen Feldstein in der nervigen Faust, warfen sich die Ungarn auf den verhaßten Gegner. Was von Italienern die österreichisch-ungarische Brustwehr überschritt, fiel, erschüttert, und halb vernichtet flutete der Rest in die eigenen Stellungen zurück. Tausende von Italienern lagen tot vor den Hindernissen, hingen in den Drähten oder bedeckten mit eingeschlagenem Schädel den Boden der österreichisch-ungarischen Gräben. Der Angriff auf den rechten Flügel hatte mit einer geradezu vernichtenden Niederlage der Italiener geendet.

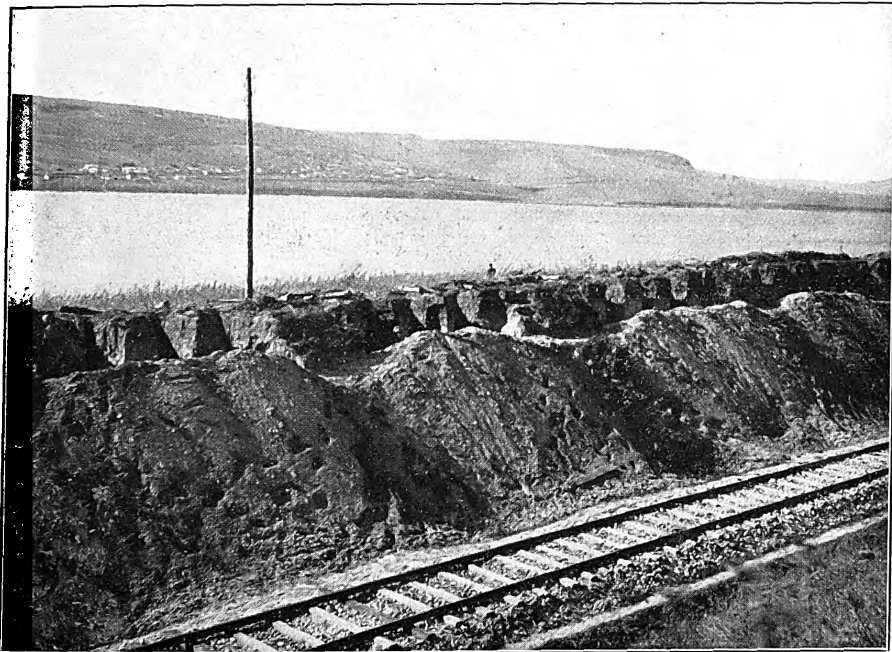
Als die Italiener sahen, daß ihre Absicht, am Krn, Mrzli Vrh und Tolmeiner Brückenkopf durchzubrechen und von dort aus nach dem Flitscher Becken durchzustoßen, kläglich gescheitert war, versuchten sie, Plava, den vorspringendsten Punkt des Lomplateaus, den sie von drei Seiten mit Artilleriefeuer fassen konnten, sturmreif zu schießen und hier durchzubrechen, während sie gleichzeitig frontal am Monte Sabotino und an der Podgora anpackten. Aber auch hier konnten sie nicht vorwärtskommen. In Plava hielten die dort liegenden Truppen in einer Hölle aus und wiesen dann die heranschwärmenden Italiener ab, und ihr Stoß gegen den Monte Sabotino und die Podgora, jene Höhe, welche sich wie ein mächtiger Querriegel schützend vor Görz erhielt, wurde glatt abgewiesen. Dasselbe Schicksal erlebten die Korps, welche im Südabschnitt am Plateau von Doberdò anpackten. Auch sie wurden abgeschlagen, ohne einen Geländegewinn zu erreichen. Die furchtbaren Kämpfe, die hohen Verluste machten sich bei den Italienern geltend. Cadorna sah ein, daß eine Pause zur Retablierung unbedingt notwendig war. Er führte seine Scharen zurück und überließ es seiner Artillerie, weiter die österreichisch-ungarischen Stellungen zu beschießen. Die erste Isonzoschlacht war von den Italienern verloren und damit die Gefahr eines Durchbruches nicht nur für jetzt, sondern auch für später abgewendet. Denn mit dem Augenblicke, wo an der Front eine Kampfpause eintrat, begann eine fieberhafte Tätigkeit in den österreichisch-ungarischen Linien. Die gefährlichen Steinwälle wurden gegen solide, wirklichen Schutz bietende Sandsackverschanzungen ausgewechselt, Schutzschilde wurden zu Tausenden herangeschafft, mit Hacke und Gesteinbohrer wurden die Gräben vertieft, Unterstände und Kavernen gebaut und vor allem auch ein Hindernis angelegt, das wirklich den Namen eines solchen verdiente. Maschinengewehre und Sturmabwehrgeschütze wurden in die Gräben geschleppt, und selbst schwere Geschütze habe ich in Höhen gefunden, wo ich gestaunt habe, wenn ich bedachte, welche Riesenmühe und Arbeit es gekostet haben muß, die schwere Last die Berge hinaufzuschaffen. Auch Kommunikationen wurden gebaut, der Nachschub geregelt, rein alles getan, was angesichts der nie aussetzenden italienischen Beschießung menschenmöglich war, um eine Stellung kampffähig zu gestalten. Allerdings, die italienische Artillerie war jetzt auch vielfach anderweitig beschäftigt. Immer neue österreichisch-ungarische Batterien, vom schwersten Mörser bis zur leichten Feldkanone, schoben in die während der ersten Isonzoschlacht so dünnen Artillerielinien ein, und verstärkten so die stählerne Kette, die sich vom Krn bis an das Meer spannte. Jetzt konnte man die Italiener ruhig erwarten.

Sie kamen. Zwei frische Armeen führte Cadorna heran, der diesmal den Schwerpunkt seines Angriffs gegen das Plateau von Doberdò richtete. Abermals begann ein wildes Ringen um den Monte San Michele, den Monte dei Sei Busi und den Monte Cosich. Tagelang schwankte der Kampf unentschieden hin und her. Mehrmals gelang es den Italienern dank ihrer riesigen Übermacht, in unsere Gräben einzudringen, aber stets wurden sie nach erbittertem Handgemenge unter kräftiger Mitwirkung der österreichisch-ungarischen Artillerie wieder hinausgeworfen. Der Kampf flaute hier ab und flackerte dafür im Norden schärfer auf, wo die Italiener nun gegen die Podgora und den Tolmeiner Brückenkopf zum Sturm vorgingen. Auch hier abgewiesen, feuerten sie in ihrer Wut nach Görz hinein, um so diese schöne Stadt, die ihnen so greifbar nahe und doch so unerreichbar für sie dalag, wenigstens zu zerstören. Abermals mußte Cadorna seine Korps, die durch das tagelange Wüten und Ringen und die vielen Massenstürme fürchterlich gelitten hatten, zurücknehmen. Zehntausende waren nutzlos hingeopfert, denn die österreichisch-ungarische Stellung stand vollkommen unerschüttert. Und sobald wieder Ruhe eintrat, schafften Tausende fleißiger Hände in unseren Stellungen. Die durch die letzten Kämpfe entstandenen Schäden wurden ausgebessert, und dann arbeitete man weiter bis zur höchsten Erschöpfung am Ausbau.

Mit jedem Tage wurden dank den im harten Felsgestein ausgebauten vorzüglichen Deckungen, dank den nun endlich wirklich deckenden Gräben die Verluste durch das feindliche Artilleriefeuer geringer, und als Cadorna zum drittenmal angriff, war die Stellung bereits von solcher Stärke, daß man ihm sein Schicksal schon im voraus hätte prophezeien können. Er wurde geschlagen und mußte weichen. Wenn man übrigens aufmerksam die Schlachtberichte am Isonzo verfolgt hat, so wird man finden, daß jede folgende Schlacht kürzer als die vorhergehende war, daß sich immer häufiger die Meldungen wiederholen: „Die Italiener gelangten nur bis an unsere Hindernisse“, und: „Der Angriff brach im Feuer zusammen“. Diese Pause zwischen den Isonzoschlachten, diese nie aussetzende rastlose Arbeit, die auch heute, wo der vierte Ansturm der Italiener glücklich und leicht abgeschlagen wurde, nie abreißt, das ist das Bewundernswerte an der ganzen Isonzofront. Aus dem Nichts ist in jenen Gegenden, auf breiten, kahlen Hochflächen, in Höhen, wo sonst nur die Gemse durch die Felsen streift, eine Befestigungsanlage von einer Größe und Höhe entstanden, die, wenn man die Männer ansieht, deren Schutz sie anvertraut ist, niemals ein Italiener außer als Gefangener passieren wird.



General der Infanterie Freiherr v. Pflanzer-Baltin (×), der mit der seinem Oberkommando unterstellten k. u. k. Heeresgruppe an der beßarabischen Front eiserne Wacht hält, nimmt die Meldung eines Ordonnanzoffiziers entgegen.



Von den Russen zu Stellungen ausgebaute Eisenbahnböschungen der Zlota-Lipa-Front.



Uralte ruthenische Holzkirche.



Dorfjugend im Sonntagsanzug in einem Dorfe bei Stanislau.

Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten in Ostgalizien.

Großkampfschiff und Hochsee-Torpedoboot.



Die Vernichtung des französischen Unterseeboots „Fresnel“ durch S. M. S. „Warasdiner“ an der albanischen Küste im Dezember 1915.

Die österreichisch-ungarische Marine im Weltkrieg.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem k. u. k. Seeaspiranten J. v. Zoppetti.

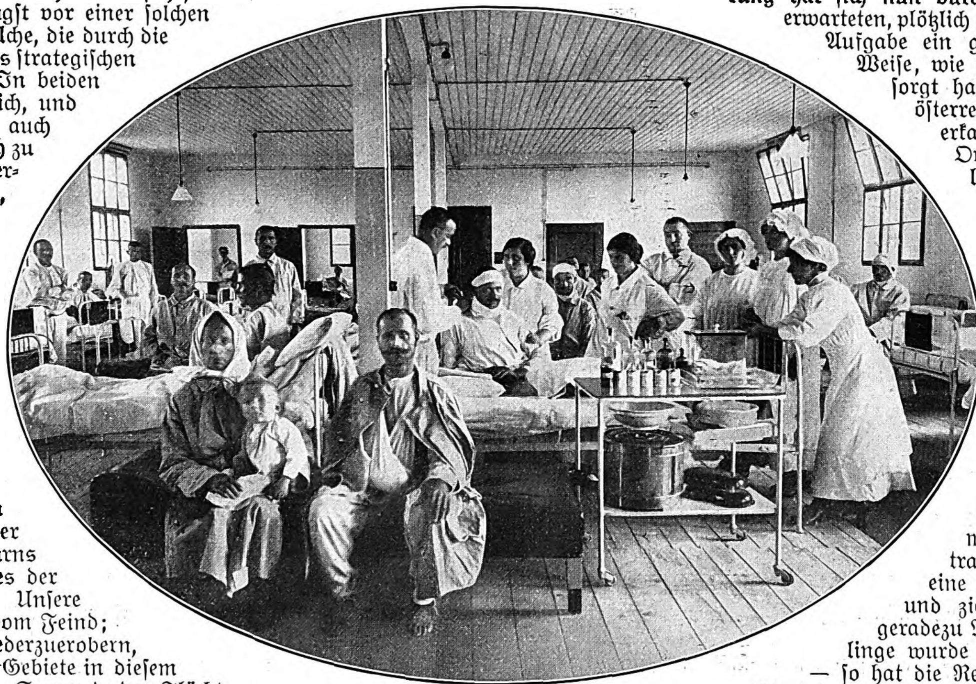
Flüchtlingsfürsorge in Österreich. / Von Carl Junker, Wien.

Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen von J. Wolken, Wien.



Ruthenisches Flüchtlingslager in Gmünd (Nieder-Österreich); Hauptplatz.

Die nächste Folge des Ausbruchs des Weltkrieges im August 1914 war, daß sich aus den von den kriegerischen Maßnahmen in erster Linie betroffenen Gegenden ein Menschenstrom ins Hinterland ergoß. Teils handelte es sich bei diesen Scharen von Flüchtlingen um solche, die durch die Gefahr, in der sie sich befanden, oder wenigstens aus Angst vor einer solchen Gefahr sichere Orte aufsuchten, teils um solche, die durch die Militärkommanden angewiesen wurden, aus strategischen Gründen ihre Wohnstätten zu verlassen. In beiden Fällen erfolgte die Flucht meist sehr plötzlich, und nur die wenigsten waren in der Lage, auch nur den geringsten Teil ihrer Habe mit sich zu führen und zu retten. Lange bevor die Verwundetenzüge im Hinterland eintrafen, ließen die langen Züge armer, in Angst geflohener Menschen der Bevölkerung im sicheren Reichsinnern die Schrecken des Krieges erkennen.



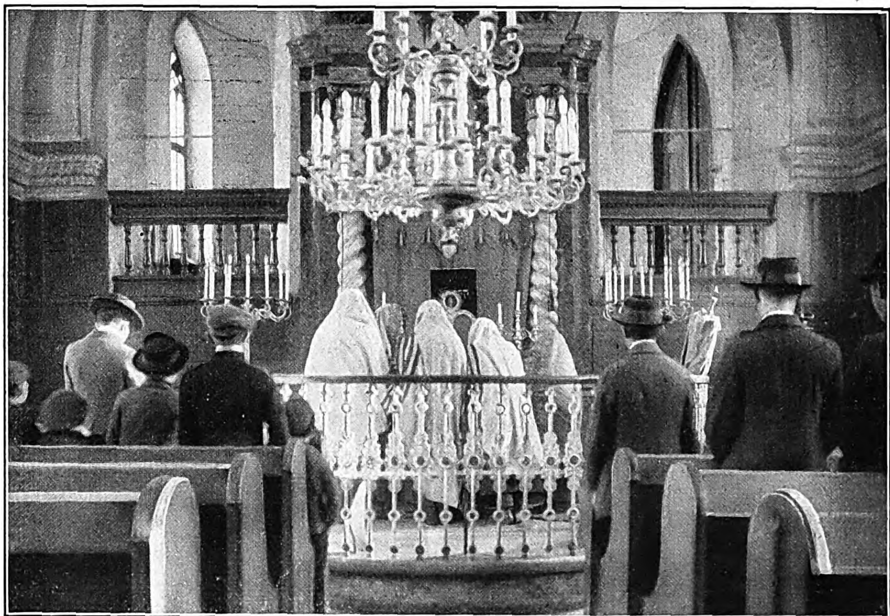
Morgenvisite im Spital in Gmünd.

Da aber glücklicherweise das Deutsche Reich bald in der Lage war, den Krieg über seine Grenzen hinauszutragen, litt es unter der Erscheinung der Flüchtlinge weit weniger als die österreichisch-ungarische Monarchie. Ausgedehnte Gebiete dieser, insbesondere Österreichs, gerieten in den ersten Wochen des Krieges in die Hand des Feindes, und das Zuströmen von Flüchtlingen ins Hinterland wiederholte sich in ähnlicher Weise, als die Russen die Grenzen Ungarns bedrohten, und als im Mai vorigen Jahres der Krieg der Monarchie mit Italien begann. Unsere tapferen Truppen säuberten Ungarn rasch vom Feind; als es ihnen aber gelang, Galizien wiederzuerobern, glichen vielfach die von den Russen besetzten Gebiete in diesem Kronlande einer einzigen Zerstörungsstätte. So wurde das Flüchtlingsproblem in erster Linie für die österreichische Regierung zu einer sehr schwierigen, zum großen Teil noch andauernden Belastung. Wie groß die daraus erwachsende Aufgabe für unseren Staat wurde, erkennt man am besten, wenn man hört, daß seit Beginn des Krieges weit über eine Million Menschen, teils vorübergehend, teils dauernd aus ihren Wohnstätten vertrieben, im Hinterlande Unterkunft und Versorgung finden mußten. Die überwiegende Mehrzahl dieser Flüchtlinge war ganz ohne Mittel und daher auf die Sorge des Staates oder der öffentlichen Wohltätigkeit angewiesen. Die österreichische Regierung hat sich nun durch die glänzende Durchführung dieser kaum erwarteten, plötzlich eingetretenen und daher um so schwierigeren Aufgabe ein großes Verdienst erworben. Die Art und Weise, wie sie für diese Flüchtlinge im Hinterland gesorgt hat, bildet ein bleibendes Ruhmesblatt der österreichischen Verwaltung, wenn auch voll anerkannt werden muß, daß freiwillige wohltätige Organisationen ihr die Aufgabe vielfach erleichterten. Freilich darf man aber anderseits auch nicht vergessen, daß diese Aufgabe infolge der spezifisch österreichischen Verhältnisse doppelt schwierig war. Ist es an und für sich schon ein Kunststück, mitten in den Wirren des Krieges eine solche Menschenmasse, wenn auch nur vorübergehend, neu anzusiedeln, so wird es noch erschwert, wenn die Menschen, die hier dem Reichsinnern zuströmten, anderer Nationalität, andere Sprachen sprechende sind als jene, in deren Mitte sie Aufnahme finden mußten. Die Durchführung dieser Aufgabe und die Fürsorge für die Flüchtlinge überhaupt wurde einem eigenen Departement des Ministeriums des Innern anvertraut. Dieses entwickelte in seinen Arbeiten eine höchst anerkennenswerte Energie, griff rasch und zielbewußt ein und schuf in kürzester Zeit geradezu Mustergültiges. Ein großer Teil der Flüchtlinge wurde in Städten und Gemeinden untergebracht — so hat die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien an eine Viertelmillion Flüchtlinge beherbergt — die übrigen Flüchtlinge wurden in eigens errichteten Barackenlagern, die vielfach den Charakter eigentlicher Städte tragen, vereinigt.

Die Errichtung und das Leben in diesen Barackenstädten ist, wie unsere Bilder zeigen, ungemein interessant und teilweise geradezu malerisch. Die wichtigsten dieser Barackenlager befinden sich in Bruck a. d. Leitha (meist Juden), Gmünd



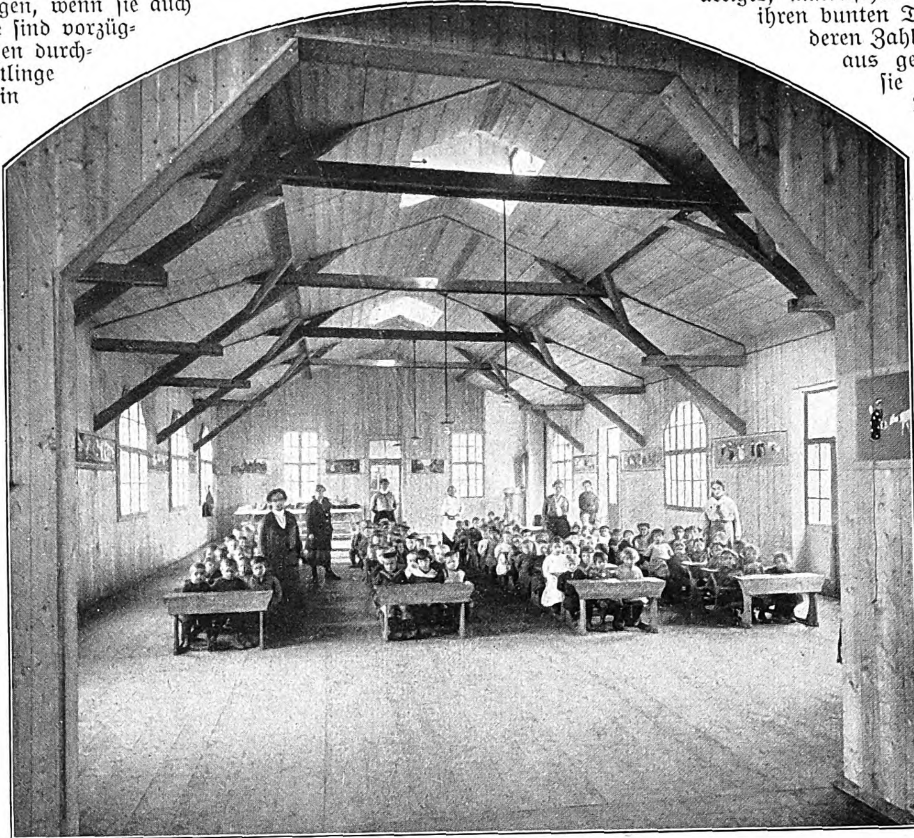
Stickerinnen aus Ostgalizien in Gmünd.



Jüdische Flüchtlinge beim Morgengebet in Humpoletz.

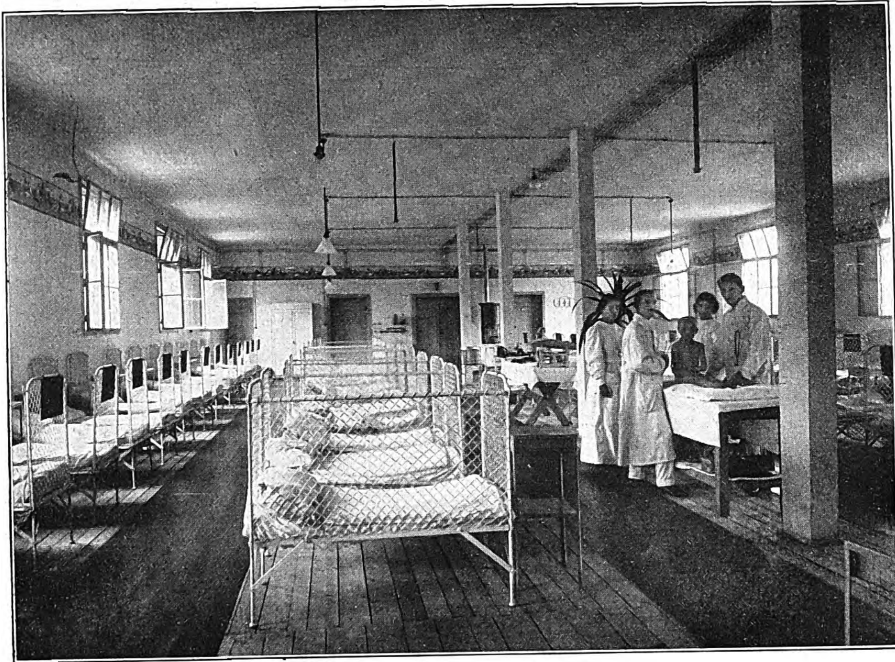
(Ruthenen, Slowenen und Kroaten), Mitterndorf und Pottendorf (Italiener), Wagna bei Leibnitz (ebenfalls jetzt vorwiegend Italiener), Reding bei Wolfsberg (Ruthenen), Chotzen (Polen), Gaya, Nikolsburg und Pohrlitz (Juden). — Die größten sind jene von Gmünd, Wagna und Chotzen, die einen Belagraum für 30000 und mehr haben. Sie bilden ganz moderne Städteanlagen, wenn sie auch fast durchweg nur Holzbauten enthalten. Sie sind vorzüglich kanalisiert, elektrisch beleuchtet und verfügen durchweg über eigene Wasserleitungen. Die Flüchtlinge selbst sind je nach ihrer sozialen Stufe teils in sogenannten Luxusbaracken mit Zimmern, teils in gewöhnlichen Baracken mit Massenquartiereinrichtungen untergebracht. Die Verpflegung ist fast durchweg einheitlich geregelt und in der Hand von kaufmännischen Gesellschaften, die ein Übereinkommen mit der Staatsbehörde getroffen haben. Dabei spielt aber auch die staatliche Verwaltung, d. h. die Verwaltung des Lagers selbst, eine gewisse Rolle, da insbesondere die Versorgung der Kinder mit Milch meist in eigener Regie erfolgt. Auch die Bekleidung und Beschuhung wird, da es sich in der Mehrzahl der Fälle um ganz unbemittelte Menschen handelt, von der Verwaltung beigestellt.

Eine Hauptsorge in diesen Barackenlagern ist begreiflicherweise der Gesundheitszustand, zumal die Flüchtlinge häufig aus infizierten Gegenden kamen und sehr oft mit Ungeziefer behaftet waren. In jedem Barackenlager besteht daher eine Desinfektionsanstalt und die notwendigen Bade- und Reinigungseinrichtungen, zu deren regelmäßiger Benutzung die Flüchtlinge zum großen Teil erst tatsächlich erzogen werden mußten. Die Reinlichkeit, die natürlich eine Hauptbedingung für die Gesundheit in solchen Massenquartieren ist, mußte den Leuten erst beigebracht werden. Nach den Berichten aus den Lagern gelang dies jedoch weit rascher, als man vermutete, wie überhaupt die kulturelle Entwicklung dieser Flüchtlinge während der kurzen Zeit ihrer Unterbringung in Lagern geradezu erstaunlich ist.

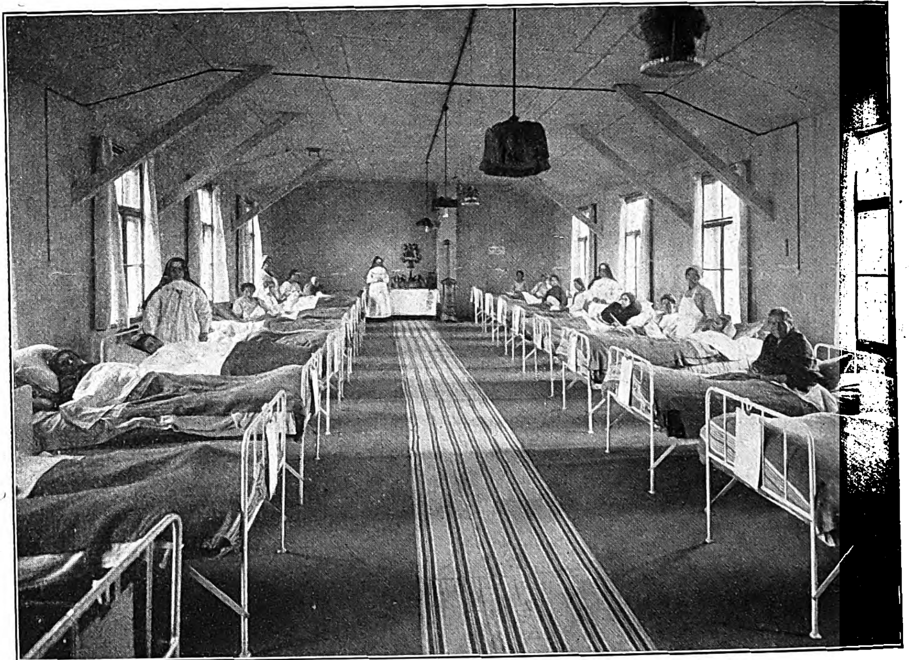


Italienisches Flüchtlingslager in Wagna bei Leibnitz: Kindergarten.

Auf diesem Gebiete sind die Erfolge der Fürsorgeaktion der Regierung besonders schön. Sie hat allerdings hier auch keine Mühe und keine Kosten gescheut. Sie hat sich nicht damit begnügt, die armen Flüchtlinge unter ein schützendes Dach zu bringen,



Kinderspital in Gmünd.



Inneres einer Spitalbaracke in Wagna.

zu nähren, zu kleiden, in vorzüglich ausgestatteten Spitals- und sonstigen sanitären Einrichtungen gesund zu machen und zu erhalten, sondern sie hat auch eine ausgedehnte religiöse, kulturelle, ja fast könnte man sagen, geistige Fürsorge für die Flüchtlinge entwickelt, so daß für viele von diesen ihre Flucht geradezu von Segen war. Nicht nur, daß in allen Lagern die zum Gottesdienst nötigen Einrichtungen getroffen, die Gotteshäuser selbst durchweg mit einem stimmungsvollen Geschmack eingerichtet wurden, wurden auch Schulen gebaut, Werkstätten errichtet, ja in einzelnen Lagern gibt es sogar Lesehallen, Theater, Kinos und Turnhallen. Die Schulen sind nicht nur für die Kinder bestimmt, sondern auch vielfach für Erwachsene, da sich unter den galizischen Flüchtlingen verhältnismäßig viele Analphabeten befinden. In den Werkstätten wird nicht nur die Schneiderei, Schusterei und Tischlerei betrieben, sondern es werden auch in speziell hierzu geschaffenen Räumen künstlerische Handarbeiten verfertigt. Unter den Frauen aller dieser Flüchtlinge, insbesondere unter den Rutheninnen, Rumäninnen, den Frauen aus Krain und dem Küstenlande, blüht nämlich eine eigenartige Volkskunst; sie verfertigen reizvolle, bunte Stickereien und klöppeln und nähen zum Teil außerordentlich schöne Spitzen. Ein Besuch in diesen Lagern an einem schönen Sommertag bietet ein eigenartiges, malerisches Bild, insbesondere dort, wo die Frauen in ihren bunten Trachten zu sehen sind. Sie und die Kinder, deren Zahl durchweg sehr groß ist, machen einen überaus gesunden, glücklichen Eindruck. Aber so wohl sie sich auch fühlen, beseelt sie doch alle der Wunsch, in ihre Heimat zurückzukehren. Ein eigentümlicher, in mancher Hinsicht erhebender Gedanke ist es, daß die Liebe zur Scholle bei allen diesen Menschen so ausgeprägt ist, daß, obwohl sie jetzt in solcher Ruhe, Ordnung und verhältnismäßigen Sorglosigkeit dahinleben können, sie sich doch nach dem Tage sehnen, wo sie endlich wieder in ihre Heimat, in ihre Geburtsstätten zurückkehren können, wenn sie auch das Bewußtsein haben, daß sie diese vielfach öde und zerstört antreffen werden.



Turnübung in Gmünd.

Kriegschronik.

(Fortsetzung von der zweiten Umschlagseite.)

2. Februar 1916. (Fortsetzung.)

Im Sugana-Tal wurden westlich von Roncegno mehrere Angriffe eines italienischen Bataillons abgewiesen; am Hange des Col di Lana wurde eine feindliche Sappenstellung im Handgemenge genommen und gesprengt.

In Albanien gewannen die österreichisch-ungarischen Vortruppen ohne Kampf das Südufer des Mati-Flusses. In Montenegro volle Ruhe.

Die „Petersburger Telegraphen-Agentur“ meldet: Ministerpräsident Goremykin ist auf sein Ersuchen hin in Anbetracht seines geschwächten Gesundheitszustandes von seinen Obliegenheiten als Ministerpräsident enthoben und zum Wirklichen Geheimen Rat erster Klasse ernannt worden. Das Mitglied des Reichsrates Stürmer ist zum Ministerpräsidenten ernannt.

Der türkische Thronfolger Jussuf Izzedin hat sich wegen einer Krankheit, an der er seit einiger Zeit litt, das Leben genommen. Er schnitt sich gestern früh 7 Uhr in seinem Palaste die Adern des linken Armes auf. — Nach einer Reutermeldung aus Newport News ist der vermißte englische Dampfer „Appam“ unter Führung einer deutschen Prisenmannschaft und unter deutscher Kriegsflagge auf Old Point an der Küste von Virginia angekommen. Der Dampfer ist auf der Höhe der Kanarischen Inseln von einem deutschen Kriegsschiffe aufgebracht worden. Die „Appam“ hatte bei ihrer Ankunft 425 Personen an Bord, darunter 138 von vor der Aufbringung der „Appam“ versenkten britischen Schiffen. Das deutsche Kriegsschiff, das den Dampfer „Appam“ aufbrachte, soll den Namen „Möve“ geführt haben. Es hatte vor der Aufbringung der „Appam“ die folgenden sieben Dampfer versenkt: „Arthur“, „Corbridge“, „Ariadne“, „Dromonby“, „Farringtonford“, „Trader“ und „Clan Mactavish“. Auf der Reise über den Atlantischen Ozean soll der Dampfer „Appam“ zwei britische Schiffe gekapert haben.

Das Mädchen mit den Schwänen.

Ein Kriegserlebnis aus Masuren. Von **Ernst v. Wolzogen.**

(1. Fortsetzung.)

Der Unteroffizier Plaschke war ein Teufelskerl. Er war einer der ersten in der Kompagnie, die sich für verwegene Patrouillengänge das Eiserne Kreuz erobert hatten. Auch heute wieder stürmte er dem gefährlichen Abenteuer mit wahrer Knabenlust entgegen. Im Schutze eines Hohlweges ging er mit seinen sechs Mann vor, bis die Höhe, auf der die Windmühle stand, erreicht war. Dann hieß er die Leute in weiten Abständen bäuchlings herankriechen; und zwar sollten die an den Flügeln sich rascher vorwärtsarbeiten, so daß eine Einkreisung der Mühle ermöglicht wurde.

Kaczmarek befand sich in der Mitte, in nächster Nähe des Unteroffiziers. Das war eine saure Arbeit, dieses Vorwärtskriechen über verschneiten Sturzacker, zumal, da sie die Gewehre nicht auf dem Rücken hängend trugen, sondern sie in der Hand nachschleiften, um gleich schußbereit zu sein, falls sie Feuer bekamen.

Die Mitte der kleinen kreisförmigen Schützenlinie war bereits bis auf fünfzig Meter heran. Wenn der Auslugposten in der Mühle nicht schlief, dann mußte er auf dem weißen Schnee unbedingt die herankriechenden Gestalten gewahr werden. Unteroffizier Plaschke befahl den nächsten Leuten, durch ganz leisen Zuruf, haltzumachen, während die beiden Flügel bis zur völligen Umfassung weiterkriechen sollten. Die Stilliegenden begannen jetzt die Kälte ganz empfindlich zu spüren; in ihren dicken Mänteln hatten sie bei der Anstrengung der kriechenden Fortbewegung über mindestens 150 Meter Sturzacker nicht wenig Schweiß vergossen; jetzt aber spürten sie, wie ihnen die Kälte an Brust, Bauch und Knie kroch. Zudem hatte sich als Vorbote des Morgens ein eisiger Wind aufgemacht, der ihnen gerade ins Gesicht blies.

Kaczmarek fror, daß es ihn nur so riß und die Zähne aufeinanderschlugen.

„Kerl, du klapperst ja wie 'n Storch!" flüsterte ihm Unteroffizier Plaschke heiser zu: „Halt deine Schnauze mit die Klauen zu, du bringst uns ja ins Unglück, Mensch!"

Wirklich richtete sich Kaczmarek auf den rechten Ellenbogen ein wenig auf, stützte sein Kinn in die hohle Hand und preßte den Oberkiefer mit den Fingern dagegen.

Immer noch kein Schuß! Sonderbar. Der Unteroffizier gab durch ein leises Zischen das Signal zum Weiterkriechen. Und wirklich kamen alle die sieben Mann unbehelligt bis dicht an die hölzerne Mühle heran. Der Unteroffizier richtete sich zuerst auf, und die anderen folgten seinem Beispiel. Sie hielten leise Rat; dann klinkte Plaschke vorsichtig die Türe auf und ließ Kaczmarek und noch drei andere Leute über das Treppchen hinauf. Es war finster da drin und kein Laut zu vernehmen. Kaczmarek ließ seine Laterne aufleuchten, während seine drei Kameraden die Gewehre in Anschlag brachten. Das Nest war leer.

„Kinder," sagte Plaschke, sich hinter den Ohren kratzend, „das hat was zu bedeuten, daß die Russen hier den Posten zurückgezogen haben. So unverrichteterdinge dürfen wir nicht wiederkommen. Wenn ihr jetzt denkt, wir werden kehrtmachen und wieder in die warme Klappe kriechen, dann kennt ihr Plaschken schlecht. Ein Mann kann zurückgehen und melden. Zwei bleiben hier in der Mühle. Nach hinten raus sind ja zwei Luken; da könnt ihr rausgucken. Aber gut aufpassen, nicht schlafen! Ich mache mich mit den drei übrigen weiter ran; wenn's sein kann, bis an den russischen Schützengraben. Wenn wir Feuer kriegen und müssen laufen und werden verfolgt, dann pfeffert ihr zwei aus der Mühle feste raus. Wenn sie Kugeln pfeifen hören, werden sie schon umdrehen, die Brüder. Na, Kaczmarek, wissen Sie, was Sie zu tun haben? Sie sind ja nicht auf den Kopf gefallen: übernehmen Sie mal hier die Leitung, und machen Sie Ihre Sache gut."

„Jawohl, Herr Unteroffizier. Ich wünsche viel Glück auf den Weg."

„Danke, Polack. Nu man los mit Gott für König und Vaterland!"

Von seinem Auslug sah Kaczmarek die vier grauen Gestalten aufrecht über die Schneefläche schreiten; aber schon nach kaum einer Minute waren sie seinen Blicken entschwunden. Die Nacht hatte sie verschlungen, oder aber das Gelände senkte sich schon dicht hinter der Mühle und entzog sie dadurch der Sicht. Kaczmarek besprach sich mit seinem Kameraden. Daran hatte der Unteroffizier nicht gedacht, daß sie hier oben einen toten Winkel so nahe vor sich haben könnten. Wenn es wirklich so kam, wie Plaschke annahm, daß die Patrouille vom russischen Schützengraben aus verfolgt wurde, dann konnten sie ihr mit dem wildesten Geschieße von der Mühle aus keinen Beistand leisten. Die beiden Kameraden öffneten die Fensterchen und lauschten angestrengt hinaus. Der kalte Südwestwind blies schneidend herein; aber das mußte ausgehalten werden, denn sie waren einzig auf ihre Ohren angewiesen.

Eine ganze Stunde verrann, ohne daß sie einen anderen Laut vernommen hätten als das leise Pfeifen des Windes um die Ecken und Flügel der Windmühle. Dreiviertel vier war die Uhr bereits, und die Müdigkeit drohte die beiden Männer ungeachtet ihres Pflichteifers zu überwältigen, als einige Schüsse, aus anscheinend nicht allzu weiter Entfernung, sie aufschreckten. Kaczmarek schlug vor, die Mühle zu verlassen und so weit vorzugehen, bis sie die nächste Talmulde überschauen konnten. Sein Kamerad stimmte ihm bei. Kaum zwanzig Schritt brauchten sie zu gehen, als sich der Sturzacker bereits zu senken begann. Sie hockten sich nieder und suchten mit ihren Augen die Finsternis zu durchdringen. Vergeblich. Da unten in der Mulde war es noch pechdunkel, während oben auf der Höhe das erste Morgengrauen von Osten her einen schwachen Schimmer verbreitete.

„Hat sich kein Zweck", wendete sich Kaczmarek an seinen Kameraden; „wir machen sich retour in das Mühle und warten, bis heller wird."

Er richtete sich auf, und der Kamerad folgte seinem Beispiel. Doch kaum hatten sie ein paar Schritte nach rückwärts getan, da pfiff es von unten herauf: piff, piff, piff! ihnen dicht um die Ohren. Erschrocken wendeten sie sich um und sahen im kurzen Aufblitzen zahlreicher Gewehrschüsse, daß vom Grund herauf mehr als nur eine Patrouille, vermutlich eine ganze Schützenlinie, im Anmarsch sein müsse. „Marsch, marsch!" kommandierte Kaczmarek. Und sie liefen ums Leben.

Noch ein paar Kugeln pfiffen ihnen nach, ohne zu treffen. Bald fiel der eine, bald der andere lang hin über die verdammten harten Schollen; aber nach wenigen Minuten hatten sie glücklich den Fahrweg erreicht, und bald darauf waren sie in sicherer Deckung. Keuchend stürmten sie vorwärts.

In kaum einer Viertelstunde legten sie den Weg zurück, für den sie beim Ausmarsch fast eine ganze Stunde gebraucht hatten, und atemlos erstattete Kaczmarek dem Leutnant seine Meldung: „Feindliche Schützenlinie in Anmarsch, Herr Leitnampt!"

„Na, das ist nur gut, daß ihr da seid. Unteroffizier Plaschke hatte schon Angst, ihr könntet abgeschnitten werden. Er ist auf der Straße zurück mit seiner Patrouille und hat schon gemeldet. Laßt sie nur kommen, wir wollen sie eklig empfangen."

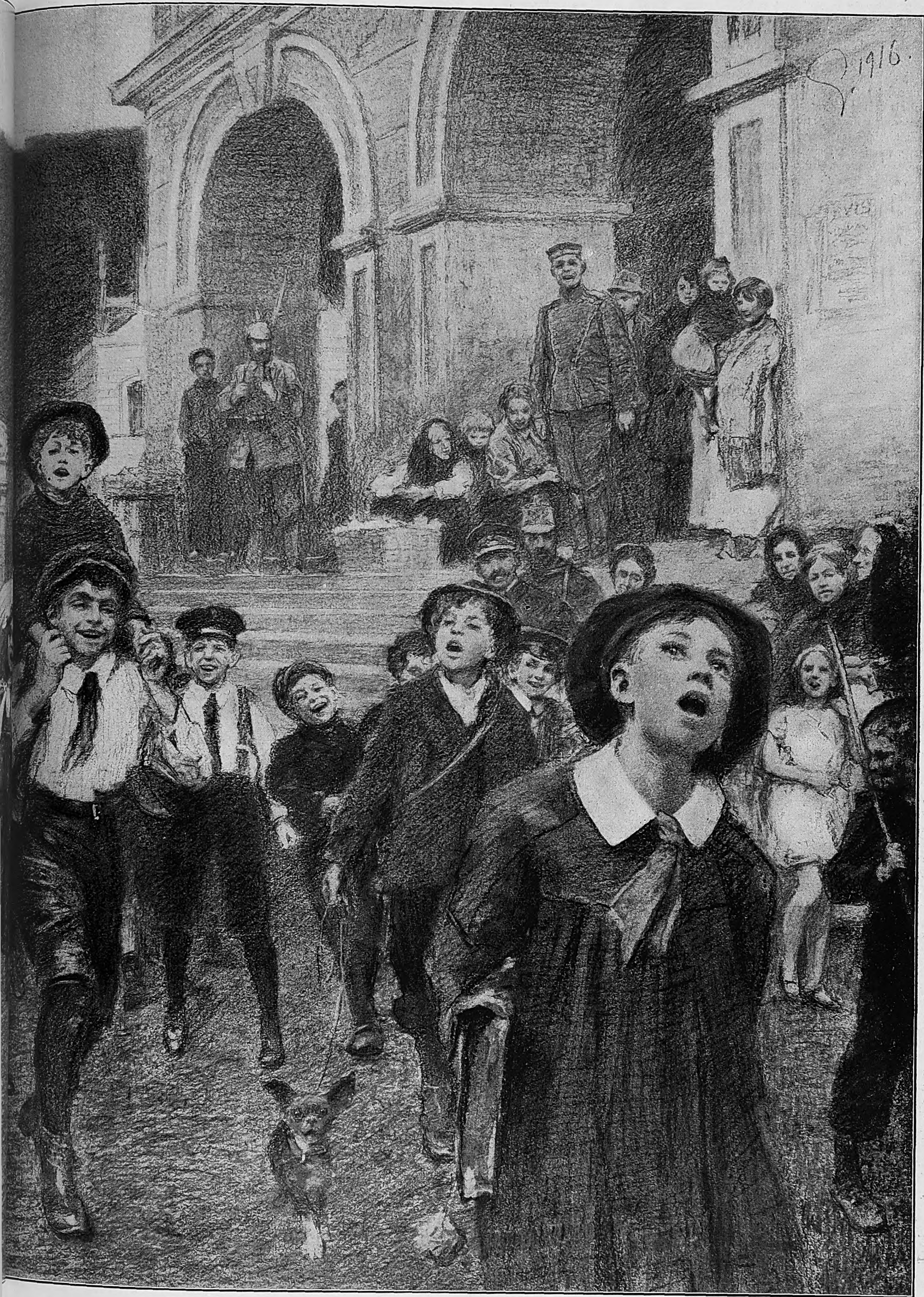
Die ruhende Schicht der Schanzer war bereits alarmiert worden. Kaczmarek und sein Kamerad waren kaum wieder zu Atem gekommen, als sie anrückten und sich auf den Graben verteilten. Der war freilich kaum halb fertig und noch ohne Drahthindernis, doch immerhin bot er für kniende und liegende Schützen bereits ausreichend Deckung. Der Hauptmann schritt die ganze Linie ab und ermunterte die Leute, nicht zu schießen, bis die Russen so nahe heran wären, daß man ihre Gestalten in der fahlen Dämmerung deutlich erkennen könne. Er werde mit seinem Pfeifchen das Signal zur Eröffnung des Feuers geben.

Eine halbe Stunde verran in gespanntester Erwartung. Mit geöffneten Patronentaschen, ein Häuflein loser Patronenrahmen zur Rechten, lag die ganze Kompagnie im Anschlag und achtete in ihrer heißen Erregung weder der grimmigen Kälte noch der unbequemen Lage in dem unfertigen Graben. Der östliche Horizont begann sich bereits gelbrötlich zu säumen; doch nur ein paar Minuten lang leuchtete der helle Streifen weit hinten über den dunklen Wäldern, dann verblaßte er rasch, wie wenn ein dicker Schleier davorgezogen würde. Novembernebel begann zu brauen; der schändlich tückische Nebel, den der anrückende Feind sich wie eine Tarnkappe über den Kopf ziehen kann. Der Hauptmann sah nach der Uhr. Er ließ seine elektrische Taschenlampe aufblitzen, um das Zifferblatt zu beleuchten, und fast gleichzeitig pfiff ihm eine Kugel dicht am Kopf vorbei. Ehe er noch sein Pfeifchen an den Mund setzen konnte, hub von hüben und drüben ein tolles Schießen an. Der Feind mußte ganz nahe herangekommen sein. Aus dem Schützengraben sprangen von hier und da laute Rufe auf: „Ich sehe sie! Sie sind da!" — „Zwanzig Meter!" — „Fünfzig Meter! — Tief halten! — Schnellfeuer!" Es hätte der Befehle gar nicht bedurft. Wenn sie auch noch nie in einer solchen Lage gewesen waren, die kampferprobten Landwehrleute taten instinktiv, was die Not gebot.

Der Angriff schien abgeschlagen. Das rasende Feuer wurde von den Russen nur schwach erwidert, und die Kugeln gingen alle über die Köpfe weg. Da kam ein Mann auf allen vieren gekrochen und rief nach dem Hauptmann. Er hatte auf dem rechten Flügel Posten gestanden und meldete, daß eine dichte Schützenlinie von der rechten Flanke her im Anmarsch sei. Da entschloß sich der Hauptmann, um nicht flankiert zu werden, sich ins Dorf zurückzuziehen und sich in den äußersten Häusern zu verteidigen, solange es anging, wenn irgend möglich, bis Hilfe kam. Er sandte einen Radfahrer zum Abschnittskommandeur, mit der Bitte um schleunige Entsendung beträchtlicher Verstärkung, und dann ließ er den Befehl durch den Graben weitersagen, daß der rechte Flügelzug liegenbleiben und den Frontalangriff des Feindes aufhalten sollte, während der linke Flügelzug sich im Schutze des Nebels nach dem Dorfe zurückziehen und die äußersten Häuser besetzen sollte. Ob der Befehl wirklich den ganzen Schützengraben durchlief, oder ob er in dem tollen Lärm des Schnellfeuers und in der Aufregung halbwegs erstickte, das vermochte der Hauptmann nicht mehr festzustellen. Eine Menge Leute krochen aus dem Graben heraus; deren Führung übergab er dem Leutnant und hieß ihn, sie im Laufschritt nach dem Dorfe zurückführen. Er selbst kroch auf allen vieren nach der Mitte des Grabens zurück, um das Feuergefecht weiter zu leiten. Sein gutes Glas zeigte ihm auch nicht mehr, als seine unbewaffneten Augen wahrnahmen: aufblitzende Schüsse in nächster Nähe, im Nebel sich bewegende undeutliche Gestalten. Er ließ das Feuer stopfen, um zu sehen, was die Russen dann unternehmen würden; und sobald Stille eintrat, hörte er nicht nur dicht vor sich, sondern auch vom rechten Flügel her in größerer Entfernung russische Kommandorufe. Nur wenige Sekunden währte die Pause, da stürmten die Russen mit lautem „Urri" vor. Er ließ sein Pfeifchen ertönen, und sofort feuerten seine Leute drauflos, daß die Schüsse rasselten wie ein Wirbel auf eiserner Trommel.



„Gloria! Viktoria!" — Die Kinder in den besetzten Gebieten singen unsere deutschen Soldatenlieder. Nach einer Zeichnung d



s auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.

Man sah im Nebel das Zurückfluten der Angreifer, man hörte die Hilfeschreie niedergebrochener Verwundeter. Ein paar tollkühne Gesellen waren aber doch unverwundet bis an den Graben gelangt, standen gespenstisch groß auf der ausgeworfenen Erdwelle der Brustwehr und schwangen ihre Gewehrkolben hoch durch die Luft. Doch die Landwehrmänner kamen ihnen zuvor; den einen Russen packten zwei von ihnen gleichzeitig um die Beine und brachten ihn dadurch zu Falle, ein paar andere wurden durch Gegenstöße gegen den Leib taumelnd zurückgejagt, zwei andere gleichzeitig von mehreren starken Fäusten an der Brust und an den Armen gepackt und in den Graben hineingezerrt.

Es blieb keine Zeit, sich des Sieges zu freuen, denn jetzt erhob sich von rechts her das grimmige „Urri" einer anstürmenden, anscheinend geschlossenen Truppe, und das rasche Getrappel der Stürmenden näherte sich mit einer Geschwindigkeit, daß keine Zeit zu langem Überlegen blieb. Der Hauptmann ließ das Kommando: „Raus aus dem Graben! Kehrt, marsch, marsch, nach dem Dorf zurück!" durchlaufen, und als er die Leute auf allen vieren herauskriechen sah, schrie er mit dem äußersten Aufgebot seiner Stimmkraft: „Auf, mir nach! Gefangene und Verwundete mitnehmen! Im Laufen alle zehn Schritt kehrt machen und schießen! Daß sich keiner gefangennehmen läßt! Vorwärts, Kinder: Sprung, marsch, marsch!"

Offenbar war der Feind von der Front nicht gar so weit zurückgewichen, denn sobald die Landwehrleute den Rückzug antraten, setzte sein Verfolgungsfeuer ein. Der Hauptmann war einer von den Ersten, den eine so blindlings in den Nebel hineingejagte Kugel traf. Kaczmarek lief dicht hinter ihm. Er hörte ihn aufschreien und nach der Hüfte greifen, und unmittelbar darauf brach er zusammen und stürzte mit dem Gesicht lang in den Schnee. Kaczmarek und noch zwei Kameraden packten ihn unter den Armen und unter den Knien und schleppten den schweren Mann mit, so rasch es ging. Sie blieben beträchtlich hinter den anderen zurück und gerieten überdies in die Gefahr, von den Kugeln der Kameraden getroffen zu werden. Die hundert Meter, die sie noch etwa zu durchmessen hatten, bevor sie das erste schützende Haus von Schlagedotten erreichten, deuchten die vier Männer endlos. Die Verwundung des Hauptmanns schien schwer zu sein; durch seine Kleider hindurch sickerte das warme Blut den Männern, die ihn auf ihren, unter seinem Gesäß verschlungenen Händen trugen, über Ärmel und Handgelenk; aber er war noch bei Bewußtsein. „Danke euch, brave Jungens, danke euch", stöhnte er matt; „laßt mich nur nicht denen in die Hände fallen. Herr Leutnant soll sein Bestes tun, das Dorf zu halten, bis Verstärkung kommt. Au verdammt! — wenn bloß der verfluchte Nebel . . . daß man wüßte, wieviele man vor sich hat — Oh, mein Gott! Ich kann nicht mehr."

Als die Leute schweißtriefend, schwer keuchend ihren Hauptmann in einer Scheune weiter hinten im Dorf niederlegten, hatte er schon die Besinnung verloren. Glücklicherweise waren sie unterwegs auf den Sanitätsunteroffizier gestoßen, der ihm die böse Wunde alsbald kunstgerecht verband.

Sobald Kaczmarek einigermaßen wieder zu Atem gekommen war, trat er auf die Dorfstraße hinaus und versuchte, sich über die Kampflage klar zu werden. Natürlich hatte er keine Ahnung, wo seine Truppe hingekommen sein mochte. In diesem rückwärtigen Teil des Dorfes sah er keinen der Kameraden und keinen Feind. Es wollte ihn bedünken, als ob auch das Gewehrfeuer aus den Häusern am Rande des Dorfes bedenklich abgeflaut wäre. Er faßte sich entsetzt an den Kopf: Herr Gott, sollten am Ende die Kompagnien nicht mehr zusammenzuhalten gewesen und, während sie um den Hauptmann beschäftigt waren, über Schlagedotten zurückgelaufen sein? Er besprach sich mit seinen Kameraden, und sie kamen dahin überein, daß sie in jedes Haus hineinschauen wollten, bis sie zu den vordersten durchkämen oder aber auf den Feind stießen. Wo sie Kameraden träfen, da wollten sie bleiben; oder aber, wenn die schlimme Vermutung sich bestätigte, daß die ganze Kompagnie bereits über Schlagedotten hinausgeflutet sei, ein Wägelchen mit Stroh aufzutreiben suchen und ihren Hauptmann nachfahren.

Sobald die Kameraden außer Sicht waren, sprang Kaczmarek in weiten Sätzen der Seespitze zu. Das Mädchen mit den Schwänen war ihm plötzlich wieder in den Sinn gekommen. Ganz gleich, was daraus wurde, er mußte sich die Zeit nehmen, sich nach ihr umzuschauen. Er konnte das arme Geschöpf unmöglich hilflos seinem Schicksal überlassen.

Die Stasinka stand schon vor der Türe, als er die Fischerhütte erreichte. Sie steckte den Kopf zu dem Spalt heraus und lauschte mit weit aufgerissenen Augen auf das Schießen am anderen Ende des Dorfes. Kaczmarek ergriff sie beim Handgelenk und zerrte sie mit einem festen Ruck über die Schwelle. Heiser vor Aufregung herrschte er sie an: „Mädel, verrücktes, da bist du ja noch! Wirst du wohl machen, daß du fortkommst! Der Russe ist uns auf den Fersen. Lauf, Mädel! Lauf immer den See entlang, bis du zu unseren Leuten kommst, da werden sie dir schon weiterhelfen. Was ist denn? Was guckst du denn?"

Sie hielt die Augen starr auf seine Hand gerichtet, mit der er immer noch ihren Arm fest umkrallt hielt. „Oh, ooh!" sagte sie in kindisch weinerlichem Ton: „Was hast du da? Bist du geschossen?"

„Nein, ich nicht. Das ist unserem Hauptmann sein Blut. Was geht es dich an! Hör' doch, was ich sage: laufen sollst du, sonst packen dich die Russen. Die werden nicht lange fackeln; machen dich kaputt und fressen dich auf. Herrgott, verstehst du mich denn nicht?

Sie nickte und strich sich die Haare aus der Stirn.

„Na, dann lauf doch!" knirschte Kaczmarek ingrimmig und gab ihr einen Stoß gegen die Schulter, daß sie ein paar Schritte vorwärts stolperte: „Ich kann nicht bei dir bleiben. Ich muß zu meinen Leuten: Russen totschießen."

Da wandte sie den Kopf nach ihm zurück über die Schulter und sagte, dumpf ergeben: „Geh' nur. Ich bleibe da, wo meine Schwäne sind."

Kaczmarek wußte nicht mehr aus und ein vor Verzweiflung. Er hielt dem Mädchen seine geballten Fäuste vors Gesicht und rief: „O schwarze Muttergottes von Czenstochau! Den Bestien gehört der Hals umgedreht! Versteh doch: es ist dein Tod, Mädel, wenn du jetzt nicht laufst. Was haben die Schwäne davon, wenn der Russe dich aufspießt! Nimm doch Vernunft an!"

Statt aller Antwort drückte Stasinka ihre Hände vor die Augen und begann still zu weinen.

Da versuchte es der arme Wasserpolack auf andere Art. Er nahm die Weinende in die Arme, drückte sie fest an sich und streichelte ihr mit ungefüger Zärtlichkeit über den blonden Scheitel: „Sollst's gut haben, Stasinka, wenn du vernünftig bist und mir folgst. Ich habe dich doch gern. Ich will dir alles zuliebe tun. Laß die Schwäne raus und lauf! Gestern sind sie dir ja auch nachgeflogen. — Horch, jetzt schießen sie wieder stärker. Ich muß fort. Mach', Mädel, mach'! Wir treffen uns schon wieder."

Er küßte sie gewaltsam auf den zuckenden Mund; dann lief er davon, ohne sich nach ihr umzusehen.

Unterwegs stieß er auf zwei Männer, die mit Meldung zurückgeschickt waren. Die gaben ihm Bescheid, wo der Leutnant zu finden sei, und klärten ihn in aller Eile über das auffällige Abflauen des Feuers auf. Die Russen waren freilich nachgestürmt, aber dicht vor dem Dorfrand von so heftigem Schnellfeuer empfangen worden, daß sie abermals stutzten und in den Nebel zurückwichen. Sie fürchteten offenbar, daß das Dorf stärker besetzt sein könnte, als sie selber waren, und wollten lieber erst vorsichtig ihre Fühler ausstrecken, ehe sie einen Vorstoß durch die Dorfstraße wagten.

Kaczmarek verfügte sich nunmehr eilends zum Leutnant und meldete ihm die schwere Verwundung des Hauptmanns. Der Leutnant befahl, daß zunächst einmal der Hauptmann und die übrigen Verwundeten, deren glücklicherweise nur sehr wenige waren, in Sicherheit gebracht werden sollten. Da die flüchtige Bevölkerung alle Wagen mitgenommen hatte, mußte dies mit Tragbahren bewerkstelligt werden. Der Russe hatte es offenbar mit seinen neuen Angriffsversuchen nicht so eilig; so wurde denn die willkommene Gefechtspause dazu benutzt, um in dem Waschkessel eines der größten Bauernhöfe Kaffee für die ganze Kompagnie zu kochen. Mit einem warmen Frühstück im Leibe ließ es sich den kommenden Dingen schon zuversichtlicher entgegenharren.

Heiße Arbeit stand der Kompagnie sicher bevor, auch wenn die erbetene Verstärkung geschickt wurde. Das Schlimmste bei der ganzen Lage war eben der Umstand, daß es an Mitteln zur raschen Verständigung mit dem Regimentsstab fehlte, der mindestens anderthalb Marschstunden hinter Schlagedotten lag. Radfahrer waren freilich in der Kompagnie reichlich vorhanden; aber die kamen auf den ausgefahrenen, vereisten und verschneiten Feldwegen in dem hügeligen Gelände auch nicht rascher vorwärts als Fußgänger. Es war also nicht darauf zu rechnen, daß vor frühestens zwei Stunden Verstärkung eintraf. Inzwischen benutzte der nunmehrige Kompagnieführer den Nebel, um die Vorkehrungen zur Verteidigung in sämtlichen besetzten Häusern zu prüfen und die Zug- und Gruppenführer zu unterrichten, wie sie sich in den verschiedenen möglichen Kampflagen verhalten sollten.

Stunde um Stunde verrann, ohne daß der Feind sich irgendwie bemerklich machte. Erst als die Sonne hoch genug am Himmel stand, um den Nebel aufsaugen zu können, erlangten die Auslugposten der Landwehrkompagnie die Gewißheit, daß das ganze Vorgelände von feindlichen Truppen wimmele. Sämtliche Kämme der zahlreichen Bodenwellen schienen mit Schützenlinien besetzt, die braunen Mäntel der Russen hoben sich deutlich genug von dem weißen Schnee ab. Es war ja möglich, daß das nur weit auseinandergezogene Gruppen von Schützen waren, es konnte aber auch sein, daß in den der Sicht entzogenen Einsenkungen, in den kleineren Waldstücken und einzelnen Gehöften mehrere Kompagnien verborgen waren. Die nächste Schützenkette lag so nahe, daß man die Gesichter deutlich erkennen konnte. Es war schwer, der Versuchung zu widerstehen, ein wohlgezieltes Feuer auf sie zu eröffnen. Doch der Leutnant hatte streng verboten zu schießen, bevor die erbetene Verstärkung nahe genug herangekommen wäre. Seine Hauptsorge war jetzt, daß seine Leute sich etwa unvorsichtig an den Fenstern sehen lassen und dadurch den Feind zur Eröffnung des Feuers bewegen könnten. Er mußte sich jetzt sagen, daß er am klügsten getan hätte, sich mit der ganzen Kompagnie im Schutze des Nebels zurückzuziehen; aber es widerstrebte seinem Ehrgeiz, seine Kompagnieführerschaft mit einer solchen Betätigung ängstlicher Vorsicht einzuleiten. Sich jetzt, bei hellem Tageslicht, zum Rückzug zu entschließen, war unmöglich. Er mußte den Angriff der Russen abwarten und Haus für Haus verteidigen, bis die Verstärkung kam. Auf diese Weise konnte er wenigstens dem Feinde erhebliche Verluste zufügen, wenn auch schwerlich verhindern, daß er mit überlegenen Kräften das Dorf durchstieß und ihnen den Rückzug verlegte.

(Schluß folgt.)

Stiller Sonntag. Von Georg Ruseler.

Stiller Sonntag um mich her,
Nur von fern ein leises Läuten.
Soll es wieder Sieg bedeuten,
Daß viel ferner, wuchtig schwer,
Wir mit Donnerzungen sprachen
Und der Feinde Ring zerbrachen?

Wie so klar die Luft! Und weit
Geht mein Blick durch all die Lande,
Weiter bis zum Meeresstrande
Geht er; jenseits unsrer Zeit,
Unsrer wilden Tage Grenzen
Sieht er stolze Tempel glänzen.

Stiller Sonntag weit und breit.
Nur der Glocken leises Klingen
Hör' ich in mir weiterschwingen.
Schläft der Krieg nach all dem Streit?
Weckt ihn nicht! Es will auf Erden
Endlich wieder Friede werden.

Zur Valutafrage. / Von Professor Dr. Franz Eulenburg, Leipzig.

Seit langem bereitet der Stand unserer Valuta im Auslande uns nicht geringe Sorgen und Schwierigkeiten. Man versteht darunter den Kurs, zu dem unsere Reichsmark im Auslande angenommen wird, bezw. die Summe, die man für auswärtige Wechsel in unserer Währung bezahlen muß. Diese Auslandswechsel heißen Devisen.

In normalen Zeiten setzt sich der Kurs für Wechsel und damit der Stand der Valuta aus einer Reihe von Forderungen und Verbindlichkeiten von Land zu Land zusammen. Diese heben sich meist gegenseitig auf, so daß der Kurs stets nur wenig um ein gewisses Gleichgewicht, die Parität oder das Wechselpari, schwankt. Diese selbst steht ein für allemal fest. Wenn es vorkommen sollte, daß das Gleichgewicht durch ein Übermaß von Forderungen oder Verbindlichkeiten seitens eines Landes gestört wird, so ist es immer möglich, in Kürze doch wieder einen Ausgleich herbeizuführen. Dies geschieht durch Versendung von Gold aus dem jeweiligen Schuldner- in das Gläubigerland. Dadurch wird dann die „Bilanz“ wieder hergestellt. Man kann darum auch umgekehrt aus dem Steigen oder Fallen der Wechselkurse Schlüsse auf die Zahlungsverhältnisse zweier Länder ziehen. Dieses ganze Verhältnis ist nun durch den Krieg wesentlich gestört worden. Und zwar vor allem dadurch, daß wir erheblich mehr Waren vom Auslande erhalten, als wir dorthin ausführen.

Denn nicht nur ist die Ausfuhr von Industrieprodukten über See abgeschnitten, sondern wir brauchen die Rohstoffe für die eigene Verarbeitung dringend selbst. Außerdem werden die Arbeitskräfte für die vielen Anforderungen des Krieges verwendet und können nicht zugleich noch für die Ausfuhr arbeiten. Anders steht es mit der Einfuhr. Wir müssen bedenken, daß im Frieden der dritte Teil der Lebensmitteleinfuhr und etwa der sechste Teil der fremden Rohstoffe aus den befreundeten oder neutralen Nachbarländern stammt. Schon dadurch ist also unsere Zahlungsbilanz stark passiv geworden, daß wir weit mehr Waren ein- als ausführen.

Es kommen freilich eine Reihe sehr wichtiger Umstände hinzu, um diese Verhältnisse zu verschärfen. Das ist einmal die Sperre unseres Guthabens im Auslande. Dadurch vermögen wir nicht unsere Auslandszinsen hereinzubekommen, ebensowenig auch die Erträgnisse aus den zahlreichen deutschen Unternehmungen im Auslande. Ebenso fällt während des Krieges der große Frachtverdienst Deutschlands aus dem überseeischen Verkehr fast ganz fort. Aus allen diesen Quellen fließen uns in normalen Zeiten beträchtliche Einnahmen zu, die uns als Forderungen auf das Ausland zur Verfügung stehen. Verstärkt wird dieses Moment noch durch das Vorgehen Englands, das die bei ihm domizilierten deutschen Wechsel auf den Markt wirft und einen guten Teil der für deutsche Rechnung in England liegenden Wertpapiere verkauft. Das deutsche Guthaben wird dann aber seitens Englands nicht ausbezahlt, sondern in Sequester gestellt. Wir haben zwar dadurch für die Zeit des Friedensschlusses eine wertvolle Reserve, die England ganz fehlen wird. Aber gegenwärtig gestalten sich durch dieses Vorgehen unsere Zahlungsverhältnisse weiter ungünstig.

Sodann sind außer der notwendigen Einfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln jedenfalls in nicht geringem Maße auch fremde Luxuswaren eingeführt worden: russische Pelze und russischer Kaviar, französische Seidenzeuge und holländische Diamanten sind uns über das neutrale Ausland gekommen. Für manche Kreise bedeutet ja der Krieg eine Hochkonjunktur. Die Ententemächte haben die Einfuhr solcher Waren eher gefördert, weil sie selbst dadurch Vorteil hatten und uns durch Verschlechterung der Valuta schädigten. Endlich hat auch eine Reihe von Firmen sich für die Zeit nach dem Friedensschluß mit Vorräten versehen zu müssen geglaubt, damit sie dann sofort eingedeckt sind. Das ist vor allem in den Vereinigten Staaten geschehen. Sie haben dafür die entsprechenden Summen bereits jetzt bei den dortigen Banken hinterlegen müssen. Das ist zwar kriegspolitisch nicht zu tadeln: es vermehrt aber dadurch offensichtlich die Menge unserer Verbindlichkeiten an das Ausland. Eine Versendung von Gold, die wir wohl im Frieden vornehmen könnten, um den Passivsaldo auszugleichen, ist natürlich jetzt nicht angängig. Wir brauchen das Gold für die Reichsbank, um die vermehrte Notenausgabe zu decken und die Währung im Lande selbst aufrechtzuerhalten. So muß also die Zahl der Verbindlichkeiten an das Ausland stark zunehmen, denen keine sofort realisierbaren Forderungen gegenüberstehen.

Diese Umstände zusammen haben natürlich auf den Stand der auswärtigen Zahlungsbilanz und damit auf die Valuta sowie den Wechselkurs höchst ungünstig eingewirkt. Das hat aber auch sehr unliebsame Folgen für die Preise der notwendigen Bedarfsartikel, vor allem der Lebensmittel. Denn wir müssen eben für jedes Pfund Butter, das wir in Dänemark kaufen, nach deutschem Gelde auch bei sonst gleichem Preise etwa ein Drittel mehr ausgeben als gewöhnlich, weil die Mark dort um soviel entwertet ist. Das wirkt dann aber ohne weiteres auf die deutschen Lebensmittelpreise selbst ein. Gerade weil wir vom Auslande nicht gänzlich abgeschnitten sind, ist ein nicht geringerer Teil der Teuerung auf die ungünstigen Valutaverhältnisse im Auslande zurückzuführen. Dadurch wird die ganze Frage eine allgemeine, die für die Bevölkerung von größter Wichtigkeit ist. England leidet zwar zum Teil an demselben Mißstande, daß es vom Auslande weit mehr kaufen muß und dadurch seine Valuta sich verschlechtert. Es hat aber mehr Mittel an der Hand, vor allem die Auslandsanleihen und das Abstoßen von Wertpapieren, um dem entgegenzutreten.

Nun hat aber jedenfalls auch die Spekulation und die Arbitrage sich des Umstandes bemächtigt. Beide können durch Zurückhalten von Auslandswechseln und andere Maßnahmen den ungünstigen Stand noch über das nötige Maß verschlechtern. Das wird zwar nicht allzu erheblich sein, kommt aber immerhin mit in Betracht. Man hatte lange genug diesem Zustande ziemlich gleichgültig gegenübergestanden. Gerade im Gefühl der Gesundheit unserer Finanzen und unseres Geldwesens, das ja von dem Wechselkurs direkt nicht getroffen wird. Aber in letzter Zeit war vor allem durch das Vorgehen Englands, das deutsche Wechsel in Massen auf den Markt brachte, der Marktkurs besonders stark gesunken. Infolgedessen gingen die ausländischen Nahrungsmittel im Preise bedenklich in die Höhe. Es war zu fürchten, daß das noch weiter um sich greifen und der Kurs noch weiter sinken würde — mit all den üblen Wirkungen, die wir bereits hervorgehoben haben. Vor allem mußte auch unser Kredit im neutralen Ausland dadurch sehr leiden: In den Vereinigten Staaten stand die Mark 30 vom Hundert unter dem Werte. Hier mußte Einhalt geschehen. So entschloß man sich denn, wenn auch wiederum erst sehr spät, zum Einschreiten.

Durch Gesetz vom 20. Januar, das mit dem 28. Januar in Kraft getreten ist, wurde der ganze Devisenhandel einer Reihe von Privatbanken in Berlin, Frankfurt und Hamburg vorbehalten (in Berlin 13 Firmen, Frankfurt a. M. 9, Hamburg 4 — die beiden letzten Orte sind ebenfalls hervorragende Plätze für den Handel mit ausländischen Devisen). Sie haben unter Aufsicht und Mitwirkung der Reichsbank das ganze Devisengeschäft zu leiten. Nur sie dürfen den Ein- und Verkauf von ausländischen Geldsorten und Noten sowie von Schecks und kurzfristigen Wechseln auf das Ausland übernehmen. Die übrigen Banken sind nicht ausgeschaltet, sondern können als Kommissionär gegen eine geringe Provision das Geschäft für das private Publikum vermitteln. Aber selbständig vorgehen dürfen sie nicht. Auch die Ein- und Ausfuhrhändler dürfen die Erledigung aller Auslandszahlungen nur durch Vermittelung jener 28 Banken vornehmen, d. h. sie erhalten nur von jenen die nötigen Zahlungsmittel für das Ausland. — Anderseits aber müssen auch die Käufer von Devisen, also die Einfuhrhäuser, über Art und Zweck der Einfuhr, zu deren Begleichung sie die ausländischen Zahlungsmittel benötigen, Auskunft geben. Dadurch soll die Einfuhr entbehrlicher Luxusartikel verhindert werden, indem die Häuser für dergleichen Bezahlungen eben keine Devisen erhalten. Durch diesen allerdings sehr starken Eingriff in den privaten Handel wird nicht nur die überflüssige Einfuhr unmöglich gemacht, sondern auch eine Übersicht über den ganzen Devisenhandel gegeben. Der Spekulation und der Arbitrage ist der Spielraum wesentlich eingeschränkt. Der erste Erfolg der Maßnahme war denn auch bereits ein nicht unbeträchtliches sofortiges Heruntergehen der Devisenkurse von ihrer übertriebenen Höhe.

An sich wird es natürlich nicht möglich sein, dadurch den Kurs etwa wieder auf die normale Höhe zu bringen. Dazu sind eben die objektiven Verhältnisse, wie wir gesehen haben, doch zu andersartige geworden. Sie lassen sich nur unerheblich beeinflussen. Aber einmal kann die übermäßige Steigerung vermieden werden, sodann werden die Schwankungen im Wechselkurs gemildert und dieser selbst stabilisiert. Endlich wird auch die Einfuhr von Luxuswaren und überflüssigen Ausgaben unterbleiben und dadurch deutsche Werte im Lande zurückgehalten. Das alles muß günstig auf den Wechselkurs und damit die Valuta im Auslande einwirken.

Hand in Hand damit gehen muß aber seitens des Privatpublikums auch die Abstoßung ausländischer Wertpapiere, vor allem von amerikanischen Werten. Dadurch werden uns ausländische Guthaben und Forderungen geschaffen, die unsere Zahlungsbilanz günstig beeinflussen. Der etwaige Kursverlust wird ja dadurch aufgehoben, daß der Dollar jetzt soviel mehr wert ist als früher. Da die Notierungen der Devisenkurse öffentliche geworden sind, so fällt jedes Mißtrauen wegen Kursübervorteilungen nunmehr fort. Der Kommissionär darf nur die offiziellen Kurse berechnen. Es ist zu hoffen, daß das Publikum von dieser Gelegenheit Gebrauch macht und sich der fremden Wertpapiere entäußert. Es leistet damit dem Vaterlande einen Dienst, hilft die Valuta verbessern und damit indirekt die Preise für Lebensmittel herabdrücken. Es ist darum durchaus notwendig, daß das große Publikum von diesen wichtigen Dingen Kenntnis nimmt und sein Handeln danach einrichtet. — Wir geben zum Schluß eine Übersicht über die ersten offiziellen Devisenkurse vom 28. Januar d. J. Brief bedeutet Angebot, Geld: Nachfrage.

	Geld in Mark	Brief in Mark		Geld in Mark	Brief in Mark
Neuyork (Dollar)	5,44	5,46	Schweiz (100 Frank)	104,50	104,75
Holland (100 Gulden)	236,—	236,50	Österreich-Ungarn (100 Kronen)	67,15	67,25
Dänemark (100 Kronen)	148,62	148,87	Rumänien (100 Lei)	84,25	84,75
Schweden (100 „)	149,75	150,50	Bulgarien (100 Levas)	77,25	78,25
Norwegen (100 „)	148,75	149,—			

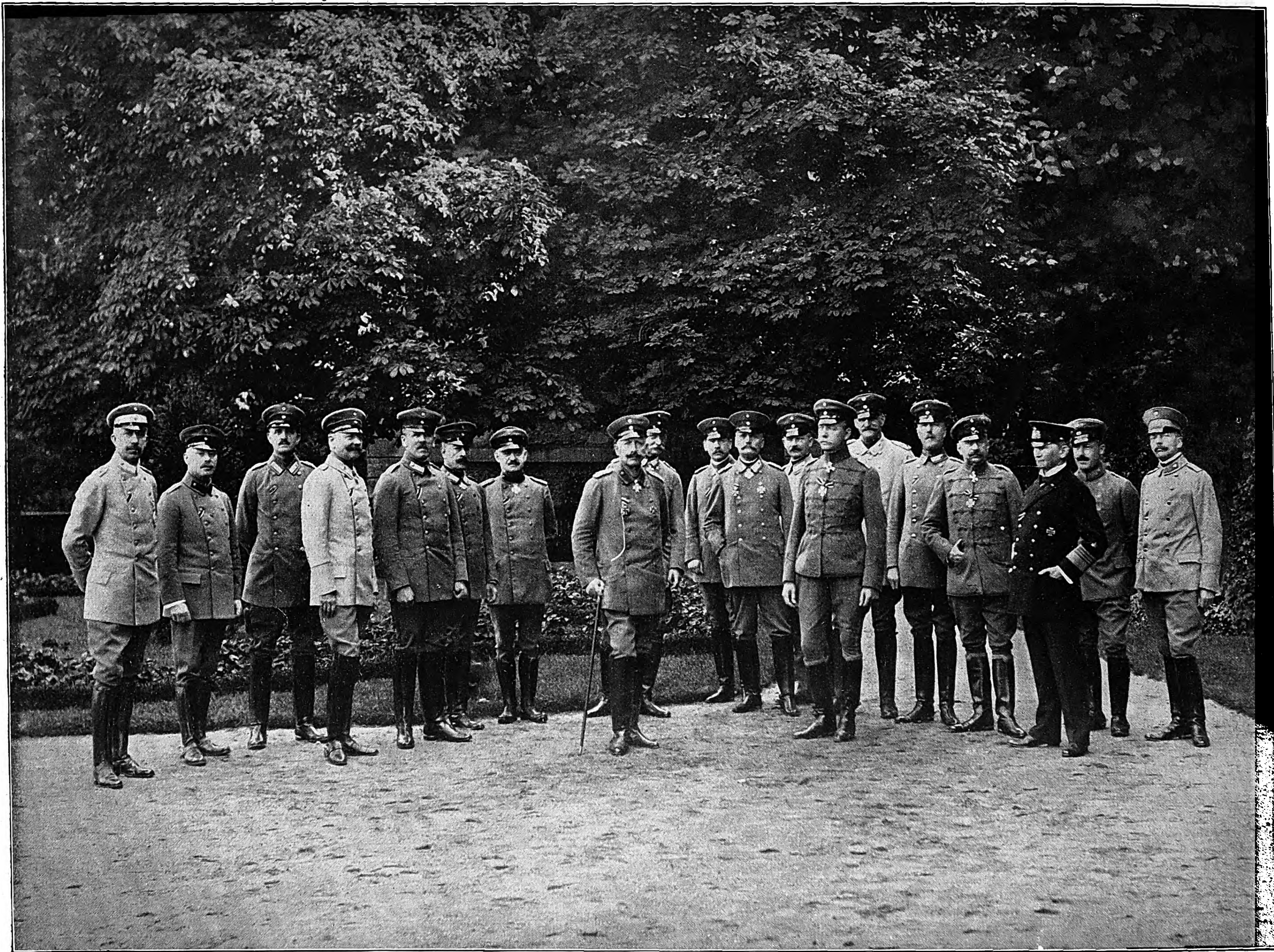
Unsere Fürsten im Felde XI: Leopold IV. Fürst zur Lippe.

Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Franz Langhammer in Cassel.

Polen einst und jetzt. / Von Prof. Dr. Alexander Brückner, Berlin.

Unter den vielen internationalen Fragen, die der Weltkrieg auf die Tagesordnung setzte oder in neues Licht rückte, bleibt die polnische eine der wichtigsten. Noch ist nach keiner Richtung hin eine Entscheidung getroffen, noch ist eine Unmasse von Federn hier tätig — so verschieden sind die Gesinnungen und Erwartungen, Zuversicht und Mißtrauen, die diese Frage weckt, aber von einer Klärung der Anschauungen scheinen wir weiter entfernt als je zuvor; vielleicht trägt folgende Darstellung dieses Komplexes von Fragen etwas zu einer Klärung bei.

Wie war Polen groß geworden? Durch freiwillige Vereinigung zweier Reiche, der „Krone“ Polen und des „Großfürstentums“ Litauen; jene hatte ihr nach Westen gemindertes ethnographische Gebiet um herrenloses kleinrussisches erweitert; dieses halte von seiner äußerst schmalen ethnographischen Basis aus ausgedehnte weiß- und kleinrussische Fürstentümer über den Haufen gerannt und war so bis in das Herz des heutigen zentralen Rußlands vorgedrungen. Diese Vereinigung lag im beiderseitigen Interesse, zumal Litauens, das schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dem Drucke des moskauischen Großfürstentums, bald Zartums, nicht widerstehen konnte, das alle „russischen“ Länder um sich zu sammeln begonnen hatte. Durch diese Vereinigung war die große, von der Ostsee bis fast zum Schwarzen Meere reichende „Republik“ Polen geschaffen.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Kaiser Wilhelm II. mit Umgebung.

Nach einer photographischen Aufnahme von M. Steckel, Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, A.-G., in Berlin.

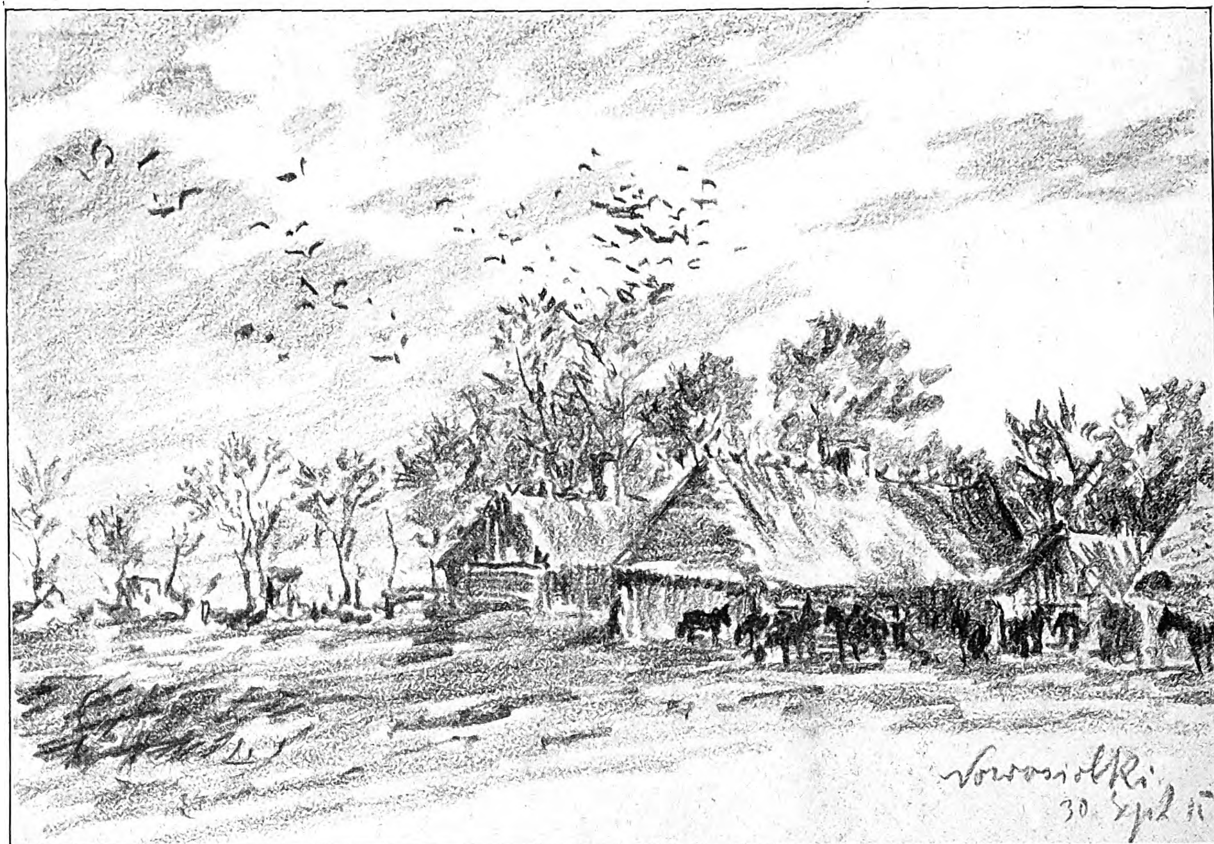
Woran ist sie zugrunde gegangen? An ihrer geographischen Lage, das heißt natürlich nicht an der physischen, sondern politischen; war doch schließlich die wehr- und waffenlose Republik eingekeilt zwischen die drei mächtigsten absolutistischen Militärstaaten mit ihrer aggressiven Tendenz gegen den schwachen Nachbar.

So wurde der Name Polen aus der Reihe lebender Staaten gestrichen. Worin hätte nun Polens welthistorische Mission bestanden? Die Polen selbst behaupteten, daß sie das Bollwerk der Christenheit gegen Tataren und Türken geschaffen hätten, aber im Mittelalter hielten ja die Russen den Hauptstoß der Tataren auf, und in den folgenden Jahrhunderten widerstand Österreich dem Türkeneinbruch; die Polen haben nur zweimal die Türkengefahr auf sich abgelenkt und einmal im entscheidenden Augenblick entscheidend eingegriffen. Ihre Mission war eine andere, größere: es verlegte die eine slawische Macht, weil katholisch, der anderen slawischen, weil orthodoxen, den Weg nach Europa. Auf der unendlichen eurasischen Ebene sind von Polen die fehlenden physischen durch wirksamere moralische Grenzen ersetzt worden, durch die Grenzen von Glaube, Kultur, Gesittung. Hinter dem polnischen Damm konnte sich europäische Kultur ungestört ausleben; vor ihm brandete das gewaltige orientalische, russische Meer; das katholische Polen schloß hermetisch beide einander für immer fremde Welten ab. Darum wurde es das erste Opfer des russischen Eroberungsdranges, der lawinenartig anschwillt; nach Polen kommt der Balkan, dann Österreich, zuletzt Deutschland an die Reihe. Das wußten die Polen seit jeher, und schon 1845 sprach dies die polnische Demokratische Gesellschaft in ihrem Aufruf an die Deutschen klar aus: erst wir, dann ihr; über Polens rauchende Trümmer werden sich die Kosakenheere gegen euch heranwälzen. Aus dieser Stellung Polens erklärt sich ungezwungen der intensive Haß oder zum mindesten die absolute Entfremdung, die für immer beide Slawenstämme trennt; niemals konnten sie sich auch nur einen Augenblick lang, auch in ihren erwähltesten Geistern nicht, wirklich anfreunden oder verstehen; unaustilgbares, nur zu berechtigtes Mißtrauen hält beide voneinander zurück.

Wie konnten trotzdem russophile Tendenzen unter Polen seit jeher aufkommen? Rußland hatte schließlich vier Fünftel des historischen (nicht des ethnographischen) Polens und damit den offenen Zugang zu Zentraleuropa erobert. Von Europa verlassen, der Not gehorchend, mußten diese Polen nach einem Einvernehmen mit ihrem neuen Herrn streben; Alexanders I. wohlwollende Absichten erleichterten dies unendlich; was er tat, und noch mehr, was er versprach, wiegte die Polen in die kühnsten Träume. Der ungestörten Entwicklung ihrer Nationalität sowohl daheim in Kongreßpolen wie draußen in den litauischen Provinzen sicher, glaubten sie mit der Zeit Rußland friedlich zu erobern, die Deutschen in dem brüderlichen, weil slawischem Staate in deren Einfluß ersetzen zu können; über das Europa, das sie preisgegeben hatte, mit den Russen herrschen zu sollen; der Boden für das Aufkommen und Erstarken russisch-polnischer Sympathien schien für immer gesichert.

Nur zu bald erwies sich dies alles als Täuschung, und Schritt für Schritt verloren die Polen diesen Boden. Von einer Beeinflussung Rußlands (wie einst Roms durch Griechen auf Grund ihrer höheren Kultur) war keine Rede; des loyalen Lubezki große Kraft blieb einfach unausgenutzt. Dann mußte auch der Gedanke aufgegeben werden, daß es möglich wäre, das Polentum in den litauischen Provinzen aufrechtzuerhalten; die unbedingte Russifizierung dieser weiten Gebiete wurde zu unerbittlicher Losung. Nicht nur wurde die polnische Sprache aus Amt und Schule verdrängt; Millionen mit der römischen Kirche Unierter wurden gewaltsam zur Orthodoxie zurückgeführt; den Litauern wurden sogar statt der lateinischen Lettern, an die sie seit Jahrhunderten gewöhnt waren, die russischen aufgezwungen und ihnen ihre ganze Literatur unmöglich gemacht; nicht nur jeder polnische, sondern sogar jeder römische Charakter des Landes sollte ausgetilgt werden. Und nun kam die Reihe an das Königreich, dessen durch den Wiener Kongreß international anerkannter Titel sogar ausgemerzt wurde: nach dem furchtbaren Strafgerichte, das die Insurrektion von 1863 nach sich gezogen, das Schuldige und noch mehr Unschuldige getroffen hatte, ging die Regierung, die sich dabei sogar auf viele Tausende nach Polen abgedrängter jüdischer Russen stützen konnte, zur Russifizierung auch von Kongreßpolen selbst über, Schule und Amt mußten dazu dienen, und ein Zwinguri, eine imposante orthodoxe Kirche errichtete man absichtlich mitten im Herzen von Warschau, schlug vom Königreich das Gouvernement Cholm großenteils ab, um es nur rascher zu russifizieren. — Dies war die harte Wirklichkeit; die Polen hatten in ihren kühnen Träumen nicht nur mit dem Zarat, sondern auch mit dem russischen Nationalismus nicht gerechnet. Neben dem Eroberungsdrange des Zarates selbst war nämlich diese immer weitere Kreise umfassende Bewegung zuerst durch die Erfolge der auswärtigen Politik der einstigen deutschen Prinzessin, Katharinas II. (noch unter Peter dem Großen gab es keinen russischen Nationalismus), geweckt, durch die Napoleonischen Kriege genährt worden. Ins Ungemessene steigerte er sich, gerade durch den polnischen Widerstand gereizt und durch die im Sande verlaufende diplomatische Aktion von 1863 gestärkt nach 1863, dann 1878; Kennern der russischen Gesellschaft fiel es auf, wie trotz des Mißerfolges auf dem Berliner Kongreß den Russen der Kamm geschwollen war, wie sie seitdem offen mit Konstantinopel als russischem Schlüssel zum Meere und mit dem Balkan als einem Komplex russischer Generalgouvernements rechneten. Dieser Nationalismus zertrat nun alles, was sich ihm entgegenstellte, zuerst daheim, namentlich in den Grenzmarken, von Beßarabien bis Finnland; ihm genügte nicht bloße Loyalität der „fremden“ Völkerschaften; er duldete nichts Selbständiges neben sich, und keine Maßregel der Regierung war ihm energisch genug; er drängte sie immer ungeduldiger auf der Bahn der Russifizierung vorwärts.

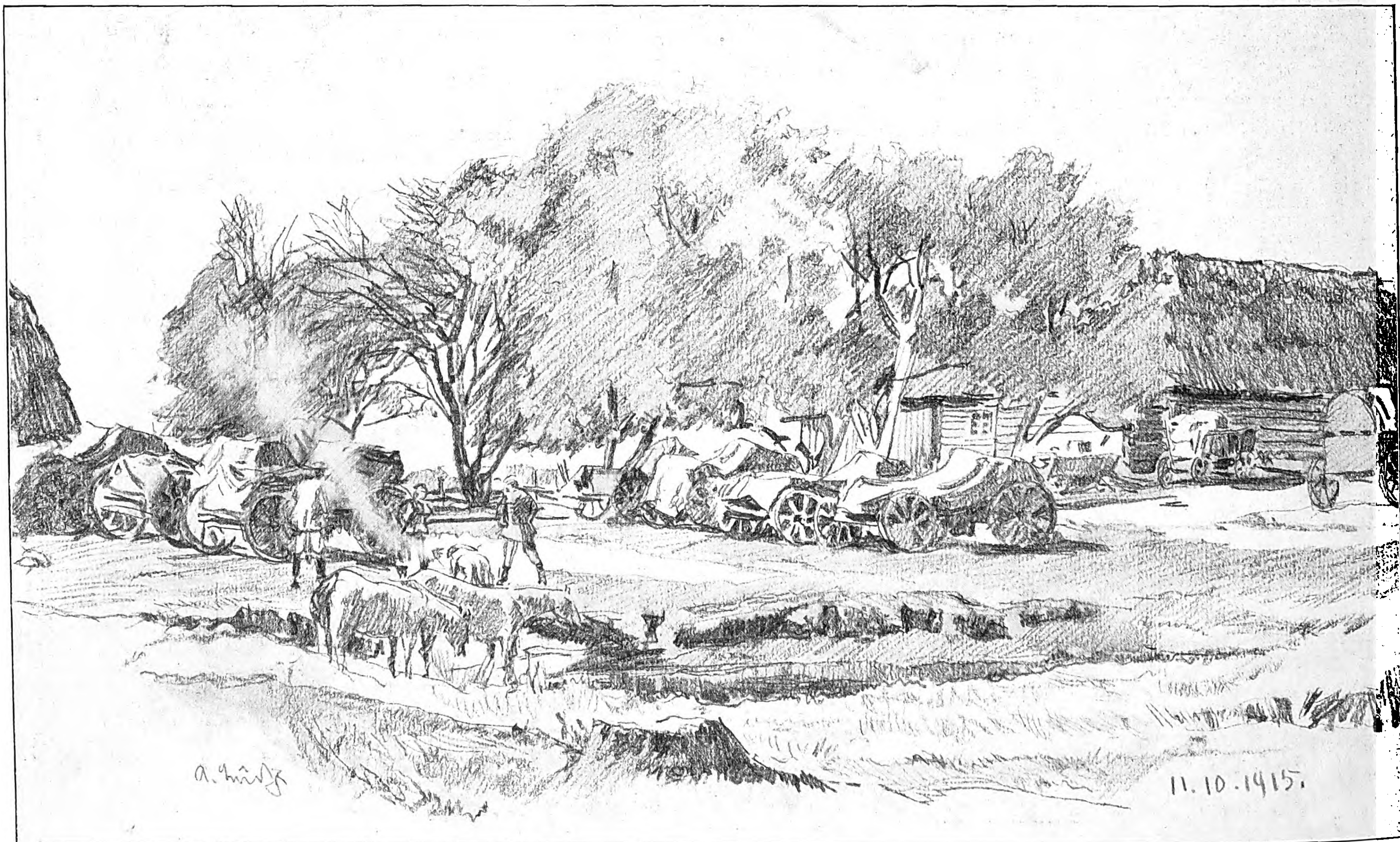
Einzelne Russophilen unter den Polen haben dies schon in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorausgesehen; die Gurowski, Rzewuski, später Krzywizki fanden sich damit ab, daß das Polentum verschwinden, daß die Polen als Russen erweckt würden. Man schalt sie seinerzeit Apostaten, mit Unrecht; sie hatten nur den Mut, die letzten Konsequenzen offen auszusprechen. Aber diesen ihren Totengräbern war die Nation zu folgen durchaus nicht gewillt, denn der Trost, slawisch zu bleiben, wenn sie russisch wurde, war ihr doch zu mager; der Panslawismus, weil er unverhüllt nur Panrussismus sein kann, hat sie niemals angelockt. Von gewichtiger polnischer Seite ist das einzig richtige Wort gefallen: Dem polnischen Volke ist das Wort Slawe fremd. Denn wie kann bloße entfernte Sprachverwandtschaft alle die uralten Gegensätze von Religion, Kultur, Art aufwiegen? Warum sollten dem Phantom eines rohen Fetischismus, dieser ethnographischen oder richtiger gesagt nur sprachlichen Zugehörigkeit reelle, ungleich höhere Werte geopfert werden? Der Pole kann nur eben Panslawist werden, wenn er Pole zu sein aufhört. Das Liebäugeln mit der Rassenverwandtschaft, die drohende Berufung darauf ist bei Polen nie ernster als bloße vorübergehende Gemütsaufwallung einzuschätzen gewesen, wenn sie eben auf zugefügtes Unrecht gereizt reagierten; eine unwillkürliche Geste oder Äußerung, übler Laune, die zu nichts verpflichtet, weil sie auf nichts Realem gegründet ist. Statt dem Panslawismus und seinen Lockungen zu folgen, haben die Polen immer zum Kriege gegen Rußland aufgerufen. — Aber die obenerwähnten Gründe mußten durch die unüberwindliche Logik der Tatsachen auch jetzt fortwirken, mußten langsam von neuem eine Strömung erzeugen, die dauernde Aussöhnung mit dem dauernd herrschenden, allgewaltigen Russentum immer offener proklamierte, die sich mitunter sogar in den alten Träumereien wieder einwiegte, alle Erfahrungen der Vergangenheit und alle drohenden Vorboten der Zukunft, d. i. der Unduldsamkeit des russischen Imperialismus und Nationalismus mißachtete. Und unerwartet rasch sollte diese neueste, naturnotwendig zumal in Warschau aufkommende Russophilie Wasser auf ihre Mühlen bekommen. — Beim Ausbruch des Krieges erschien das bekannte Manifest des Großfürsten mit seinen Anweisungen auf fremde Taschen, die unverfälschteste Bauernfängerei, die man je gesehen hat; aber sie schien eine sichere Grundlage für alle Russophilen abgeben zu sollen, freilich mehr im neutralen und feindlichen Ausland als im Inland, wo sie höchstens bei rasch verhallenden Verbrüderungsfesten für lärmende Toaste zu verwenden war. Heute ist das Manifest vergessen; unzweideutig kündigt sich der antipolnische Kurs der russischen Gewalthaber, eines Goremykin und Chwostow, an, und die russophilen Führer selbst, betrogen um alle ihre militärischen wie politischen Berechnungen, stimmen im Auslande, auf Schweizer Boden, ihre Erwägungen auf einen neuen Ton; sie wollen von dem früheren engsten Zusammengehen, von der Verquickung mit Rußland nichts mehr wissen, verlangen absolute Selbständigkeit Polens, und nur noch eine Romanowsche Thronkandidatur erinnert bescheiden und verschämt an die frühere Haltung dieser Russenfreunde.



Nowosiolki. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach dem Leben gezeichnet von dem im Osten zugelassenen Kriegsmaler Hugo L. Braune.

Daß Polens Zukunft nur im Rahmen des innigsten Anschlusses an die Zentralmächte verbürgt ist, das weiß und fühlt jeder Pole, der sich ein vom panslawistischen und panrussischen Mummenschanz ungetrübtes Urteil bewahrt hat. Wer sich aber darüber aufhalten wollte, daß dieser Anschluß nicht die ganze Nation fortgerissen hat, daß sie sich im Gegenteil größtenteils nur abwartend verhält, würde die schwierige Lage der Polen verkennen, die sie zu dieser Zurückhaltung zwingt. Als unlängst in den Warschauer Privatschulen das Russische abgeschafft werden sollte, verlangten dazu die Direktoren schriftliche Erklärungen der Eltern, die wieder davor zurückscheuten, denn Direktoren wie Eltern wußten wohl, was ihnen bevorstünde, falls die Russen doch noch nach Warschau zurückkehren sollten. Da würde ihrer Rache die bloße Schließung aller solchen Schulen gar nicht genügen. So befinden sich die Polen zwischen Hammer und Amboß, und der Selbsterhaltungstrieb läßt sie vorläufig aus dieser Reserve nicht recht heraustreten. Aber diese Reserve täuscht die Russen keinen Augenblick über die wahren Gesinnungen der Polen; schon daß alle Versuche, trotz der lockendsten Versprechungen des Großfürsten, eine russischpolnische Legion aus halbwegs anständigen Leuten, und wären es nur wenige Hunderte gewesen, zu bilden, schmählich gescheitert sind, während Tausende russischer Polen freiwillig gegen Rußland kämpfen, das werden die Russen den Polen nie vergessen können. Die politische Konzeption, die noch vor anderthalb Jahren ausgeschlossen schien, obwohl sie eine lange Vorgeschichte haben könnte, daß nämlich Polen im Anschluß an Österreich und Preußen einer neuen Zukunft entgegengehen wird, ist, schon lange geahnt, heute zu naher, greifbarer Wirklichkeit gediehen; diesen Sachverhalt können keine slawo- oder russophilen Velleitäten mehr verhüllen; nur er entspricht unseren Erwartungen und unseren Wünschen, der Wucht der neuen Tatsachen wie dem Lauf der alten Geschichte, die die unüberbrückbare Kluft zwischen polnischem und russischem Wesen, zwischen zwei Nationen und Kulturen, zwischen West und Ost geschaffen hat.

Und das haben bereits die Russen selbst anerkannt und und daraus die Konsequenzen gezogen. Aus ihren Zeitungen ist die Rubrik Polen, die noch unlängst breiten Raum einnahm, heute ganz verschwunden, und ein angesehener russischer Publizist schrieb ungefähr folgendes: die Vorsehung hätte den Polen Platz zwischen zwei Welten

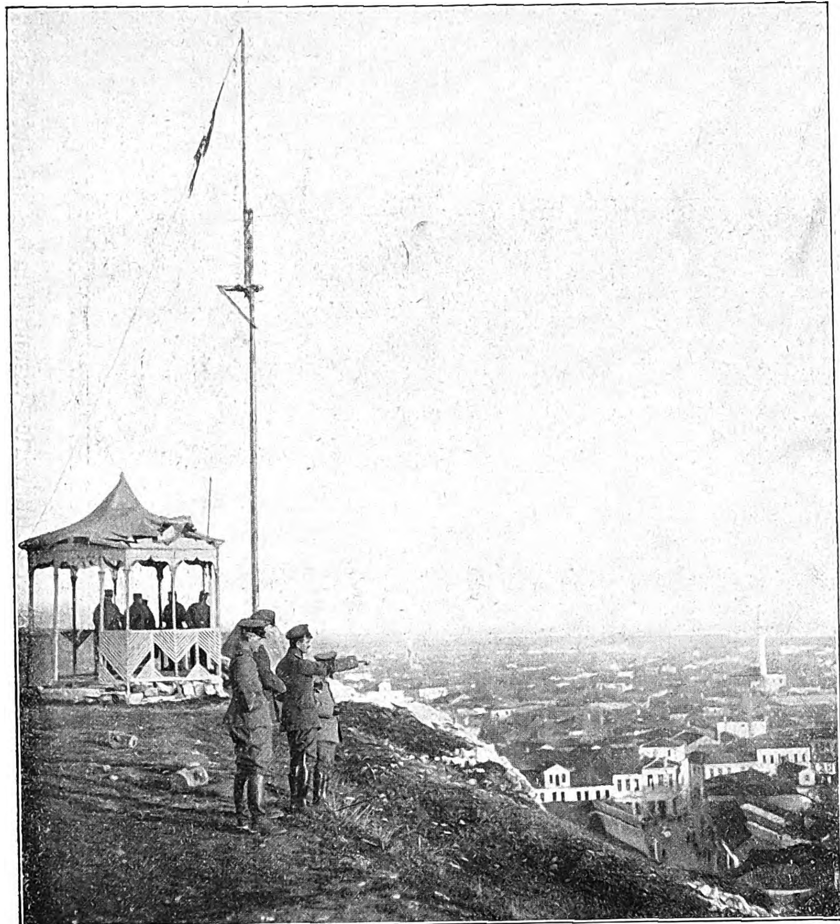


Maschinengewehrpark in einem russischen Dorf. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" nach dem Leben gezeichnet von dem Kriegsteilnehmer Albert Lück.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

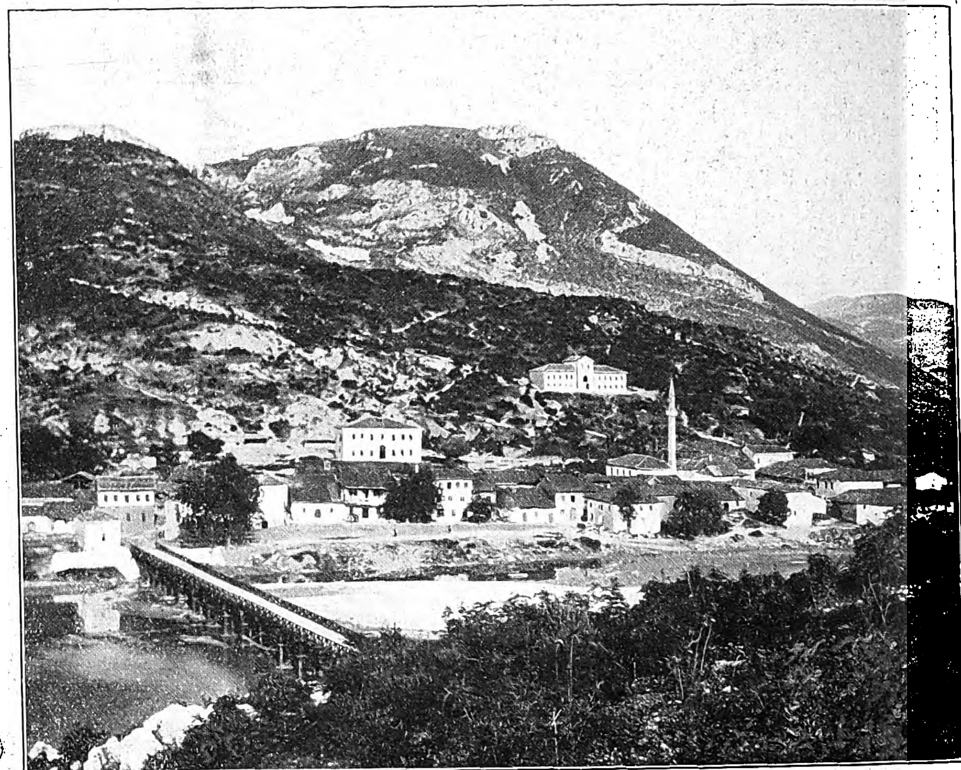


Blick auf die befestigte Stadt Erzerum in Türkisch-Armenien,
die infolge des mit weit überlegenen Kräften durchgeführten Angriffs der vom Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch befehligten russischen Kaukasus-Armee von den Türken aufgegeben werden mußte.



Ein Pavillon auf der Zitadellenspitze von Ueskueb in Mazedonien, von dem die bulgarische Flagge weht.

willig flüchtenden, in Wirklichkeit gewaltsam durch die Russen fortgetriebenen und der größten Not preisgegebenen Hunderttausenden hat der Russe reine Wahrheit gesagt. Ist das Slawentum mit dem Russentum identisch, dann wollen die Polen, sollen sie nicht Verrat an sich selbst üben, nichts davon wissen — am allerwenigsten heute, wo der Panslawismus endgültig in die Brüche gegangen ist. Triumphierend setzten sich über ihn die Bulgaren hinweg und schlossen



Ansicht der von den österreichisch-ungarischen Truppen am 29. Januar 1916 besetzten nordalbanischen Stadt Alessio.

angewiesen; zwei Seelen wohnten denn auch in ihrer Brust; ihr slawisches Blut ziehe sie zu dem slawischen Osten mit seiner vergeisteten Innerlichkeit und seiner Mystik, ihre Kultur dagegen zu dem materialistischen und nationalistischen Westen. Schon hatten wir geglaubt, daß jeder Verrat an der slawischen Sache ausgeschlossen wäre, daß Polen, dessen vor der Barbarei der Feinde flüchtende Hunderttausend wir gastlich aufgenommen und gesättigt haben, sich einmütig auf unsere Seite stellen werde. Und wieder ist es anders gekommen; der alte polnische Dualismus, die eigentliche Tragödie Polens, hat die verlangte und erwartete Einheit des Volkes gesprengt; offen sei jetzt die Absage der Polen und ihr Verrat am Slawentum geworden; sie geben sogar ihre Brüder in Posen und Schlesien auf und legen ihr Schicksal vertrauensvoll in die Hände der Zentralmächte.

Bis auf die freche Erfindung von den frei-



Gesamtansicht der von den österreichisch-ungarischen Truppen eingeschlossenen wichtigen mittelalbanischen Hafenstadt Durazzo. (Im Hintergrund die berüchtigten Sümpfe.)

Aus Mazedonien und Albanien.

sich einmütig den Zentralmächten an; dem Hungertode ausgesetzt, verwünschen ihn die in Albaniens unwirtlichen Bergen irrenden Trümmer der Serben, die den Österreichern sich ergebenden ausgehungerten Montenegriner. Eine weitere Täuschung ist nicht mehr möglich; die Russen, die heute schon nicht mehr den Zentralmächten, sondern dem Westen überhaupt Krieg ansagen, die sogar mit der ganzen Petersburger Periode ihrer eigenen Geschichte für immer abzuschließen gedenken, legen ihr Spiel, auf und da bleibt für die Polen kein Weg offen — fort aus dem russischen Kerker! Sei gegrüßt, Morgenröte der Freiheit, rief einst ihr größter Dichter, auf die allbezwingende Macht der Jugend vertrauend, doch erst nach hundert Jahren sollte sich seine Prophezeiung erfüllen. Polens Geschichte und Vergangenheit, seine geistigen und kulturellen Bande, seine tragischen Erfahrungen mit dem Russentum weisen es dem Westen zu; in seinem Zeichen wird es auch siegen.



Unsere türkischen Bundesgenossen im Weltkrieg: Aus der Schlacht bei Kum-Kaleh an den Dardanellen am 25. und 26. April 1915; Erstürmung des Friedhofes von Kum-Kaleh durch die türkischen Truppen. Im Hintergrund die brennende Stadt und die Festung Kum-Kaleh. Nach einer Zeichnung des auf den Kriegsschauplatz an den Dardanellen entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Georg Lebrecht.



Wirkl. Geh. Rat Dr. Bodo Voigts,

Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, wurde an Kaisers Geburtstag in das Preußische Herrenhaus berufen. (Hofphot. H. Noack, Berlin.)



Generalsuperintendent Wilhelm Haendler,

Propst von Berlin, wurde an Kaisers Geburtstag in das Preußische Herrenhaus berufen. (Phot. N. Dührkoop, Berlin.)

Das

Land der beständigen Unbeständigkeit.

Von Arthur Dix, zur Zeit Sofia.

Wenn irgendwo das Wort Geltung hat, daß nichts beständig als der Wechsel, so ist es in der Geschichte des Balkan. Insbesondere der mittlere Balkan, die Länder zwischen dem Schwarzen Meer und der Adria, haben ein Schicksal beständiger Unbeständigkeit erlebt.

Von den Völkern, die auf diesem Teil der südosteuropäischen Halbinsel selbständige Staaten bildeten, also vornehmlich Bulgarien, Serbien, Albanien und Montenegro (die Türkei gravitiert trotz ihrer europäischen Hauptstadt nach Vorderasien, und Griechenland ist auf den Südbalkan ein Gebiet für sich), hat Albanien eine bewegte nationale, aber nicht eigentlich eine staatliche Vergangenheit. Über das Gemisch der Stämme in Albanien ist zur Zeit der künstlichen Schaffung dieses vergänglichen Fürstentums viel geschrieben worden. Als der letzte Balkankrieg (vor dem Weltkrieg) vorüberzog, suchte das Land einen Fürsten; als der Weltkrieg begann, hatte es ihn schon wieder verloren. Nur um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Skanderberg dem Lande vorübergehend zur vollen Unabhängigkeit verholfen; sonst ermangelte es der staatlichen Selbständigkeit, befand sich allerdings gleichwohl in seinen einzelnen Gebieten in einem Zustand mehr oder minder großer politischer Unbehelligtheit von außen bei fortwährenden Stammes-Reibereien im Innern.

Montenegro erscheint in der Geschichte nach der Schlacht auf dem Amselfeld (1389) als Zufluchtsgebiet flüchtender Serben, 1516 als selbständiges Staatsgebilde, das bei all seiner Kleinheit in seiner gebirgigen Abgeschlossenheit sich als solches behauptet. Frühzeitig schon knüpft es politische Fäden hinüber zu Rußland. Aus seiner territorialen Winzigkeit beginnt es aber erst nach Jahrhunderten hinauszutreten, indem es durch den Berliner Vertrag von 1878 seinen Umfang verdoppelt und ein Stückchen Küstenland gewinnt. Im Jahre 1912 ging dieser kleinste unter den Balkanstaaten mit der Eröffnung des Krieges gegen die Türkei voran. Wiederum fiel ihm verhältnismäßig beträchtlicher Gebietsgewinn zu, doch sah es weder seine Hoffnungen auf namhaften Küstengewinn noch auf die Einverleibung der Stadt Skutari erfüllt.

Serbien hatte bereits nach Abschluß des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung seine Unabhängigkeit von Byzanz gewonnen, wurde aber politisch von den wechselvollen Schicksalen der Balkanländer dauernd und heftig durchgerüttelt. Um 1300 erlebte es, schon damals Königreich, nicht nur Gebietsausdehnungen bis ins Makedonische, sondern auch einen beträchtlichen wirtschaftlichen Aufschwung. Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durfte es sich sogar Kaisertum nennen, seine Macht über Montenegro, Albanien, große Teile Makedoniens, Epirus und Thessalien erstreckend. Rasch aber folgte auf die kurze Blüte der politische Zerfall und demnächst das Hinabgleiten in die Tributpflichtigkeit gegenüber der Türkei. Nach der Eroberung Belgrads durch Prinz Eugen (1717) wurde Nordserbien zunächst österreichisch; später begann das Land selbständig und mit Unterstützung durch Rußland seine Befreiungskämpfe gegen die Türkei. Aber erst der Berliner Vertrag brachte ihm wieder die volle Anerkennung als selbständiges Fürstentum, das sich dann bald zum Königreich aufschwang und auf neue Gebietserweiterung bedacht war. Der erste Balkankrieg brachte sie ihm im Bündnis mit Bulgarien, der zweite erweiterte sie unmittelbar darauf auf Kosten eben desselben Bulgarien.

Dieses Bulgarien selbst endlich verzeichnet noch stärker schwankende Kurven in der unbeständigen Geschichte seiner politischen Verfassung und Ausdehnung. Vor fast genau tausend Jahren, im Jahre 917, gab es bereits erstmals einen Zaren der Bulgaren, den großen Symeon, dessen Reich an drei Meere grenzte: das Schwarze, das Ägäische und das Adriatische, und dem Byzanz so gut wie Serbien tributpflichtig waren. Nach wenigen Jahrzehnten machten Türken und Russen gemeinsame Sache gegen dieses große Balkanreich, das zuerst verfiel, dann mit seinen einzelnen Teilen nacheinander unter die türkische Herrschaft geriet. Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sehen wir das durch längere Zeit abermals in den Besitz seiner Selbständigkeit gekommene Ostbulgarien aufs neue in hoher Blüte, seine Arme wiederum bis an die Adria (Durazzo) ausbreitend. Im Jahre 1393 aber fällt es zurück an die Türkenherrschaft, in der es bis zum Berliner Vertrage verbleibt. Das der Pforte tributäre Fürstentum (Nord-) Bulgarien, das durch jenen Vertrag geschaffen, zog im Jahre 1886 die ihm auf dem Berliner Kongreß noch abgesprochene türkische Provinz Ostrumelien an sich und setzte sich im gleichen Jahre siegreich gegen Serbien durch, ohne aus diesem Kriege entsprechenden Gebietszuwachs heimzuholen. Das neue Fürstentum Bulgarien stieg zum Königreich empor, schritt im ersten Balkankrieg von Sieg zu Sieg, wurde aber durch den zweiten Balkankrieg um einen Teil der Früchte betrogen, mußte sogar dem quasi unbeteiligten Rumänien Land abtreten, erreichte aber immerhin neben beträchtlichem Landgewinn wieder einen Zugang zum Ägäischen Meer.

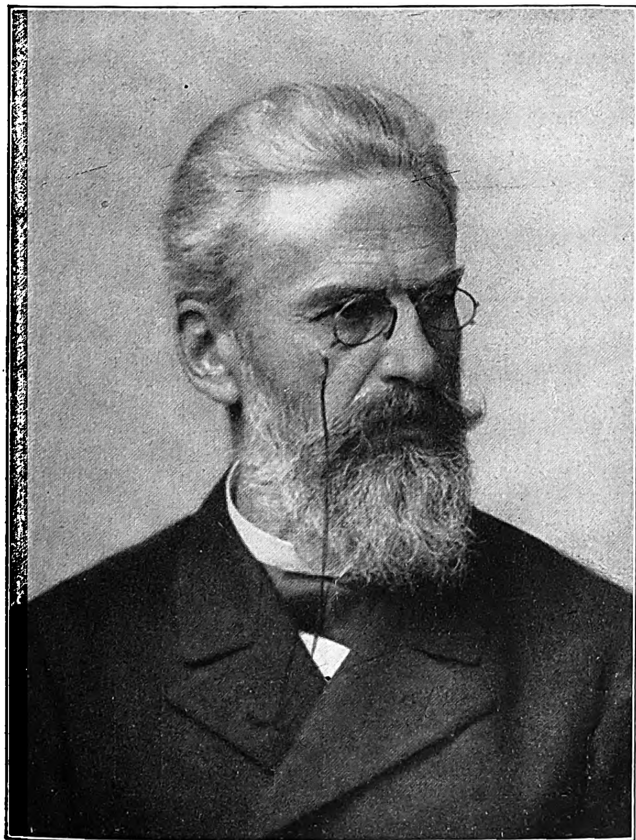
Indessen sich im übrigen Europa große Nationalstaaten konsolidiert hatten, blieb der Balkan ein Gebiet des bunten, ungesichteten, hadervoll lebenden Völkergemisches und der dauernden staatlichen Umbildungen. Er war der berühmte Wetterwinkel Europas.

Mancherlei Eigentümlichkeiten seiner Lage mögen diese Erscheinung erklären. Zunächst einmal ist der Balkan ein viel zerklüftetes Bergland, das es den einzelnen Gruppen seiner Bewohner erleichtert, ihre Stammeseigenart und unter Umständen auch ihre politische Selbständigkeit im engen Rahmen zu behaupten. So konnte Montenegro bei all seiner Kleinheit durch Jahrhunderte sein Sonderdasein fristen, konnten die Stämme Albaniens sich in ihrer Bergeinsamkeit abschließen und fremder Herrschaft, auch wenn sie formell bestand, tatsächlich nach Belieben trotzen. Anderseits birgt der Balkan fruchtbare, begehrenswerte Täler und Hochländer, die den Ausbreitungsdrang kühner Eroberer reizen. Die verschiedenen Richtungen der das Bergland durchziehenden Flüsse und Ströme, das Angrenzen des Hauptmassivs der Halbinsel an drei Meere geben dem Ausbreitungsdrang die verschiedensten Richtungen.



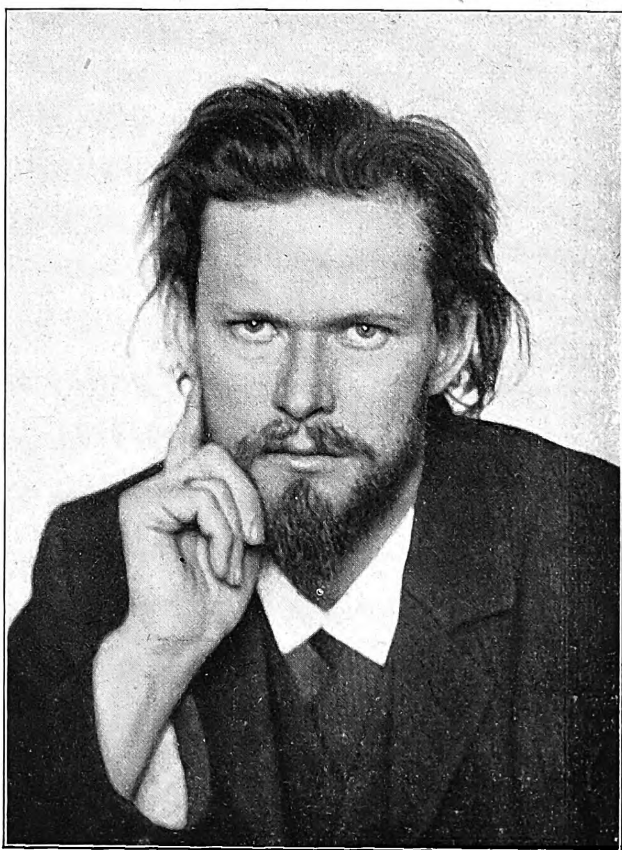
Gustav Falke,

bekannter Lyriker, † am 8. Februar im Alter von 63 Jahren in Groß-Borstel. (Phot. Arnold Mocsigay, Hamburg.)



Reichsrat Adolf v. Auer,

langjähriger Präsident des Aufsichtsrats der Bayrischen Hypotheken- und Wechselbank in München, † am 14. Februar. (Hofphot. Friedrich Müller, München.)



Professor Oskar Zwintscher,

namhafter Maler, Lehrer an der Akademie der Bildenden Künste in Dresden, † am 11. Februar. (Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)

Die Mittlerrolle zwischen Mitteleuropa und dem Orient, die Rumänien durchzuführen sich versagte, übernahm zur guten Stunde mit frischem Zugreifen Bulgarien, das noch eine alte Rechnung zu begleichen hatte. Schon in der Zeit der Balkankriege hatte namentlich Österreich-Ungarn sich auf die Seite Bulgariens gestellt. Jetzt reizte der gemeinsame Gegensatz gegen Serbien und gemeinsames Leiden unter der absperrenden Verkehrspolitik, in der Rumänien sich zeitweise gefiel, zu dem Versuch, eine unmittelbar gemeinsame Grenznachbarschaft zwischen Österreich-Ungarn und Bulgarien herzustellen. Das Ei des Kolumbus! Der Entschluß zu solchem Vorgehen bedeutet in der Tat einen Markstein in der Geschichte des Weltkrieges, in der Geschichte der Balkanländer, in der Geschichte der Verbindungen zwischen Orient und Okzident.

Auf Trümmern beginnt eine neue Konsolidierung des Balkans. Aus der Geschichte der Zersplitterungen und Unterjochungen, der Stammeseigenbröteleien und Staatenzerklüftung tritt er hinaus in ein neues Zeitalter. Neue Grundlagen werden geschaffen für eine größere Vereinheitlichung seiner Kultur und seiner staatlichen Macht. Die türkische Vormacht Vorderasiens mitsamt ihrer europäischen Kapitale fürder nicht antastend, sondern stützend, übernimmt Bulgarien die Führung des europäischen Balkans und die gesicherte Vollendung der Staatenkette zwischen Nordsee und Indischem Ozean. Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, Türkei — das ist ein Band, das zusammengehalten werden und bleiben kann. Störende Zwischenglieder werden beseitigt oder leicht umgangen. Das Schwergewicht des neuen Bundes ist so groß und sicher, daß es ihm weiterhin auch an natürlicher Anziehungskraft nicht fehlen kann.

Ein Volk, das wenig auf äußeren Zivilisationsfirnis, um so mehr aber auf ernste Arbeit und fleißiges Studium gibt, ein Land unter bewährt staatskluger Leitung stellt sich in den Mittelpunkt der neuen Balkangeschichte. Schwer nur für seine neue Aufgabe gewonnen, verspricht es, ihr um so zuverlässiger nachzugehen. Die wirtschaftlichen Interessen, die der Bulgare sehr sicher einzuschätzen und hoch zu bewerten weiß, liegen ganz auf seiten der europäischen Mittelmächte und der vorderasiatischen Türkei mit Konstantinopel. Russische Vorherrschaft an den Meerengen, russische Monopolisierung des Handels auf dem Schwarzen Meere aber bedeutet das wirtschaftliche Ende Bulgariens und das Ende seiner schwer errungenen politischen Selbständigkeit.

Der ewig schwankenden Geschichte des Balkans ist eine neue Ära der Festigkeit vorgeschrieben. Diese Ära steht im Zeichen bulgarischer Vorherrschaft auf dem Zentralbalkan, im Zeichen unmittelbarer, freundnachbarlicher Beziehungen zwischen Bulgarien und Österreich-Ungarn, im Zeichen des geschlossenen Mächtebundes, der die Lande zwischen dem Baltischen und dem Persischen Meer, dem Ärmelkanal und dem Suezkanal umfaßt. In diesem Zeichen wird die Welt, wird auch der Balkan, das Land der beständigen Unbeständigkeit, für absehbare Zeit Ruhe zu finden vermögen.



Zerstörtes Wohnhaus in Mengersdorf.



Verwüstungen im Glashüttener Königlichen Forst (in der Nähe von Bayreuth).

Das Verheerungswerk der am 3. Januar im bayrischen Regierungsbezirk Oberfranken aufgetretenen Windhose.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Krieger-Siedlungen auf gemeinnütziger Grundlage. „Es ist eine hohe Aufgabe", so schreibt der stellvertretende Kaiserl. Kommissar und Militär-Inspektor der Freiwilligen Krankenpflege Herzog zu Trachenberg, Fürst zu Hatzfeldt, „den vielen Tausenden unserer Brüder, die für uns und unsere Zukunft in fremdem Lande gearbeitet, gekämpft und geblutet haben, ein eigenes Heim zu schaffen". Der sächsische „Heimatdank" hat von vornherein die Frage der Ansiedlung erwogen und in ihr eine der bedeutungsvollsten Aufgaben der großen Zeit erkannt. Auf jeden Fall aber muß bei ihrer Lösung vermieden werden, Kriegsbeschädigte räumlich zu sehr zusammenzudrängen. Es ist vielmehr darauf zu achten, daß unverletzte Kriegsteilnehmer schaffensfreudige, tüchtige, möglichst sachkundige Nachbarn haben. Bei strengster Beachtung gesunder, wirtschaftlicher Grundlagen und bei voller Uneigennützigkeit muß auch der persönlichen Betätigung weiter Spielraum gelassen und allen denen, die dafür in Frage kommen, die Möglichkeit geboten werden, sich unter den denkbar größten Erleichterungen wirtschaftliche Unabhängigkeit zu erwerben und zu erhalten. Dieses Ziel ist das der Sächsischen Krieger-Siedlung e. G. m. b. H. in Leipzig. Dieser gemeinnützigen Siedlungs- und Baugenossenschaft ist es gelungen, sich in nächster Nähe Leipzigs ein großes Gelände zu sichern, das für solche Siedlungen aufgeschlossen werden soll. Geplant ist eine Anzahl von gärtnerischen und kleinlandwirtschaftlichen Wirtschaftsheimstätten, wo das zu jedem Haus gehörende Gelände mindestens einen Morgen (2500 qm) groß sein wird. Der Besitzer soll für sich und seine Familie den Bedarf an Kartoffeln, Gemüse und Obst selbst decken und bei der richtigen Wahl dessen, was er anbaut, auch noch einen Mehrertrag erzielen können, den er auf den gemeinsam zu beschickenden Großstadtmärkten absetzen kann. So kann er sich beachtenswerte Überschüsse verschaffen, sich auch Schweine, Ziegen, Gänse, Hühner und dergleichen halten. Reichen seine Mittel und seine Arbeitskräfte dazu aus, so mag er auch ein größeres Gelände erwerben. Auf jeden Fall aber sollen größere eigene Mittel nicht unbedingt notwendig sein, sondern es soll genügen, daß Lust und Liebe, sich ein eigenes Heim, eine eigene Scholle nach und nach aus eigenen Ersparnissen zu erwerben, vorhanden ist, sowie die Fähigkeit und der Entschluß, diese selbständig oder unter vorgesehener Anleitung sachgemäß und fleißig zu bewirtschaften. Wer sich das Unternehmen zunutze machen will, wird auf Verlangen von der Geschäftsstelle der Sächsischen Krieger-Siedlung in Leipzig, Börsengebäude, Tröndlinring 2, Tr. B. II. gern weitere Auskunft erhalten.

Einziehung von Forderungen in Frankreich. Mit Rücksicht auf die zahlreichen ihr vorliegenden Anfragen hat die Handelskammer zu Berlin Feststellungen darüber getroffen, in welchem Umfange und auf welchem Wege Forderungen in dem besetzten Gebiete Frankreichs eingezogen werden können. Demnach sind, soweit Gebiete Frankreichs in deutsche Zivilverwaltung genommen sind, Anträge von Reichsangehörigen zwecks Beitreibung dortiger Forderungen an die zuständige Verwaltung zu richten, und zwar für die der Kaiserlichen Zivilverwaltung in Belgien zugeteilten Gebiete (insbesondere Fumay und Givet) an den Verwaltungschef bei dem Generalgouverneur in Belgien in Brüssel, für das Gebiet für Longwy und Briey an den Chef der Deutschen Zivilverwaltung für das Gebiet von Longwy und Briey in Metz. Soweit die französischen Gebiete nicht unter deutscher Zivilverwaltung stehen, sondern zur Etappenverwaltung gehören, ist der Generalquartiermeister des Großen Hauptquartiers bereit, die Landeseinwohner durch die zuständige Etappen- oder Ortskommandantur zur Bezahlung deutscher Forderungen auffordern zu lassen und nötigenfalls je nach Lage der Verhältnisse die zur zwangsweisen Beitreibung erforderlichen Anordnungen zu treffen. Anträge auf Einziehung der dafür in Betracht kommenden Forderungen sind an ihn zu richten.

Der Leibniz-Keks ist wie jedermann weiß, der auch nur einmal dieses köstliche Gebäck genossen hat, der Inbegriff des Unübertrefflichen, der Reellität, der besten Bekömmlichkeit. Und so gediegen, so rein und unverfälscht wie der Leibniz-Keks ist alles, was H. Bahlsen's Keks-Fabrik in Hannover verläßt. Vor uns liegen die beiden neuesten Nummern der „Leibniz-Feldpost". Wer sie, diese unverfälschte geistige Kost, von Anfang bis zu Ende in sich aufnimmt, wird dieselbe hohe Befriedigung haben, wie beim Genuß von Leibniz-Keks.

Ein gutes Kopfschmerzmittel. Wir verfügen heute gegen dieses schmerzvolle Leiden über eine Reihe von Mitteln, aber nirgends lauten die Urteile so begeistert, als bei Togal, wobei in die Wagschale fällt, daß diese Versuche zumeist angestellt wurden, als andere Kopfschmerzmittel versagten. Es ist daher von allgemeinem Interesse, die Aufmerksamkeit auf dieses Mittel zu lenken. Togal-Tabletten sind zum Preise von 1.40 Mk. und 3.50 Mk. in allen Apotheken erhältlich.

Huste nicht. Ob Husten der äußere Ausdruck einer schweren Lungenerkrankung oder nur eine vorübergehende Erscheinung ist, was niemand ohne weiteres beurteilen kann, er ist jedenfalls eine für die Umgebung unangenehme Sache. Jeder, der auf seine Mitmenschen Rücksicht zu nehmen hat, wird deshalb das Bestreben haben, den Husten schon im Beginn zu beseitigen, was man erfahrungsgemäß am besten mit Kaiser's Brust-Karamellen erreicht. Diese Karamellen (mit den drei Tannen) genießen die Empfehlung zahlreicher Ärzte, und es liegen über sie Tausende von Anerkennungen aus allen Kreisen vor.



Man verlange ausdrücklich:

Underberg-Boonekamp SEMPER IDEM

oder einfach:

„Underberg“



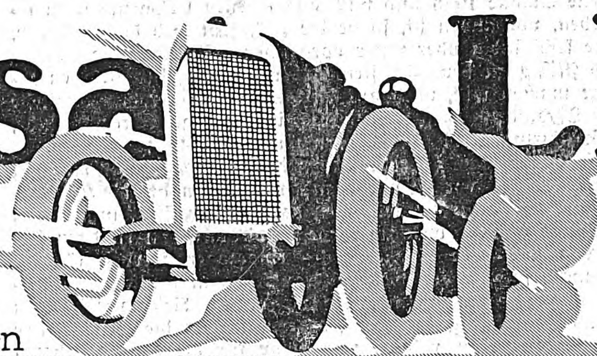
Die Worte „Underberg“, „Underberg-Boonekamp“ sowie die Devise „Semper idem“ sind für mich gesetzlich geschützt und bürgen für die von mir seit nahezu 70 Jahren vertriebene vorzügliche Qualität.


Hoflieferant Sr. Maj. d. Deutschen Kaisers, Königs v. Preussen.

H. Underberg-Albrecht
RHEINBERG (Rhld.) Gegründet 1846.


Kammerlieferant Sr. Maj. d. Kaisers v. Oesterreich, Königs v. Ungarn.

Hansa Lloyd



WERKE·A·G BREMEN

Personenwagen, Lieferwagen Lastwagen, Omnibusse.

Versicherungen mit Einschluß der Kriegsgefahr

übernimmt noch bis auf weiteres die Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)

Ohne Extraprämie beim Eintritt

Bequeme Deckung der Kriegsschädenbeiträge aus den künftigen Dividenden oder aus der auch im Kriegssterbefall sofort und voll zahlbaren Versicherungssumme.

Im Krankenbett bequem

liegen, sitzen, essen, lesen u. schreiben mit Hilfe meiner verstellbaren Rückenstütze. Mk. 8.85 frei Nachn. Ausf. Prospekt gratis. Ernst Mittelberger, Möbelfabr., Stuttgart 10.

Wybert TABLETTEN

sind unsern Kriegern im Felde eine hochwillkommene

Liebesgabe

In Wind und Wetter schützen Wybert-Tabletten vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten; sie werden mit Jubel begrüßt.

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken u. Drogerien Mk. 2.– oder Mk. 1.–.

Alt werden und jung bleiben!

Hiermit wird die eigenartige verjüngende Wirkung des neuen Nassovia-Präparates „Aivosan“ treffend bezeichnet. Auf rein wissenschaftlicher Grundlage beruhend, bewirkt es – vollkommen unschädlich – durch innere Sekretion eine erhöhte geistige und körperliche Leistung und jugendliche Frische. Ärztlich glänzend beurteilt. Preis 3 Mark.

Der Erfolg war verblüffend schreibt Generalarzt Dr. S. Drucksachen umsonst durch

Chemische Fabrik „Nassovia“, Wiesbaden Z.





Bestecke, Festgaben, Silber u. versilbert. Katalog und Auswahl frei.



Carl Gottlob Schuster jun., Markneukirchen 218, gegr. 1824. Bedeutende Musikinstr. Firma. Katal. umsonst.

Gartengestaltung der Neuzeit.

Von Kgl. Gartenbaudirektor Willy Lange und Kgl. Baurat Otto Stahn. Dritte, veränderte u. erweiterte Auflage. Mit 320 Abbild., 16 farbigen Tafeln u. 2 Plänen. Lexikonoktav. In Rohleinen geb. 12 M. Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Land- u. Gartensiedelungen.

Herausgegeben von Willy Lange. Mit Verwertung der Erfolge des Preisausschreibens von Aug. Thyssen jr., Rüdersdorf-Berlin. Eingeleitet von Dr. H. Thiel, Wirkl. Geheimer Rat u. Ministerialdirektor im Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Berlin. Buchschmuck von Paul Engelhardt. Mit 213 in den Text gedruckten Abbildungen und 16 Seiten farbiger Tafeln. Lexikonoktav. In Rohleinen gebunden 10 Mk. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Straße 1-7.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

